

Dissertation

mit dem Titel:

- Kleine Pädagogen -

Eine Untersuchung über „Leibliche
Kinder“ in familienorientierten Settings
öffentlicher Ersatzerziehung

vorgelegt von

Alfred Marmann
Dorfstraße 20 A
53547 Breitscheid-Goldscheid

beim

Promotionsausschuss der

Uni-Gesamthochschule Siegen
- Fachbereich 2 -

im April 2003

urn:nbn:de:hbz:467-461

**Gutachter: Prof. Dr. Jürgen Zinnecker und PD Dr. Imbke Behnken;
weiterer Prüfer in der Disputation: Prof. Dr. Norbert Schwarte
Disputation am 25.7.2003**

Gesamtbewertung: summa cum laude

- Kleine Pädagogen -

Eine Untersuchung über „Leibliche Kinder“ in familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung

Inhalt

1	VORWORT	1
2	EIN INSERAT ZUR EINLEITUNG	2
2.1	Anlage der Arbeit	4
2.2	Erste Grundbegriffe	5
2.3	Forschungsinteresse ... aus Mangel an Diskurs	9
2.4	Zusammenfassung:	13
3	BEZUGSRAHMEN	14
3.1	Literaturrecherche – eine kommentierte Spurensuche	14
3.2	Gibt es eine Theorie zur familienorientierten Ersatzerziehung?	29
3.2.1	Zur Familienorientierung in der öffentlichen Ersatzerziehung	29
3.2.2	Familiale Ersatzerziehung im Kontext der aktuellen Jugendhilfe	37
3.2.3	Grundbegriffe zwei: ein Kaleidoskop	43
3.3	Zusammenfassung	48
4	METHODENTEIL	49
4.1	Qualitative Forschung als Mittel der Wahl.....	49
4.2	Gesamtanlage der Untersuchung	52
4.3	Auswahl von inhaltlichen Ordnungskategorien.....	54
4.4	Datenerhebung / Datenauswertung	56
4.4.1	Inhaltsanalyse allgemein	56
4.4.2	Fokussierte Inhaltsanalyse von Konzeptionen	58
4.4.3	Biographische Interviews.....	58
4.4.4	Fokussierte Gruppendiskussion.....	67
4.4.5	Triangulation	68
5	FORSCHUNGSTEIL 1: ANALYSE VON KONZEPTIONEN	70

5.1	Analyse von Konzeptionen und Ergebnisse.....	70
5.1.1	Pädagogische Lebensgemeinschaft.....	73
5.1.2	Heilpädagogisches Pflegenest.....	75
5.1.3	Professionelles Familienpflegenest.....	81
5.1.4	Zusammenführung der Ergebnisse.....	84
5.1.5	Zusammenfassung.....	86

6 FORSCHUNGSTEIL 2: INTERVIEWS MIT „LEIBLICHEN KINDERN“, AUSWERTUNG UND ERGEBNISSE..... 88

6.1	Interpretation Interview „Erziehungsstelle“.....	88
6.1.1	Textstelle 1 „Aufnahme von Maßnahmekindern“	89
6.1.1.1	Textanalytische Annäherung.....	89
6.1.1.2	Interpretative Annäherung	94
6.1.1.3	Interpretativer Fokus: „Klopper“	97
6.1.1.4	Zusammenfassung der Fakten, Szenarien und Interpretationen	98
6.1.1.5	Zuordnung zu den Auswertungskategorien	99
6.1.2	Textstelle 2 „Zusammenleben“	101
6.1.2.1	Textanalytische Annäherung.....	101
6.1.2.2	Interpretative Annäherung	107
6.1.2.3	Interpretativer Fokus: „Familienunternehmen“	112
6.1.2.4	Interpretativer Fokus: „Tüpfelchen auf dem i“	113
6.1.3	Textstelle 3: „Wir - Gefühl“	114
6.1.3.1	Textanalytische Annäherung.....	114
6.1.3.2	Interpretative Annäherung	117
6.1.3.3	Interpretativer Fokus: „So, Du bist jetzt 13 ...“.....	120
6.1.4	Konstrative Zusammenführung der Zuordnungen.....	122
6.1.5	Synopse der drei Textstellen zum Interview „Erziehungsstelle“.....	134
6.1.6	Paraphrasierung entsprechend der Auswertungskategorien als Akt des Fallverstehens	135
6.1.7	Interpretatives Fallverstehen.....	136
6.2	Interview Kinderhaus	137
6.2.1	Textstelle 1 „Aufnahme vom Maßnahmekindern“	139
6.2.1.1	Textanalytische Annäherung.....	139
6.2.1.2	Interpretative Annäherung	144
6.2.1.3	Interpretativer Fokus: „Rabauken“	146
6.2.2	Textstelle 2 „Zusammenleben“	147
6.2.2.1	Textanalytische Annäherung.....	147
6.2.2.2	Interpretative Annäherung	148
6.2.2.3	Interpretativer Fokus: „... wir würden Dich ja laufen lassen ...“.....	150
6.2.3	Textstelle 3 „Persönliche Bilanz“	152
6.2.3.1	Textanalytische Annäherung.....	152
6.2.3.2	Interpretative Annäherung	156
6.2.3.3	Interpretativer Fokus: „Üben, obwohl man es gar nicht will“	159
6.2.4	Kontrastive Zusammenführung der Zuordnungen.....	161
6.2.5	Synopse der drei Textstellen zum Interview Kinderhaus	169
6.2.6	Paraphrasierung entsprechend der Auswertungskategorien.....	169
6.2.7	Interpretatives Fallverstehen.....	170
6.3	Interview Erziehungsfamilie.....	171
6.3.1	Textstelle 1 „Aufnahme von Maßnahmenkindern“	172
6.3.1.1	Textanalytische Annäherung.....	172

6.3.1.2	Interpretative Annäherung	177
6.3.1.3	Interpretativer Fokus: „...ein Ereignis, fast wie Weihnachten...“	180
6.3.2	Textstelle 2 „Zusammenleben“	181
6.3.2.1	Textanalytische Annäherung	181
6.3.2.2	Interpretative Annäherung	189
6.3.2.3	Interpretativer Fokus: „Heimverbot“	193
6.3.3	Textstelle 3 „Wir in der Familie ...“	194
6.3.3.1	Textanalytische Annäherung	194
6.3.3.2	Interpretative Annäherung	198
6.3.3.3	Interpretativer Fokus: „Musterfamilie“	200
6.3.4	Kontrastive Zusammenführung der Zuordnungen	201
6.3.5	Synopse der drei Textstellen	216
6.3.6	Paraphrasierung entsprechend der Auswertungskategorien	217
6.3.7	Interpretatives Fallverstehen	217
6.4	Zusammenführung der Interviewauswertungen.....	218
6.5	Kontrastive Betrachtung der Einzelfälle	220
7	FORSCHUNGSTEIL 3: FOKUSSIERTES GRUPPEN- INTERVIEW MIT „LEIBLICHEN KINDERN“	223
7.1	Das Fokussierte Gruppeninterview als Verfahren.....	223
7.2	Anmerkungen zum Rahmen der Gruppendiskussion / Gruppen- befragung	223
7.3	Darstellung der Ergebnisse.....	226
7.3.1	Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern	226
7.3.2	Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern.....	229
7.3.3	Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und sich selbst	232
7.3.4	Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:	239
7.3.5	Wesensmerkmale des Settings „Familiengruppe“ aus der Sicht der Leiblichen Kinder	242
7.3.6	Zusammenführung der Statements.....	250
7.3.7	Zusammenführung, interpretative Betrachtung der Paraphrasierungen und deren Engführung	251
7.3.8	Zur Zusammenfassung: Die Engführungen im Überblick.....	257
8	TRIANGULATION.....	258
8.1	Grundbegriffe drei.....	258
8.2	Übersichten, Kommentierung und Tendenzthesen.....	266
8.2.1	Das Leibliche Kind als Mitglied in einer Institution der Jugendhilfe	274
8.2.2	Das Leibliche Kind als Mitarbeiter	276
9	ABSCHLIEßENDE BETRACHTUNG UND AUSBLICK... 280	
9.1	Theoriebeitrag.....	280

9.2	Untersuchungsinteresse	283
9.3	Weitere Forschungen	287
9.4	Praxisertrag.....	288
10	SCHLUSSWORT	290
11	VERZEICHNISSE.....	291
11.1	Abbildungsverzeichnis	291
11.2	Literaturverzeichnis	292

- | |
|---|
| <ol style="list-style-type: none">1. Als letzte Seite der Dissertation ist die persönliche Erklärung eingefügt.2. Eine CD am Ende im Einbanddeckel beinhaltet einen Materialband mit Interviewtexten und Zwischenauswertungen. |
|---|

1 Vorwort

In der Familie von Manfred werden Kinder betreut, die sich dort in Heimerziehung befinden. Diese Familie nennt sich „Familiengruppe“. Manfred erzählt:

„... Das Problem ist ja auch, wenn man ein eigenes Kind ist, man kriegt ja gesagt, dass man nicht, oder ja, man soll sich schon durchsetzen, aber man darf sich nicht, man darf nicht körperlich an jemanden rangehen. Und wenn so ein kleiner Rotzpänz von was weiß ich sieben Jahren vor dir steht und dich beschimpft wie blöd, dann bleibt das einzige, was dir effektiv übrig bleibt, ist einfach rauszugehen aus der Situation, aus der Familie. ...“

Claudia lebte in einer Erziehungsstelle. Sie berichtet:

„Es waren immer nur Pflegeeltern und Pflegekind und wenn es um die leiblichen Kinder ging, dann gab es die Ansätze, das macht man über die Eltern. Das kann man bei kleinen Kindern machen aber nicht mehr in diesem Alter. Ich hab’ damals mir teilweise ertrotzt, dass ich teilweise bei diesen Gesprächen mit dem zuständigen Sozialarbeiter vom Landeswohlfahrtsverband dabei sein durfte.“

Was erzählen Manfred und Claudia sonst noch und was berichten andere Kinder, die wie sie in solch einer Familiengruppe, Erziehungsstelle oder ähnlichen Gruppierungen aufgewachsen sind? Lassen sich gemeinsame Muster zwischen einzelnen Fällen erkennen, lässt sich die Situation dieser Kinder insgesamt beschreiben?

Mit der vorliegenden Untersuchung wird versucht, diese und weitere Fragen zu beantworten.

Für die wissenschaftliche Begleitung danke ich Prof. Dr. Jürgen Zinnecker und Dr. Imbke Behnken. Beide leiten das Forschungskolloquium Erziehungswissenschaft an der Universität-Gesamthochschule Siegen. Dieses Kolloquium hat mit vielen Anregungen und kritischen Kommentaren geholfen, meine Arbeit bis zum Abschluss zu führen. Für einen Solo-Forscher wie mich ist eine lebhaftere, interessierte und fachkundige Arbeitsgruppe von großer Bedeutung.

Doch ganz so alleine war ich nicht, denn für Interpretationsarbeiten und dringende Beratungsbedarfe konnte ich Stephan Barth, Manuela Lutz und Dr. Karl-Heinz Dentler gewinnen, die den Fortlauf meiner Arbeit als Diskussionspartner intensiv begleitet haben; ihnen bin ich zu großem Dank verpflichtet.

Ein weiterer Dank gebührt Frau Ute Heumann, die die vielen Seiten der Arbeit orthographisch überarbeitet hat.

Wichtig war für mich die Bereitschaft von sogenannten „Leiblichen Kindern“ wie Manfred und Claudia, aus deren Leben zu erzählen, miteinander und mit mir über ihre Erfahrungen zu reden. Ohne sie wäre kein authentisches Material zustande gekommen.

Last but not least spreche ich meiner Frau Marion und meinen Kindern Jonas und Melanie einen besonderen Dank aus, da ich auch sie mit meinem Thema über lange Zeit sehr umfänglich belastet habe, unter anderem durch den Umstand, dass ich in unserem Leben derjenige war, der unsere Familie für Jugendhilfemaßnahmen geöffnet hat.

2 Ein Inserat zur Einleitung

Wie verpflichtet man eine ganze Familie zum Dienst? Eine Familie, wie wir sie uns als „normal“ vorstellen: ein Ehepaar mit 1 bis 2 Kindern?

Nun, wenn man keine solche Familie hat, kann man sie mit einer Zeitungsanzeige suchen.

Anzeige im März 2002 in einer deutschen Wochenzeitung:

Wir suchen zum 1.7.2002 ein:

Pädagogenehepaar

zum Aufbau einer sonderpädagogischen Familienwohngruppe.

Im Rahmen der Nachsorge betreuen Sie innerhalb ihrer eigenen Familie bis zu drei Kinder aus unserer stationären Einrichtung. Neben größtmöglicher Förderung streben wir die baldige Reintegration des Kindes in seine Herkunftsfamilie an.

Wir erwarten Bewerberpaare in gefestigter Partnerschaft bevorzugt mit eigenen Kindern, die die Verbindung von beruflicher Tätigkeit und privatem Leben reizt, mit der Bereitschaft zu multiprofessioneller Zusammenarbeit, Offenheit und Engagement. Einer der Partner verfügt über eine abgeschlossene pädagogische Ausbildung und einschlägige Berufserfahrung.

Ihre Arbeit wird unterstützt durch intensive Beratung, Fortbildung, Supervision und Elternarbeit seitens unserer Institution auf dem Hintergrund einer langjährigen positiven Erfahrung mit dieser Betreuungsform.

Ein geeignetes Haus steht zur Verfügung.

In der Aufbauphase bieten wir eine volle Stelle, später 1,5 Stellen (3 Kinder) gemäß BAT-KF plus Zulagen.

Wir erwarten Mitarbeit im Sinne unseres diakonischen Auftrags.

Für weitere Informationen steht Ihnen gern Herr X zur Verfügung. Tel.:

Vollständige Bewerbungsunterlagen beider Partner erbitten wir bis zum 19.4.2002 an das:
...

Abbildung 1: Inserat zur Einleitung

Aus der Vielzahl von Anzeigen dieser Art, habe ich das obige Inserat herausgegriffen und verwende es nun, um zum Thema der vorliegenden Arbeit zu führen.

Eine Jugendhilfeeinrichtung sucht ein Pädagogenehepaar zum Aufbau einer neuen sonderpädagogischen Familienwohngruppe.

Eine Inhaltsanalyse vermittelt Textanalyse und Tiefeninterpretation könnte nun auf vielen Seiten dem Rezipienten Fakten und Deutungen der Anzeige erschließen, eine Übung, die sich noch im späteren Verlauf der vorliegenden Arbeit mit weiteren Texten ereignet. In einer knappen Einleitung erlaube ich mir die Aufmerksamkeit auf einige wenige Aspekte der Anzeige zu lenken und bitte darum, sich in die Situation von verheirateten pädagogischen Fachkräften zu versetzen, die sich beruflich verändern wollen (*Hinweis: die möglichen Gedanken von InteressentInnen sind kursiv gedruckt*):

- Der Arbeitsplatz des oder der künftig Beschäftigten ist die eigene Familie („eine verlockende Vorstellung, denn wer hat sich nicht schon gewünscht, seine Arbeit zu Hause erledigen zu können; und vor allem: nicht mehr Berufspendler sein“...).
- Es werden in dieser Familie Kinder betreut, die das heilpädagogisch-psychotherapeutische Zentrum verlassen und sie sollen bald in ihre Herkunftsfamilien reintegriert werden. („klingt einfach und schwierig; da bin ich mir nicht sicher.“...)
- Als nächstes folgen Anforderungen, wie gefestigte Partnerschaft („versteht sich ja von selbst“...), bevorzugt mit eigenen Kindern („haben wir ja und wenn wir eine Wohnung suchen, dann ist längst nicht jede Anzeige so kinderfreundlich“...), die die Verbindung von beruflicher Tätigkeit und privatem Leben reizt („aber ja“...), mit der Bereitschaft zu multiprofessioneller Zusammenarbeit („das ist uns ja sowieso wichtig, es soll nicht jeder sein Süppchen kochen“...), Offenheit („wir haben nichts zu verbergen“...) und Engagement („Arbeiten sind wir gewohnt. Die wissen was sie wollen!“...).
- Mit der pädagogischen Ausbildung und einschlägigen Berufserfahrung eines Partners kann die Arbeit gestartet werden. („Wenn schnell 3 Kinder aufgenommen sind, können wir mit eineinhalb Stellen arbeiten, eine halbe Stelle ohne Ausbildung. Also 2 Kinder = 1 Ehepartner, das macht einen Betreuungsschlüssel von 1:2; das klingt gut, das kriegt man nicht überall geboten“...).
- Außerdem erhält man Unterstützung in der Arbeit durch intensive Beratung, Fortbildung und Supervision („so sollte der Standard sein“...); Elternarbeit wird seitens der Institution geleistet („oder nur unterstützt, egal, kann man noch nachfragen“...).
- Ein Haus wird zur Verfügung gestellt („ganz schön spannend, endlich mal aus der Wohnung raus“; „so schnell kann man in den Nutzen eines Hauses kommen“...).
- Die Mitarbeit wird im Sinne des diakonischen Auftrags erwartet („wenn`s nicht mehr ist“...)
- Bis zum 19.4. ist die Bewerbungsfrist und im Sommer startet die Arbeit („heute ist der 21.3., wenn wir hier rechtzeitig die Arbeit und die Wohnung kündigen, könnten wir im Sommer schon dort leben, für unsere Kinder auch nicht schlecht, sie müssten nicht mitten im Schuljahr wechseln ...“.)

Das Inserat kann anstatt aus der Perspektive potentieller Ehepaare auch aus einer Marketingperspektive betrachtet werden: welche anscheinend umfangreiche (Dienst)Leistung will der Träger einkaufen, wenn er so viel bietet? Geht er geschickt vor? Wird ein hinreichendes Anfangsinteresse geweckt? usw.

Das Inserat könnte aber auch von der Organisationslehre her untersucht werden: Ist die Vorlaufzeit überhaupt ausreichend, ein Subunternehmen (= Familie) einzubinden? Wie wird die Qualitätskontrolle zum „diakonischen Auftrag“ zu konzipieren sein? Sind die potentiellen Partner unseres „Franchising“ in der Lage die Tragweite des Vertrages zu antizipieren? usw.

Die Perspektiven eines weiteren Herangehens könnten an dieser Stelle vielfältig fortgesetzt werden. Ich will nun aber **den** Blickwinkel vornehmen, der den Fokus der vorliegenden Arbeit bildet und dabei geht es um folgenden Passus in der Anzeige:

„ ... bevorzugt mit eigenen Kindern“

Ich stelle folgende Fragen und nehme damit eine pädagogisch-analytische Perspektive ein:

- Warum werden Familien mit eigenen Kindern bevorzugt? Was erwartet man von diesen Familien an besonderen Kompetenzen, die eine Familie ohne eigene Kinder womöglich nicht hätte?

- Werden die eigenen Kinder von den Eltern, die Interesse an der Anzeige entwickelt haben, in die Entscheidung einbezogen? Was geschieht, wenn die Eltern wollen aber die Kinder nicht und umgekehrt? Entscheiden die eigenen Kinder als Gruppe oder hat ein einzelnes Kind ein Vetorecht?
- Wenn der Aufbau der neuen sonderpädagogischen Familienwohngruppe zustande kommt, wie erleben die eigenen Kinder diese Veränderung? Wie finden sie sich zurecht? Wie organisieren sie ihr weiteres Leben? Welche Chancen und Risiken erschließen sie sich? Wie verläuft ihre Sozialisation?
- Arrangieren Sie sich mit der Tatsache in einer sonderpädagogischen Familienwohngruppe aufzuwachsen? Ist das attraktiv für sie? Wie verstehen und interpretieren sie den Markennamen „sonderpädagogische Familienwohngruppe“?
- Wie erleben die leiblichen Kinder der (Betreiber)-Ehepaare diese Wohnform, die in eine solche „Familie“ hineingeboren werden?

Es geht in der vorliegenden Arbeit also um die Perspektive der „Leiblichen Kinder“¹ von Betreibereltern in „familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung“, gelegentlich auch als „Pädagogische Lebensgemeinschaften“ bezeichnet.

2.1 Anlage der Arbeit

Zunächst werden einige Grundbegriffe erläutert, um zwischen den Lesern und dem Autor einen inhaltlichen Konsens herzustellen. Das vorgestellte Untersuchungsinteresse wird hernach vertieft, wozu auch die dann folgende Literaturrecherche dient. Die Darstellung der relevanten Literatur ist geeignet, im Sinne eines heuristischen Vorgehens² Annahmen abzuleiten, die im späteren Verlauf der Untersuchung zu überprüfen sind. Die Heuristik ist beim vorliegenden Thema „Leibliche Kinder in öffentlicher Ersatzerziehung“ als strukturstiftendes Element ein Mittel der Wahl, weil es zum anstehenden Thema noch keine zusammenhängende Forschungsarbeit gibt.

Um die Lebenswelten der Leiblichen Kinder näher erfassen zu können, werden die Lebensorte näher beschrieben, sowie deren Einbettung innerhalb des bundesrepublikanischen Jugendhilfesystems und dessen theoretischem Bezugsrahmen. Auch diese Inhalte dienen der heuristischen Erkenntnisgewinnung.

Ein dreiteiliger Forschungsteil schließt sich an:

- Inhaltsanalyse von Konzeptionen familienorientierter Settings;
- retrospektive Individualinterviews mit Leiblichen Kindern;
- fokussiertes Gruppeninterview.

Im Fokus des Forschungsinteresses stehen durchgängig die Leiblichen Kinder aus verschiedenen Formen familienorientierter, öffentlicher Ersatzerziehung. In den

¹ Das Adjektiv „leibliche“ wird in der Untersuchung substantiviert zu „Leibliche“ und zusammen mit „Kinder“ zum Eigennamen „Leibliche Kinder“ erhoben; dies geschieht, um deutlich zu machen, dass es sich jeweils um die Kinder der Betreiberehepaare handelt, denn schließlich sind auch die Maßnahmekinder immer leibliche Kinder, allerdings der Eltern aus den Herkunftsfamilien.

² Heuristik wird von KLEINING in FLICK et al, 1995, S. 16, als „Basisstrategie jeder Forschung“ bezeichnet. Ihr Ziel sei es, „den Gegenstand der Forderung zu erkennen“ und ein Vorverständnis zu entwickeln. „In der qualitativen Forschung heißt Beschreibung zunächst: Abbildende Wiedergabe durch Sprache.“ WIEDEMANN, ebenda, S. 442, „anzufangen hat der Forscher mit einer Fragestellung und einem ‚Sensitizing‘-Konzept, d.h. einer Leitidee.“ Diese geforderte Leitidee zu entwickeln, anzureichern und zu Annahmen und Hypothesen hin weiterzuentwickeln, ist eine heuristische Leistung, die vom Autor und Leser gleichermaßen zu leisten ist.

Interviews kommen ausschließlich Leibliche Kinder selbst zu Wort. Dies war ein besonderes Forschungsanliegen, da die „Leiblichen Kinder“ bei Forschungen bislang weitgehend „ausgeblendet“ und noch seltener als Forschungspartner beteiligt wurden (s. Kap. 3). Damit folge ich einer Forderung von THOMAS und ZNANIECKI (1958) in FUCHS (1984), die eine Sozialwissenschaft favorisieren, die objektive und subjektive Elemente des sozialen Lebens berücksichtigen (S. 103):

„Ohne die Hereinnahme der Vorstellungswelt der einzelnen Menschen werde man sich nicht erklären können, warum verschiedene Menschen auf ein gegebenes Phänomen unterschiedlich reagieren. Diese ihre Überlegungen sind später als das ‚Thomas-Theorem‘ (‚Wenn Menschen eine Situation als real definieren, dann hat sie reale Konsequenzen‘) und als ‚humanistischer Koeffizient‘ (Znaniecki, 1969, 139) formuliert und ausgearbeitet worden.“ Für die Fragestellung der Untersuchung ist die Kenntnis und fortwährende Rückerinnerung an das Thomas-Theorem eine wichtige Voraussetzung, da es darauf ankommen wird zu erfassen, wie die Leiblichen Kinder ihre Situation selbst definieren und gestalten.

Die o.g. Forscher machen die eigene Sicht der Menschen über ihr Leben zum „Material-Zentrum des Vorgehens“, eine Forschungsrichtung, die es erreicht, „Leibliche Kinder“ nicht nur zum Forschungsfokus zu wählen, sondern sie selbst als Fachleute ihrer selbst und ihres Lebens zu „adeln“ (ADAMSKI, 1981, 31 in FUCHS, ebd. 104).

Das Forschungsdesign ist der qualitativen Sozialforschung verpflichtet, von etlichen Autoren als geeignet für biographische Forschungsfragen eingeschätzt (s. Kap. 4).

Die gesamte Arbeit wird im Anschluss an den Untersuchungsteil in einer Methoden- und Perspektiventriangulation³ abschließend zusammengeführt.

Neben den „Grundbegriffen eins“, gibt es im Verlaufe der Arbeit noch die „Grundbegriffe zwei“ und „Grundbegriffe drei“. Mit der schrittweisen Vorstellung von Begriffen soll die Leserschaft die prinzipielle Verpflichtung eines offenen, prozesshaften Forschungsverlaufs miterleben, der über (Zwischen-)Erkenntnisse zu Themen und damit Begriffen führt, die anfänglich von mir nicht antizipiert wurden.

Eine Gesamtschau schließt die Arbeit ab.

2.2 Erste Grundbegriffe

Im Inserat, das in der Einleitung zum Thema führte, war von einer „sonderpädagogischen Wohnfamilie“ die Rede. Was unter einer solchen Gruppierung exakt verstanden werden **soll**, kann nur ein Studium der zugrundeliegenden Konzeption erbringen; was sie hingegen **ist**, könnte allenfalls eine Feldforschung in dieser sozialen Gruppe erkennen. Unter dem Aspekt notwendiger begrifflicher Klärungen kann es also hier lediglich um Annäherungen auf einem gewissen Abstraktionsniveau gehen, damit die beabsichtigte Verständigung zwischen dem Autor und den Lesern hergestellt wird.

³ FLICK (1995, S. 432) stellt die Triangulation in ihren verschiedenen Ausgestaltungen vor und verweist auf DENZIN (1970, 1978), der die Triangulation in die Diskussion um qualitative Forschung eingeführt habe als „Die Kombination von Methodologien bei der Untersuchung des selben Phänomens‘ (1978, S. 291)“. Ziel ist: „Zusammengefaßt beinaltet methodologische Triangulation einen komplexen Prozeß des Gegeneinander-Ausspielens jeder Methode gegen die Andere, um die Validität von Feldforschungen zu maximieren‘ (1978, S. 304)“, wobei unter Validität allgemein die Gültigkeit einer wissenschaftlichen Aussage verstanden wird. Bei einer Perspektiven-Triangulation ist mit FLICK (ebd., S. 433) innerhalb qualitativer Forschung von „unterschiedlichen Forschungsperspektiven mit jeweils spezifischen methodischen Zugangsweisen und Gegenstandsverständnissen auszugehen“. BERGMANN (in FLICK, ebd., S. 433) „differenziert als grundsätzlich zu unterscheidende Zugänge rekonstruktive (...) und interpretative Verfahren. (...) Diese eröffnen bzw. versperren jeweils spezifische Sichtweisen auf das untersuchte Phänomen.“

„Sonderpädagogische Wohnfamilien“⁴ zählen zu der Kategorie der familienorientierten Wohnformen innerhalb der öffentlichen Ersatzerziehung. Es gibt eine große begriffliche Vielfalt für diese Wohnformen, wie im späteren Verlauf der Arbeit noch dargestellt wird. Bei diesen Wohnformen handelt es sich um Weiterentwicklungen von traditionellen Wohngruppen der Heimerziehung und prinzipiell auch von Pflegefamilien. Die Pflegefamilien sind dabei ehemals Familien, die sich institutionalisieren, während die familienorientierten Wohnformen, die sich aus der Heimerziehung heraus entwickeln, damit den Versuch machen, den institutionellen Charakter von Heimerziehung zu überwinden. Die Familienorientierung soll dadurch erreicht werden, dass sich diese Gruppierungen nach Strukturmerkmalen von Familien (s. Kap. 3) organisieren. Klienten (Kinder und Jugendliche) werden im Rahmen von Jugendhilfemaßnahmen in diese „Familien“ integriert. Es kommt zu einem gemeinsamen Wohnen – in verschiedensten Ausdifferenzierungen – von sog. Maßnahmekindern und Ehepaaren sowie deren Leiblichen Kindern, sofern vorhanden. Die Betreiberehepaare sind entweder zu beiden Teilen oder nur ein Elternteil ist bei dem Anbieter/Träger beschäftigt oder es handelt sich um selbstständig agierende Betreiber, wie z.B. bei den Pflegefamilien. Das gemeinsame Wohnen ereignet sich entweder im Privatbesitz der Betreiber oder in einer Immobilie, die vom Maßnahmeträger überlassen wird. I.d.R. handelt es sich um ein dezentrales Wohnen, worunter zu verstehen ist, dass die jeweilige Wohnstätte nicht in einem engen Verbund verschiedener und ähnlicher Gruppierungen liegt, sondern bewusst eine Distanz geschaffen ist, um Getthoisierungen zu vermeiden. Solche Getthoisierungen (u.a. GOFFMANN, 1972) hat man der sog. „traditionellen Heimerziehung“ angelastet und versucht durch Dezentralisierungen eine Veränderung herbeizuführen (s. Kap. 3). Es gibt allerdings auch heute noch Konzentrierungen von familienorientierten Wohnformen, u.U. dort, wo Träger von Jugendhilfeeinrichtungen ihre zentralen Immobilien (Heime) für eine familienorientierte Arbeit konzipiert haben, z.B. in den allgemein bekannten Kinderdörfern u.a.m.

Die traditionellen Wohngruppen der Heimerziehung arbeiten nach einem Konzept des gruppengegliederten Wohnens, bei dem i.d.R. 8 bis 12 Kinder oder Jugendliche, im Schicht- und Wechseldienst von professionellen Arbeitskräften betreut werden. Das gruppengegliederte Wohnen (peer-group-Konzept)⁵ hatte sich als Reformschritt innerhalb der Heimerziehung allgemein durchgesetzt und damit das sog. Anstaltswohnen abgelöst. BLANDOW (1999, 49) verweist auf TREDE und WINKLER (1995), die Heimerziehung mit „Blick auf das inzwischen ausdifferenzierte und diversifizierte Heimsystem“ allgemein als „Erziehung an einem anderen Ort“ bezeichnet haben. Sie würdigen mit dieser Formulierung den Umstand, dass auch Heimerziehung heute nicht mehr ausschließlich in großen Komplexeinrichtungen stattfindet, sondern auch in familiären Kleinorganisationen (wie auch die Familienpflege).

Heimerziehung und die Betreuung in Pflegefamilien bilden die beiden Säulen öffentlicher Ersatzerziehung (s. Kap. 3).

Die Pflegefamilien, heute oft auch nach dem Konzept von Erziehungsstellen arbeitend, haben im Laufe der letzten drei Jahrzehnte ihren bis dahin eher noch privateren Charakter weitgehend aufgegeben, da sie sich für professionalisierende Unterstützungsleistungen, wie z.B. externe Beratung und Supervision geöffnet haben. Insofern sind sie heute kaum mehr von anderen Formen öffentlicher Ersatzerziehung zu unterscheiden, die in familienorientierter Form organisiert sind. Grundsätzlich muss allerdings festgehalten werden, dass jegliche Form von Ersatzerziehung, die im öffentlichen Auftrag durchgeführt wird, immer ihren rein privaten Charakter verliert, da stets eine öffentliche Kontrolle vorliegt, auch wenn das Setting noch so sehr auf Privatheit achtet (s. Kap. 3).

⁴ Die unterstrichene Begriffe werden im Verlaufe der Arbeit weiter geklärt.

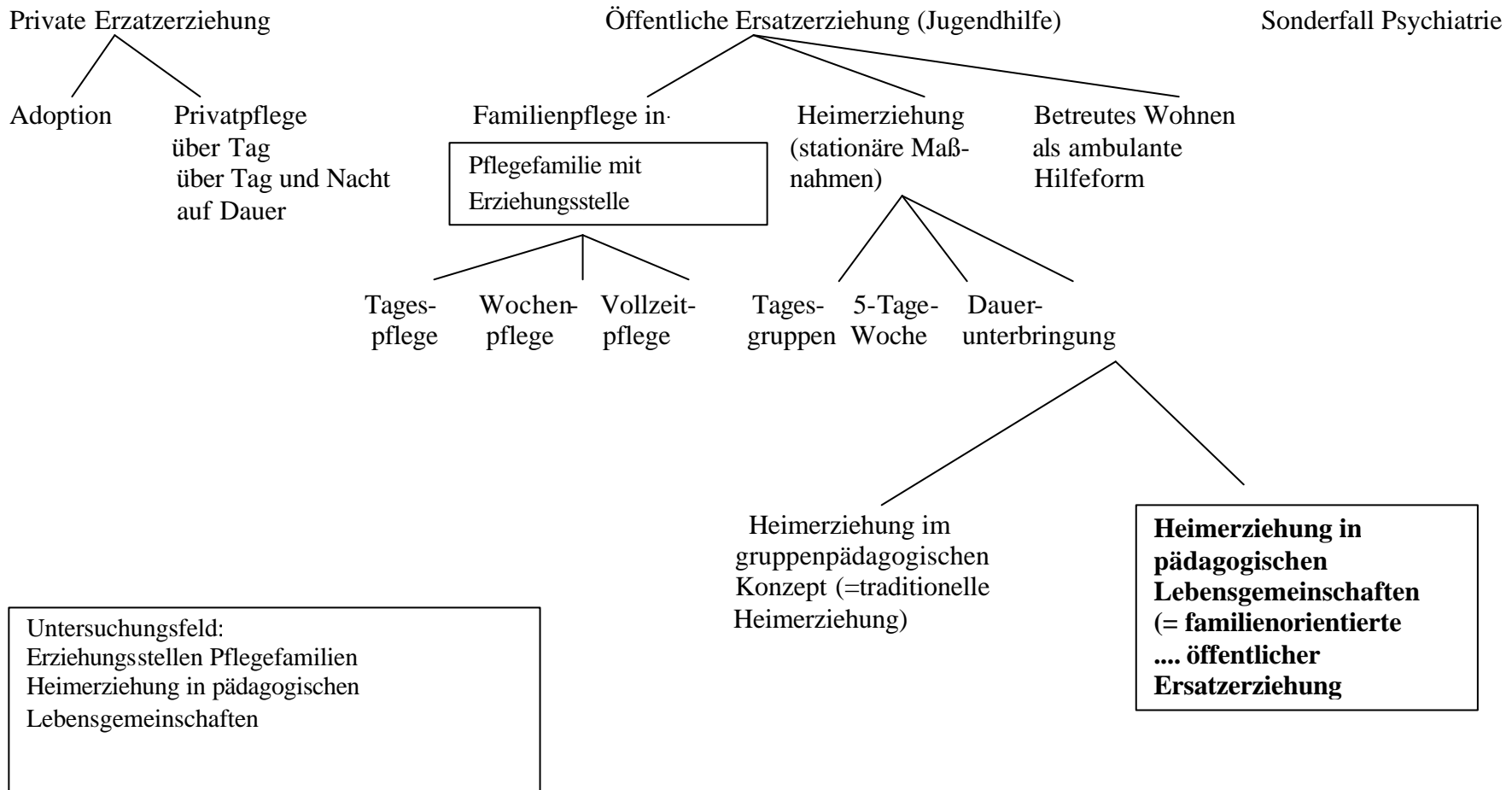
⁵ Als Peer-Group, auch Bezugsgruppe oder Referenzgruppe, wird die Gruppe (aktuell oder virtuell) oder soziale Kategorie verstanden, die für die Selbsteinschätzung eine orientierende, vergleichende Funktion hat, da die Normen dieser Gruppierung Sicherheit vermitteln und gleichzeitig Möglichkeiten für Entwicklungsaufgaben eröffnen (vgl. NAUDASCHER, 1977).

Eine Jugendhilfemaßnahme erhalten Kinder und Jugendliche nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG), und zwar im Gegensatz zu ambulanten Hilfen (z.B. Beratung), als stationäres Angebot, wenn sie keine adäquate Wohnmöglichkeit oder sonstiges adäquates Hilfesetting haben. Es kommt dann zu Unterbringungen entweder im Bereich der Familienpflege oder der Heime (s. Kap. 3). Während in den traditionellen Wohngruppen der Heime i.d.R. keine (privaten) Familien vorzufinden sind, trifft man sie aber im Bereich der familienorientierten Gruppierungen, allerdings als modifizierte Familien, da sie einige familiäre Merkmale aufgeben (s. Kap. 3).

Eine andere Form der Ersatzerziehung liegt vor, wenn Eltern ihre Kinder in teilstationäre Hilfen geben, wie z.B. Tagespflege (§ 23 KJHG) oder gänzlich privat ersatzbetreuen lassen z.B. in Form privater Tagespflege. Diese privaten Ersatzleistungen sind nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit, auch nicht der gesamte Bereich der Adoptionen, wiewohl der Themenkreis „Leibliche Kinder von Adoptiveltern“ ähnlich die Situation innerhalb der öffentlichen Ersatzerziehung in pädagogischen Lebensgemeinschaften abbildet.

Die Abb. 2 stellt in graphischer Form die Verortung der familienorientierten Ersatzerziehung im System der Jugendhilfe vor.

Abbildung 2: Orte von Ersatzerziehung (Fremdplatzierung)



Untersuchungsfeld:
 Erziehungsstellen
 Pflegefamilien
 Heimerziehung in pädagogischen
 Lebensgemeinschaften

Heimerziehung in pädagogischen Lebensgemeinschaften (= familienorientierte ... öffentlicher Ersatzerziehung)

Der Unterschied zwischen privater und öffentlicher Ersatzerziehung ist das Kriterium der Privatheit: diese wird in der Adoptivfamilie nicht aufgegeben im Gegensatz zur Familienpflege (§ 33 KJHG) oder anderer öffentlicher Ersatzerziehung (§ 34 KJHG).

In beiden Systemen – also Pflegefamilien und familienorientierten Gruppierungen – gibt es unterschiedliche Teilsysteme von Kindern oder Jugendlichen. Einmal handelt es sich um die Kinder, die sich in der öffentlichen Jugendhilfemaßnahme befinden, im folgenden stets als „Maßnahmekinder“ bezeichnet, und andererseits gibt es die Kinder der Betreibereltern, die sog. „Leiblichen Kinder“.

In der vorliegenden Arbeit wird von Settings familienorientierter öffentlicher Ersatzerziehung oder auch pädagogischen Lebensgemeinschaften gesprochen, um damit die Gesamtheit oder einzelne dieser Gruppierungen zu bezeichnen. Der synonyme Gebrauch der beiden Begrifflichkeiten hat für mich allerdings nur den Nutzen eine Abwechslung im sprachlichen Ausdruck zu erzielen, denn ich favorisiere die Bezeichnung „Settings familienorientierter öffentlicher Ersatzerziehung“. Dies tue ich, wiewohl sich zur Zeit eine gewisse „Soziale Topik“ (vgl. ZINNECKER, 1979, 728) mit dem Begriff „pädagogische Lebensgemeinschaften“ zu entwickeln scheint (vgl. WINKLER, 2002). Für mich geht dieser Begriff allerdings etwas an der Realität vorbei, da mit ihm träger- und betreiberorientiert eine Gruppierung suggeriert wird, wie man sie sich idealiter vorstellt. Dass aber nicht alle Mitglieder dieser Gruppierungen sich in einer „pädagogischen Lebensgemeinschaft“ (wohl)fühlen, sondern diese sogar in Frage stellen oder ihr auch gar nicht angehören wollen, dafür lässt dieser Begriff wenig Raum.

Bei der zwar umständlichen Begrifflichkeit, wie ich sie vorstelle, kommt stärker die ihr eigene Künstlichkeit zum Ausdruck, denn bei einem sozialpädagogisch bzw. sozialarbeiterischen Setting handelt es sich stets um ein künstliches Arrangement (engl. to set = setzen, stellen, legen, ordnen), um eine Rahmung, die von Akteuren absichtsvoll (intentional, s. Kap. 3) so eingerichtet wird, um eine spezielle Möglichkeit für Fremderziehung zu konzeptionieren.

2.3 Forschungsinteresse ... aus Mangel an Diskurs

Das Interesse am Thema „Leibliche Kinder in familienorientierter Ersatzerziehung“ speist sich in erster Linie aus der Tatsache, dass der notwendige fachliche Diskurs, der dem Thema m.E. eigentlich gebührt, weitgehend fehlt. Die bisherigen Beiträge in Forschung und weiterer Literatur zu diesem Thema sind als marginal einzuschätzen angesichts der nachhaltigen und in ihrer Größenordnung deutlichen Innovation der Fremderziehung, eine Innovation, die in den letzten Jahren vor allem durch ihre Orientierung am Familienmodell bedingt wurde. Innerhalb der Settings familienorientierter Ersatzerziehung gibt es das Phänomen „Leibliche Kinder“; sie sind systeminhärent, gehören zum Untersuchungsfeld; folglich: wenn familienorientierte Ersatzerziehung beforscht wird, was inzwischen durchaus geschieht (s. Kap. 3.1.2.), dann müssen die Leiblichen Kinder einbezogen werden. Die gleiche Forderung gilt für die vielfältigen Gremiengespräche, während derer sich Fachleute auf mannigfaltigem Niveau über familienanaloge Alternativen gesellschaftlicher Fremderziehung austauschen. Die Leiblichen Kinder dabei weitgehend auszublenken, entspricht nicht dem heute gängigen systemischen Verständnis (s. Kap. 3).

Es stellt sich die Frage, warum die Leiblichen Kinder bislang so wenig thematisiert werden?

Forschung hat auch immer wieder mit Interessen zu tun, wie SCHRAPPER (2000, S. 45) für die Heimerziehung ausführte: „Forschungen zum Thema Heimerziehung werden häufig angeregt und verwertet, um Argumente zur Rechtfertigung oder Kritik zu liefern. ... eine produktive Interpretation der Ergebnisse im Hinblick auf die Wirkungen und Erfolge (*mal kann Heimerziehung prinzipiell nichts bewirken und ein anderesmal bewirkt Heimerziehung überwiegend ‚Gutes‘*) ist nur im Lichte der Auftraggeber und ihrer legitimen ‚Verwertungsinteressen‘ möglich ...“.

Die Erklärung liegt demnach auf der Hand: es fehlt an interessierten Auftraggebern, die eine fachliche Auseinandersetzung zum Thema „Leibliche Kinder“ initiieren. Mit Blick auf das zu beforschende Feld ist der Mangel an Auftraggebern nicht verwunderlich, auf den ersten Blick sogar verständlich. Als Auftraggeber kämen in Betracht:

- die Träger der Settings,
- die Betreiber selbst und
- die Leiblichen Kinder.

Zur Vorbereitung und im Fortgang der Untersuchung wurden viele sog. Expertengespräche geführt. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass seitens der Träger eine gewisse „Scheuklappenmentalität“ vorherrscht. Die Handlungsnotwendigkeit an sich scheint erkannt, aber, so in etwa der wörtliche Tenor der Rückmeldungen: Leibliche Kinder in Settings familienorientierter Ersatzerziehung sind ‚ein heißes Eisen, von dem wir lieber die Finger lassen‘. Im Interesse der Träger sei es zunächst einmal, die Maßnahmekinder unterzubringen, eine Beschäftigung mit dem Thema „Leibliche Kinder“ könnte potentielle Pädagogen davon abhalten, sich auf eine pädagogische Lebensgemeinschaft einzulassen.

Daneben gibt es aber auch das Interesse der Träger, ihre „Subunternehmen“ durch fachliche Begleitung und mannigfaltige Unterstützung zu entlasten z.B. um die Leistungsfähigkeit zu optimieren und lange zu erhalten, aber: ein Interesse an der Situation der Leiblichen Kinder gibt es dabei nicht. Doch der Wille zu gezielter Reflexion zu diesem Thema würde überhaupt erst einen umfassenden Diskurs eröffnen.

Es gibt Einrichtungen, die das Thema inzwischen sehr wohl zulassen, da sie die Erfahrung gemacht haben, dass unterdrückte Themen ohnehin wieder auf die Tagesordnung drängen. Die Haltung, das Thema „Leibliche Kinder“ beiseite zu schieben, findet durchaus ihr Pendant in einer Äußerung von Michael, einem Leiblichen Kind, der im Rahmen der vorliegenden Untersuchung an einer Gruppenbefragung/Gruppendiskussion teilgenommen hat. Michael antwortet auf die Frage des Interviewers, ob es Sinn gemacht hätte, als Jugendliche in einer kleinen Gruppe von Leiblichen Kindern über ihr Leben in den „Familiengruppen“ zu sprechen (Transkription, Zeilen 1586 – 1589):

„Ich weiß nicht. Vielleicht hätte man dann zu sehr die negativen Punkte später dann auf einmal gesehen, weil man dann ja sich das alles mal überlegt. Dann merkt man ja auch die negativen Punkte erst und dann will man’s vielleicht auch gar nicht mehr.“⁶

Michael artikuliert typische Bedenken von Trägern und auch Betreibereltern. Die allseits gestellte Forderung im Rahmen der Qualitätsdiskussion verlangt allerdings von allen Beteiligten die Bereitschaft zur Selbstevaluierung⁷. Mit Hinweis auf diesen Mindeststandard heutiger „Sozialer Arbeit“⁸, ist es geradezu eine Verpflichtung, die Systeme in denen entsprechende Dienstleistungen angeboten werden, umfassend zu diskutieren und auch zu erforschen. Nach diesem Verständnis gehören die Leiblichen Kinder als Systemteilnehmer automatisch mit in den Fokus von Untersuchungen.

Das weitgehende Ausblenden der Leiblichen Kinder bei der Konzeption, Installation und Durchführung von Settings familiärer öffentlicher Ersatzerziehung birgt die Gefahr, das unbeachtete und verdrängte Probleme als „negatives Feedback Rückkopplungen im System“⁹

⁶ Originalzitate aus Interviews stehen in der vorliegenden Arbeit immer im „Fettdruck“.

⁷ Zur Selbstevaluation, hat HILTRUD VON SPIEGEL (1993) ein Standardwerk vorgelegt. Die Funktionen von Selbstevaluation sieht sie in Selbstkontrolle, Aufklärung, Qualifizierung und Innovation. Der Prozess von Selbstevaluation verläuft über eine Analyse der Rahmenbedingungen der Arbeit, eine Situations- und Problemanalyse, Fragen der Zielbestimmung, Handlungsplanung und dem methodischen Handeln in Situationen. Bei allen Richtungsstreiten und Differenzierungsformen von Evaluation kann als allgemeinstes Ziel von Selbstevaluation die Sammlung von „Einschätzungen“ zum Wert eines Sachverhaltes gesehen werden, um auf dieser gewonnenen Basis den systematischen Fortgang der Arbeit zu konzipieren.

⁸ Mit dem Begriff „Soziale Arbeit“ werden im wesentlichen die Tätigkeitsbereiche der Sozialarbeit und Sozialpädagogik subsumiert.

⁹ Der aus der Kybernetik und Systemtheorie entlehene Begriff „Feedback“ kennzeichnet den in Gruppen üblichen Prozess der laufenden Kurskorrektur, Literatur zur Organisationsentwicklung: z.B. bei

verursachen, die womöglich auf irreversiblen Manifestationen fußen. Zur Illustrierung hierzu ein Beispiel, und zwar eine Sequenz aus dem retrospektiven Interview mit Martin, einem Leiblichen Kind aus einem sog. „Kinderhaus“: (aus Textsequenz „Aufnahme von Maßnahmekindern“, Interview Kinderhaus, s. Kap. 5.2.1)

„Na ja und dann legte mir meine Mutter doch sehr deutlich nahe, die Eisenbahn, wo die Kinder nun kamen und solche Rabauken waren und nachher geht die kaputt usw. auf den Speicher zu verfrachten.“

In der entsprechenden Analyse lässt dieser Text eine Sinnstruktur (s. Kap. 4) erkennen, die in diesem Interview durchgängig ist: Die Mutter hat ihrem Sohn die fremden Kinder, die in die Familie ziehen, als Rabauken angekündigt, vor denen es ratsam erscheint, sein neues Spielzeug in Sicherheit zu bringen. Für dieses Leibliche Kind waren die Maßnahmekinder von Beginn an Rabauken und sie sind es auch bis in Martins' Erwachsenenalter geblieben, wie sich aus dem Interviewmaterial belegen lässt. „Türöffner“ für diese Haltung war offensichtlich die Mutter (*Kontextwissen: in Kooperation mit dem Vater*), die im Sinne des Symbolischen Interaktionismus¹⁰ ein „Signifikantes Symbol“ (= „Rabauken“ = verbale Umschreibung für einen Inhalt, der zwischen Mutter und Sohn zu gemeinsamer Bedeutung aufsteigt und beim Sohn bestimmte, von der Mutter beabsichtigte Erwartungen und Reaktionen auslöst und gleichzeitig aber unbeabsichtigte Inhalte transportiert) als sehr starken Reiz setzt, der später virulente Entwicklungen im Verhältnis des Leiblichen Kindes zu den Maßnahmekindern begünstigt (s. Kap. 5).

Dieser Vorgriff auf das empirische Material soll das Forschungsinteresse deutlich machen: eine systematische Erfassung möglicher Ereignisse und Entwicklungen in der Beziehungsdynamik zwischen den Teilnehmern der Settings kann die Akteure sensibilisieren und darüber hinaus mit Kompetenzen ausstatten, die geeignet sind, ein Verhaltensrepertoire ressourcengemäß zu entwickeln, das als angemessen bezeichnet werden kann. Wäre der Mutter die Tragweite bewusst gewesen, wenn sie kurz vor oder in der Aufnahmesituation gegenüber ihrem Sohn die Maßnahmekinder als „Rabauken“ bezeichnet und damit Distanz anstatt Nähe erzeugt, dann hätte sie vermutlich die Erstbegegnung der Kinder in einer fachlich geeigneteren Weise strukturiert. Das Beispiel soll auch zeigen, dass die konsequente Erfassung der Beziehung zwischen dem Maßnahmekind und dem Leiblichen Kind nicht nur zum Nutzen beider Kindersysteme ist, sondern sich ebenso für die Betreibereltern und Träger günstig auswirken kann.

Die Frage danach, welches Verhalten der Akteure nun als angemessen bezeichnet werden kann, muss im Dreieck von „Kindern, Betreibereltern und Trägern“ differenziert werden, denn zunächst kann nur bei den Betreibern und Trägern professionelles Handeln vorausgesetzt werden. Ein Kennzeichen für Professionalität¹¹ ist die systematische Reflexion der Erziehungsprozesse und ihrer Rahmungen. Diese Reflexion sollte für die professionellen Betreiber von Settings familienorientierter Ersatzerziehung ein selbstgewähltes Pflichtprogramm sein, bei dem alle Systemteilnehmer einschließlich der Leiblichen Kinder berücksichtigt werden müssen. Doch Träger und Betreibereltern negieren „offiziell“ die Leiblichen Kinder weitgehend, so ein Ergebnis der Gespräche mit Experten im Vorfeld der Untersuchung.

Bei den Trägern ist also kein bis wenig Untersuchungsinteresse vorhanden.

FRENCH u.a. 1990.

¹⁰ Der Symbolische Interaktionismus verdient eigentlich im Kontext der vorliegenden Arbeit eine eingehende Darstellung und Würdigung, da etliche Aspekte der vorliegenden Untersuchung im Theoriengebäude des Symbolischen Interaktionismus basieren. Die umfassende Darstellung dieser Theorieorientierung der Soziologie, die vor allem auf MEAD zurückgeht, würde zuviel Raum beanspruchen. Aus diesem Grunde verweise ich lediglich auf die relevante Literatur von MEAD „Geist, Identität und Gesellschaft“, 1. Aufl. 1973.

¹¹ Professionelle Erziehungsarbeit wird im Sinne der FORSCHUNGSGRUPPE PETRA (1988, 1995) verstanden als eine systematische, zielgerichtete Tätigkeit, die sich deutlich unterscheidet von einer beliebigen, zufälligen, ungeplanten Beziehungsgestaltung, die eher einer Erziehungstätigkeit von Laien entspricht.

Für Einzelinteressierte, die es punktuell gibt, kommt zu diesem Problem eine forschungstechnisch substantielle Schwierigkeit hinzu, wie SAUER (1979, S. 155), LIEGLE zitierend, äußert:

„Liegle betonte auf dem Kongreß ‚Kinder in Ersatzfamilien‘ (*Anmerkung des Autors: es ging bei diesem Kongress um die Maßnahmekinder*) wohl zu Recht, daß Familie sicher die Institution ist, die am wenigsten sich hinter die Kulissen schauen läßt ... Es gibt eigentlich keine Institution, die schlechter erforschbar ist. Das, was in einer Familie lebendig geschieht, irgendwie erforschbar zu machen, ist schwierig‘ (IGFH 1976, S. 36).“

Zweifellos trifft dieser Hinweis zu und bei den Betreiberehepaaren sinkt die Bereitschaft sich für Forschung zu öffnen mit der Tatsache, wie nah sich Forscher der biologischen Kernfamilie annähern. Forschung innerhalb des erweiterten Settings der pädagogischen Lebensgemeinschaften scheint eher auf Akzeptanz zu stoßen. Aber, es gibt dennoch zunehmend Familieforschung (s. Kap. 3.1.1.) allgemein und auch Forschung innerhalb der familienorientierten Settings wie das Beispiel der FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN (1992) ausweist. Hier hat man konsequenterweise beim Videographieren der Standardsituation „Mittagessen“ das Verhalten aller Anwesenden, also inklusive der Erzieher und der Leiblichen Kinder, aufgezeichnet und ausgewertet. Des weiteren lässt sich über die Möglichkeit retrospektiver (s. Kap. 5) Forschung auch ein Feld zutreffend abbilden, dass sich in seinem aktuellen Tun eher Forschung entzieht (wie die Familie), durch die Retrospektive aber aktualisierbar wird. Familienforschung lässt sich demnach trotz aller Probleme realisieren.

Im Gegensatz zu den Trägern haben die Betreibereltern – quasi biologisch, da es sich um die eigenen Kinder handelt - ein gewisses Interesse am Thema „Leibliche Kinder“, doch es scheint weniger auf breitangelegte Standardforschung gerichtet zu sein, sondern vielmehr auf persönlich-vertrauliche Reflexionen mit nahestehenden Vertrauenspersonen, allenfalls mit Kollegen aus der Peer-Group der „Ebenfalls-Betreiber“. Es kommt auf diesen Ebenen zum reflektierenden, kollegialen Austausch, in dessen Verlauf vermutlich die eigentlich gewünschten fachöffentlichen Abstraktionen unter Ausschluss der Forschungsöffentlichkeit generiert werden. Ein Beispiel hierfür ist der Artikel von KIPP, 1998, im Sozialmagazin. KIPP hat 14 Jahre lang gemeinsam mit „seiner“ Familie „Kinderhausarbeit“ geleistet und berichtet über in Mitarbeitergesprächen beschriebene Äußerungen hinsichtlich erlebter Grenzen in der Arbeit. In einem Fall ging es dabei um sexuelle Übergriffe seitens eines Maßnahmekindes auf ein Leibliches Kind. KIPP schreibt (S. 46 f):

„Die Leitung tat sich in dieser Situation schwer, Grenzen der familienbezogenen Betreuung und Hilfe zu akzeptieren. Die Fixierung auf Idealvorstellungen prallte hier mit einer brutalen Realität zusammen, die nicht nur Grenzen aufzeigte, sondern auch andere Handlungsrepertoire erforderte. ... Für die Pädagogen dieser Familie kam neben dem erfahrenen Leid – und Eltern leiden, wenn ihren leiblichen Kindern Unheil wiederfährt – noch das Unverständnis und die mangelnde Achtung für ihre Entscheidung hinzu. Diese Familie hat dann wenige Jahre später ihre Mitarbeit in der Familienwohngruppenarbeit beendet.“

KIPP fordert einen „offeneren Umgang mit den schmerzlichen Realitäten“ , durch den „gemeinsamen Austausch mit anderen ähnlich lebenden Familien.“ Wiewohl er die Arbeit beendet hat, sieht er in der Familiegruppenarbeit eine auszubauende Alternative im Bereich der Jugendhilfe, da es zwar Gefährdungen gibt „aber auch Chancen des gemeinsamen Lernens“. Dieser Beitrag zeigt, dass der fachöffentliche Diskurs notwendig ist, um das Konzept der familienorientierten Hilfen zu überprüfen und weiterzuentwickeln.

KELLER beschreibt die Chancen (in HITZLER, 1997, S. 328):

„Wenn davon ausgegangen wird, daß Diskurse die symbolischen Ordnungen einer Gesellschaft produzieren, dann werden soziale Phänomene und soziologisch wichtige Kategorien wie etwa ‚Identität‘, ‚Subjektivität‘, ‚Geschlechtsdifferenz‘ oder auch ‚Familie‘, ‚Arbeit‘ etc. als *diskursiv, das heißt sozial hergestellt* erkennbar. In diesem Sinne trägt Diskursanalyse dazu bei, gesellschaftliche Ontologisierungen zu hinterfragen, die Wirklichkeit zu ‚entzaubern‘ und als konstruierte – und damit auch anders mögliche – zu entdecken.“

Ohne Diskurs aber keine Diskursanalyse. In diesem Sinne liefert die vorliegende Untersuchung einen Beitrag.

Hilfestellung zu gewähren ist ein Anspruch, der allgemein an Theorie gerichtet wird. Die Theorie will erarbeitet sein und das kann nur gelingen, wenn ein ausreichender Diskurs stattfindet. Es ist das Anliegen mit der vorliegenden Untersuchung eine Forderung von HUSCHKE-RHEIN (1988, S.130) zu erfüllen:

„Die Verwissenschaftlichung der Lebenswelt hat generell die Zunahme von ‚Objektivität‘ und die Abnahme von (engagierter) ‚Subjektivität‘ zur Folge... Engagierte Reflexivität – die ‚rèflexion engagèe‘ W. Flittners – gilt als naiv gegenüber den wissenschaftskontrollierten Standards in Öffentlichkeit und Technologie.

Insofern, aber auch nur insofern, muß die Pädagogik die Kategorie engagierter Subjektivität, verbunden mit dem Bewußtsein ihrer Bedeutung im Gesamtsystem, wiederaufnehmen.“

Im Sinne der „engagierten Reflexivität“ ist es für mich als Autor ein Bedürfnis das Thema einer gebührenden Beachtung zuzuführen.

Das Kapitel „Mangel an Diskurs“ wird mit ESTHER TIJSSEN (in: FORUM ERZIEHUNGSHILFEN, 1996, 176) abgeschlossen, die als betroffenes Maßnahmekind den Wert der Pflegefamilien im System der gesellschaftlichen Ersatzerziehung betont aber gleichzeitig den Mangel an Diskurs über die Leiblichen Kinder beklagt: „Die Gesellschaft sollte auch über die Position von leiblichen Kindern in Pflegefamilien informiert werden.“

2.4 Zusammenfassung:

- Aus einem systemischen Verständnis heraus dürfen die Leiblichen Kinder bei Forschungsarbeiten zu familienorientierten Settings der Ersatzerziehung nicht ausgeblendet werden: sie sind - wie andere Systemteilnehmer - aktiv und passiv zu berücksichtigen.
- Eine zutreffende sozialpädagogische Theorie für familienorientierte Settings wird es nur geben, wenn ein offensiver Diskurs auch über die Leiblichen Kinder eingeleitet wird.
- Die Leiblichen Kinder verfügen über keine Interessensvertretung (Lobby).
- Professionelle Selbstevaluation in Settings öffentlicher Ersatzerziehung darf nicht bequem sein, indem kritische Themen ausgeblendet werden, sie darf keine Tabus zulassen.

3 Bezugsrahmen

3.1 Literaturrecherche – eine kommentierte Spurensuche

Leibliche Kinder als Thema in Forschung und Literatur

Beim Thema „Leibliche Kinder in öffentlicher Ersatzerziehung“ gerät die in wissenschaftlichen Publikationen übliche Bilanzierung der vorliegenden relevanten Literatur zur Spurensuche. Es gibt lediglich eine Publikation im deutschsprachigen Raum, die explizit ihren Fokus auf die Leiblichen Kinder richtet (s.u.). Lediglich im angelsächsischen Sprachbereich finden sich einige Artikel in Fachzeitschriften (s.u.), die auf dortige Untersuchungen rekurrieren. Doch auch für diesen Sprachbereich beschreibt KAPLAN im Jahre 1988 die Situation, wie sie auch für den deutschen Sprachbereich typisch ist:

„Although an enormous literature exists on the subject of foster care, such writers as Costin (1981) and Radinsky (1970) have pointed out that little attention has been focused on the biological children of foster parents. Moreover, there is virtually no research which involves direct contact with these children.“

Im hiesigen Sprachraum erschienen in den letzten Jahren sporadisch Artikel zum Thema „Leibliche Kinder“ (s.u.), die aber i.d.R. nicht auf Untersuchungen zurückgreifen, sondern eher als fachliche Meinungsäußerungen zu bewerten sind, die aber dennoch hier Gegenstand der Betrachtung sein sollen, da auch sie empirischen Gehalt haben.

Die fehlende Literatur weist allgemein auf eine „Abstinenz der Forschung“ zum Thema „Leiblicher Kinder in familienorientierter öffentlicher Ersatzerziehung“ hin.

Trotz dieser Abstinenz ist es ergiebig einen Blick auf die übrige Forschung und Literatur zur Fremderziehung zu werfen, da es dort Spuren aufzuspüren gilt, die zum Thema durchaus lohnenswerte Einzelaspekte darbieten, die wiederum in einer Gesamtschau zum Thema „Leibliche Kinder in öffentlicher Ersatzerziehung“ interessante Sichtweisen und Details erschließen.

Wenn verschiedene Autoren die Sozialisation in sog. familienorientierten Einrichtungen der öffentlichen Ersatzerziehung untersuchen und kommentieren, so sehen sie sich oftmals mit dem speziellen Umstand konfrontiert, dass nicht nur Maßnahmekinder an diesen Lebenswelten partizipierten, sondern gleichermaßen auch Leibliche Kinder der Betreiber. In der Regel beschäftigen sich die Untersuchungen zur Fremderziehung mit den Maßnahmekindern, mit den Erziehern oder auch mit den vorgefundenen Organisationsstrukturen von Fremderziehung. Da die Leiblichen Kinder als Systemmitglieder bei diesen Forschungen, Untersuchungen und weiteren Publikationen aber nicht im Fokus des jeweiligen Erkenntnisinteresses stehen - da sie ja nicht die eigentlichen Adressaten von Jugendhilfe sind - , werden sie mehr oder weniger am Rande mitbetrachtet, um nicht zu sagen „unterschlagen“, obgleich die Bedeutsamkeit dieses Themas durchaus aufzufinden ist, z.B. bei BLANDOW (1972), SAUER (1979), BIRTSCHE (1980), MERCHEL (1987), FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN (1992), NIENSTEDT/WESTERMANN (1992), PLANUNGSGRUPPE PETRA (1995) u.a.m.; die Leiblichen Kinder werden oftmals „zufällig“ miterhoben, wenn geforscht wird.

Zum Teil wurden die Leiblichen Kinder von Forschern, sofern es sich um Untersuchungen handelte, in das jeweilige Forschungsdesign einbezogen oder auch völlig ignoriert. Doch nicht nur dort, wo sie ausdrücklich in das Forschungsdesign miteinbezogen wurden, wie z.B. bei der Videographie innerhalb der empirischen Studie der FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN (1992), resultierten bemerkenswerte Einzelaussagen. Beispielsweise stellt BLANDOW schon 1972 (S. 110 ff.) fest, dass die Abbruchquote bei Pflegefamilien ohne eigene Kinder geringer ist. Aus diesem Ergebnis könnte gefolgert werden, dass Pflegefamilien oder andere Formen familienorientierter Ersatzerziehung dort begünstigt sind und vielleicht auch nur dort entstehen sollten, wo kinderlose Paare ihren Kinderwunsch auf diesem Wege erfüllen. TEXTOR (1995) verweist auf eine Befragung von Sozialarbeitern durch DANDO und MINTY (1987) im Pflegekinderbereich, in der als besonders erfolgreich kinderlose Paare galten. Tatsache ist aber, dass mindestens 66 % der Pflegefamilien auch eigene Kinder haben (TEXTOR

u. WARNDORF, 1995). In der Studie der PLANUNGSGRUPPE PETRA (1995) hatten gar 88,1 % der Betreiber von Erziehungsstellen eigene Kinder.

BLANDOW (1972) benennt außer dem Vorhandensein von Leiblichen Kindern weitere ungünstige Faktoren, wenn es um die Integration eines Pflegekindes geht: ein Leibliches Kind, das noch sehr klein ist oder nur einen geringen Altersabstand zum Maßnahmekind hat, eine Sichtweise, die NIENSTEDT/WESTERMANN (1992) ausdrücklich bestätigen (S. 263) (s.a. BIRTSCH u.a., 1980): „Schon ein Familienkind erlebt häufig die Geburt eines neuen Geschwisterkindes zunächst als belastend und irritierend, weil dadurch die sichere Beziehung zu den Eltern in Frage gestellt wird. ... Die Problematik verschärft sich, je ähnlicher die Interessen- und Bedürfnislage der Kinder ist, wenn sie sich also altersgemäß zu wenig unterscheiden. ... Bei der Integration eines Kindes in eine Familie mit Kindern sollte daher darauf geachtet werden, daß das neue Kind in einer quasi ‚natürlichen‘ Abfolge zu den anderen Kindern steht, d.h. das jüngste Kind ist, und daß der Altersabstand hinreichend groß ist. Als günstig erweist sich ein Altersunterschied von drei bis vier Jahren, der im übrigen auch in der Abfolge leiblicher Kinder der unproblematischste ist (Toman 1980).“

Folgt man bei der Belegung von familienorientierten Settings der öffentlichen Ersatzerziehung dieser Empfehlung, dann würde es angesichts von durchschnittlich 2,3 % eigenen Kindern der Betreiber (TEXTOR u. WARNDORF, 1995, S. 49) schwierig werden, Aufnahmen von Maßnahmekindern überhaupt durchzuführen, mit Sicherheit aber nicht in dem Ausmaß wie üblich, da es in den Setting nach meiner vorsichtigen, datengestützten Schätzung in einer Laufzeit von etwa 10 Jahren, zu einer Fluktuation von 10 – 15 Kindern kommt, wobei allerdings starke Unterschiede zwischen den einzelnen Settings bestehen (von der Familienpflege bis hin zur Heimerziehung).

U.a. mit der Frage der Beendigung von Pflegeverhältnissen hat sich die PLANUNGSGRUPPE PETRA (1995) beschäftigt, indem sie eine bundesweite Befragung der INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR ERZIEHERISCHE HILFEN, Frankfurt, einbezogen hat. Auch in dieser Studie sind die Leiblichen Kinder als Systemteilnehmer keine Adressaten von Forschung, werden aber bei den Fragen an andere Systemteilnehmer berücksichtigt. Hinsichtlich der Gründe für Abbrüche von Pflegeverhältnissen werden die Leiblichen Kinder der Pflegestelleneltern gar nicht benannt. Dies ist verwunderlich angesichts der Einschätzungen von BLANDOW und NIENSTEDT/WESTERMANN (s.o.), wonach sehr wohl Probleme mit den Leiblichen Kinder Abbruchgründe sein können. In der oben erwähnten Studie der PLANUNGSGRUPPE PETRA werden allerdings in 35% der Beendigungen (S. 104): „unüberwindliche Störungen in der Beziehung zwischen Erziehungsstellenkind und Erziehungsstelleneltern („nicht mehr verstehen können“)“ genannt. Es ist zu vermuten, dass in dieser Prozentangabe die Gründe, die eigentlich von den Leiblichen Kindern her eingebracht wurden, subsumiert sind und der Wunsch der Eltern auf Abbruch des Pflegeverhältnisses stellvertretend für die eigenen Kinder ausgesprochen wurde (NIENSTEDT und WESTERMANN 1992).

SAUER, 1979, beschäftigt sich in einer eingehenden Betrachtung mit dem Begriffspaar „Heimerziehung und Familienprinzip“. Die Existenz der Leiblichen Kinder der Betreiber von öffentlicher Ersatzerziehung im Familienprinzip wird auch von ihm nur marginal bedacht. Sie sind stets miterwähnt, wenn von Familien gesprochen wird, bleiben aber als handelnde Subjekte im Sozialisationsfeld quasi „Anhängsel der Eltern“, ohne Profil, ein Umstand, der angesichts des Geistes von emanzipativen Ansätzen dieser an sich substantiellen Publikation verwundert, da die Leiblichen Kinder in diesem Verständnis reine Objekte konzeptioneller Verplanungen werden, anstatt handelnde Subjekte, die im Sinne eines systemökologischen Ansatzes (s.Kap. 3) ihre Lebenswelt mitgestalten. Eine empirische Quelle führt SAUER allerdings dazu, an einer Stelle doch die Leiblichen Kinder in ihrer Bedeutung zu benennen. Bei der Einschätzung von Zukunftschancen von Kinderwohngruppen/Aussenwohngruppen berichtet er aus Gesprächen mit Erziehern (S. 108): „Allerdings können sich auch kritische Punkte und Probleme ergeben, die nicht unerwähnt bleiben sollen: ...

- Spannungen zwischen dem Erzieherpaar und einem Kind bzw. zwischen den Kindern der Erzieher und den ‚fremden‘ Kindern;

- Befürchtungen der Erzieher, ihre eigenen Kinder müssten zu sehr zurückstecken oder würden durch das 'geschädigte Verhalten' quasi angesteckt; dadurch evtl. Bevorzugung der eigenen Kinder und Betonung des Wertes der eigenen Familie (gegenüber der ,erweiterten') – oder umgekehrt: besonders strenges Verhalten gegenüber den eigenen Kindern als Reaktion auf die Angst, sie zu bevorzugen;“

Leibliche Kinder sind bei der Konzeption und Durchführung mithin relevant, eine Erkenntnis, die bei den Beteiligten aber oft erst in der Durchführungsphase eines Projektes eintritt, wie die Studie von BIRTSCH u.a. (1980) zeigt. Es handelte sich bei dieser Studie um eine erste empirische Arbeit, die zum Ziel hatte, die Außenwohngruppen der Sophienpflege in Tübingen zu untersuchen. Der Jugendhilfeträger hatte im Sinne einer „progressiven Praxis“ (S. 2) durch den Aufbau von Außenwohngruppen den Nachweis erbringen wollen, „daß bessere und demokratischere sozialpädagogische Konzeptionen als die bisher praktizierten realisierbar sind.“ Die Konzeption der Außenwohngruppen sah den Einbezug der Leiblichen Kinder vor (S. 42):

„Erzieher können in der AWG die Betreuung und Erziehung ihrer eigenen Kinder mit ihrer beruflichen Aufgabe verbinden. Ehepaare können – wenn sie dies wünschen – gemeinsam eine AWG führen und dabei die Trennung von Leben und Arbeit überwinden.“

Immerhin machte man in 23 von 28 Außenwohngruppen Gebrauch von diesem Angebot. Es wurde zwischen familienorientierten Außenwohngruppen und wohngruppenorientierten Außenwohngruppen unterschieden, wobei in Gruppen der erstgenannten Gruppe neben den Maßnahmekindern zu 83 % Leibliche Kinder lebten und in der zweiten Gruppe 50%.

Im Untersuchungsdesign der o.g. Studie ist u.a. ein Interviewleitfaden für Jugendliche erwähnt. Die Texterläuterung (S. 261) zeigt an, dass alle Kinder und Jugendlichen der Außenwohngruppen an den entsprechenden Interviews teilnehmen konnten. Unklar bleibt allerdings, ob auch die Leiblichen Kinder einbezogen wurden. Die Inhalte des Fragebogens und die Ergebnisse lassen eher den Schluss zu, dass die Leiblichen Kinder nicht zu Wort kamen. Dafür wurden bei dieser Untersuchung die Erzieher über ihre eigenen Kinder befragt.

Etwa die Hälfte der Erzieher äußerten überwiegend negative Erfahrungen (S. 214):

„Alle diese Erzieher beziehen ihr Urteil auf das Bewußtsein, die eigenen Kinder stark mit ihrer beruflichen Tätigkeit zu belasten oder belastet zu haben. ... Aus den Berichten dieser Mitarbeiter sprechen deutlich Schuldgefühle gegenüber den eigenen Kindern und zum Teil die Befürchtung, diese psychisch zu überfordern oder dies getan zu haben.“

Beobachtungen der Erzieher wurden im Untersuchungsmaterial erfasst (S. 214):

„Im Zusammenleben mit der Gruppe:

- erfahren die eigenen Kinder häufig zum Teil massive Angriffe aus der Gruppe, die von den Erziehern als Eifersuchsreaktionen der betreuten Kinder oder als Aggressionsverschiebungen interpretiert werden (N = 11). Kinder der Gruppe drohen den Erziehern mitunter offen mit ‚Racheakten‘ gegen deren eigene Kinder in der Folge von als ungerecht erlebten Maßnahmen der Erzieher.
- müssen die Kinder der Mitarbeiter die Zuwendung durch ihre Eltern mit den ‚fremden Kindern‘ teilen und können dies als schmerzlichen Verlust erleben (N = 6). In 2 AWGn reagierten die eigenen Kinder auf Neuzugänge in der Gruppe jeweils mit Verhaltensauffälligkeiten oder psychosomatischen Symptomen.
- werden die eigenen Kinder den geltenden Gruppennormen unterworfen, die sie gegenüber anderen Familienkindern in ihrem Handlungsspielraum stark einschränken können. ...
- Die eigenen Kinder übernehmen von den Kindern der Gruppe Verhaltensauffälligkeiten (N = 2) und passen sich unterschichtspezifischen Verhaltenweisen an (N = 2).“

Von etwa der anderen Hälfte der Erzieher werden Vorteile genannt, die sich aus der Integration der eigenen Kinder in die Außenwohngruppen ergeben (S. 215):

„- Die eigenen Kinder wachsen in der AWG nicht als Einzelkinder auf.

- Die berufliche Tätigkeit in der AWG macht eine ganztägige Betreuung der eigenen Kinder durch die Erzieher möglich, in manchen AWGn sogar durch beide Elternteile.
- Den in der AWG betreuten fremden Kindern und Jugendlichen wird die Erfahrung des Zusammenlebens einer vollständigen Familie vermittelt.

- Die eigenen Kinder können den Kindern und Jugendlichen der Gruppe ein geeignetes Modell sein zur Nachahmung erwünschten Verhaltens (vor allem im Bereich des Sozial- und des Leistungsverhaltens).
- Neuaufgenommene Kinder und Jugendliche nehmen häufig leichter Kontakt zu den eigenen Kindern der Erzieher als zu diesen selbst auf; ... In der Beziehung zwischen Erziehern und betreuten Kindern können im Konfliktfall die eigenen Kinder eine wichtige Rolle als vermittelnder Anwalt beider Seiten einnehmen. ...
- Der Erzieher ist durch seine Möglichkeit zum ständigen Vergleich zwischen eigenen und fremden Kindern weniger geneigt, Verhaltensauffälligkeiten in der Gruppe vorzeitig auf die Herkunft zu beziehen und so zu etikettieren. Tatsächlich taten sich in den Interviews die meisten Erzieher mit eigenen Kindern in der AWG schwer, Unterschiede zwischen eigenen und den anderen Kindern in der Gruppe zu benennen.“

Bei dieser Darstellung wird sehr deutlich, dass die Erzieher vornehmlich aus der Perspektive der professionellen Unternehmung ihre Leiblichen Kinder sehen, denn außer den Ausführungen in den ersten beiden Spiegelstrichen, handelt es sich bei den 4 letztgenannten Bereichen um positive Instrumentalisierungen der eigenen Kinder, um das Gelingen der AWG-Arbeit zu sichern. Insbesondere der Passus, wonach die eigenen Kinder „eine wichtige Funktion als vermittelnder Anwalt beider Seiten einnehmen“, lässt erahnen, dass die Erwartungen dieser Erzieher an ihre eigenen Kinder recht hoch sind.

Weiterhin geben die Erzieher, die Probleme für ihre eigenen Kinder erkannt haben, an, dass sie zunehmend gelernt haben, Strategien zu erschließen, mit denen sie mehr Zuwendung exklusiv für ihre eigenen Kinder sichern wollten: z.B. durch zusätzliche private Räume als ‚Refugien‘ und spezielle Zeiten, die nur für die eigenen Kinder reserviert wurden.

Insgesamt beklagen die Erzieher den „beträchtlichen Zeitaufwand“ den sie aufwenden müssen, um zwischen rivalisierenden eigenen und fremden Kindern auszugleichen. Die Mehrheit der befragten Erzieher hielt es für günstiger, „wenn eigene Kinder der Erzieher in eine bestehende AWG hineingeboren werden“. In diesem Falle bleibt den Kindern „die Umstellung von der Kleinfamilie auf das Gruppenleben erspart“.

BIRTSCHE u.a. kommen zusammenfassend zu der Feststellung, dass für die „meisten Kinder die Situation in der AWG ein erträglicher Kompromiß zwischen dem Wünschenswerten und dem Machbaren“ sei.

Im Jahre 1985 wurde in dritter Auflage ein Beitrag von HOCHMAIR u.a. zum Thema „Kinderhäuser – Situation, Entwicklung und pädagogische Leistungsfähigkeit“ vorgelegt, die in der Erstauflage aus dem Jahre 1976 stammt. Das Untersuchungsdesign, so wie es sich in den Untersuchungsinstrumenten wiederfindet, ist von der Anlage her nicht geeignet eine analytisch-explorative Sichtweise zu erschließen, sondern beschränkt sich auf einen deskriptiven Ansatz. Die Kinderhäuser werden als eine sehr erfolgreiche Form der Fremderziehung zwischen Heimerziehung und Pflegefamilie dargestellt, deren Erfolg sich aus einem anscheinend modellhaften Idealismus der Betreiber speist. Bei der Rezeption von Daten wenden sich die Forscher ausschließlich an die Erwachsenen; die Eigen-Perspektive von Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern bleibt völlig außen vor.

Wiewohl über die Existenz der Leiblichen Kinder der Kinderhaus-Eltern gleich im Vorwort per Definition informiert wird: „Kinderhäuser/Kleinstkinderheime werden in der Regel von Familien geführt und nehmen ... einschließlich der eigenen minderjährigen Kinder nicht mehr als 9 Kinder, insbesondere Geschwisterkinder, auf.“, erscheinen die eigenen, also die Leiblichen Kinder, in der Untersuchung lange nicht, bis zum Ende der textlichen Darstellung der Untersuchungsergebnisse im Rahmen einer Empfehlung für neue Kinderhauseltern formuliert wird (S. 91): „Über die enorme Belastung müßten sie (*die Eltern; Anm.d.A.*) sich genauso im klaren sein wie darüber, daß es zu Problemen mit den leiblichen Kindern kommen kann“.

Bei der Untersuchung waren 524 Maßnahmeplätze berücksichtigt, wobei die Familien 97 minderjährige Leibliche Kinder zusätzlich einbrachten. Die Eltern bezeichneten (S. 112) das Zusammenleben zwischen ihren Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern in 68 % als gut, bei 15 % gab es Anfangsprobleme und bei 17 % dauerten die Schwierigkeiten an.

Fazit: Die Untersuchung der Kinderhäuser blendet weitgehend die Perspektive der Leiblichen Kinder aus. Diese stellen immerhin ca. 20 % der anwesenden Kinder und Jugendlichen und

dennoch wurde auch hier nicht exklusiv nach ihnen gefragt. Lediglich bei den Fragen nach dem Zusammenleben sind sie gestrißen, denn im Fragefokus stehen die Maßnahmekinder. Auch die Schwierigkeiten, die in 32 % der Fälle als problematisch beschrieben werden, sind kein weiteres Thema innerhalb der Untersuchung, sieht man einmal von der o.g. Empfehlung an potentielle Kinderhauseltern ab.

MERCHEL (1987), der in „Kleinsteinrichtungen in der Heimerziehung“ am Beispiel der Kinderhäuser die Geschichte, Strukturen und Konzeptionen familienorientierter Heimerziehung reflektiert, fasst unter dem Titel „Leibliche Kinder der Kinderhauseltern“ zusammen, „dass das Zusammenleben der leiblichen und aufgenommenen Kinder z.T. erhebliche Probleme mit sich bringt...“ (S. 134).

Zu dieser Feststellung kommt er obwohl er zunächst schreibt, und hier werden wohl die Äußerungen von der zugrunde liegenden Konzeption genährt, dass Leibliche Kinder durch die Zugehörigkeit zu Kinderhäusern nicht stigmatisiert werden und ihre Selbst- und Fremddefinition nicht negativ beeinflusst werden (S. 132). Zum Eltern-Verhältnis äußert er jedoch, dass die Leiblichen Kinder die Beziehungswünsche der fremduntergebrachten Kinder als Konkurrenz und teilweise als Bedrohung erleben. Er schreibt weiter: „Die in vielen Pflegefamilien vorhandene Rivalitätsproblematik, die zu einem Teil in eifersuchtsbestimmten Verhaltensweisen ihren Ausdruck findet, tritt also für die leiblichen Kinder im Kinderhaus in deutlich verschärfter Weise auf.“ Er vermutet, dass die Rivalitäten kleiner sind, wenn Leibliche Kinder von Geburt an im Sozialisationsbereich des Kindeshauses aufwachsen.

MERCHEL berichtet darüber, dass die besondere Situation, in der sich die Leiblichen Kinder befinden, Schwierigkeiten für das Erzieherverhalten der Kinderhaus-Eltern mit sich bringen (Rollenkonflikte). Professionelle Maßnahmen, wie Reflexion, Beratung und Supervision werden von Kinderhäusern eingerichtet, um den Kinderhaus-Eltern bei der Bearbeitung dieser Probleme zu helfen. Auch MERCHEL berichtet quasi der Vollständigkeit halber am Rande über das Phänomen der Leiblichen Kinder, geht aber auch nicht näher auf deren Leben in Kinderhäusern oder anderen Formen familienorientierter Heimerziehung ein.

Einen bemerkenswerten Untersuchungsansatz haben NIEDERBERGER und BÜHLER-NIEDERBERGER (1988) vorgelegt, der einen interessanten theoretischen Einstieg in die Thematik familienorientierter Ersatzerziehung bietet. (s.a. FORSCHUNGSGRUPPE PETRA, 1995 und WOLF in NAUMANN u. HAMMER, 1998).

Die Autoren gehen von einer „Formenvielfalt in der Fremderziehung“ aus und knüpfen in ihrer Fragestellung an dem Anspruch an, den familienorientierte Formen der öffentlichen Erziehung an sich selbst richten, nämlich der Vermeidung typischer Nachteile großer Organisationen der Heimerziehung (GOFFMANN, 1972).

Sie diskutieren zunächst Merkmalsdimensionen für die beiden Gesellungsformen Organisation und Familie:

Organisation	vs.	Familie
Kündbarkeit		Dauerhaftigkeit
Schemenhaftigkeit		Körperlichkeit
Austauschbarkeit		Einmaligkeit
Explizitheit		Implizitheit

Diese Merkmalsdimensionen werden im Verlaufe der Untersuchung stellvertretend für verschiedene Formen familienorientierter Fremderziehung in heilpädagogischen Pflegefamilien intensiv mittels teilnehmender Beobachtung geprüft.

Die Autoren kommen zu dem Fazit, dass heilpädagogische Pflegefamilien einen klar organisatorischen Anteil aufweisen und sprechen von Täuschung bzw. Ent-täuschung für die Probanden, denn: „simuliert man Familie, so erweckt man sehr präzise Vorstellungen.“ (S. 176) Die als „optimal gedachten Konstruktionen“, und hier reicht das Kontinuum von den Pflegefamilien über Kinderdorfhäuser bis hin zu den Familiengruppen, weisen wegen ihrer hohen organisatorischen Anteile Mängel auf, die lt. NIEDERBERGER und BÜHLER-

NIEDERBERGER die Mängel, die eigentlich vermieden werden sollten, bei weitem übersteigen.

Die Autoren wollen damit kein Ideal von Familie als idealtypischen Ort für Sozialisationsgeschehen postulieren; sie sehen vielmehr die Überlegenheit von Familien als gar nicht erwiesen an. Es sollen in ihrer Untersuchung Anspruch und Wirklichkeit familienorientierter Ersatzerziehung gegenübergestellt werden, und zwar aus der Perspektive des Maßnahmekindes; die Sicht der Leiblichen Kinder bleibt auch bei diesem Ansatz unbeachtet.

Für die theoretische Ausgangslage der hier vorliegenden Untersuchung ist das o.g. Ergebnis wichtig, denn das Ergebnis impliziert eine Fragestellung, die auf die Systemteilnehmer „Leiblichen Kinder“ ebenso zutreffen kann, wie auf die „enttäuschten Maßnahmekinder“: wenn die Maßnahmekinder in diesen Formen der Ersatzerziehung enttäuscht werden, weil die „Familien“ nicht das halten können, was sie versprechen, sind dann die Leiblichen Kinder ebenso enttäuscht, da gemeinhin versucht wird, nach dem Prinzip der Gleichbehandlung von Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern zu agieren? Eine Frage, die zumindest für die Leiblichen Kinder als berechtigt erscheint, die nicht in eine pädagogische Lebensgemeinschaft geboren werden, sondern zunächst die Privatheit der Kernfamilie erleben und die erst ab dem Übergang in eine der „Formenvielfalten von Fremderziehung“ an dieser teilnehmen.

HÜTTENMOSER/BAUMGARTEN (1989) haben unter dem Titel „Privat geboren für öffentliches Leben“ den entsprechenden Jubiläumskongress der FICE dokumentiert. Es wurde dort ein umfassender Vergleich familiärer und außerfamiliärer Lebensräume diskutiert. Das Interesse galt den spezifischen Sozialisationsleistungen der Systeme Familie und Heim und die Kernfrage wurde gestellt, inwieweit es gelingen kann und inwieweit es überhaupt sinnvoll ist, „Familienähnlichkeit“ in öffentlicher Erziehung anzustreben.

Bezogen auf das Thema „Leibliche Kinder in öffentlicher Erziehung“ konnte man von dieser Fachdiskussion auch den Einbezug der Leiblichen Kinder in tieferer Form erwarten, da ja auch für die Leiblichen Kinder in Settings öffentlicher Erziehung das Kongressmotto sehr buchstäblich Gültigkeit hat.

Die Dokumentation enttäuscht jedoch weitgehend diese Erwartungen.

Lediglich ALDGATE wertet einige Untersuchungen (Kent Family Placement Scheme bei HAZEL 1978; COLTON 1988 a; BERRIDGE/CLEAVER 1987; VON ARNIM 1988) im Hinblick auf das Scheitern von Unterbringungen (vergl. BLANDOW, 1972 und NIENSTEDT/WESTERMANN, 1992) in Pflegefamilien aus und folgert, dass die interpersonelle Dynamik der Beziehung zwischen Pflegekind und eigenen Kindern eines der stärksten Argumente gegen diese Unterbringungsform ist (HÜTTENMOSER/BAUMGARTEN, 1989, S. 85), da Familien unfähig seien, die Probleme der eigenen Kinder, die sich aus der Aufnahme von Maßnahme-Geschwistern in vielen Fällen entwickeln, zu verkraften. Solche Probleme können sein: „Konkurrenzkampf um die Zeit der Eltern, Scham sich in der Schule zum Pflegekind zu bekennen und Angst vor schlechter Behandlung durch das Pflegekind“. (S. 85)

Es wird im gleichen Band u.a. von SCHRAPPER (S. 40) und NUFER (S. 110) ein professionelles Enrichment gefordert, das geeignet ist, das nicht unerhebliche Defizit an reflektierter Erziehungsarbeit durch Vorbereitung, Aus- und Fortbildung bei den Betreuern zu beheben. Die Notwendigkeit einer professionellen Aufarbeitung der Dynamik zwischen Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern wird somit grundsätzlich mitbedacht.

Eine vertiefende Diskussion der komplexen Beziehungsstruktur der „künstlichen Geschwister“ wird in der vorliegenden Dokumentation nicht berichtet, wie wohl das „Gelingen“ dieser Beziehung übereinkünftig als eine der bedeutenden Voraussetzungen gilt, wenn öffentliche Erziehung in familienorientierter Form funktionieren soll.

NIENSTEDT und WESTERMANN (1992) schätzen mit Verweis auf LIEGLE (1980) für den Bereich der Pflegefamilien den Misserfolg der Maßnahmen auf 25 – 50 % ein. Sie beobachten u.a. den Effekt, dass Leibliche Kinder den nicht geäußerten Wunsch der Eltern artikulieren, Maßnahmekinder abzugeben. Die beiden Autoren gehören zu den wenigen, die ihre

Beobachtungen und Gedanken zur Situation von Leiblichen Kindern publiziert haben. Sie geben Empfehlungen, wie die Eltern das Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den aufgenommenen Kindern fördern können:

1. Das Herstellen von individualisierten Beziehungen (S. 265): Nach NIENSTEDT und WESTERMANN „... ist ein wichtiger Grundsatz der, die Kinder so häufig wie möglich auseinanderzuidividieren, damit das neue Kind auch außerhalb der unmittelbaren Konkurrenz zum Geschwister Einfluß auf Vater und Mutter gewinnen kann.“
2. Die Annahme von Rivalitätskonflikten (S.265):
„Für die vorhandenen Kinder bedeutet das Hinzukommen eines weiteren Kindes immer auch – bei allem Gewinn – ein Aufgeben von Besitzständen, erhöhte Unsicherheit, die entsteht, wenn sich Änderungen im Beziehungsgefüge und in den alltäglichen Gewohnheiten ergeben, einen Zuwachs an Frustrationen und verlangter Rücksichtnahme, vor allem aber Unsicherheit darüber, ob die Beziehung zu den Eltern trotz des neuen Konkurrenten die gleiche bleibt – so wie es auch bei der Geburt eines leiblichen Geschwisters der Fall ist.“
3. Die Fragwürdigkeit des Gleichbehandlungsprinzips (S. 266):
„Mit dem Problem von Rivalitätskonflikten sind nicht nur Eltern, sondern ebenso Lehrer, Kindergärtner und Heimerzieher konfrontiert. Und immer wieder wird mit großer Übereinstimmung die Auffassung vertreten, daß man diese Konflikte dadurch mildern könne, daß man peinlich darauf achtet, alle Kinder gleich zu behandeln. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall.“
4. Symptomtolerante Geschwisterkinder (S. 269):
„Wenn man dieses (*Anmerkung des Autors: Motive für aggressives Verhalten beim Maßnahmekind*) dem leiblichen Kind erklärt, dann wird es – ebenso wie die Pflegeeltern selbst, wenn sie das Leiden und die Angst hinter der Aggression wahrnehmen und verstehen können – die Wut des Pflegekindes besser ertragen und es auch mit seiner Aggressivität annehmen können.“

Die Eltern haben nach Meinung der beiden Autoren gegenüber ihren Leiblichen Kinder die Aufgabe, zunächst zu ihnen eine „sichere und befriedigende Beziehung“ aufzubauen.

Eine weitere empirische Studie „zur Entwicklung und Differenzierung von Betreuungsmodellen“ legte die FORSCHUNGSGRUPPE KLEIN-ZIMMER (= FKZ) im Jahre 1992 mit dem Titel „Familiengruppen in der Heimerziehung“ vor. Bei dieser verhaltenstheoretisch ausgerichteten Untersuchung wurde dem systemökologischen Gesichtspunkt (s. Kap. 3; s.a. HUSCHKE-RHEIN, 1988; HANSEN, 1994) genüge getan, indem die Leiblichen Kinder bei der Erfassung und Dokumentation von Daten nicht ausgeblendet wurden. Konsequenterweise öffnen aus dieser Perspektive spezielle Fragestellungen den Blick auf die Mitgliedschaft der Leiblichen Kinder (S. 30):

„Das Spannungsverhältnis zwischen der sogenannten Kernfamilie (Erzieher-Ehepaar plus eigene Kinder) und der Familiengruppe stellt sich u.a. dar als Widerspruch zwischen den Bedürfnissen nach Intimität und Identität innerhalb der Kernfamilie und den interaktionell und situativ konkurrierenden Bedürfnissen der Klientel, denen professionell entsprochen werden muß. Daraus resultierende Konflikte können zu nachhaltigen Belastungen der Beziehungen in der Familiengruppe und/oder in der Kernfamilie werden. Entscheidend ist wohl, wie folgende Probleme im Familiengruppenalltag angegangen werden: ‚Werden alle Kinder, ob eigene oder zu Erziehungszwecken mit bestimmten Vorgaben aufgenommene, gleich erzogen? Wie werden Widersprüche im Erziehungsverhalten behandelt, die leicht als Bevorzugung der eigenen Kinder dastehen? Was tun, wenn die eigenen Kinder Verhaltensstörungen entwickeln, sei es, daß das ‚Lernen am Modell‘ sich verkehrt, sei es, daß sie mit den Belastungen, dieser künstlich hergestellten ‚Großfamilie‘ nicht fertigwerden? Etc.‘ (Müller, 1990, S. 45).“

Im Hinblick auf die Frage zur Gleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern sind NIENSTEDT-WESTERMANN (s.o.) und die FKZ somit gegensätzlicher Meinung.

Die Autoren haben in der Untersuchung eine Matrix mit 63 Annahmen vorgelegt, die zu einem großen Teil Leibliche Kinder involvieren aber nicht ausdrücklich die Leiblichen Kinder benennen, wie z.B. (S. 37 / S. 44):

„Familiengruppenerziehung erfordert ein hohes Maß an Professionalität ...“

„Die Akzeptanz der Betreuungsform Familiengruppe erfährt eine Grenze, wenn negative Auswirkungen für die Kernfamilie auftreten.“

Eindeutig benannt werden die Leiblichen Kinder bei 6 der Untersuchungsannahmen (S. 41 ff):

„Das Zusammenleben der eigenen Kinder des Familiengruppen-Ehepaares mit den Maßnahmekindern erfordert ein Konzept der Binnendifferenzierung auch auf dieser Ebene. (KIND-1)

In dem Maße, wie die Klientel die Familiengruppe als neues Zuhause begreift, müssen die Leiblichen Kinder des Erzieher-Ehepaares mit der Öffnung ihrer Familie klarkommen. (KIND-5)

In dem Maße, wie Trennungsbewältigung für das Klientel gelingt, müssen die leiblichen Kinder des Erzieher-Ehepaares mit der geteilten Zuwendung fertig werden. (KIND-6)

Für das Zusammenleben in der Familiengruppe ist entscheidend, ob und wie es gelingt, Konkurrenz und Rivalität zwischen den beiden Kindergruppen zu reduzieren. (KIND-7)

Die Erziehungsplanung für die Maßnahmekinder muß die (Entwicklung der) eigenen Kinder des Familiengruppen-Ehepaares miteinbeziehen. (KIND-9)

Die tatsächliche Vater-/Mutter-Rolle des Familiengruppen-Ehepaares bildet die Grundlage für eine familienorientierte Erziehungsmaßnahme; sie setzt voraus, daß eine Kernfamilie mit eigenen (leiblichen oder adoptierten) Kindern existiert. (KFAM-9)“

Wiewohl die Untersuchung in ihrer Anlage somit hohe Erwartungen beim Rezipienten schürt, erhalten diese im Verlaufe der Ergebnisdarstellung schnell einen gewissen Dämpfer, da die Auswertungen videographierter Einzelgespräche und eines Soziogramms, bei denen die Leiblichen Kinder erfasst waren, bis heute zurückgestellt wurden.

Die älteren Leiblichen Kinder (N=3) bearbeiteten die Aussagenliste zum Selbstwertgefühl von SCHAUDER (1991). Sie ergaben ein (S. 123) „insgesamt eher negatives Selbstwertgefühl in allen drei Verhaltensbereichen (Schule, Freizeit, Familie).“ Die Autoren weisen allerdings ausdrücklich auf die kleine Stichprobengröße hin und bitten keine Folgerungen auf die Grundgesamtheit der Erzieherkinder vorzunehmen.

Bei der Videographie der Standardsituation Mittagessen ergaben sich hinsichtlich der Leiblichen Kinder interessante Befunde (S. 134 ff):

- Bei den Leiblichen Kindern war „siebenmal häufiger als bei den Maßnahmekindern aggressives Verhalten zu beobachten“.
- „Leiblichen Kindern wird von den Mitgliedern der Familiengruppen signifikant mehr kompetentes Verhalten entgegengebracht (Tabelle 6.12). Dagegen richtet sich aggressives Verhalten, das hauptsächlich von den leiblichen Kindern ausgeht (s. Tabelle 6.11), häufiger an die Maßnahmekinder.“
- „Aus der Tabelle 6.13 ist ersichtlich, daß bei den leiblichen Kindern signifikant mehr direkt erzieherisch interveniert wird – überwiegend in Form des Tadels – als bei den Maßnahmekindern.“

Diese empirischen Ergebnisse lassen aufhorchen, da sie die Leiblichen Kinder als verhaltensauffällig darstellen, was zu Fragen Anlass gibt: ergeben sich im Setting der Familiengruppe womöglich doch unbeabsichtigte Lernprozesse; rebellieren Leibliche Kinder durch unerwünschtes Verhalten; reicht die Professionalität der Erzieher zum geforderten Spagat zwischen Privatem und Beruflichem innerhalb der Familiengruppe doch nicht; welche Unterstützungsleistungen benötigt das Setting u.a.m.?

Die Studie enttäuscht in diesem Punkt, denn die Antworten auf die von den Forschern selbst aufgeworfenen Fragen werden nicht gegeben, die Autoren erklären (S. 226):

„Auf der System-Ebene der **K e r n f a m i l i e** bleiben die meisten der mit unseren Thesen aufgeworfenen Fragen unbeantwortet, weil sie aufgrund mangelnder Operationalisierung bisher nicht in die empirische Erhebung einbezogen werden konnten.“

Zumindest hinsichtlich einer der o.g. Annahmen weist die Untersuchung dennoch folgendes Ergebnis aus, das man im Kontext der o.g. Annahmen lesen muss (S. 227):

„... Binnendifferenzierende Überlegungen zum Verhältnis Maßnahmekinder/Erzieherkinder sind dem bisherigen Ansatz ebenso fremd, wie konzeptuelle Vorgaben zur ‚Eignung‘ der Kernfamilie als Familienmodell und zur ‚Passung‘ von Störungsbild und Kernfamilienstruktur.“ Die Studie kommt mit einem Gesamtdurchschnittswert von 1.6. (Skala 1 bis 3) zu der Einschätzung, dass die Familiengruppen der zu untersuchenden Einrichtung (S. 228) „etwa auf halbem Wege zwischen ‚Risiko‘ und ‚Balance‘ angelangt“ seien; explizite Ergebnisse zur Situation der Leiblichen Kinder werden nicht ausgewiesen. Eine detailliertere Betrachtung der Auswertungsmatrix lässt auch keine eigene Interpretation zu, da die Untersuchungsebene „Kind“ im dargestellten Ergebnismaterial eine Differenzierung nach Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern nicht anbietet.

Es bleibt abzuwarten, ob die seit 1992 von den Autoren angekündigte Verlaufsstudie weitere Erkenntnisse erbringt. Immerhin hat die Arbeit der FORSCHUNGSGRUPPE KLEIN-ZIMMERN aber trotz der marginalen Ergebnisse hinsichtlich der Leiblichen Kinder gezeigt, dass es angemessen ist, die Leiblichen Kinder als Systemteilnehmer mit in die Forschung einzubeziehen, wenn es Forschung - als „Action Research“ (s.Kap.3) angelegt - daran gelegen ist, Praxis ernsthaft zu evaluieren, um sie für die Praxis zu verbessern (s.a. VON SPIEGEL, 1993).

Bei der bereits oben erwähnten Studie der PLANUNGSGRUPPE PETRA von 1995 mit dem Titel „Erziehungsstellen – Professionelle Erziehung in privaten Haushalten“ wird man zum Thema Leibliche Kinder erst in den Datenanhängen fündig. Die Alltagsbeteiligung der eigenen Kinder bei dieser Form der Arbeit ist aber offensichtlich. Den Einbezug darüber hinaus in das professionelle Handeln der Eltern als Erziehungsstellenbetreiber lässt sich z.B. bei der Frage 34 des „Fragebogens für aktuelle Erziehungsstellen“ ersehen. Dort wird gefragt, wer an den persönlichen Gesprächen beteiligt war (*wobei hier persönliche Gespräche im Rahmen der Erziehungsstellenarbeit gemeint sind, da als Gesprächspartner die Leiblichen Eltern der Erziehungsstellenkinder genannt werden*)? Die Erziehungsstellenkinder rangieren bei der Einschätzung der Erziehungsstellenelemente mit 95,3% an der Spitze, gefolgt von den Leiblichen Kindern mit 77,3% und den Leiblichen Eltern der Erziehungsstellenkinder mit 53,4%. Die Leiblichen Kinder stehen somit im Zentrum des Geschehens. Dies zeigt auch die Frage nach Hilfen und Unterstützung, die von Fachberatern für die Erziehungsstellen angeboten wurden.

Bei der Studie wurden Erziehern von aktuellen und von ehemaligen Erziehungsstellen Fragebögen vorgelegt. Die Erzieher antworteten, dass sie Hilfe und Unterstützung von Fachberatern bei den aktuellen Erziehungsstellen lediglich in 38,1% nie in Anspruch genommen haben, wenn es um Konflikte zwischen den Leiblichen Kindern und Erziehungsstellenkindern ging; bei den ehemaligen Erziehungsstellen waren es 12,8 %, wobei hier eine Antwortmöglichkeit mit „Kein Bedarf“ zusätzlich möglich war und hier 51,3 % genannt wurden. Umgekehrt: in 38,7 % wurde Hilfe angefragt. Bei der Frage nach weiterer externer Beratung und Supervision ergibt sich gar ein Schätzwert von nur 17,8% wonach nie eine Unterstützung bei Konflikten zwischen Leiblichen Kindern und Erziehungsstellenkindern angefragt wurde. In 35,7 % wurde sogar immer oder häufig in diesen Fällen diese Art von Unterstützung angefragt; analog gab es bei den ehemaligen Erziehungsstellen folgende Nennungen: immer 15,2 %; häufig 15,2 %; manchmal 15,2 % und selten 12,1%.

Unterzieht man diese Werte einer Gesamtbetrachtung, so ist augenfällig, dass die Leiblichen Kinder innerhalb der untersuchten Systeme Teilnehmer waren, die anscheinend einen erheblichen Gesprächs- und Handlungsbedarf bedingt haben. In der textlichen Darstellung der Studie wird dieser Umstand nicht erwähnt, was darin begründet sein mag, dass wiederum nicht die Leiblichen Kinder der eigentliche Anlass für die Studie waren, sondern eine Analyse dieser Betreuungsform zu ihrem 20jährigen Jubiläum in Auftrag gegeben war. MÜNSTERMANN schreibt im Vorwort: „...Diese Jugendlichen, die ‚sonst keiner haben will‘, sollen in privaten Milieus erfolgreich aufwachsen? Ja, plötzlich kommen sie zur Ruhe, weil sie jetzt das bekommen, was sie brauchen: Einmaligkeit, Konstanz und familiäre Geborgenheit. Sie müssen mit niemandem (in der Regel) teilen...“. Angesichts der tatsächlichen und empirisch erhobenen Bedarfe seitens der Leiblichen Kinder darf die Aussage von MÜNSTERMANN durch die

gleiche Studie angezweifelt werden zu der das Vorwort geschrieben wurde, denn die Maßnahmekinder sollen mit niemanden die Betreiber-Eltern teilen müssen; ob es sich mit dem Einschub in Klammern „(in der Regel)“ um die womöglich „konkurrierende“ Existenz von Leiblichen Kindern handelt, bleibt unklar.

TEXTOR und WARNDORF legten 1995 eine Übersicht mit dem Titel „Familienpflege; Forschung, Vermittlung, Beratung“ vor. Sie stufen Pflegefamilien als (S. 67 f) „problemanfälligen Familientyp“ ein, „der gegebenenfalls hochspezialisierter Beratungs- und Therapieangebote bedarf“. Einer der Gründe für mögliche Probleme dieses Familientyps liegt für die Autoren in der gleichzeitigen Existenz zweier Kindertypen:

„die leiblichen Kinder und das/die Pflegekind(er). In solchen zusammengesetzten Familiensystemen gibt es kein einheitliches Geschwistersubsystem, sondern zwei (bei mehreren Pflegekindern) unterschiedliche Subsysteme mit jeweils spezifischen Binnenstrukturen und Beziehungen (KAISER 1989; KASTEN 1993; KRÄHENBÜHL et al. 1986). Das Geschwistersubsystem muß sich um ein neues Mitglied mit Sonderstatus erweitern, neu strukturieren und organisieren.“

TEXTOR UND WARNDORF (1995) sehen folgende mögliche Problemkonstellationen:

- Ist das Pflegekind älter als die Leiblichen Kinder, wird es oft von den Verhaltenserwartungen der anderen Systemteilnehmer überschätzt und so unter Druck gesetzt. Kann es diese Erwartungen nicht erfüllen und reagiert gar mit destruktiven Umgangsweisen, die vom Leibliche Kind übernommen werden, kann das Pflegekind schnell zum Sündenbock werden.
- „Ist das Pflegekind gleichaltrig oder jünger als die leiblichen Kinder fügt es sich mit seinen Defiziten und Störungen leichter in die Hierarchie ein.“ (S. 70) Beansprucht es allerdings aus der Sicht des Leiblichen Kindes zuviel Aufmerksamkeit, kommt es zu Unzufriedenheit. Die älteren Kinder geraten leicht in Versorgerrollen, die sie u.U. überfordern.
- „Wird ein Geschwisterpaar in Pflege genommen, besteht die Gefahr, daß es sich als eigenes Subsystem zu stark gegen die Pflegefamilie abgrenzt.“ (S. 70)

Die Autoren prognostizieren bei vielen Problemen in der Pflegefamilie die Gefahr (S. 71) „psychischer und psychosomatischer Störungen für alle Angehörigen (KAISER et al. 1990).“ Im Hinblick auf die besondere Situation der Leiblichen Kinder verweisen die Autoren auf die Untersuchungen von POLAND und GROZE (1993), KAPLAN (1988) und STEINHAUER und Mitarbeiter (1988) (s.u.).

Als Assistant Professor of Social Work ließ sich Dr. Carol P. KAPLAN (1988 in Child and Adolescent Social Work) durch einen Mangel an Forschung, den sie auch für die USA zum Thema Leibliche Kinder in Pflegefamilien beklagte, motivieren eine Studie durchzuführen (S. 281):

„While foster children have quite properly been the subject of much investigation, practically no research has explored the reactions of the foster parents` own children to the fostering experience.“

Sie griff zurück auf einige amerikanische Untersuchungen zu Pflegefamilien (WILLKES, 1974; ELLIS, 1972; ALDRIGE & CAUTLEY, 1975; PARKER, 1966; MURPHY, 1964; TRASSLER, 1955), die allesamt nicht die Leiblichen Kinder zum Thema hatten aber ähnliche Ergebnisse erzielten, wie oben dargestellte bundesrepublikanische Studien: es gibt eine Korrelation zwischen der Anwesenheit der Leiblichen Kindern der Pflegeeltern und Erfolg, Mißerfolg und dem Verlauf der Pflegestellenarbeit. Theoretische Grundlagen ihrer Studie waren FREUDS (1936) Ausführungen zum Objektverlust und die Arbeiten von PIAGET (in CAMPBELL, 1977) über die kognitive Entwicklung.

KAPLAN entwarf ein qualitativ-quantitatives Design. Sie interviewte unabhängig voneinander 15 Leibliche Kinder, im Alter von 6 – 12 Jahren und deren Mütter. Beide Gruppen wurden allgemein zu ihren Einstellungen und Erfahrungen zur Pflegestellenarbeit befragt. Beiden Gruppen bot sie weiterhin 4 zu diesem Zweck entwickelte Geschichten dar, die von den Leiblichen Kindern anhand vorgefertigter aber unvollendeter Sätze beendet werden sollten. Weiterhin ließ sie von jedem Kind ein Bild der Familie malen, das jedes Mitglied bei einer Verrichtung zeigt. Die Mütter wurden zum Verhalten ihrer Leiblichen Kinder befragt.

Außerdem sollten sie nun einschätzen, welche Antworten ihre Kinder jeweils ausgewählt hatten. Zur Auswertung diene eine Skalierung von -3 nach +3 in folgenden Dimensionen:

- Trennungsängste („Separation anxiety)
- Gewissenskonflikte („Superego Conflicts“)
- Mütterlicher Ausgleich („Maternal Attunement“)
- Absichtliches Fortgeben der Pflegekinder durch deren Eltern („Ideas of Intentional Abandonment (of foster children by their natural parents)“)
- Direktheit negativer Ausdrücke („Directness of Negative Expression“)
- Konflikt-Kerbe/Kritik („Conflict Score“).

2 Tabellen (s. Abb. 3 und Abb. 4) fassen die Ergebnisse zusammen.

TABLE 1: 6- to 8-year-olds

	Linda	Nancy	Joe	Tim	Don	Bobby	Paul	Billy	Todd
SA	High	High	High	High	Low	Low	High	High	High
SE	High	High	High	High	High	Low	Low	High	High
MA	Low	Low	Low	Low	High	High	Low	Low	Low
IA	Yes	Yes	Yes	No	No	No	Yes	No	Yes
NE	High	High	Low	High	Low	High	High	Low	High
CS	21	6	36	16	21	15	25	-	28
Symptoms? Identification with Mother?	No	No	Yes	No	No	No	No	Yes	Yes
	No	Yes	No	No	No	No	No	No	No

Abbildung 3: Tabelle 1 zur Kaplan-Studie**TABLE 2: 9- to 12-year-olds**

	Amy	David	Seth	Matt	Donna	George
SA	High	High	High	High	High	
	Low					
SE	High	High	High	High	High	
	High					
MA	Low	Low	Low	Low	Low	
	High					
IA	No	No	Yes	Yes	No	
	Yes					
NE	Low	Low	Low	Low	Low	
	High					
CS	16	14	18	15	19	18
Symptoms? Identification with Mother?	No	No	No	No	Yes	No
	Yes	Yes	Yes	Yes	Yes	
	Yes					

Abbreviations:

SA: Separation anxiety

SE: Superego Conflicts

MA: Maternal Attunement

IA: Ideas of Intentional Abandonment (of foster children by their natural parents)

NE: Directness of Negative Expression

CS: Conflict Score

Abbildung 4: Tabelle 2 zur Kaplan-Studie

- Die Einstellungen zur Pflegestellenarbeit gehen zwischen den Leiblichen Kinder und deren Müttern weit auseinander.
- Die Mütter wissen um die Reaktionen ihrer Kinder wie Eifersucht, Rivalität und vieler weiterer Konflikte.

Unbestätigt blieb hingegen die Annahme, die Mütter hätten einen sehr großen Einfluss auf ihre eigenen Kindern, indem sie durch Erklärungen die Pflegeverhältnisse vorbereiten würden. Außerdem glaubte sie, die Mütter könnten Separationsängste und Gewissenskonflikte sehr viel besser beeinflussen. Nach KAPLAN hatten die Mütter nicht realisiert, dass vor allem die jüngeren Kinder mit starken Separationsängsten umzugehen hatten. Die leiblichen Kinder erlebten wie Pflegekinder in die Familie kamen und meinten überwiegend, zu den Fremdunterbringungen sei es hauptsächlich gekommen, weil sich die Pflegekinder gegenüber deren Eltern schlecht verhalten und deshalb von diesen verstoßen wurden.

Die Studie zeigte auch, dass im gleichen Maße, wie Mütter es nicht vermögen einen Ausgleich mit ihren Leiblichen Kindern herbeizuführen, bei diesen Separationsängste und Gewissenskonflikte bestehen. Gewissenskonflikte deshalb, weil die älteren Kinder im Gegensatz zu den jüngeren, in der Regel den Pflegekindern, mit mehr Verständnis und Empathie begegnen, mitunter aber doch ihnen gegenüber unerwünschtes Verhalten produzieren. Todd, 12 Jahre, sagte (S. 292): „I feel ashamed about the way I act towards the foster children. ...Maybe if I liked some of the foster children I might be happier.“

Die Leiblichen Kinder mögen mit zunehmenden Alter die Pflegekinder nicht unbedingt mehr, sie übernehmen aber im Verlaufe der Zeit immer stärker den Auftrag der Pflegestelle und stellen in diesem Rahmen selbst einen Ausgleich zwischen sich und den Pflegekindern her. Auf diesen Umstand weist auch der Tabellenwert zur Identifikation mit der Mutter hin: während sich die 6 – 8 jährigen – mit einer Ausnahme – nicht mit ihren Müttern identifizieren, tun dies alle 9 – 12 jährigen.

Ein weiteres altersbezogenes Ergebnis: die jüngeren Kinder zeigen ihre Ablehnung gegenüber den Pflegekindern tendenziell sehr direkt, während dies bei den älteren Kindern nicht der Fall ist.

Insgesamt gilt die Feststellung, dass für die jüngeren Kinder die Situation in der Pflegefamilie stressiger ist als für älteren. Als Erklärung sieht KAPLAN den entwicklungsbedingten Vorgang, dass ältere Kinder ihren Egozentrismus hinter sich lassen, sich mit der Aufgabe der Mutter stärker identifizieren und somit nicht mehr so vulnerabel erscheinen wie jüngere Kinder. Die Mutter nimmt eine verbindende Rolle ein und schafft es in der Regel mit der Fortdauer der Maßnahme und der Zunahme des Alters der Leiblichen Kinder diese „auf ihre Seite zu ziehen“. Wiewohl KAPLAN ihre Studie als (S. 297) „a pilot project and not a definitive research study“ bezeichnet, ist hervorzuheben, dass sie die Leiblichen Kinder selbst zu Subjekten der Forschung machte. KAPLAN sieht dringenden weiteren Forschungsbedarf (S. 297 f):

„Such research should involve a larger, more representative and better controlled population than this valunteer group. Examples of variables which might be controlled in future research are: racial and ehtnic backgrounds of the foster families and foster children; physical, emotional or development problems of biological and foster children; extent of aggressive behavior of foster children; age and gender of biological and foster children; length of stay of the current foster children; number of present and prior foster children in the home; lngth of time the families have been fostering; time elapsed since the most recent arrival and departure of foster children; number of children in the biological family; and marital, medical or other problems of the foster parents. ...“

Sie legt somit ein Forschungsprogramm vor, das bis heute so aktuell ist wie damals. Forschung sollte aber, so die Empfehlung von KAPLAN, als Langzeitstudie angelegt sein, um Effekte besser kontrollieren zu können. Sie sieht in dieser Forschungsaufgabe die zwei aufeinanderbezogenen Perspektiven: besser zu verstehen was sich in diesen System ereignet, damit bessere Hilfen möglich werden.

The Foster Care Research Projekt (F.C.R.P.), P.D. STEINHAEUER et al., in Canadian Journal of Psychiatrie, 1988, ist eine Arbeit aus Kanada, die von einem multiprofessionellen Team unter der Leitung des Kinderpsychiaters P.D. STEINHAEUER erstellt wurde. Es handelt es sich um

eine Begleitstudie zu einem umfassenden zweijährigen Forschungsprojekt zu Pflegefamilien, die sich im wesentlichen mit der Frage beschäftigte, welche Art von externer Beratung bzw. fachlicher Begleitung für Pflegefamilien die optimale Form sei. Neben etlichen weiteren Ergebnissen zur Pflegefamilienarbeit zeigt sich, so STEINHAEUER et al., dass es günstiger sei Pflegefamilieneltern zu Mitgliedern eines kompetenten Behandlungsteams („Treatment-team“) zu machen, anstatt sie als Klienten in eine isolierte Pflegestellenberatung zu führen.

Eigentlich als Nebeneffekt wurde eine Gruppe von 8 – 13 jährigen Leiblichen Kindern eingerichtet, die über 9 Monate Gelegenheit hatte, sich als Gruppe zu treffen, die von einem feldkundigen Sozialarbeiter moderiert wurde. STEINHAEUER et al. anerkannten aus der Dynamik der Ereignisse und Entwicklungen während ihrer Feldforschung, dass es notwendig wurde eine weitere Untergruppe im Forschungsdesign zu bilden, die bis dahin nicht eingeplant war (S. 513): „While considerable attention has been given to the effects of fostering on foster parents and foster children, surprisingly little has been paid to the repercussions of fostering on the natural children of foster parents (20,21). ... Group members' trust was such that they invited one S.W.C.L. (feldkundiger Sozialarbeiter der beim Projekt beteiligten Organisation; Anm. d. A.) to form a group to help their natural children deal with the disruptive effects of fostering.“

Für diese Gruppe gab es kein spezielles Untersuchungsdesign. Grundlage der Gruppenarbeit war, dass den Leiblichen Kindern in dieser Gruppe Gelegenheit zur Aussprache gegeben wurde. Moderiert durch den anwesenden Sozialarbeiter ergaben sich Artikulationen von Lebenswelten der teilnehmenden Leiblichen Kinder, die von STEINHAEUER et al. sinngemäß etwa so zusammengefasst werden:

- Alle Leiblichen Kinder waren der Meinung, dass die Pflegestellenarbeit tiefe Auswirkungen auf die Kernfamilie hat.
- Obwohl alle Leiblichen Kinder sich der Liebe ihrer Eltern sicher waren, fühlten sie sich oft an die zweite Stelle zurückgesetzt, was sie verletzte. Ihre Enttäuschung und ihren Ärger wollten sie ihren Eltern nicht mitteilen aus Angst diese zu ärgern oder zu enttäuschen; dafür gab es aber nonverbale Reaktionen.
- Eine Reaktion war, dass Leibliche Kinder mehr Zeit außerhalb der Familie verbrachten (S. 513): „...seeking the ‚peace‘ that they claimed fostering had taken from their families.“
- Leibliche Kinder empfanden ihre Familie als zweigeteilt, wobei die Leiblichen Kinder und die Maßnahmekinder künstlich als eine Gruppe von Kindern zusammengefasst wurden (S. 513): „...being lumped into one and called a family.“
- Viele Leibliche Kinder sehnten sich nach Zeit, die sie alleine mit ihren Eltern verbringen konnten, während sich die Eltern mit einer Vielfalt von Aktivitäten um die Pflegestellenarbeit bemühten.
- Wegen der Fluktuation von Maßnahmekindern erlebten die Leiblichen Kinder zuviel an Veränderungen und Anpassungsleistungen.
- Alle Leiblichen Kinder sagten aus, dass die Pflegekinder ihre Privatsphäre nicht beachten würden.
- Es resultierten Rollenkonflikte, wenn die Maßnahmekinder unerwünschtes Verhalten zeigten: sollten die Leiblichen Kinder das Verhalten bei ihren Eltern anzeigen oder Wert auf eine vertrauensvolle Beziehung mit den fremden Kindern legen?
- Die Leiblichen Kinder beanspruchten für sich das Recht, wenn dies auch bis dato nicht anerkannt wurde, dass sie bei Grundsatzentscheidungen der Eltern hinsichtlich der Pflegestellenarbeit einbezogen werden sollten.

Neben all diesen kritischen Aspekten wurde aber auch eine wesentliche Erfahrung von den Leiblichen Kindern geäußert, die von sich angaben, dass sie sich mit ihren Eltern gut über ihre Probleme unterhalten können, denn sie konnten erleben (S. 514) „... that fostering was beneficial and took some satisfaction from helping other children.“

Die 9-monatige Gruppenarbeit wurde von den Leiblichen Kindern durchweg als positiv erlebt, denn sie fanden in der Gruppe sowohl Verständnis für ihre Situation, durften sich angstfrei

artikulieren und erhielten Unterstützung in Form von Tips und Bewältigungsstrategien. Sie fühlten sich anschließend (S. 514) „... less pushed aside and frustrated.“

Im Gegensatz zu KAPLAN und STEINHAEUER (in TEXTOR, WARNDORF (1995, S. 52) bezogen POLAND und GROZE Leibliche Kinder nicht direkt in die Untersuchung ein. Sie führten 1993 eine Befragung von 52 Pflegeeltern durch, die 51 Leibliche Kinder hatten. Im Fokus stand die Beziehung zwischen den Maßnahmekindern und den Leiblichen Kindern. Sie ermittelten, dass nur die Hälfte der Pflegeeltern der Überzeugung waren, dass ihre Kinder grundsätzlich der Maßnahme „Erziehungspflege“ im gemeinsamen Haushalt positiv gegenüberstanden. 57 % der Eltern beobachteten positive Auswirkungen der Maßnahme auf ihre Kinder und 43 % sowohl positive als auch negative. „Fast alle Pflegeeltern waren jedoch der Meinung, daß ihre leiblichen Kinder wegen der Aufnahme eines Pflegekindes weniger Zeit zu Hause verbrachten. ... Nur 5 % hielten die Familienpflege für eine durchweg positive Erfahrung für ihre leiblichen Kinder.“

Für den deutschsprachigen Raum hat BEATE BÜRGER (2002) eine Publikation in der Schriftenreihe des EREV (2/2002) vorgelegt, mit der die Perspektive der Leiblichen Kinder zum Phänomen der sogenannten „Lebensgemeinschaften in der Heimerziehung“ erstmals unter Einbezug von Leiblichen Kindern eruiert wird. Es handelt sich um eine Diplomarbeit, die als „Erkundungsstudie“ narrative Interviews mit Leiblichen Kindern auswertet. BÜRGER (2002, S. 26) sieht in den Leiblichen Kindern der MitarbeiterInnen ebenfalls „wichtige, aber in der Fachdiskussion kaum beachtete Mitglieder des Systems“. Die Mitarbeiter sind mit speziellen Anforderungen konfrontiert: (23) „Professionelles Handeln spielt in Familienwohngruppen und ähnlichen Betreuungsformen eine zentrale Rolle. Gleichzeitig ist es aber auch wichtig, eine grundlegende familiäre Harmonie aufrechtzuerhalten bzw. immer wieder herzustellen Hier muß eine Balance gefunden werden, wobei gelegentlich ein Teil der Professionalität dem Familienfrieden oder den Bedürfnissen einzelner geopfert werden muss oder umgekehrt persönliche Wünsche der aktuellen Situation untergeordnet werden müssen (vgl. Planungsgruppe PETRA, S. 131f).“

BÜRGER fasst die Meinungen der interviewten Leiblichen Kinder in einer übereinstimmenden Grundaussage zusammen (56): „Das Familiengruppenleben ist für leibliche Kinder sehr schwer.“ Folgende Gründe wurden genannt:

- die elterliche Zuwendung mit vielen Kindern teilen müssen;
- ein strenges Reglement akzeptieren zu müssen;
- Rückzug, weil man sich nicht so wichtig findet;
- erhebliche Verhaltensprobleme der aufgenommenen Kinder;
- Mitarbeit;
- Trennungsprobleme, wenn Beziehungen zu Maßnahmekindern eingegangen wurden.

GIZZI (2002, S. 242 f) berichtet aus den Erfahrungen eines Jugendhilfeträgers, der inzwischen die Erziehungswohngruppen, die als familienanaloge Settings konzipiert waren, völlig aufgelöst hat. Unter dem Titel „Das können Sie doch mir und meiner Familie nicht zumuten“ beschreibt er typische Probleme. Er berichtet darüber, wie schwierig es ist stark verhaltensauffällige Kinder in den Erziehungswohngruppen unterzubringen. Außerdem beschreibt er die oft falschen Vorstellungen von „innenwohnenden“ Kräften über den Alltag in solchen Settings. Unter anderem folgendes Kernproblem wird benannt: „Eigene Familienmitglieder und Heimkinder befinden sich in einem letztlich nicht aufzulösenden Konkurrenzkonflikt, der unvermeidlich zu einem nicht gewünschten und pädagogisch nicht vertretbaren Kampf um Anerkennung führt.“ Als Ersatz für Erziehungswohngruppen wurden sogenannte „alternierend innewohnende Erziehungswohngruppen“ gegründet, bei denen Betreuer abwechselnd wochenweise mit den Maßnahmekindern zusammenleben. Ein Aspekt mit dem das neue Modell beschrieben wird - „Kindergruppen von vier bis sechs Kindern, die nicht durch eigene Kinder vergrößert und die dadurch entstehende Folgeproblematik belastet werden.“ - zeigt, dass die Existenz Leiblicher Kinder in den pädagogischen Lebensgemeinschaften durchaus problematisch sein kann.

Die weitere Literaturrecherche könnte als Spurensuche fortgesetzt werden, da sich aus etlichen Publikationen Elemente herauslösen ließen, die in Bezug auf Leibliche Kinder in den pädagogischen Lebensgemeinschaften passen könnten. Zu den Befunden bei HANSEN (1994) etwa, der die „Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen“ untersuchte oder auch bei BAAR (1986), die die „Auswirkungen von Langzeitunterbringungen in Erziehungsheimen (Selbstbild und Lebensbewältigung)“ erforschte, ist mit Recht die Frage aufzuwerfen, inwieweit diese Ergebnisse auch auf die Leiblichen Kinder zu übertragen sind, da diese jahrelang in Settings der Fremderziehung lebten ohne allerdings die eigentlichen Adressaten der Hilfe zu sein.

Der Ausblick soll an dieser Stelle lediglich auf weitere Aspekte hinweisen, die ebenfalls zur Rahmung des Untersuchungsthemas erschlossen werden könnten. Die genannten und weitere Untersuchungen zu zitieren, hieße aber den Fokus der Literaturrecherche auf „indirekte“ Quellen auszudehnen, denn bislang wurden lediglich Quellen einbezogen, in denen die Leiblichen Kinder erwähnt wurden.

3.2 Gibt es eine Theorie zur familienorientierten Ersatzerziehung?

3.2.1 Zur Familienorientierung in der öffentlichen Ersatzerziehung

Betrachtet man die Familienorientierung in der öffentlichen Ersatzerziehung, so wirft man gleichzeitig einen Blick in die Historie öffentlicher Erziehung. Es liegen zu diesem Thema umfangreiche allgemeine Arbeiten vor z.B. bei PEUKERT, 1986; DÖRSCHEL, 1972; KUHLMANN, 1985; speziell für die Heimreform ab 1968 bei SCHRAPPER, 1990; SCHMUTZ, 2000. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird lediglich der besondere Aspekt der Familienorientierung der Ersatzerziehung betrachtet; dieser ist umfangreicher zu lesen bei SAUER, 1979.

Die sog. „Fremdplatzierung“ von Kindern und Jugendlichen ist ein typisches Phänomen der „Neuen Zeit“. In der Feudalgesellschaft des Mittelalters waren Kinder innerhalb ihrer Sippe oder Verwandtschaft versorgt. Öffentliche Fürsorge war nur dort nötig, wo Waisen- oder Findelkinder keine eigenen Angehörigen hatten.

Die Geschichte der öffentlichen Ersatzerziehung reicht in ihren Anfängen bis zum Beginn unseres Jahrtausends zurück, da dort erstmals Findelhäuser dokumentiert sind. Es waren Einrichtungen der christlichen Nächstenliebe, die über Jahrhunderte aus diesem Gebot heraus Kinder versorgten (vgl. FRÖHLICH, 1973, S. 70 und KLUGE, 1982, S. 48). Ob diese praktizierte Nächstenliebe tatsächlich uneigennützig war, kann an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden, denn mit ihrem Eintritt in die Findelhäuser wurden die Kinder lebenslang, zumindest weltliche Ordensmitglieder, die zumeist niedrige Tätigkeiten erfüllen mussten. Gleichwohl, eine lebenserhaltende wirtschaftliche Versorgung der Findel- und Waisenkinder war auf diesem Wege gegeben.

Die massiven gesellschaftlichen Veränderungen mit der beginnenden „Neuen Zeit“ erbrachten für Kinder und Jugendliche wesentlich veränderte Grundbedingungen. Der Wandel der Familie, Industrialisierung und Verstädterung, der Niedergang der feudalistischen Ordnung u.a.m. bewirkten, dass die Zahl der unversorgten Kinder stieg. Sie konnten nicht mehr von den vorhandenen Kapazitäten versorgt werden. Hinzu gesellten sich gewandelte Wertvorstellungen. War nach mittelalterlichem Denken der Mensch mehr oder weniger durch göttlichen Willen determiniert und somit dem Schicksal „Armut“ weitgehend ausgeliefert, so erbrachte die reformierte Auffassung der Neuzeit, dass der Mensch für sein eigenes Schicksal gestaltend verantwortlich ist. Die Bereitschaft zur Versorgung anderer sank bei einem gleichzeitig sich erhöhendem Bedarf. Es kam zur ersten Gründung von Erziehungshäusern, z.B. durch den Nürnberger Bettelorden, bei dem anstelle des Versorgungsgedankens schon stärker ein Verwahrungsprinzip konzipierend war. Heimerziehung wurde erstmals der Funktion gerecht, die Gesellschaft vor Verwahrlosten zu schützen. Im gleichen Lichte ist die Gründung eines Zuchthauses zur gemeinsamen Verwahrung von Kindern und Erwachsenen Ende des 16.

Jahrhunderts in Amsterdam zu sehen, an dem sich späterhin viele deutsche Zuchthäuser und Waisenhäuser orientierten.

Das öffentliche Interesse richtete sich aus humanistischer Motivation heraus aber auch erstmals auf Nichtwaisen, Kinder also, die noch in ihren Familien lebten, dort aber nicht ausreichend versorgt und gefördert wurden. NIEDERBERGER-BÜHLER (1991, S. 4) schreibt hierzu: „Sie sollten dem schlechten Einfluss ihrer Herkunftsfamilien entzogen und zu sauberen, fleißigen und genügsamen Menschen erzogen werden.“

Damit die ersten Ziele einer sich etablierenden Jugendhilfe erreicht werden konnten, sollten diese Kinder in Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaften der wohlhabenden Familien verwahrt werden, so ein Programm von Vives zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Doch nur eine unzureichende Anzahl von Kindern und Jugendlichen konnte in diesen „Ersatzfamilien“ Aufnahme finden. Insofern mussten Verwahrung und Arbeitserziehung von einer ständig ansteigenden Zahl von Einrichtungen abgedeckt werden.

Hierzu ein Bericht aus dem Frankfurter Armen-, Waisen- und Zuchthaus, das 1679 bezogen wurde (aus BÜHLER-NIEDERBERGER, 1991, S. 4): „Alle Hausinsassen mussten hart arbeiten und so ihren Lebensunterhalt verdienen; nur die ganz kleinen Kinder waren davon befreit und wurden von den alten Frauen des Hauses in einer besonderen Abteilung großgezogen. Die Arbeit für die Kinder, insbesondere das Wollspinnen, war anstrengend; die Kinder hassten es. Zeit zum Spielen gab es nicht; ein Tag verlief wie der andere und war mit Arbeit, Schule und Gottesdienst ausgefüllt. Während der täglich 8 stündigen Arbeitszeit wurden biblische Historien erzählt oder Psalmen gesungen.“

Die Kritiker dieser Anstaltserziehung empörten sich über die brutale Arbeitszucht, die dumpfe Religiosität der Einrichtungen, die Profitgier der Betreiber und forderten eine natürliche Erziehung in geeigneten Pflegefamilien oder in Landerziehungsheimen, wo die Kinder mit einem Hauselternpaar in kleinen Gruppen zusammenlebten, eine Ausbildung erhielten oder auch weiter in Pflegefamilien vermittelt wurden.

In diesem sog. „Waisenhausstreit“ (vgl. u.a. BONHOEFFER u. WIDEMANN, 1980; SAUER, 1979) konnten die Befürworter von Anstaltserziehung als Argumente für sich verbuchen, dass gerade in den oft mangelhaft kontrollierten Pflegefamilien die Arbeitskraft der Kinder ausgebeutet würde und die ländliche Verortung der Landerziehungsheime keine günstigen Schulbildungen ermögliche.

Unsere heute aktuelle „interne Frage“ (vgl. FORSCHUNGSGRUPPE PETRA, 1988) der öffentlichen Erziehung, nämlich wie sollte sie zum optimalen Gelingen hin konzipiert sein z.B. auch im Gegensatzpaar „Institution vs. Familie“, ist seit damals angelegt.

Eine erstmals vornehmlich pädagogische Orientierung wurde durch Pädagogen wie Pestalozzi (1776 – 1827) und Wichern (1808 – 1881) in die Entwicklung eingebracht, da diese sich der verwahrlosten Kinder und Jugendlichen einführend annahmten und Fremdplatzierungen nach pädagogischen Gesichtspunkten gestalteten.

Mit ihnen setzte die Rettungshausbewegung ein, die fortschrittliche Anstöße für die Heimerziehung erbrachte.

Pestalozzi selbst scheiterte zwar mit seinen direkten Vorhaben, zeigte jedoch Wirkungen mit seinen Ideen: vom Waisenhausstreit bis hin zur heutigen Kinderdorfidee. Sein grundlegender Gedanke ist die Ganzheit des Lebensfeldes von Erzieher und Zögling, wie ein Zitat verdeutlicht (aus SAUER, 1979, S. 36): „Ich war vom Morgen bis Abend... in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, gieng aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, gieng unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug‘ ruhte auf ihrem Aug‘. Meine Tränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, (sie waren außer Stans,) sie waren bey mir, und ich war bey ihnen.“

Pestalozzis idealistische Pädagogik mit ihrem Anliegen des individuellen pädagogischen Bezuges hatte nur dann Realisierungschancen, wenn sich Erwachsene quasi per Selbstaufgabe der Erziehungsaufgabe widmeten. Es fehlte aber an einer ausreichenden Zahl dieser Menschen.

Bedeutendere Auswirkungen auf die Praxis von Heimerziehung hatte dagegen sein Zeitgenosse Wichern. Für ihn, der die Familie als wichtigste und eigentlichste Instanz zur Erziehung von Kindern begriff, war es logischste Aufgabe, sofern die Familie als Sozialisationsagentur ausfällt, dass die Kirche die betroffenen Kinder in einzelne ehrbare, christliche Familien gibt.

Da auch er das Dilemma anerkennen musste, dass es keine ausreichenden Familien gab, blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Kinder in große Anstalten zu bringen. Er beklagte allerdings: „Zum Begriff einer menschlichen Familie gehört wesentlich, dass der Kreis ein kleiner sei, denn es kann nur dadurch herzliches Vertrauen, gegenseitige Bekanntschaft, Lebens- und Liebesgemeinschaft erhalten werden. ... Das Eigentliche der Familie ..., der Herd der traulichen Liebe an einem Tische, könne gerade in solchen großen Anstalten keinesfalls verwirklicht werden, sie würden vielmehr zu großen Laster- und Verbrechensschulen ...“. (aus SAUER, 1979, S. 49)

Wichern gründete das „Rauhe Haus“ in Hamburg, wo er eine kasernenartige Unterbringung vermied. Statt dessen lebten die Kinder und Jugendlichen in „Familiengruppen“, als selbstständige Hausgemeinschaften, mit differenzierter Gruppenidentität, einem starken Wir-Gefühl. Die Erzieher lebten mit den Kindern zusammen, so dass „erziehungsträchtige“ Lebenswelten entstehen konnten, die in ihrer emotionalen Unausweichlichkeit die Chance zu dauerhaften Bindungen bargen (vergl. RÖBLER/TÜLLMANN; 1988).

An der Diskussion um Leibliche Kinder beteiligte sich bereits WICHERN (in SAUER), der eine intakte Familie als das Ideal zur Fremdbetreuung ansah (S. 49):

„Und auch, wenn es Familien gäbe, die ‚nicht bloß christliche Liebe sondern auch christliche Weisheit besäßen‘, so könne der Familienvater es gegenüber den eigenen Kindern kaum verantworten, ‚Diebe und Frevler‘ in seine Familie aufzunehmen; das ‚würde ein Gottversuchen‘ sein.“

Die Leiblichen Kinder spielten also in seinem Ansatz eine entscheidende Rolle, denn die Verantwortung des Familienvaters war handlungsleitend; Wichern hielt es nicht für möglich, dass der Familienvater aufgrund seiner Verantwortung fremde Kinder, zudem in vielen Fällen verhaltensauffällig, in die Familie aufnehmen würde; folglich widmete sich Wichern der Institutionalisierung von Ersatzerziehung durch den Aufbau von Organisationen.

Neu an Wicherns Ansatz war, dass er versuchte, die familienähnliche Struktur ins Heim zu holen. Und obwohl oftmals heutige Ansätze von familienorientierter Heimerziehung auf Wichern zurückgreifen, darf dabei nicht übersehen werden, dass es letztlich nur „Vaterfamilien“ waren. Gegen den Einsatz von Hauseltern hatte Wichern ernsthafte Bedenken (SAUER, 1979, S. 51), z.B. die geeigneten Eltern zu finden, eigene Kinder dieses Ehepaars, zu kostspielig, die einzelnen Hauseltern bekämen ein zu großes Gewicht innerhalb der Gesamteinrichtung u.a.m.

Wichern und andere Reformerverzieher konnten interessante und engagierte pädagogische Initiativen gründen, die auch überdauerten.

TUGGENER in BAUMGARTEN/HÜTTENMOSER (1989) zitierte beim FICE-Fachkongress 1988 L.VON WOLFERINGEN, die mit ihren „Kindengruppenfamiliensystemen“ eine Synthese aus Heim und Familie konstruierte (S. 28):

„Das Hauptprinzip ist: Koedukation ... sowie Gruppierung von 10 bis 12 Kindern verschiedenen Alters in einer Familie unter Leitung eines intellektuell und sittlich gut veranlagten Ehepaars, welches gesunden Menschenverstand und Neigung zu den Kindern hat, aber keine pädagogischen Fachkenntnisse zu besitzen braucht. Es werden verlässliche, arbeitsame, kinderlose Eheleute aus dem besseren Arbeiterstand gewählt, von welchen der Mann frei seinem Erwerbe nachgehen kann, die Frau aber sich ganz der Pflege und Erziehung der Kinder widmet.“

Bei diesem Konstrukt ist ein mögliches Problemfeld ausgeblendet, nämlich die Anwesenheit von Leiblichen Kindern. Solche und ähnliche Konstellationen gab es immer wieder (vgl. BRIER, „Wie zu eigenen Kindern“, 1995), die Anzahl kinderloser Ehepaare, die gewillt waren Ersatzerziehung anzubieten, machte aber immer nur einen kleinen Teil des Bedarfs an Plätzen aus.

Das Gesamtbild der Heimlandschaft war nach dem Waisenhausstreit vornehmlich von großen Anstalten geprägt, die nach dem Verwahrungsprinzip in erster Linie mittels Arbeitserziehung disziplinierten. Die Dominanz konservativer Anstaltspädagogik konnte in den Folgejahren nur punktuell durch Einzelprojekte sozialpädagogischer Reformen durchbrochen werden, die

spätestens mit der beginnenden nationalsozialistischen Zeit ab 1933 völlig zunichte gemacht wurden.

Nach dem 2. Weltkrieg gab es wegen der vielen Kriegswaisen einen gesellschaftlich untypisch großen Bedarf an Fremderziehung. Dieser wurde zum größten Teil durch die Schaffung von Heimplätzen gedeckt aber auch weitere Initiativen starteten, wie z.B. die Kinderdörfer verschiedener Träger ab 1946 oder die Kinderhäuser ab 1954.

Mit diesen beiden Entwicklungslinien fand die zum Teil polarisierende Diskussion um Familien- oder Institutionserziehung auch in den vergangenen 50 Jahren ihre Fortsetzung. Ein erster Höhepunkt war die sog. „Heimkampagne“ während der 60iger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, während derer die inhaltliche Diskussion um die Konzeption von öffentlicher Ersatzerziehung intensiviert wurde. BÄUERLE/MARKMANN u.a. (1974) fassten in ihrer „Reform der Heimerziehung“ den Diskussionsstand zusammen. Im Hinblick auf unseren Blickwinkel der Betrachtung, nämlich die „Familienorientierung in der öffentlichen Ersatzerziehung“ gab es eindeutige Forderungen:

- Erweiterung der Koedukation;
- Verkleinerung der Gruppen;
- Dezentralisierung großer Einrichtungen u.a.m.
- Demokratisierung der Heime

Die „KOMMISSION HEIMERZIEHUNG“, als Arbeitsgemeinschaft der Obersten Landesjugendbehörden und der Wohlfahrtsverbände, war in der Folge damit befasst, einen Konsens über Reformziele und Strategien herzustellen. Sie abstrahierte die Merkmale institutioneller und familialer Sozialisation (S. 38):

„Familiale Erziehung

Vorgegebenes, gewachsenes Bezugssystem

Generationsgebundene Stabilität; Konstanz der Interaktionspartner; Unwiederholbarkeit der Bezüge

Unlösbare Indifikation („mein Kind“); Verbindlichkeit; Abhängigkeit und Verpflichtung zum Lebensunterhalt; existenzielle Versorgungs- und Erziehungsleistung

Rechtlich geschützte Unantastbarkeit; starker Intimitätsgrad“

Institutionelle Erziehung

Artifizielles, planbares Bezugssystem

Generationslose Instabilität; Inkonstanz der Interaktionspartner; reproduzierbare Beziehungen

Berufliche Leistung in Distanz (professional attitude); Unverbindlichkeit; kündbares Arbeitsverhältnis; öffentlich gewährleistete anonyme und verwaltete Versorgung

Legitimationszwang; Öffentlichkeit der Intimsphäre

Die Kommission warnte davor den Bedingungen familialer Sozialisation den Vorrang zu geben, da auch die Chancen der institutionellen Sozialisation erheblich seien. Gerade im Hinblick auf die Forderung nach einer Demokratisierung der Heime konnte mit der Familienorientierung keine Garantie übernommen werden, da Familien nicht zwangsläufig demokratisch sind.

Institutionserziehung mit familialen Rollenerwartungen sah die Kommission in einem Dilemma, da es nicht gelingen könne Familie nachzuahmen (vergl. auch BÜHLER-NIEDERBERGER, 1988). Ob Familie überhaupt noch ein zukunftsweisendes Modell ist, wird bis heute diskutiert.

Nach PEUCKERT (1999, 39 f) nimmt der Typus der neuzeitlichen westlichen Normalfamilie im Sinne eines kernfamilialen Haushalts von zwei Erwachsenen mit ihren unmündigen Kindern seit 1965 zahlen- und anteilmäßig ab und wird ergänzt durch eine Vielzahl anderer familialer

und insbesondere nichtfamiliärer Lebensformen. Gleichzeitig hat eine Deinstitutionalisierung des bürgerlichen Ehe- und Familienmustern stattgefunden, wobei die Tendenz zur Deinstitutionalisierung sowohl eine Folge des bereits erfolgten Wandels der Lebensformen gewesen ist als auch ihrerseits entsprechende Wandlungsprozesse ausgelöst und forciert haben dürfte.

Die Pluralisierung der Lebensformen ist nicht gleichbedeutend mit einem *Verlust an Gemeinschaft* und wachsender sozialer Isolierung der Individuen. Denn mit der Zunahme kleiner und nichtfamiliärer Haushalte haben sich neue Formen der Gemeinschaftsbildung konstituiert, die mehr Unabhängigkeit und Freiheit bei der Wahl des Lebensstils versprechen. Bevor von einem Verlust an Gemeinschaft und einem Bindungszersplitterung gesprochen werden kann, müssen die gesamten *Kontakt- und Unterstützungspotentiale* einer Person, ihre Einbindung in ein funktionierendes soziales Netzwerk berücksichtigt werden.

Es können demnach auch andere Gruppierungen ebenso qualitative Sozialleistungen erbringen. Wenn dies versucht wird, dann muss die Ausbildung der Erzieher hoch befähigen (KOMMISSION HEIMERZIEHUNG, S. 40) „...die sie die unterschiedlichen Voraussetzungen für das Verhalten erkennen und demgemäß handeln lässt. ... Der Erzieher im Heim muß ein hochqualifizierter Sozialisationspezialist sein.“

Der Pflegefamilie hingegen sprach die Kommission ebenfalls die alleinige Anbieterschaft für öffentliche Ersatzerziehung ab, denn (S. 40): „...jedenfalls sind bei weitem nicht alle Probleme der institutionellen Sozialisation mit der Pflegefamilie aufgehoben. Denn auch sie ist Handlungsträger des Jugendamtes. Hierzu macht sie sich um so mehr, je mehr Beratung sie dem Jugendamt abverlangt und je mehr das Jugendamt auf die Pflegestelle einwirkt. Sie entwickelt damit Strukturen, die dem kleinen Heim ähneln, und wird durch zunehmende Professionalisierung ihres familialen Charakters entkleidet.“ Und weiter (S. 49): „Mit der Familienpflege wird hierdurch ein konsequenter Versuch gemacht, die öffentliche Erziehung zu reprivatieren.“

Es entwickelte sich in der Folgezeit eine Austauschbeziehung beider „Paradigmen“, denn viele Einrichtungen strukturierten ihre großen Einheiten um, um kleine und zum Teil familiäre Einrichtungen zu schaffen; ein Beispiel ist die in der Literaturrecherche von BIRTSCHE u.a. (1980) untersuchte Sophienpflege in Tübingen. Eine gegenläufige Entwicklung war bei Pflegefamilien festzustellen, die eine zunehmende Professionalisierung herstellen wollten – denn mangelnde Professionalität wurde den Pflegefamilien attestiert –, indem sie Ebenen reflexiver Gespräche, Supervision und Evaluation installierten; ein Beispiel hierfür sind die Erziehungsstellen in Hessen, untersucht von der PLANUNGSGRUPPE PETRA, 1995.

Für die subjektive Sicht der Probanden haben die Pflegestellen offenbar einen Leistungsvorteil: COLTON in TEXTOR (1995) S. 50: „Colton (1988, 1989) verglich die Aussagen von Pflegekindern mit denjenigen von Heimkindern über ihre jeweiligen Lebensverhältnisse. Ein signifikantes Ergebnis war, daß Pflegekinder mit ihrer Situation zufriedener waren.“

Das Familienprinzip in der Fremderziehung wurde heftig diskutiert. Aus der Fülle möglicher Zitate werden nur einige wenige, dafür sehr typische, angeführt; z.B. BERGER in HÜTTENMOSER/BAUMGARTEN (1989, S. 45):

„Obwohl ich der professionellen Praxis der Kinderwohlfahrt (child care) keineswegs ablehnend gegenüberstehe und durchaus gewillt bin, fachliches Können, wenn dies angezeigt ist, zu loben, bezweifle ich, daß die Fachleute fähig sind, die Familie zu ersetzen und daß dies überhaupt wünschenswert wäre.“

HÜTTENMOSER (ebenda) fragt, ob ein Vergleich von Familie und Heim womöglich überflüssig sei und bezweifelt, angesichts der polarisierenden Überzeugtheit etlicher Autoren, ob ein solcher Vergleich tatsächlich bereits stattgefunden hat (S. 187):

„Die Analyse der Institution Heim erfolgte meist praxisbezogen, oft durch Heimerzieher selbst. Die Gefahr, daß dabei die Distanz zur ‚eigenen‘ Institution gering bleibt, ist groß. Fragestellungen, die, wie etwa sachliche Situationsanalysen, nicht unmittelbar praktische Folgen nach sich ziehen, werden vermieden. Die Durchführung eines eingehenden Vergleichs mit der Familie rückt in weite Ferne.“

Bezieht man diese Aussage auf die empirische Studie der FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN (1992) so scheint HÜTTENMOSER recht zu behalten, denn hier wurde der Teil der Untersuchung nicht weiter ausgewertet, der zu „etwas brenzlichen“ Ergebnissen hinsichtlich der Leiblichen Kinder geführt hatte (s.o.). HÜTTENMOSER wünscht sich den Vergleich, allerdings in der Güte von GOFFMANN'S „Asyle“ 1973, die eine gesicherte Aufklärung über das Aufwachsen von Kindern im Rahmen der eigenen Kultur innerhalb verschiedener Institutionen erbringen könnte.

Wie wenig theoriegesichert Praxis konzeptioniert wird, kann an dieser Stelle mit einem Rückgriff auf die obige Literaturrecherche skizziert werden:

- Zur Gleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern:
Während NIENSTEDT/WESTERMANN und die Vertreter der Sophienpflege den Erziehern zu einer authentischen Ungleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern rieten, wird in den Kinderhäusern und den Familiengruppen der Jugendhilfe in Klein-Zimmern eine Gleichbehandlung angestrebt.
- Zur Gruppengröße:
Während in den Kinderhäusern die Gruppengröße als Chance für die Kinder gewertet wird, geht die FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN davon aus, dass die große Gruppe nachteilig wirkt, da sie zu Einschränkungen bei den einzelnen Mitgliedern führt.

Es gibt keine Theorie, die Verbindlichkeiten hinsichtlich der Familienorientierung in der Fremderziehung herstellt. Es ist MÜLLER (in FKZ, 1992) beizupflichten, der sagt (S. 56):

„Heimerziehung bedarf gemeinhin keiner Theorie um stattzufinden. Sie vollzieht sich dennoch keinesfalls ohne Vorannahmen. In das Handeln der beteiligten Instanzen und Individuen gehen Annahmen über ‚richtig‘ und ‚falsch‘, über ‚gut‘ und ‚schlecht‘ im Hinblick auf Erziehungsplanung, pädagogische Intervention, Alltagsbewältigung etc. ein. Wenige dieser Annahmen sind explizit formuliert. Zumeist werden Intuition und Erfahrung bemüht, um pädagogische Maßnahmen und Betreuungsformen als fachlich auszuweisen. Wo aber Entscheidungen und Handlungen im Leistungsfeld öffentlicher Erziehung nicht explizit formuliert, d.h. begründet werden, entziehen sie sich auch einer vergleichenden Überprüfung und objektivierenden Wertung.“

Ob familienorientierte Settings die vermeintlichen Qualitäten von Familie erreichen können, ist eine in sich heute nicht mehr stellbare Frage. Die Ausführungen von NIEDERBERGER und NIEDERBERGER-BÜHLER (1998) haben eindrucksvoll auf argumentativem Wege belegt, dass Familien, die sich für öffentliche Ersatzerziehung öffnen, mit diesem Schritt zu Institutionen werden, da sie die identitätsstiftenden Merkmale wie Dauerhaftigkeit, Körperlichkeit, Einmaligkeit, und Implizitheit verlieren. Sie sind schlichtweg Institutionen, also anders als Familien, und können demgemäß auch nicht mehr verglichen werden. Diese Feststellung trifft sowohl auf familienorientierte Settings in Heimen als auch auf Pflegestellen gleichermaßen zu. Der Vergleich zwischen familienorientierten Heimgruppen und Pflegefamilien ist idealtypisch nicht möglich. Es ist lediglich festzuhalten, dass beide Gesellungsformen nach dem Konstrukt der Familienorientierung bestimmte Merkmale von Familien anstreben, ohne aber selbst jemals Familien sein zu können:

- sie wollen eine zahlenmäßig „überschaubare“ Gruppe sein (Kleingruppe);
- die wenigen erwachsenen Bezugspersonen sind möglichst oft und kontinuierlich präsent (kein Schichtdienst);
- die Gruppe ist weitgehend autark (keine Heimhierarchie);
- die Gruppe hat ihren Standort nicht in einem Umfeld gleichartiger Gruppen (Ghetto) (Normalisierungsprinzip);
- für die internen und externen Beziehungen wird Stabilität und Kontinuität angestrebt;
- Verbindlichkeit und positive Interaktionsformen sind Ziele im sozialen Miteinander;
- es soll ein freundliches Klima gegenseitiger Akzeptanz herrschen u.a.m.

Diese und weitere Merkmale lassen sich aus der Vielzahl von Literaturbeispielen über familienorientierte Settings herausfiltern. In der Realität sind es keine Qualitäten, die diesen Lebensformen von sich aus gegeben sind, sondern um die sie sich bemühen müssen.

Eine Familienorientierung ist also erreicht und nimmt man diesen Begriff wörtlich, so soll damit ja auch gar nicht erreicht werden, was manche Autoren meinen, nämlich: „Familienkopie“.

Wenn der Versuch unternommen wird, eine Familie zu kopieren, dann tritt ein was WOLF in NAUMANN und HAMMER (1998) rekurrierend auf BÜHLER und BÜHLER-NIEDERBERGER sagt (S. 32 f), wobei WOLF das professionelle erzieherische Handeln innerhalb institutioneller Hilfeformen von lerntheoretisch orientierten Leitgedanken bestimmt sieht:

„Erziehungshandlungen sind eingebettet in das Zusammenleben. Die Eltern verfolgen manchmal pädagogische Absichten, manche ihrer Handlungen inszenieren sie bewußt, andere intuitiv. ... Die lerntheoretische Organisation der Erziehung ist verführerisch einfach, aber sie wird dem Anspruch, die umfassende Entwicklung von Menschen zu begleiten, allein nicht gerecht.“

MÜNSTERMANN in PLANUNGSGRUPPE PETRA, 1995, kommentiert die Annäherung von Heimerziehung und Pflegekinderwesen wie folgt (S. II): „Die Vernetzung von privaten und professionellen Settings ist der historische Kompromiß des alten Streits zwischen der Heimerziehung und dem Pflegekinderwesen. Wenn die Heimerziehung selbst den Schritt unternimmt, private Milieus zu schaffen, ... könnte der eigentliche Bedarf an Erziehungsstellen vielleicht eines Tages wirklich abgedeckt werden können.“

Bei dieser Feststellung übersieht MÜNSTERMANN allerdings, dass die Heimerziehung nicht wirklich private Settings schafft und die Erziehungsstellen selbst auch keine wirklich privaten Settings sind. Es geht bei allen familienorientierten Formen der Fremderziehung ausschließlich um ein ‚mehr‘ oder ein ‚weniger‘ an Familie. Das Konstrukt der Familienorientierung hat aber dennoch die Praxis öffentlicher Ersatzerziehung bereichert.

HANSEN, der 1994 eine empirische Untersuchung zur Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen vorlegte, erwähnt, dass Kinder, die in Fremderziehung kommen, im Vergleich zu Familienkindern, die in ihren Familien verbleiben, (S. 183) „...teilweise erhebliche Entwicklungsretardierungen und –beeinträchtigungen aufweisen, ... „ und „... daß der ‚Normalentwicklungsstand‘ eines in einer Familie aufwachsenden Kindes in der Regel nicht erreicht wird.“ Er spricht den Lebensbedingungen, in die ein Kind innerhalb der öffentlichen Ersatzerziehung gerät und mit denen es sich innerhalb seiner Sozialisation auseinandersetzt, eine entscheidende Bedeutung zu. Insbesondere die Wohnortnahme der Erzieher im Heim ist nach seinen Ergebnissen funktional für das Gelingen von institutioneller Fremderziehung. Er folgert (S.247): „Zunächst muß aber eindeutig festgestellt werden, daß die Ergebnisse nahelegen, in Zukunft den familienähnlich geführten Heimen (respektive generell der familienähnlichen Unterbringung) in der institutionellen Landschaft der Fremderziehung einen (noch) breiteren Raum zu gewähren als dies gegenwärtig der Fall ist.“ Die Erreichung der Reformziele Binnendifferenzierung und Verkleinerung der Heime, (S. 256) „beide häufig als Ausdruck einer gelungenen Reform angeführte ‚Verbesserungen‘ der Heimerziehung“, beurteilt er 1994 noch sehr skeptisch. Gerade für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in frühestem Alter gibt HANSEN eine ungünstige Prognose und empfiehlt besonders für diese Kinder alternative Fremderziehungsmöglichkeiten (S. 260): „Als Modell der Zukunft, das quasi die Vorteile beider Institutionsausprägungen (*die Rede ist hier von traditionellen Heimen und Fremderziehung in Familien; Anmerkung des Autors*) vereint und negative Systemeigenschaften weitgehend minimiert, bietet sich der Verbund von mehreren kleinen dezentralisierten Einheiten (u.U. mit familienähnlichem Charakter) unter dem organisatorischen Dach eines ‚Mutterhauses‘ an.“

So sieht auch die FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN die Entwicklung, denn sie spricht von Widersprüchen im Betreuungsmodell „Familiengruppe“. Wiewohl diese Gruppen von zentraler Bedeutung für die Fremderziehung sind (S. 24): „Familiengruppen erfüllen damit potentiell die Forderungen nach einem gelungenen Alltag und

einer zielorientierten Pädagogik (vgl. PLANUNGSGRUPPE PETRA, 1988).“, werden die potentiellen Probleme solcher Gruppierungen in einem (S.32) „Streßmodell“ skizziert (S.33): „Mit der Einrichtung von Familiengruppen werden **normative Familienstressoren** (Schneewind, 1990, S. 996) gesetzt: Die auf Erzieher wie Kinder zukommenden Belastungen stellen sich als erwartbare Ereignisse dar. ... Die Frage ist: In welcher Weise sind die in dieses Setting eingebundenen Personen und Systeme darauf vorbereitet, mit diesen Anforderungen umzugehen und möglichst mit ihnen fertigzuwerden? Welche Unterstützungssysteme stehen ihnen zur Verfügung, wie helfen sie, sind sie hinreichend?“

Im Hinblick auf das „Zentrum“ der Familiengruppe (S.14) „Die Familiengruppe ist in dem Sinne Familie, daß ihr Zentrum aus einem Ehepaar besteht und dessen eigenen Kindern.“ sehen die Autoren Auswirkungen aus der tatsächlichen Vater-/Mutterrolle und nehmen an (S. 55):

„Die unkündbare und nicht über Entlohnung künstlich hergestellte Beziehung zum eigenen Kind wird im Familiengruppen-Setting ebenso zum Merkmal der Professionalität von Erziehung, wie sie zu deren Problem wird ... In der Entwicklung einer Familiengruppe wird früher oder später der Punkt erreicht, wo die Kinder der Kernfamilie zum Thema der Erziehungsplanung für die Maßnahmekinder werden.“

Mit dieser aktuellen These schließt sich der Kreis, denn im Kern hat bereits WICHERN gleiches gesagt, wenn er Mutmaßungen über die Belastbarkeit der eigenen Kinder in einem familienorientierten Setting anstellte. Um es einmal bildlich auszudrücken: Die Existenz eigener Kinder ist die „Achillesverse“ familienorientierter Ersatzerziehung. Nicht umsonst formuliert die FORSCHUNGSGRUPPE JUGENDHILFE KLEIN-ZIMMERN (1992, S. 55):

„Der Pragmatismus von Heimerziehung macht es möglich, daß auch kinderlose Ehepaare Familiengruppen leiten. Angesichts der Belastungen, der die Kernfamilien gerade mit Bezug auf ihre eigenen Kinder durch die Familiengruppen-Konstellation ausgesetzt sind, wäre das kinderlose (Ehe-)Paar möglicherweise sogar eine denkbare Alternative, die zumindest von diesen Belastungen frei wäre.“

Zusammenfassung:

Fazit: Das Pendel der historischen Entwicklung innerhalb der Fremderziehung pendelt sich ein bei einer „Goldenen Mitte“: die gesellschaftliche Fremderziehung soll möglichst viele funktionale Sozialisationseigenschaften der Familie strategisch erschließen, eine Qualität, die nur dann zu realisieren ist, wenn man Erzieher samt „Anhang“ einbindet, denn schließlich sind Erzieher auch soziale Wesen, die eine Partnerschaft pflegen und u.U. eine Familie gründen wollen. Fremderziehung wird auf diesem Wege familienhafter und umgekehrt: Familie wird institutionell.

3.2.2 Familiäre Erziehung im Kontext der aktuellen Jugendhilfe

• Flexible Erziehungshilfe nicht ohne stationäre Unterbringungen

Die Jugendhilfe scheint heute in etwa da angekommen zu sein, wohin sie sich seit der Heimkampagne in den 60iger Jahren nach dem Veränderungswillen ihrer Protagonisten entwickeln sollte. Sie hat ihre damals oft einzige Reaktionsform überwunden, nämlich die Herausnahme von Kindern und Jugendlichen aus ihren angestammten Familien. Das Konzept der Lebensweltorientierung von Hilfen mit seinen fachlich fundierten Ansprüchen (THIERSCH, 1986 ; KLATETZKI, 1995; WOLFF u.a., 1997; PETERS u.a., 1998; BÜRGER, 1998) hat die Jugendhilfe nachhaltig verändert. In der Untersuchung „Leistungen und Grenzen der Heimerziehung“ (BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, FRAUEN, SENIOREN und JUGEND, 1998) schreibt HAMBERGER (S. 35): „Das noch im Jugendwohlfahrtsgesetz dominierende obrigkeitstaatliche Prinzip des Eingriffs und der Reglementierung wird ersetzt durch Prinzipien wie Respekt vor der Erziehungsautonomie der Eltern, Freiwilligkeit und Transparenz des Betreuungsangebots (vgl. Schrappner 1995). Dies sind wichtige und vielversprechende Intentionen. Der Wert einer veränderten Sichtweise auf die Lebenswelt der Kinder und ihrer Familie und die Errungenschaft sich an grundlegenden Prämissen einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit zu orientieren besteht darin, der stigmatisierenden und entmündigenden Stelle sozialer Hilfe entgegenzuwirken.“

Wohnortnahe, ambulante und flexible Hilfen werden heute favorisiert und wiewohl sich diese sozialraumorientierten Hilfen auch wieder sogleich auf dem „Prüfstand“ einer sich selbst evaluierenden Jugendhilfepraxis befinden (vgl. SOZIALPÄDAGOGISCHES INSTITUT IM SOS-KINDERDORF, 2001), ist eindeutig festzustellen, dass die Fremdplatzierung inzwischen i.d.R. die letzte fachliche Maßnahme innerhalb der fachlichen Bemühungen der Jugendhilfe sein soll.

Dennoch ist nach SCHRAPPER und ADER (in MINISTERIUM FÜR FRAUEN, JUGEND, FAMILIE und GESUNDHEIT, 2000, S. 7) die Fremdunterbringung „über Tag und Nacht“, immer noch die häufigste Intervention der Jugendhilfe (S. 42), wenn es um Fremdplatzierungen geht: „In welchem Umfang Hilfen zur Erziehung und hier vor allem Heimerziehung in Anspruch genommen werden, hängt noch immer maßgeblich von sozioökonomischen Belastungen ab, denen Kinder und Familien ausgesetzt sind: Materielle Not, Arbeitslosigkeit, Scheidungsrisiken und mangelnde Unterstützung im Vorfeld von Krisen- und Belastungssituationen fordern staatliche Hilfeleistungen heraus. Heimerziehung ist dabei immer noch und immer wieder die ‚ultima ratio‘.“

Das KJHG, das einen wesentlichen Anteil an der Innovation der Jugendhilfe hatte, unterscheidet bei den Fremdunterbringungen Rechtsgrundlagen innerhalb der Paragraphen 33 und 34 (in JUGENDRECHT, BECK-TEXTE, 1994, S. 25):

„ § 33 Vollzeitpflege.

Hilfe zur Erziehung in Vollzeitpflege soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen und seinen persönlichen Bindungen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie Kindern und Jugendlichen in einer anderen Familie eine zeitlich befristete Erziehungshilfe oder eine auf Dauer angelegte Lebensform bieten. Für besonders entwicklungsbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche sind geeignete Formen der Familienpflege zu schaffen und auszubauen.“

„§ 34 Heimerziehung, sonstige betreute Wohnform.

Hilfe zur Erziehung in einer Einrichtung über Tag und Nacht (Heimerziehung) oder in einer sonstigen betreuten Wohnform soll Kinder und Jugendliche durch eine Verbindung von Alltagserleben mit pädagogischen und therapeutischen Angeboten in ihrer Entwicklung fördern. Sie soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie

1. eine Rückkehr in die Familie zu erreichen versuchen oder
2. die Erziehung in einer anderen Familie vorbereiten oder

3. eine auf längere Zeit angelegte Lebensform bieten und auf ein selbständiges Leben vorbereiten.

Jugendliche sollen in Fragen der Ausbildung und Beschäftigung sowie der allgemeinen Lebensführung beraten und unterstützt werden.“

Der Gesetzgeber orientiert sich an der gesellschaftlichen Gegebenheit, dass es zwei unterschiedliche Orte für Fremdunterbringungen gibt: Pflegefamilien und Heime. Diese Unterscheidung greift den historischen Dualismus auf und lässt ihn inhaltlich weiterleben, denn nach dem Gesetzeswillen sind Pflegefamilien eher ein Ort der Fremderziehung für kleinere Kinder und für besonders entwicklungsbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche, anscheinend solche also, für die die intimere Gruppierung „Pflegefamilie“ offensichtlich besondere Sozialisationsleistungen bereit hält; im Heim soll hingegen auf die Unterbringung in einer Pflegefamilie hingearbeitet oder eine Unterbringung auf Dauer geleistet werden.

Diese gesetzlichen Vorgaben zeigen in der Praxis wenig ordnungspolitische Funktion, denn es gibt oft pragmatische Erwägungen, die über den Ort der Fremdunterbringung entscheiden. Die entsprechenden Sachbearbeiter bei den Jugendämtern steuern mit Handlungen die Interventionsform stark mit. SCHRAPPER (a.a.O.) schreibt zu diesem Phänomen (S. 40):

„Aus der Zusammenarbeit mit Fachkräften verschiedenster Jugendämter läßt sich (die) Erfahrung formulieren, daß häufig bei der Definition des Hilfebedarfs nicht in erster Linie das genaue Herausarbeiten des Problems, sondern sehr schnell das örtliche Erziehungshilfe-Angebot zum Ausgangspunkt der Überlegungen gemacht wird.“ (s.a. WESKAMP; 1998)

Auch die Frage der Platzierung in eine Pflegefamilie oder in Heimerziehung gehört zu den Weichenstellungen, die maßgeblich in Jugendämtern im Rahmen der Hilfeplanerstellung mitentschieden wird. Dabei hat sich der Dualismus dieser beiden Hilfeformen heute weitgehend aufgelöst, da sich die Pflegefamilien durch die Zunahme an Professionalisierung (Konzept der Pflege- oder Erziehungsstellen z.B. in FORSCHUNGSGRUPPE PETRA, a.a.O.; HAMBERGER u.a., 2001; durch Kinderhäuser s.o.) und die Heimerziehung durch die Zunahme an familienorientierten Settings (s.o.) einander angenähert haben, wie auch HAMBERGER (a.a.O.) (S. 44) feststellt, wenn er schreibt, daß „die Grenzen zwischen einer professionell arbeitenden Pflegefamilie und einer familienorientierten Wohngruppe“ nur noch schwer zu bestimmen seien. Somit kann das Fazit gezogen werden: auch im heutigen System der Jugendhilfe hat die familienorientierte Fremderziehung in Vollzeitpflege (Pflegefamilie, Erziehungsstelle) und Heimerziehung (inkl. Familienorientierter Settings) ihren Platz, obwohl ambulante Leistungen heute als flexible Hilfen vorgeschaltet sind.

Wieviele Leibliche Kinder gibt es in der öffentlichen Ersatzerziehung ?

Nach Angabe des STATISTISCHES BUNDESAMT (2003) befanden sich zum Beginn des Jahrtausends 64.963 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in Vollzeitpflege in einer anderen Familie; in der Heimerziehung waren es 88.321. Die Statistik sieht keine Differenzierung der Heimerziehung in „Familienorientierte Heimerziehung“ und „Heimerziehung nach dem gruppenpädagogischen Modell“ vor. Diese Tatsache dürfte in der Schwierigkeit begründet sein, dass es keine verbindlichen, trennscharfen Standards zur Definition und Erfassung dieser zwei Dimensionen innerhalb der Heimerziehung gibt. Es bleibt lediglich die Möglichkeit der Schätzung, wenn man in etwa erfassen möchte, wie groß der familienorientierte Hilfeanteil innerhalb der Heimerziehung ist.

Zur Schätzung kann die eigene Kenntnis des Praxisbereiches dienen und die Feldkenntnis von Fachleuten herangezogen werden. Ein weiteres Hilfsinstrument ist die Auszählung in den Heimverzeichnissen der Bundesländer, in denen die Einrichtungen nicht nur nach Größe, Trägerschaft usw. beschrieben werden, sondern auch die konzeptionelle Grundausrichtung. Der letzte Schritt wurde von mir zunächst vorgenommen, indem aus verschiedenen Heimverzeichnissen der Bundesländer stichprobenartig die Platzzahlen der verschiedenen Hilfeangebote auf zufällig ausgewählten Seiten ausgezählt wurden. Die Schätzgröße wurde mit Fachleuten für Erziehungshilfe diskutiert. Letztlich kam eine Schätzzahl von ca 40 % für die familienorientierte Heimerziehung heraus.

Unterstellt man, dass die Zahlen der Jugendhilfe in den letzten beiden Jahren in etwa gleich geblieben sind, dann würden demnach zur Zeit etwa 35.000 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in einer familienorientierten Hilfeform der stationären Jugendhilfe betreut. Bei Gruppengrößen von durchschnittlich 5 Plätzen würde es sich zur Zeit um etwa 7000 pädagogische Lebensgemeinschaften innerhalb der Heimerziehung handeln.

Bei der familiären Vollzeitpflege in Pflegefamilien und Erziehungsstellen ist mit einer höheren Anzahl betroffener Familien zu rechnen, da die durchschnittliche Platzzahl mit ca. 2,4 Maßnahmekindern geringer ist. Diese Zahl ist abgeleitet aus der Untersuchung zu Pflegestellen durch die PLANUNGSGRUPPE PETRA (1995), da es in den Zahlen des Statistischen Bundesamts keine Zahl zu den durchschnittlichen Platzzahlen in Pflegefamilien und Erziehungsstellen gibt.

Es kann somit in etwa mit ca. 27.000 Pflegefamilien und Erziehungsstellen bundesweit gerechnet werden. Addiert man die Pflegefamilien, Erziehungsstellen und pädagogischen Lebensgemeinschaften, so kann man davon ausgehen, dass insgesamt in ca. 34.000 Familien öffentliche Ersatzerziehung angeboten wird.

Mit dieser Zahl kann annähernd auch die Anzahl der betroffenen Leiblichen Kinder hochgerechnet werden. Bei einer durchschnittlichen Zahl von 1,7 Leiblichen Kindern (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT) pro Familie ergibt sich eine Zahl von 57.800 Leiblichen Kindern, die aktuell in Settings familienorientierter Ersatzerziehung leben.

Demgegenüber stehen etwa 150.000 Maßnahmekinder, für die Heimerziehung allerdings „nur“ ca. 65.000.

Die vorgelegten Zahlen machen den Sinn, einmal festzustellen um welche Quantität es sich handelt, wenn von den Leiblichen Kindern der Betreiber von pädagogischen Lebensgemeinschaften die Rede ist. Natürlich ist jedes Einzelschicksal nicht weniger bedeutsam, wenn man das Individuum in eine größere Zahl von Menschen einordnen kann, es scheint aber wichtig zu sein, den notwendigen Diskurs über Leibliche Kinder auch einmal quantitativ zu untermauern, denn die Zahlen halte ich für so ausdrucksstark, dass sie nicht als marginal betrachtet werden können.

Es gibt also fast so viele Leibliche Kinder wie Kinder in Heimerziehung. Vergleicht man die Fülle der Literatur zur Heimerziehung einmal mit den wenigen Werken über Leibliche Kinder, dann ist die Diskrepanz groß und dementsprechend folgerichtig, die Forderung zur Thematisierung der Leiblichen Kinder (Diskursmangel) zu fordern.

• **Exkurs: Begriffsvielfalt**

Bei allen Settings familienorientierter Ersatzerziehung bildet eine Kernfamilie eine „Wohn- und Lebensgemeinschaft“ mit den Probanden. Diese Grundidee wird in der Praxis sehr unterschiedlich interpretiert und realisiert.

Tatsächlich ist es so, dass es keine verbindliche Begriffsverwendung gibt. Im § 4 des SGB VIII (KJHG) werden ausdrücklich in subsidiärer Absicht die verschiedenen Formen der Selbsthilfe gestärkt. Dies findet seinen Niederschlag auch in aktuellen Leistungsbeschreibungen (EREV, 2001, S. 88): „In der Umsetzung des § 4 SGB VIII ‚Vielfalt der Jugendhilfe‘ erfolgt die konzeptionelle Ausgestaltung der jeweiligen Leistungsangebote in Organisationseinheit der Einrichtungen“. Die Einrichtungslandschaft ist sehr heterogen, was durch unterschiedlichste Ausführungsbestimmungen in den einzelnen Bundesländern noch zusätzlich begünstigt wird. Dies alles führt neben der Formenvielfalt auch zur Begriffsvielfalt, was aber durchaus problematisch werden kann, wenn man familienorientierte Settings miteinander vergleichen möchte. In der Praxis ist längst nicht klar, wie die Struktur einer Gruppierung beschaffen ist, selbst wenn die Bezeichnungen gleich sind. Unter dem Begriff Familiengruppe z.B. gibt es immer noch traditionelle Gruppen der Heimerziehung, die womöglich lediglich ihre Soll-Stärke auf 8 Plätze reduziert haben und von daher ihr Etikett herleiten. Gleichzeitig gibt es aber Familiengruppen, die als familienorientierte Form innerhalb eines Heimes leben oder aber in einem Verbundsystem oder als selbständige Jugendhilfeunternehmung völlig autonom. Es gibt sog. Erziehungsfamilien in Heimen, die anderswo als gruppenorientierte Heimgruppe gelten würden. Auch der Begriff „Pflegestelle“ ist nicht geschützt, da es durchaus Heime gibt, die eine Kleinstgruppe im Heim als Pflegestelle bezeichnen aber nach § 34 KJHG abrechnen. In anderen

Heimen werden Außenwohngruppen als eine familienorientierte Form von Ersatzerziehung bezeichnet, wiewohl sie eigentlich normale Schichtdienstgruppen außerhalb der Einrichtung sind, während wiederum andere Außenwohngruppen eher Familiengruppen sind. Es gibt schlichtweg keine Klarheit, da die verwendeten Begriffe nicht verbindlich sind (s. Abb. 5) (vgl. auch TEXTOR und WARNDORF, 1995 und PLANUNGSGRUPPE PETRA, 1995).

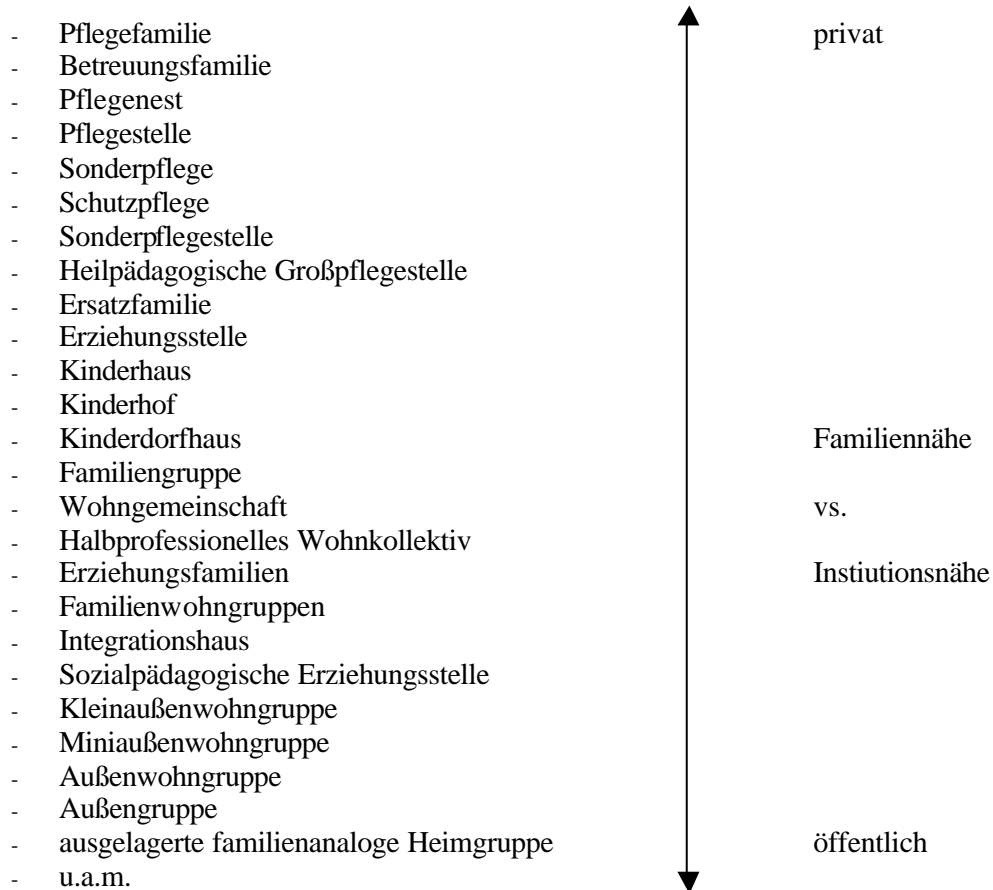


Abbildung 5: Vielfalt von Systemen öffentlicher Ersatzerziehung in familienorientierter Form

Ich schlage eine Typisierung vor, weil die begriffliche Bestimmung familienorientierter Settings weitgehend willkürlich ist. D.h. es kommt vor, dass Einheiten mit gleicher Bezeichnung (z.B. Familiengruppe) völlig unterschiedlichen Typen entsprechen. Und umgekehrt: es gibt gleiche Typen, die aber unterschiedlich bezeichnet werden (Stichwort: Pluralismus der Jugendhilfe).

Eine Bildung von Typen macht dann Sinn, wenn die Vielfalt eines Phänomens unüberschaubar ist und die vorhandenen Begrifflichkeiten keinen verbindlichen Inhalt symbolisieren. Die Konsequenz ist, dass eine zweifelsfreie Kommunikation, die allgemein über das Phänomen geführt werden will, nicht möglich ist. Kommunikationspartner können sich im Hinblick auf Settings der familienorientierten Ersatzerziehung oder pädagogische Lebensgemeinschaften nur dann sinnvoll unterhalten, wenn geklärt ist, über welches Setting konkret gesprochen werden soll. Auch eine Kategorienbildung scheidet zur störungsfreien Kommunikation aus, denn man kann sich nicht allgemein über Familiengruppen unterhalten, da diese Gruppierungen vollkommen unterschiedliche Merkmale aufwiesen. Diese Feststellung trifft auch auf alle „Unter-Gattungen“ wie z.B. Kinderhäuser oder Pflegestellen zu.

Eine Typenbildung bietet den Vorteil, das zumindest innerhalb eines Grobrasters eine Verbindlichkeit hinsichtlich der Struktur des Settings Konsens ist.

Die vorgestellten Typen werden an dieser Stelle der Arbeit als „Nebeneffekt“ einer intensiven Felderkundung präsentiert, was gleichzeitig bedeutet, dass sie kein Ausfluss der Analyse und

Abstraktion mehrerer spezifischer Fälle sind, wie GERHARD (1995, S. 436) dies in Bezug auf eine Typenbildung fordert.

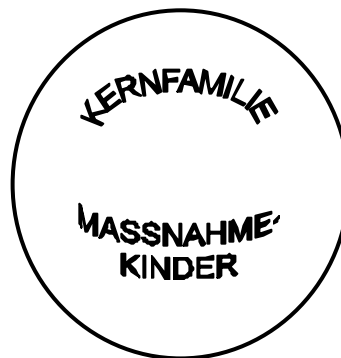
Anhand der vorliegenden Typen können Praktiker und Theoretiker die vorfindbaren pädagogischen Lebensgemeinschaften diskutieren, um die jeweiligen Strukturen überhaupt erst erkennen zu können. Bislang wird der Wildwuchs von Begriffsbildungen durch sich neu gründende Settings fortgesetzt. Die plurale Vielfalt kann einerseits zwar viele Vorteile in sich tragen andererseits kann damit auch Diffusität erzeugt werden. Die Diffusität verstellt den klaren Blick, denn die Praxis zeigt, dass sich Settings als familienähnlich bezeichnen können, tatsächlich aber weitgehend in einem Schichtdienstmodell (wie in der „klassischen Heimerziehung“) funktionieren.

In der vorliegenden Untersuchung werden familiäre Settings nach § 33 KJHG (Familienpflege) und § 34 (Heimerziehung) aus gutem Grunde gemeinsam unter „Stationäre Jugendhilfemaßnahme“ betrachtet, da auch hier keine Trennschärfe besteht. Folgt man den üblichen Definitionen, so könnte man erwarten, dass Pflegefamilien stets kleiner sind als Settings der Heimerziehung. Das trifft nicht zu, denn in der Praxis gibt es Pflegestellen mit 5 und auch mehr Kindern und pädagogische Lebensgemeinschaften der Heimerziehung mit weniger als 3 Kindern.

Diffusität macht es möglich, dass in einer „(familien)-ideologisch verbrämten Sicht“ (GIZZI, 2002) unter dem Label von pädagogischen Lebensgemeinschaften gearbeitet wird, sogar Leistungsbeschreibungen existieren, die Praxis aber anders aussieht. Eine Typenbildung soll und kann dabei helfen, Settings zu analysieren. Ich schlage 4 Typen vor:

Typ A: Integrationstypus

Abbildung 6: Typenbildung A



Bei diesem Typus gelingt es, dass Maßnahmekinder völlig in die Familie integriert werden. Die eindeutigste Form ist die Adoptivfamilie, die in privatem Rahmen Ersatzerziehung leistet, diese Aufgabe gänzlich und unwiderruflich übernimmt.

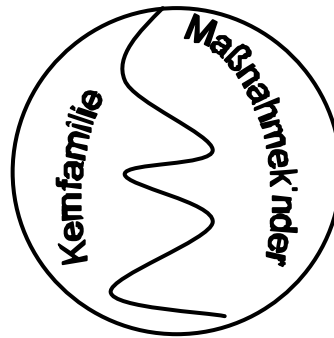
Wiewohl in anderen Settings – am ehesten die private Pflegefamilie – nicht die volle elterliche Sorge auf die Pflegeeltern übergeht, kann auch in diesem privaten Bereich der Ersatzerziehung der Typus A am ehesten vorgefunden werden. Es gibt Pflegefamilien, aber auch sozialpädagogische Erziehungsstellen u.a.m., die ein oder zwei Kinder aufnehmen, diese ganzheitlich betreuen, quasi wie Adoptivkinder integrieren und keine „Auswechslung“ oder Neubelegung vornehmen.

Besonderes Kennzeichen des Integrationstypus ist, dass keine Aufteilung zwischen privaten und dienstlichen Anteilen erfolgt. Die nicht eigenen Kinder bilden mit der Kernfamilie eine Primärgruppe.

Es gibt allerdings auch Adoptivfamilien oder andere Gesellungsformen, die konzeptionell für sich den Integrationstypus beanspruchen, diesen Anspruch in der Realität aber nicht einlösen.

Typ B: Refugialer Typus

Abbildung 7: Typenbildung B



Bei diesem Typus liegt eine lebensgemeinschaftliche Einheit vor, graphisch symbolisiert durch den äußeren Kreis.

Bereits in der Konzeption oder informell weist der refugiale Typus Strukturen auf, die die Mitglieder der Kernfamilie und die Maßnahmekinder voneinander trennen. Es handelt sich dabei um:

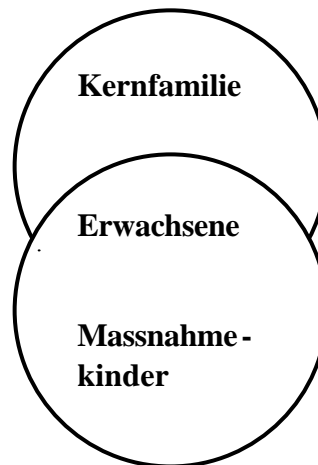
- räumliche (z.B. spezielle Privaträume),
- strukturelle (z.B. garantierter gemeinsamer Urlaub der Kernfamilie),
- verdeckte oder offene (z.B. Sonderrechte für Mitglieder der Kernfamilie) Refugien.

Einerseits sollen die vermeintlichen Stärken der Familie für öffentliche Erziehung gesichert werden und andererseits etablieren sich – oder werden etabliert – „Kompensationen“, die der Kernfamilie einen gewissen Schutz oder Ausgleich bieten sollen.

Der refugiale Typus ist m.E. das am häufigsten anzutreffende Setting familienorientierter Ersatzerziehung.

Typ C: Dualer Typus

Abbildung 8: Typenbildung C



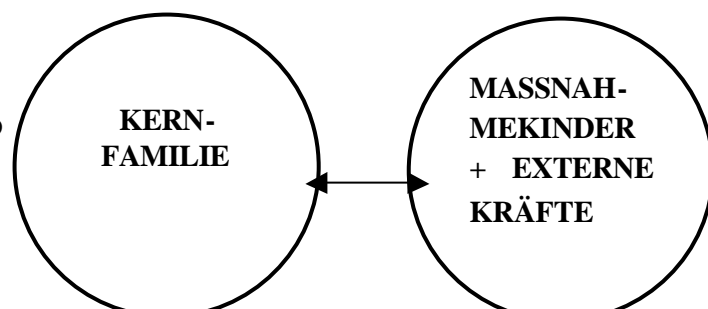
Beim Dualen-Typus leben die Gruppierungen Kernfamilie und Maßnahmekinder nebeneinander, wobei einer oder beide Elternteile als Bezugspersonen für beide Systeme fungieren.

I.d.R. wird dabei eine Gruppe von Maßnahmekindern an die Familie der ErzieherInnen angegliedert, wobei die Kernfamilie getrennte, aber angrenzende Räumlichkeiten bewohnt.

Einer oder beide Erwachsene sind ohne Schichtdienstregelung für die Betreuung der Maßnahmekinder zuständig.

Typ D: Separationstypus

Abbildung 9: Typenbildung D



Es existieren deutlich zwei Einheiten nebeneinander. Der größere Arbeitsanteil wird von den Erwachsenen der Kernfamilie geleistet, dem die Gruppe der Maßnahmekinder zugeordnet ist. Die Maßnahmegruppe ist zuweilen völlig von der Erzieherfamilie abgekoppelt. Dies geschieht, um der Erzieherfamilie ein Eigenleben zu ermöglichen.

In solchen Phasen wird die gesamte Betreuung von externen Kräften sichergestellt. Es handelt sich dabei nicht nur um Urlaubszeiten, sondern um die verhandelten freien Zeiten. Die externen Erzieher arbeiten i.d.R. in Zeitblöcken oder auch im Schichtdienst.

Dieser Typus von familienorientierter Ersatzerziehung firmiert auch unter familiennaher Erziehungsform, weist aber eine deutliche Nähe zu den Konzepten der traditionellen Institutionserziehung auf.

Bezieht man die vorstehende Typenbildung auf die Praxis der familienorientierten Ersatzerziehung, so wird konzeptionell i.d.R. der Integrationstypus (Typ A) angedacht und auch auf dem „Jugendhilfemarkt“ angeboten, in der Praxis aber nach meiner Einschätzung nur in den seltensten Fällen tatsächlich gelebt. Während der Integrationstypus die größte Familienähnlichkeit aufweist, ist der Separationstypus am weitesten von „Familie“ entfernt (Etikettenschwindel ?).

3.2.3 Grundbegriffe zwei: ein Kaleidoskop

Erziehung; Lernen; Soziales Lernen; Sozialisation; ökologisches Sozialisationsmodell; systempädagogischer Ansatz; Transaktion; Austauschtheorien; funktionale vs. Intentionale Erziehung; Lerntheorien; Professionalität; Identifikationsobjekte; Stiefgeschwister; Stieffamilien; Gelingende Erziehung; Selbstwertgefühl; Coping; Marginalität; positives Selbstbild

Es gibt keine in sich geschlossene Theorie von (Fremd)-Erziehung, somit ist die Zahl und die Auswahl von Grundbegriffen – ähnlich einem Kaleidoskop – unübersichtlich groß und der Rezipient ist der Auswahl des Autors weitgehend ausgeliefert. Hinzu kommt: etliche der Begriffe, die in dem zu betrachtenden Forschungsfeld für sich alleine umfangreiche Ausarbeitungen umfassen, sind hier auf Wesentliches zu reduzieren; so ereignet es außerdem, dass der Autor die Aspekte der vorzustellenden Begriffe im Lichte der vorliegenden Untersuchung verstanden wissen will. Das Bild vom Kaleidoskop erscheint insofern angemessen, denn hat man die Begriffe betrachtet, schüttelt hernach kräftig die Sammlung, womit die Verwendung in anderen Bezügen, als denen der vorliegenden Untersuchung verstanden sein will, dann sind die Grundbegriffe wiederum in anderen Ausformungen und Nuancen zu sehen. Deshalb ist der Rezipient gebeten, einen gemeinsamen Blick mit dem Autor in das Kaleidoskop zu werfen, um für den weiteren Verlauf der Untersuchung, wenn Leibliche Kinder aus ihrem Leben berichten und diese Daten verstanden, geordnet und ausgewertet sein wollen, ein gemeinsames Grundverständnis entwickelt zu haben.

Mit dem KRONBERGER KREIS (1998, S. 17 ff), einer Gruppierung von ErziehungswissenschaftlerInnen und PädagogInnen, die sich in Bezug auf pädagogische Einrichtungen - und als solche sind die Settings familienorientierter Ersatzerziehung bereits oben identifiziert - mit der Frage beschäftigen, „Wie man den eigentümlichen Charakter erzieherischer Praxis verstehen kann“, wird **Erziehung**¹² als eine Dienstleistung definiert, die in ihrer Natur „personal“ ist, da sie von Personen an Personen erbracht wird. Die explorative Frage

¹² Die vorzustellenden Grundbegriffe werden jeweils im Fließtext im Fettdruck hervorgehoben. Sie können nicht mit Interviewteilen verwechselt werden, die ebenfalls im Fettdruck stehen, da sich die Vorstellung von Grundbegriffen auf die entsprechenden Kapitel beschränkt, in denen Grundbegriffe vorgestellt werden.

der Autoren führt sie im Hinblick auf institutionelle, pädagogische Einrichtungen sinngemäß zu folgenden Aussagen:

- Da Menschen keine Maschinen sind, kann man Kinder nicht einfach nach Plan „bearbeiten“, sondern pädagogische Fachkräfte bewegen sich in einem kommunikativen Feld mit einem komplexen Beziehungsgeschehen – „im pädagogischen Feld beobachten und bewerten, beeinflussen und verändern sich alle Beteiligten gleichzeitig“ (17).
- Das einzigartige Geschehen ist gebunden an die jeweilige Situation und kann zeitlich nicht umgekehrt werden – „es gibt in humaner Praxis keine Wiederholungen.“ (17)
- Erzieherische Praxis ist nie einseitig, sondern es begegnen sich Personen, die ihre Rollen als Objekte und Subjekte tauschen können – „Erziehung kommt überhaupt nur zustande, wenn beide eine situative Übereinstimmung erzielen, zusammenpassen, sich aufeinander beziehen, um sich zu verselbständigen, ein gegenseitiges Verändern im Milieu des anderen ermöglichend.“ (18)
- Professionell zu handeln, heißt Beziehungen spontan und mit Überlegung zu gestalten – es ist ein Überlegen im Handlungsvollzug „reflection-in-action“, wie es der amerikanische Praxistheoretiker Donald Schön genannt hat.“¹³(18)
- Erziehung zielt „auf Autonomie und Gemeinschaftsfähigkeit ... auf Bedürfnisbefriedigung und Kompetenzerweiterung ... auf Engagement für den gerechten Ausgleich ... nicht zuletzt auf die Bewältigung destruktiver Aggression und die Überwindung gegenseitiger Neigung zu Ausgrenzung und Vernichtung.“ (18)

Beide Seiten – Professionelle und Kinder – erzielen bei günstigem Verlauf einen Zugewinn. Zweifellos ist eine besondere Dimension im Felde des Erziehens somit das **Lernen**, da es sich im Rahmen der Erziehung in sozialen Bezügen ereignet, wird auch vom **Soziales Lernen** gesprochen. LENZEN (2000, S. 100) verwendet diesen Begriff „in einem sehr allgemeinen Sinn als Gesamtheit aller Veränderungen der Persönlichkeit, soweit diese nicht durch biologische Reifung angeborener Anlagen erklärt werden können.“ Nach seiner Sichtweise bestehen die Lernprozesse „nicht darin, daß äußere Reize in einem vorher leeren Bewußtseinskasten einfach gespeichert werden; vielmehr sind wir als Subjekte immer aktiv dabei beteiligt, zum einen, weil wir uns nie nur passiv in der Welt finden, sondern ihr handelnd gegenüber treten, zum zweiten, weil wir die erlebten Eindrücke in unserem Kopf weiterverarbeiten und organisieren. Es handelt sich also um eine Wechselwirkung (Interaktion) von äußeren, d.h. objektiven, und inneren, d.h. subjektiven Bedingungen.“

Es findet somit auch ein allgemeines, nicht unbedingt beabsichtigtes Lernen statt, das nicht auf erzieherische Handlungen zurückzuführen ist. Dieses allgemeine, umfassende Lernen wird als **Sozialisation** bezeichnet. Menschliches Verhalten ist im Sinne von **Sozialisation** weitgehend zu verstehen als (SCHAUB und ZENKE, 1995, S. 128) „Ergebnis aus unbewußt aufgebauten Reiz-Reaktionsmustern, aus Identifikationen mit erfolgreichen und zugleich für das eigene Wohl wichtigen Modellpersonen, aus vielfältigen Prozessen der Rollenübernahme und aus positiven Verstärkungen für richtiges und negativen Sanktionen für falsches Verhalten.“

Innerhalb eines weit zu fassenden Sozialisationsbegriffes (vgl. LENZEN, 2000, S. 102) ist Erziehung ein Teil des umfassenderen Geschehens (Sozialisation) zu begreifen.

Mit den obigen Aussagen ist ein fachlicher Konsens definiert, wie er sich u.a. aus dem **ökologischen Sozialisationsmodell** von BRONFENBRENNER (1989) herleitet. Der Mensch ist nach diesem Modell ein aktives Subjekt, der sich im Rahmen seiner Sozialisation, so auch in Settings der Ersatzziehung (Heime und andere Institutionen), bei der Übernahme von Normen, Werten, Rollen und Einstellungen selbst organisiert. Es geht demnach um sein eigeninitiirtes Lernen innerhalb einer ökologischen Determination (z.B. Setting für familienorientierte Ersatzerziehung). Mit dieser Feststellung befinden wir uns in einem **systempädagogischen Ansatz**, wie er u.a. von HUSCHKE-RHEIN (1987, 1988, 1989, 1990) beschrieben wird. Allgemeines Anliegen dieses Ansatzes ist es, die Gesetzmäßigkeiten von organischen, sich selbst organisierenden Systemen auf andere Bereiche zu übertragen, so auch auf die Pädagogik. CAPRA (1983, S. 294) bezeichnet den sich entwickelnden Prozess der Sozialisation als

¹³ SCHÖN, DONALD; The Reflective Practitioner, How Professionals Think in Action. New York 1983

Transaktion „die gleichzeitige und voneinander abhängige Wechselwirkung multipler Komponenten.“ Für die Pädagogik hatte die hinter diesem Ansatz liegende Systemtheorie den Effekt der Loslösung vom monokausalen Denken (vgl. One belt theories, MALETZKE, 1963), denn die verschiedenen Systeme werden in der Realität vielschichtiger Wirkungszusammenhänge gesehen, mit zeitlichen Abläufen, zyklischen Beziehungen und Rückkopplungen. Der kybernetische Homöostasebegriff dient als Denkmodell, wenn BATESON (in HUSCHKE-RHEIN, 1988, S. 64) fordert, dass in jedem der Systeme ein Gleichgewicht herrschen soll. Dieser Gedanke ist im Hinblick auf das Thema „Leibliche Kinder in familienorientierten Settings der öffentlichen Ersatzerziehung“ zu beachten, da die Frage des gesunden Gleichgewichtes sowohl in Familien (vgl. SAUER, 1979) als auch in Institutionen (vgl. GOFFMANN, 1977 und SIMMEN, 1988) immer wieder Gegenstand der Diskussion ist. Das Gleichgewicht als ein sozialpsychologischer Steuerungsmechanismus für menschliches Verhalten findet sich wieder in den **Austauschtheorien** von GOULDNER (in BIERHOFF und MONTADA, 1988, S. 10): „Nach diesen Theorien werden ... in unserer Gesellschaft Normen gelehrt und durch positive und negative Sanktionen gestützt, wie gerechte, ausgeglichene Austauschbeziehungen verwirklicht werden.... Bei solchen unausgeglichenen Austauschbeziehungen werden die Akteure entweder die objektiven oder die phänomenalen Verhältnisse und zwar auf der Nutzen- und/oder der Kostenseite verändert, um die Beziehung auszugleichen.“ Wie nun Leibliche Kinder mit der Situation umgehen, wie sie reagieren, wenn Maßnahmekinder in die Familien aufgenommen werden, darf aus Sicht dieses Theorieansatzes mit Spannung erwartet werden.

Nachdem die Begriffe Erziehung und Sozialisation vorgestellt, sowie deren Verortung im theoretischen Bezugsrahmen grob vorgenommen wurde, soll ein Blick in die erzieherische Praxis etwas tiefer ins gewählte Thema führen.

Die Spannung, die sich zwischen den Begriffen Erziehung und Sozialisation auftut, ist für pädagogische Settings, in denen zielgerichtet erzogen werden soll, offensichtlich. Während nach LENZEN (2000, S. 102) Sozialisation die Gesamtheit der Lernprozesse meint, ist Erziehung „ein intentionales, geplantes und dabei normativ orientiertes Handeln eines in der Regel professionellen, d.h. ausgebildeten <Erziehers> und findet in der Regel in besonderen Institutionen ... statt.“

Bereits STARK (1973) hat das Begriffspaar **„’Intentionale Erziehung’ vs. ‚Funktionale Erziehung’**“ vorgestellt. Demnach ereignet sich Erziehung funktional dann, wenn Lernprozesse unbeabsichtigt eintreten, z.B. wenn Jugendliche voneinander in dafür nicht extra geschaffenen Orten „unbeabsichtigt“ lernen (Peer-group-Effekte; vgl. NAUDASCHER, 1977). Intentionale Erziehung liegt im Gegensatz (vergl. LENZEN, s.o.) bei beabsichtigten, organisierten Lernprozessen vor. Bei der Frage nun, welche Form von Erziehung in den Settings der familienorientierten Ersatzerziehung vorliegt, ist man auf den ersten Blick geneigt von funktionalen Lernprozessen zu sprechen, da die Erzieher in familienorientierten Formen, die durch die Aufnahme der Maßnahmekinder in das intime Beziehungssystem der Familie gekennzeichnet sind, sich selbst als Modelle einbringen, um Authentizität vorzuleben und Identifikationsobjekte zu sein. Ebenso sind die Leiblichen Kinder zu begreifen, nämlich als Interaktionspartner, die die Regeln des Familienlebens an die Stiefgeschwister weitervermitteln. Dem funktionalen Lernen wird eine große Kraft zugesprochen, da es sich um effizientes Lernen handelt, wenn von Modellen gelernt werden kann (vgl. sozial-kognitive **Lerntheorien**¹⁴).

Von unbeabsichtigtem Lernen kann allerdings in den Settings der familienorientierten Ersatzerziehung nicht die Rede sein, denn es werden ausdrücklich Familien (in den meisten Fällen mit eigenen Kindern) eingeworben, um absichtsvoll und systematisch (professionell) ein Feld zu kreieren, in dem anscheinend funktionale Lernprozesse angelegt sind, die aber letztlich intentional, weil beabsichtigt, sind. HUSCHKE-RHEIN (1990, S. 132 f) zitiert LUHMANN (1986 a, S.98): „Die Familie ... sozialisiert ... ohne beabsichtigte Erziehung ... Sozialisation kommt ohne besondere Aufmerksamkeitsanforderungen durch Mitleben in einem sozialen Zusammenhang zustande. ... Erziehung ... benutzt die Reduktion auf Handlung, um etwas zu erreichen, was die Koordination einer Vielzahl von Bemühungen voraussetzt, also nicht den Zufällen sozialisierender Ereignisse überlassen werden kann. Erziehung arbeitet darum mit

¹⁴ für die pädagogische Psychologie umfassend dargestellt z.B. bei MONTADA und SILBEREISEN, 1983

„Intentionen“, ... ist intentionalisiertes Handeln.“ Settings der familienorientierten Ersatzerziehung und damit deren Kernsysteme - die Familien - unterscheiden sich demnach wesentlich von Familien, die sich nicht für öffentliche Ersatzerziehung öffnen. Nach LUHMANN wird hier ein „Input/Output-Schema“ angewandt: „Man definiert die Zustände oder Verhaltensweisen, die man erreichen möchte, würdigt die Ausgangslage (Reifegrad, Begabung, Vorkenntnisse) als Bedingungen und wählt die pädagogischen Mittel, um das, was nicht von selbst geschieht, dennoch zu erreichen.“ Seine Folgerung ist: „daß nur ausgebildete Erzieher“ den Erziehungsprozess unter diesen Umständen organisieren können. **Professionalität** der Fachkräfte ist mithin notwendig, um die Prozesse in diesen Systemen zum beabsichtigten Erfolg zu führen, eine Forderung, die von den Protagonisten weitgehend erfüllt wurde, wie die Professionalisierung der Pflegefamilien hin zu Erziehungsstellen zeigt.

Die Settings, in denen Leibliche Kinder ihre Sozialisation erleben, sind demnach intentionale Orte, die sich - theoretisch betrachtet – als künstliche Lernfelder verstehen, zu deren Ausstattung (ökologische Determinanten als Objekte) und Mitglieder (als handelnde Subjekte) die Leiblichen Kinder gehören. Zweifellos verfügen die Leiblichen Kinder über Eltern, die als **Identifikationsobjekte** in einer Antinomie auftreten: biologische Eltern und gleichzeitig am gleichen Ort professionell handelnde Pädagogen, eine Widersprüchlichkeit, die hier nicht bewertet, sondern als mögliches Spannungsfeld für pädagogisches Handeln aufgezeigt werden soll.

Die Lernchancen in solch einem komplexen Beziehungssystem sind vielschichtig. Während die familiären Settings zum Zwecke des Sozialen Lernens für die Maßnahmekinder zielgerichtet konzipiert (intentional) sind, so bieten sie im Sinne eines systempädagogisch gewendeten Sozialisationsbegriffes funktional (unbeabsichtigte) Lernchancen für die Leiblichen Kinder. GEULEN in LENZEN (2000, S. 116): „Wir sehen, daß auf jeden Fall durch Geschwister das Feld möglicher sozialer Erfahrungen eines Kindes in der Familie erweitert wird und damit sowohl Chancen als auch gewissen Festlegungen seiner Persönlichkeitsentwicklung verbunden sind ...“

Wenn GEULEN von Geschwistern spricht, so meint er biologische Geschwister; im Zusammenhang mit Maßnahmenkindern in den Settings der familienorientierten öffentlichen Ersatzerziehung sollen diese nachfolgende als **Stiefgeschwister** begriffen werden, und zwar in Anlehnung an die Begriffe Stiefvater oder Stiefmutter, die allgemein anerkannt sind, zwar nicht als biologisch verwandtschaftlich begründet, so aber doch abgeleitet aus dem Vorsatz, „sich selbst als dauerhaft zu beschreiben“ (TRAPMANN in HUSCHKE-RHEIN, 1990, S. 122 f). Nach TRAPMANN unterliegt der Erziehungsprozess in **Stieffamilien** problembeladenen Faktoren wie z.B. „daß nicht selten jemand jemanden erziehen will, der nicht erzogen werden will“. **Gelingende Erziehung**, zu deren Merkmal die „pädagogische Beziehung“ (NOHL; 1949, S. 153) gehört, wird unter dieser Voraussetzung zumindest erschwert.

Es gibt aber keinen Automatismus, wonach problematische Sozialisationsbedingungen für die Leiblichen Kinder Misserfolge der pädagogischen Bemühungen zeitigen. Sie können bei funktional verlaufenden Transaktionen vielmehr zu einem umfassenden Lernen führen, wenn die Erfahrungen emotional und kognitiv verarbeitet werden. OSWALD in LENZEN (2000, S. 393): „Immerhin dürften auch viele Jugendliche, die Entwicklungsaufgaben zeitgerecht lösen, mit ihren Problemen fertig werden und einen stetigen Zuwachs an Identität gewinnen ...“.

Der Aufbau eines positiven **Selbstwertgefühls** und die Existenz von Lebenszufriedenheit erhalten gar besondere Chancen, wenn sich Menschen in helfenden Settings profilieren können (vgl. SCHMITDBAUER, 1985, S. 24 f) oder sukzessive lernen, schwierige Situationen zu bewältigen. Gute Strategien zur Lebensbewältigung – **Coping** – erschließen Lernchancen. Coping wird von LAZARUS und LAUNIER umfassender dargestellt und (1978, S. 311) definiert als „das Gesamt der sowohl aktionsorientierten wie intrapsychischen Anstrengungen, die ein Individuum unternimmt, um extranale und internale Anforderungen, die seine Ressourcen beanspruchen oder übersteigen zu bewältigen (d.h. meistern, tolerieren, reduzieren, minimieren).“

Beispielhaft haben GRANT und BREESE in SOGIOLOGY OF EDUCATION (1997, S. 192) Coping-Strategien aufgezeigt, welche Möglichkeiten Menschen entwickeln, die sich in Minderheit (**Marginalität**) befinden. Als eine solch marginale Lebenssituation dürften die

Leiblichen Kinder ihre Situation definieren, da sie innerhalb einer pädagogischen Lebensgemeinschaft in einer gesellschaftlichen Sondersituation befinden. Diesen Menschen können sein:

1. (affected) – Diese Menschen zeigen zunehmende Empfindlichkeit, Selbstbefangenheit, Unterlegenheit.
2. (emulative) – Diese Menschen leugnen Marginalität ab; für sie ist Integration ein unbestrittenes Ideal; sie wetteifern, um die Identifikation mit der dominierenden Kultur zu erreichen; sie wollen besser sein als das Original.
3. (defiant) – Diese Menschen schreiben dem System die Schuld zu und können so ihr Unwohlsein zuschreiben, trotzen so ihrer Umwelt und fordern sie heraus.
4. (emissarial) – Diese Menschen können in wechselseitigen Respekt und Wertschätzung mit ihrer Umwelt reziprok einen gemeinsamen Nutzen schaffen, indem sie zwischen Minderheiten und Mehrheiten brauchbare soziale Rolle herausbilden (Riesmann).
5. (withdrawn) – Eine komplette Ablehnung der Marginalität kann zu totalem Rückzug in die Originalkultur führen und eine Partizipation an der Majorität verhindern.
6. (balanced) – Erfahrungen mit den Handlungsweisen beider Kulturen kann schrittweise zu Rollenmodellen führen, in denen man sich in beiden Kulturen ausgeglichen wohl fühlen kann.

Die Studie „Marginality Theory and the African American Student“ hat ihre phänomenologische Parallele idealtypisch überall dort, wo eine Minderheit in der Kultur einer Mehrheit lebt und insofern dürften die coping-Strategien auch bei Leiblichen Kindern auffindbar sein. Techniken zur Lebensbewältigung sind immer Mechanismus um selbstregulativ die sowohl für Maßnahmekinder als auch für Leibliche Kinder gewünschte „**Gelungende Sozialisation**“ zu erlangen. Wovon hängt sie ab ? Als eine Grundbedingung für „Gelingende Sozialisation“ gilt die ausreichende Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse. Dem Mensch ist die Tendenz eigen autonom zu sein, seine ursprüngliche Hilflosigkeit zu überwinden. Mit dieser Einstellung, praktiziert in einem natürlichen Neugierverhalten, kann eine Orientierung in der Welt und über Tätigkeiten eine Aneignung der Umwelt erfolgen. Der Pädagogik fällt die Aufgabe zu Erfahrungen zu ermöglichen, einen Rahmen von Kontinuität, Verlässlichkeit und Schutz zu bieten. Gesellschaftlichen Gruppen anzugehören ist gleichzeitig Voraussetzung wie auch Ziel der Sozialisation. Das Lebensfeld sollte hinreichend stabil und konsistent sein. Das Kind sollte sich angenommen fühlen, bei ausreichendem Schutz in Situationen experimentieren können, damit sich ein **positives Selbstbild** entwickeln kann.

Mit SCHAUDER (1991, S. 9 f) soll unter dem „Selbst“ verstanden werden „eine multiple, mit der sozialen Umwelt interaktiv verbundene relativ stabile, jedoch dynamische Organisation. Das Selbstwertgefühl als die affektive Komponente des Selbst variiert somit in Abhängigkeit von verschiedenen Situations- und Umgebungsaspekten.“ Mead (1973, S. 211 f) entwickelt aus dem kreativen Aspekt des Selbst, den er als ‚I‘ bezeichnet, das soziale Selbst, von ihm als ‚me‘ benannt. Das ‚me‘ ist das Ergebnis der Perspektivenübernahme (role taking), in dessen Verlauf das Individuum die Werte und Normen „generalisierter Anderer“ übernimmt und sich vom Standpunkt dieser Anderen her einschätzt. Das bedeutet: das Individuum definiert sich in Abhängigkeit vom sozialen Kontext. Der individuelle Bezugsrahmen für das Denken, Fühlen und Verhalten orientiert sich an der individuellen Umwelt. In ihr ist es nach SCHAUDER generell bestrebt: „Beachtung und Anerkennung anderer Personen zu erlangen. ... Die Schaffung, Aufrechterhaltung bzw. Erhöhung eines positiven Selbstwertgefühls ist als menschliches Grundbedürfnis, als existenzielle Motivation zum Leben zu bezeichnen.... Grundsätzlich scheint die Annahme eines ‚generalisierten Selbstwertgefühls‘, das über alle denkbaren Verhaltenssituationen hinweg erfaßt wird, wissenschaftlich vertretbar.“

3.3 Zusammenfassung

- Es gibt nur vereinzelte deutschsprachige Untersuchungen in Form von Diplomarbeiten und umfassendere im angelsächsischen Sprachraum, die Leibliche Kinder zum Fokus gewählt haben. Diese Untersuchungen weisen interessante Einzelergebnisse aus, wobei jeweils von den Autoren angeregt wird, breiter angelegte Längs- und Querschnittsforschungen durchzuführen.
- In etlichen Untersuchungen, die familiäre Ersatzerziehung in Familienpflege oder Heimerziehung zum Ziel haben, wird den Forschern das Phänomen „Leibliche Kinder“ erst während der empirischen Erhebung bewusst. Es finden „mehr oder weniger am Rande“ Problematisierungen statt, die allerdings nur als „Forschungssplitter“ zu bezeichnen sind, da der jeweilige Fokus der Untersuchungen woanders liegt.
- Die „Forschungssplitter“ sind detailreich, erlauben punktuelle Folgerungen, Erkenntnisse und Rückschlüsse aber stehen zusammenhangslos, da ein umfassenderer methodologischer Forschungsrahmen fehlt.
- Die aktuelle Jugendhilfe überwindet mit den familienorientierten Settings den historischen „Waisenhausstreit“, da Familienpflege und Heimerziehung mittlerweile in gleichen Institutionen organisiert werden.
- Die Pluralität der Begrifflichkeiten innerhalb der familienorientierten Settings der Ersatzerziehung lässt sich durch eine Typenbildung reduzieren.
- Es gibt vielfältige theoretische Beiträge zur Fremderziehung in familiären Settings der Fremderziehung aber keine in sich „geschlossene Theorie“.

4 Methodenteil

4.1 Qualitative Forschung als Mittel der Wahl

Wie die Ausführungen in Kapitel 2 und 3 verdeutlichen, kann in Forschung und Literatur von einem weitgehenden „Ausblenden“ der Leiblichen Kinder in Settings der familienorientierten Ersatzerziehung ausgegangen werden, wobei die Leiblichen Kinder insbesondere als Subjekte von Forschung nur marginal einbezogen wurden.

Um diesen „Mangel an Diskurs“ zu verringern, erschien es als ein probates Mittel den Versuch zu unternehmen, die Perspektive der Leiblichen Kinder in den Fokus der Aufmerksamkeit zu stellen, indem die Leiblichen Kinder selbst zur Datenquelle einer Untersuchung gemacht werden (= Forschungsabsicht).

Wiewohl noch im ersten Forschungsschritt, der Analyse von Konzeptionen, der Forscher – zwar stringent am Fokus „Leibliche Kinder“, aber dennoch quasi stellvertretend – das vorliegende Material im Hinblick auf eine mögliche Bedeutung „für“ die Leiblichen Kinder auswertet, kommen in den Untersuchungsschritten zwei und drei (= Herzstück der Untersuchung) die Leiblichen Kinder selbst zu Wort. Im Rahmen der retrospektiven Interviews wird im Sinne der „Oral History“ (erzählte Lebensgeschichte; s. FUCHS, 1984) Lebensgeschichte erzählt, methodisch zu verorten am ehesten als narratives Interview mit Erzählimpuls und fokussierenden Nachfragen durch den Interviewer. Das Material wird analysiert, interpretiert und in einem Ordnungsschema kategorisiert. Dieser Teil der Arbeit nimmt den breitesten Raum der Gesamtuntersuchung ein.

Um die Aussagen der Probanden im Sinne der erzählten Wirklichkeit erschließen zu können, ist das Instrumentarium einer qualitativen Textanalyse das „Mittel der Wahl“. Bereits 1988 haben NIEDERBERGER und BÜHLER-NIEDERBERGER (49) erklärt, dass sich ein qualitatives Vorgehen nicht mehr legitimieren muss.

Nach der Konzeptionsanalyse wurden im zweiten Untersuchungsschritt Interviews mit jungen Erwachsenen geführt, die ihre Kindheit und Jugend in Settings familienorientierter Ersatzerziehung erlebt haben. Sie nehmen im Forschungsdesign den Rang von Fachleuten ein, die eine spezifische Kenntnis des Forschungsfeldes haben und zudem - und dies ist die besondere Perspektive - Beteiligte sind. Es kommen also Systemteilnehmer zu Wort, die in Relation zu anderen Systemteilnehmern wie Eltern, biologischen Geschwistern und Maßnahmekinder standen, die als einzige original und authentisch über die Situation von Leiblichen Kindern in den anvisierten Settings berichten können. Forschungsmethodisch handelt es sich bei den retrospektiven Interviews um einen Weg, detailliertes, biographisches Material (für deskriptive Zwecke) zu gewinnen: „Wenn sich Sozialforscher für soziale Vorgänge interessieren, die ihrer direkten Beobachtung nicht zugänglich sind, oder für Wahrnehmungsweisen und Handlungsentwürfe, die einem ihnen wenig vertrauten Alltag entstammen, liegt die Heranziehung von Erinnerungsberichten von beteiligten ‚Laien‘ nahe.“ (FUCHS; 1984, 139). Mir als Forscher sind die pädagogischen Lebensgemeinschaften allerdings sehr vertraut, gerade deswegen war es wichtig, Betroffene selbst zu Wort kommen zu lassen, um ihre Definition der Realität (Thomas-Theorem) zu erfahren.

Die biographische Methodik nimmt im Forschungskonzept der Grounded Theory (datengestützte Theorie) einen vorrangigen Platz ein, was THOMAS/ZNANIECKI (1958, II, S. 1831f.) in FUCHS (1984, S. 99) wie folgt begründen: „Indem wir die Erfahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen analysieren, erhalten wir immer Daten und elementare Fakten, die nicht ausschließlich auf dieses Individuum begrenzt sind, sondern die als mehr oder weniger allgemeine Klassen von Daten und Fakten behandelt werden und so für die Bestimmung von Gesetzmäßigkeiten des sozialen Prozesses genutzt werden können.“ Die „wirklichen menschlichen Erfahrungen und Einstellungen“ sollen im Forschungsprozess erreicht und für die Erkenntnis erschlossen werden.

Im Gegensatz zur Analyse von Konzeptionen (s. erster Forschungsschritt) wird mit den retrospektiven Interviews eine völlig andere Ebene in den Forschungsprozess einbezogen: „Biographisches Material wird erhoben und interpretiert, um das Handlungsverständnis und das Handeln innerhalb bzw. unterhalb der Regeln institutioneller Strukturen kennenzulernen, um die

‚Sicht ‚von innen‘, vom intentional strukturierten Handlungsraum der Beteiligten aus‘ (Kohli 1981c, 440) zu erreichen.“ (FUCHS 1989, S. 142).

Es handelt sich bei der vorliegenden Untersuchung weder um Feldforschung im klassischen Sinne¹⁵, noch um „Action Research“¹⁶, da dem Forscher Zurückhaltung als geboten erschien, da die o.g. Studie von POLAND et.al. gezeigt hatte, wie problematisch es sein kann, wenn Leibliche Kinder als aktuelle Systemteilnehmer in Forschung einbezogen werden. So wurden für die Interviews mit Beteiligten ehemalige Leibliche Kinder gewählt, die also nach den Interviews nicht wieder in die Settings zurückkehrten. Dies war angezeigt, da biographische Interviews stets einen gewissen Effekt an distanzierender Reflexion für die Teilnehmer ergeben können. FUCHS (1984, S. 265) verweist auf die möglichen Folgen eines biographischen Interviews: „Mindestens hat sich die Aufmerksamkeit des Befragten für bestimmte lebensgeschichtliche Prozesse oder für eine biographische Zwischenbilanz erhöht. Vielleicht sind aber auch so tiefgreifende Fragen zur Sprache gekommen, daß der Befragte jetzt seine Biographie in relevanten Aspekten anders sieht als vor dem Interview.“

Oftmals kann eine Reflexionsebene erreicht werden, aus der eine mitunter auch kritische Rückkopplung an das Setting erfolgt. Aus diesem Grunde erscheint es forschungsethisch nur dann möglich Personen, die auch nach dem Forschungsvorgang wieder in das Forschungsfeld zurückkehren, zu befragen, wenn im Anschluss eine hinreichende fachliche Begleitung des sich entwickelnden Alltages möglich ist oder zumindest abzusehen ist (Notwendigkeit von Klärung), so dass antizipierbare Komplikationen zuvor mit allen Beteiligten geklärt werden und Zustimmung aller zum Forschungsvorhaben besteht.

Qualitative Forschung schöpft ihre soziologischen Grundlagen (vgl. LAMNEK, 1988; FLICK, 1995) aus dem Symbolischen Interaktionismus¹⁷, die wissenschaftstheoretische Basis aus

¹⁵ Eine von LEWIN (1963) mit Rückgriff auf die Gestaltpsychologie der Berliner Schule (WERTHEIMER, KÖHLER u.a. erarbeitete Vorgehensweise, die soziale Erscheinungen in ihrer natürlichen Umgebung untersucht.

¹⁶ „Action Research“ wird allgemein als „Handlungsforschung“ übersetzt (vgl. HUSCHKE-RHEIN, 1987, S. 183); es handelt sich um eine Spielart von Feldforschung, bei der es ausdrücklich Anliegen des Forschers ist, in das Feld einzugreifen um Veränderungen zu initiieren.

¹⁷ Symbolischer Interaktionismus, auf MEAD (in: Geist, Identität und Gesellschaft; 1988) zurückgehend, will „individuelles Verhalten und Bewußtsein aus dem sozialen Prozeß heraus“ (FUCHS, 1973, S. 310 in LAMNEK, 1988, S. 45) erklären; der soziale Prozeß ist strukturiert „durch Muster aufeinander bezogenen Handelns“ (a.a.O.); wobei im Verlaufe der Interaktion, die zwischen Sozialpartnern über Symbole (z.B. sprachliche) verläuft, eigenes Verhalten aus dem Verhältnis von Aktion und Reaktion entwickelt wird. Für das Thema „Leibliche Kinder“ bedeutet dieser Ansatz u.a., dass z.B. bei gleicher konzeptioneller Grundlage, die tatsächliche etablierende Realität in einem Setting, von der Interaktion abhängt, die zwischen den Protagonisten entsteht.

Phänomenologie¹⁸ und Hermeneutik¹⁹ und entwickelt die Gütekriterien wissenschaftlicher Untersuchungen weiter. Nach HUSCHKE-RHEIN (1987, S. 138) werden sie im qualitativen Forschungsansatz neu definiert:

methodische Transparenz muss gegeben sein, um Nachvollziehbarkeit²⁰ zu erreichen, Realitätshaltigkeit, was durch authentisches Material zu sichern ist und Praxisrelevanz, die sich in der vorliegenden Untersuchung aus dem Umstand ergibt, dass Praxismaterial (Konzeptionen, Interviews) schrittweise, sinnverstehend erschlossen wird, um für die angestrebte Praxisverwendung geeignete Untersuchungsergebnisse vorlegen zu können.

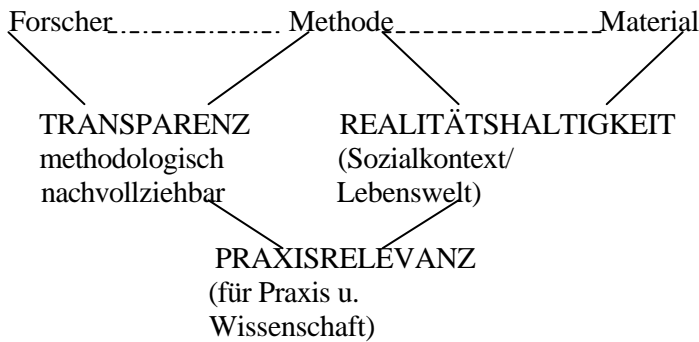


Abbildung 10: HUSCHKE-RHEIN, 1987, S. 138

¹⁸ Die Phänomenologie (s. DANNER, 1979) steht nach LAMNEK (1988, S. 254) als „Lehre der Erscheinungen“ im „Bemühen um eine möglichst vorurteilsfreie Erfassung der sozialen Wirklichkeit.“ Die Dinge sollen nicht so genommen werden, wie sie scheinen, sondern es geht im schrittweisen Erkenntnisprozess darum die „oberflächliche Darstellungsweise aufzulösen“ (ESSER, 1977, S. 89 in LAMNEK, 1988, S. 64) um die Dinge in ihrem Wesen zu erfassen. Sie versteht sich als kritische Wissenschaft, da der Forscher eine distanzierte, vorurteilsfreie Haltung einnehmen soll, um den Betrachtungsgegenstand – das Phänomen – von subjektiven, theoretischen und traditionellen Elementen zu befreien. Innerhalb der phänomenologischen Reduktion dringt der Forscher schrittweise zum Wesen der Dinge vor. LAMNEK (1988, S. 64) skizziert vier Stufen im Arbeitsprozess:

„Alle Elemente und Aspekte eines Untersuchungsgegenstandes werden gesammelt.

Diese Bestandteile des Forschungsobjektes werden daraufhin untersucht, ob sie überflüssig oder veränderlich sind; solche werden ausgeschlossen (Einklammerung).

Es verbleiben jede Elemente, die dann für die Konstitution des Untersuchungsgegenstandes notwendig und invariant sein müssen.

Die verbliebenen, charakteristischen Elemente bilden eine Struktur, sie konstituieren das Typische, das Wesen des Gegenstandes.“

¹⁹ Hermeneutik wird als „Kunstlehre des Verstehens“ (HAUFF, 1971, S. 7 in LAMNEK, 1988, S. 65) verstanden, die unmittelbar an das interpretative Paradigma anschließt. Ihr Gegenstand ist die Auslegung von Lebensäußerungen. Das Sinn-Verstehen (als eigentlich Bedeutsames für die Hermeneutik) durch Einzelne ist möglich, weil die einzelnen Subjekte am Gemeinsamen (objektiver Geist) teilhaben. Höheres Verstehen konstituiert sich innerhalb einer Zirkelbewegung, wobei sich Teil und Ganzes, Vorverständnis und Erkenntnisgewinn, Theorie und Praxis gegenseitig erhellen.

²⁰ Kritiker weisen die Geltungsbegründung für qualitative Forschung mit Verweis auf die „Selektive Plausibilisierung“ (FLICK, 1998, S. 239) auf willkürliche Forscherakte zurück. Subjektivität wird es natürlich immer geben (s. „Primärerfahrungen des Forschers“ in LAMNEK, 1988, S. 92), Aufgabe des Forschers ist es sein Vorgehen dem Rezipienten darzustellen, damit dieser erkennen kann, wie Verallgemeinerungen schrittweise aus dem Datenmaterial erarbeitet wurden.

4.2 Gesamtanlage der Untersuchung

Nach ATTESLANDER (1985, S. 17) ist bei der Planung und Durchführung empirischer Sozialforschung die Festsetzung des Erkenntnisziels und die Formulierung theoretischer Aussagen das Wesentlichste.

Der Forschungsablauf wird von ihm in fünf Phasen unterteilt:

- I. Problembenennung
- II. Definition des Forschungsgegenstandes
- III. Durchführung: Anwendung von Forschungsmethoden
- IV. Analyse: Auswertungsverfahren
- V. Verwendung von Ergebnissen

Dieser klassische Ablauf sozialwissenschaftlicher Forschung ist auch Grundlage der vorliegenden Arbeit. Die Problembenennung (= I. + II.) sowie die Formulierung bestehender theoretischer Aussagen zum Untersuchungsthema (= II.) sind bereits bearbeitet (s. Kapitel 2 und 3), doch bevor mit der Vorstellung von Forschungsmethoden die nächste Stufe im Forschungsablauf betreten wird, soll die Problematik der Theoriebildung an sich thematisiert werden, um den rein explorativen Charakter der Untersuchung zu betonen.

Der Anspruch der vorliegenden Arbeit an Praxisrelevanz ist eingangs betont worden. Es ist WIEDEMANN (1995, S. 440) zuzustimmen, wenn er sagt: „Theorien haben nützlich zu sein.“ und weiter ausführt: „Theorien sind nützlich, wenn sie nicht nur Daten abbilden, sondern ihnen eine Gestalt geben, Beziehungen stiften, hin zu neuen Einsichten führen und neue Fragen und Probleme entdecken. ... Eine Theorie sollte eben nicht nur allgemein, sondern vor allem eine kreative Konstruktion sein.“ Nicht eine vom Ansatz her einseitig deduktive Forschung, bei der von vorhandenen Theorien Hypothesen abgeleitet wird, ist mit dieser Forderung in der Anlage begründet, sondern eine induktive Vorgehensweise, bei der eine gegenstandsbegründete Theorie aus dem Forschungsmaterial entwickelt und bis zur Sättigung anreichernd geprüft wird („data-guided“ vgl. HITZLER und HONER, 1997, S. 259).

Die gegenstandsnahe Theoriebildung ist die Leitidee der Grounded Theory, wie sie zum Beispiel bei WIEDEMANN (1985) im Rückgriff auf GLASER und STRAUß vorgestellt wird. Ihr Anliegen ist es, dass Forscher von einem „Sensitizing“-Konzept, also einer Leitidee ausgehen und sich in „prinzipieller Offenheit“ vom Untersuchungsfeld „belehren“ lassen. Es geht also nicht um das Aufstellen von Hypothesen, deren Verifikation bzw. Falsifikation²¹, sondern um die Ergänzung von Theorie. Ziel sind sogenannte „singuläre Sätze“²² (MERTON, 1995, S. 317) als Typ von Hypothese, deren zeitliche, räumliche oder sonstige Bedingungen eingeschränkt sind, da das Sample der vorliegenden Untersuchung – die Gemeinsamkeit mit allen anderen Untersuchungen - begrenzt ist. Für das Sample der vorliegenden Untersuchung kann eine allerdings eingeschränkte Repräsentativität beansprucht werden, da jeweils aus einer definierten Grundgesamtheit randomisiert ausgewählt wurde; dies schließt nicht aus, dass bei gleichem Auswahlprozedere andere Materialien zur Auswahl kommen, die unter Umständen eine andere Materialbasis erbringen.

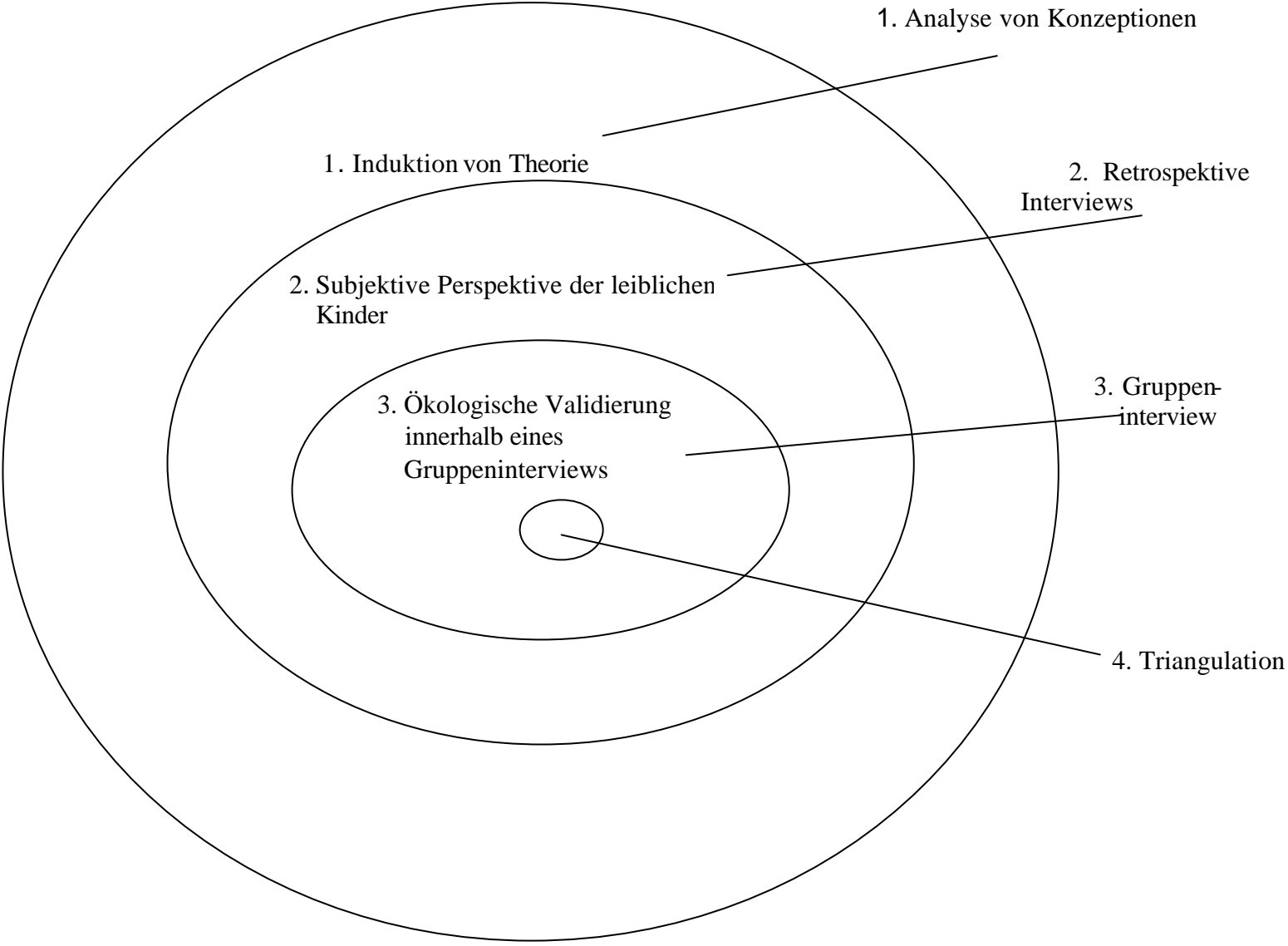
²¹ Die Verifikation (= Bestätigung von Annahmen) bzw. deren Gegenteil die Falsifikation (= Widerlegung von Annahmen) sind Elemente eines hypothesenprüfenden Forschungssettings. Mit Verweis auf die Forschungslogik des kritischen Rationalismus bei POPPER (1984) führt LAMNEK (1989, S. 368) aus, dass „Aussagen so formuliert sein müssen, daß sie durch die Erfahrung widerlegt werden können. ... Solange Hypothesen kritischer Prüfung standgehalten haben, gelten sie als bewährt.“

²² Später – innerhalb der Triangulation – als „Tendenz-Thesen“ ausgeführt

Dennoch kann aus diesem Umstand keine Beliebigkeit gefolgert werden, da sich die Ergebnisse der Untersuchung ausschließlich auf die Untersuchungsteilnehmer beziehen. Die eingeschränkte Gültigkeit kann dennoch den Blick für das „Allgemeine“ öffnen und sich in anderen Fällen empirisch bestätigen, jeder Einzelfall ist allerdings neu zu prüfen.

Der Untersuchungsablauf führt im Sinne einer Fallanalyse über das Verstehen des einzelnen Gegenstandes in der Tiefe und die Formulierung begründeter Ansichten zu einer Verallgemeinerung, also sukzessive über folgende Instanzen (s. auch Abb. 11):

Abbildung 11: Untersuchungsanlage



1. Problemskizze:

Inserat der Einleitung – Leibliche Kinder sind ausdrücklich in familienorientierten Settings der gesellschaftlichen Ersatzerziehung erwünscht. Die Frage stellt sich: Welche soziale Wirklichkeit wird mit den Settings familienorientierter Ersatzerziehung für die Leiblichen Kinder generiert?

1.1. Literaturrecherche – Die Leiblichen Kinder werden weitgehend ignoriert. Fehlt hier eine Interessenvertretung? Gibt es überhaupt ein fachliches Interesse an der Situation der Leiblichen Kinder? Welche Effekte hat die „Theorie der familienorientierten Ersatzerziehung“ für die Sozialisation der Leiblichen Kinder?

1.2. Relevante Grundbegriffe zur Skizzierung der Arbeit in familienorientierten Settings.

2. Untersuchungsebene: **Fokussierte Inhaltsanalyse von Konzeptionen:**

Sind die Leiblichen Kinder in den familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung thematisiert? Wenn ja, wie? Welche sozialen Wirklichkeiten werden mit den Konzeptionen generiert?

3. Untersuchungsebene: **Retrospektive Interviews mit „ehemaligen Leiblichen Kindern“:**

Wie haben die Leiblichen Kinder ihre Kindheit und Jugend in den familienorientierten Settings erlebt? Wie sehen sie ihr Verhältnis zu den Maßnahmekindern und den Eltern? Was denken Sie über die Effekte der Jugendhilfemaßnahme für ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung? Welche Rollen haben die Leiblichen Kinder im Jugendhilfesetting eingenommen? Welches sind spezifische Merkmale familienorientierter Settings öffentlicher Ersatzerziehung aus der Sicht der Leiblichen Kinder?

4. Untersuchungsebene: **Fokussierte Gruppenbefragung:**

Die Leiblichen Kinder nehmen auf der Untersuchungsebene II verschiedene Positionen ein, machen Aussagen, stellen Fakten und Szenarien vor, die in einer zusammenfassenden Abstraktion als Diskussionsgrundlage für andere Leibliche Kinder dient. Wie diskutieren diese Leiblichen Kinder die Ergebnisse auf dem Hintergrund ihrer individuellen Erfahrungen?

5. Perspektiven-Triangulation als zusammenfassende und vergleichende Abstraktionsebene, die zur auswertenden Darstellung und Schlussdiskussion der Ergebnisse führt.

Das Selbstverständnis der Untersuchung ist mit induktiv in dem Sinne beschrieben, dass ausgehend von einer Praxisexploration (Problemskizze und Untersuchungsebene I), die in den Fokus genommenen Leiblichen Kinder aus ihrer Beteiligtenperspektive heraus, mit ihrem individuellen Erleben, die theoretischen Aussagen aus Literatur und Konzeptionen illustrieren (Untersuchungsebene II) und in einem weiteren Schritt wiederum Leibliche Kinder die Verdichtung der Daten diskutieren und damit eine „ökologische Validierung“²³ (Untersuchungsebene III) durchführen. Die Triangulation zum Abschluss der Arbeit soll die beim Rezipienten geweckten Hoffnungen auf praxisrelevante Ergebnisse einlösen.

4.3 Auswahl von inhaltlichen Ordnungskategorien

Das Forschungsinteresse ist methodisch bewusst offen gehalten, um eine frühzeitige Verengung zu vermeiden. Die relevanten Themen sollen sich vielmehr aus dem Material heraus sinnhaft ergeben. In einer zirkulären Arbeitsweise werden dabei mögliche Auswertungskategorien als Ordnungsschema erarbeitet, die als geeignet erscheinen, mit der notwendigen Stringenz das Forschungsanliegen zu erfüllen und dennoch frei aus dem Material zu schöpfen.

²³ FLICK, 1998, S. 243 f, beschreibt die kommunikative Validierung als eine Möglichkeit, die Validität (Gültigkeit) der Interpretationen eines Forschers nach Abschluss des Interviews und der Transkription durch „inhaltliche Zustimmung des befragten Subjekts“ zu sichern. Wesensmerkmal ist, dass es zu einem zweiten Treffen mit dem Subjekt kommt. Bei der Ökologischen Validierung hingegen, besteht nicht die Möglichkeit das Subjekt zu seinen Aussagen zu befragen; ersatzweise werden die Aussagen einer plausiblen Gruppe von ähnlichen Subjekten zu Diskussion/ Meinungsbildung und Feedback vorgelegt.

Die Fülle der Daten musste in ein Ordnungsschema eingefügt werden, um diese als Forscher überblicken zu können und gleichzeitig sollte es möglich bleiben, in einer induktiven Arbeitsweise aus dem Material heraus eine Erkenntnisebene zu erreichen, auf der zumindest zwei Sichtweisen fixiert sein sollten: zum einen das individuelle Erleben der Leiblichen Kinder abzubilden und zum anderen ein überindividuelles, valides Abstraktionsniveau zu formulieren. Bei der Entwicklung der Ordnungskategorien wurde zunächst unter dem Eindruck des systemtheoretischen Ansatzes anerkannt, dass es in den Settings Systemteilnehmer gibt, zu denen von den Leiblichen Kindern soziale Beziehungen bestehen. Es wurden die Maßnahmekinder und die Eltern der Leiblichen Kinder ausgewählt, da die Interaktionen mit diesen vornehmliche Themen in den retrospektiven Interviews waren; ausgeblendet wurden die leiblichen Geschwister, „Drittkräfte“, Trägervertreter und Verwandte. (= s. Kategorien A und B) Bei der Sichtung des Materials zeigte sich, dass es außer den sozialen Beziehungen zu anderen auch immer einen „inneren Dialog“ gibt, der die Beziehung zu sich selbst andeutet (der „generalisierte“ Andere; vgl. MAED, 1988). (= s. Kategorie C) Eine erste Analyse von Interviewsequenzen ergab, dass weitere Kategorien zu abstrahieren waren, da es galt auch abstraktere Äußerungen zu kategorisieren. (= s. Kategorien D und E) Nach der mehrstufigen Materialsichtung waren folgende Kategorien entwickelt und als geeignet befunden die Fülle des oben angedeuteten Materials angemessen zu „bewältigen“:

A: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern

In den verschiedenen Spielarten von familienorientierten Settings leben die Leiblichen Kinder und die Maßnahmekinder zusammen. Auch wenn die Nähe zueinander in den verschiedenen Settings sehr unterschiedlich ausfällt, gibt es stets Beziehungen, weil die beiden Kategorien von Kindern immer „einunddemselben“ „intimen Beziehungssystem“ (SCHNEEWIND, 1991) angehören, in denen die Beziehung zu den anderen Systemteilnehmern unausweichlich ist (RÖSSLER/TÜLLMANN, 1988). Ob dabei immer die konzeptionell angestrebte „gelingende Beziehung“ erreicht werden kann, die für die Lebensqualität der Leiblichen Kinder von Bedeutung ist, ist von Interesse.

B: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern

Neben die Leiblichen Kinder treten in den familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung die Maßnahmekinder ein. Eine umgekehrte Prozessdynamik kann sich dann ergeben, wenn Leibliche Kinder in das Setting hineingeboren werden. Auf der gegenüberliegenden Generationenseite befinden sich die Eltern bzw. die Betreiber /Betreuer. Die Eltern sind für die Leiblichen Kinder dominierende Systemfaktoren, die das Sozialisationsfeld wesentlich bestimmen. Es erscheint plausibel das Verhältnis der Leiblichen Kinder zu den beiden Elternteilen in den Blick zu nehmen, da das Eltern-Kind-Verhältnis von besonderer Relevanz ist, wenn man das psychosoziale Wohlbefinden der Leiblichen Kinder sowie das Sozialisationsgeschehen insgesamt zum Betrachtungsgegenstand einer Analyse hat.

C: Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst

Mit den beiden vorgenannten Beziehungen Leiblicher Kinder zu den Maßnahmekindern und den Eltern ging es um phänomenologisch erfassbare Gesellungsdimensionen. Das Verhältnis zu sich selbst liegt auf einer tieferen Ebene dahinter, die erst durch sinnhaftes Fallverstehen erschlossen werden kann. Von Interesse dabei ist, wie das Leibliche Kind mit dem Erlebten umgeht, welche Anteile bewältigt werden oder auch nicht, auf welche Art eine Bewältigung gelingt (Coping) oder misslingt. An welchen Stellen entwickeln sich dauerhafte Strategien und tragen sukzessive zur Persönlichkeitsentwicklung und –ausstattung bei?

D: Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting

Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting zu verstehen, hat für die Anlage der Untersuchung einen strukturstiftenden Aspekt, denn mit diesem Verständnis wird das Leibliche Kind nicht mehr ausschließlich als Kind oder Jugendlicher gesehen, sondern es sollen die speziellen Aspekte im Datenmaterial aufgespürt werden, die eine Mitgliedschaft als mitwirkende Person kennzeichnen. Die Entscheidung für diese Ordnungskategorie der

Auswertung ergab sich zwingend aus dem Material, da alle Informationsquellen übereinstimmend diese Sichtweise erforderten.

E: Wesensmerkmale des Settings aus der Sicht des Leiblichen Kindes

Die familiären Settings der öffentlichen Ersatzerziehung sollen aus der Sicht der Träger und Betreiber bestimmte begünstigende Wesensmerkmale aufweisen, wie sowohl die theoretischen Hinweise aus der Literatur belegen als auch das nachgewiesene Interesse der Träger an dieser Angebotsform. Welche Wesensmerkmale dieser Settings aus der Sicht der Leiblichen Kinder für deren Sozialisation relevant sind, können andere Aspekte sein, als die theoretisch und vom Träger konzeptionell-organisatorisch intendierten. Hierüber mehr zu erfahren, war ein zentraler Ansatz der Untersuchung.

Mit der Entscheidung, die von A bis E genannten Kategorien als Ordnungs- und Auswertungskategorien zu fixieren und somit als „Roten Faden der Untersuchung“ zu etablieren, bleiben andere Aspekte unbetrachtet, da sie für den Erkenntnisprozess als weniger bedeutsam einzustufen waren. Zu solchen Aspekten zählen zum Beispiel:

- das Verhältnis der Leiblichen Kinder zu den biologischen Geschwistern
- die Begegnung der Leiblichen Kinder mit den Herkunftsfamilien der Maßnahmekinder
- der Bezug zum organisatorischen Träger des Settings oder dessen Stellvertretern.

4.4 Datenerhebung / Datenauswertung

4.4.1 Inhaltsanalyse allgemein

In den drei Untersuchungsschritten wird Textmaterial als Datengrundlage herangezogen, womit die allgemeinen Ausführungen zur Inhaltsanalyse als mitgeltende Grundlage zu verstehen sind, dies mit LAMNEK (1989, S. 168), der eine dienende Funktion der Inhaltsanalyse sieht „im qualitativen Paradigma der Auswertung bereits erhobenen Materials, und das heißt, sie dient der Interpretation symbolisch-kommunikativ vermittelter Interaktion in einem wissenschaftlichen Diskurs.“

LAMNEK (1989, S. 173) unterscheidet mit Rückgriff auf ATTESLANDER (1975, S. 72) zwischen „akzidental dokumentierten“, die nicht zum Zwecke der Analyse dokumentiert wurden - um solche Dokumente handelt es sich bei den untersuchten Konzeptionen - und „systematischen Dokumenten“, wie sie mit den retrospektiven Interviews und der fokussierten Gruppenbefragung vorliegen.

MERTEN (1995, S. 59) definiert in Anlehnung an KRIPPENDORF (1967; 1980) Inhaltsanalyse als „eine Methode zur Erhebung sozialer Wirklichkeit, bei der von Merkmalen eines manifesten Textes auf Merkmale eines nichtmanifesten Kontextes geschlossen wird.“ Gegenstand von Inhaltsanalysen sind in der vorliegenden Untersuchung Texte aus:

- Konzeptionen von Settings familienorientierter Ersatzerziehung
- Retrospektive Einzelinterviews
- Fokussiertes Gruppeninterview.

Nach ATTESLANDER (1985, S. 59) stellt ein vorliegender Text die „geronnene Information“ eines vorausgegangenen Kommunikationsprozesses dar. Die Analyse dieses Textes lässt Schlussfolgerungen auf die soziale Wirklichkeit außerhalb des Textes zu. Im Hinblick auf die geführten Interviews und die Gruppendiskussion war vor der Analyse jeweils eine vorausgegangene Kommunikation gegeben. Nicht allerdings bei den inhaltsanalytisch betrachteten Konzeptionen.

Bei jeder Analyse, deren Grundlage ein Text ist, können die Dimensionen Sender, Empfänger und soziale Situation der Kommunikation untersucht werden. Die zunächst rein deskriptive Inhaltsanalyse erfuhr im Verlaufe der Entwicklung von der Inhaltsanalyse als sozialwissenschaftlicher Methode die Erweiterung hin zur inferentiellen Inhaltsanalyse, da nicht die Deskription an sich, sondern das Schließen aus dem Inhalt das Ziel ist. ATTESLANDER (1985, S. 60) merkt an: „Die sozialwissenschaftliche Inhaltsanalyse ist also weder an einer

Textinterpretation noch an einer rein deskriptiven Textanalyse interessiert, obwohl letztere einen Teil der Arbeitsmethode ausmacht. Sie ermittelt und mißt Textzusammenhänge, um soziale Sachverhalte aufdecken zu können.“

Da sowohl die Konzeptionen als auch Interviews und Gruppendiskussion als Texte vorliegen und insofern jederzeit allen beliebigen Interessenten zur Rekonstruktion der Analyse vorgelegt werden können, erfüllen sie das Kriterium der intersubjektiven Überprüfbarkeit; damit ist allerdings keine wissenschaftliche Objektivität angestrebt. „Allgemeingültigkeit“ ist das Ziel im Forschungsprozess, wie HUSCHKE-RHEIN(1987, S. 29) beiträgt, da Objektivität außerhalb unserer Möglichkeiten liege. MERTON geht es bei der Inhaltsanalyse ausdrücklich darum, zunächst einmal einen Text nicht zu verstehen, sondern ihn physikalisch, syntaktisch und semantisch möglichst „objektiv“ zu beschreiben. Als inhaltsanalytisches Verfahren muss die Inhaltsanalyse allerdings diese pragmatische Ebene verlassen, wenn es darum geht, die eigentlichen Inhalte der Kommunikation zu erfassen.

Der Inhaltsanalyse voraus geht immer der Prozess der Datenerhebung, z.B. durch das Mittel der Befragung. In der nachfolgenden Vertextlichung wird eine symbolische Wirklichkeit erzeugt, die als Datenmaterial für die Inhaltsanalyse gilt. Die Inferenzen des Interviewprozesses werden als Bestandteil des Kommunikations- und Analyseprozesses bedacht. MERTON (1995, S. 334): „Soziale Wirklichkeit ist ja, wie die Theorie des *Konstruktivismus* so überzeugend aufgezeigt hat (vgl. exemplarisch Hejl 1987: S. 303 ff.), nicht ein wie auch immer definierter Bestand an Objektivität, sondern selbst ein soziales Konstrukt.“ Der Erkenntnisprozess ist notwendigerweise um die Dimension des Verstehens zu ergänzen, wie es DANNER (1979, S. 146) beschreibt: „Das phänomenologische Beschreiben erschöpft sich nicht im *Sammeln* von Daten, sondern zielt auf *Wesenserfassung*. In formaler Analogie zur eidetischen Reduktion²⁴ besteht diese im Herausholen eines *Invarianten* und *Allgemeinen* der untersuchten Sache.“

Die Methode der Inhaltsanalyse wurde systematisch verfeinert. Neben der quantitativen Inhaltsanalyse, die von LAMNEK (1989, S. 186) als Erhebungstechnik qualifiziert wird, während die Inhaltsanalyse im qualitativen Paradigma eine Funktion als Auswertungstechnik einnimmt, trat die qualitative Kontextanalyse (Statements sind nicht zufällig, sondern entsprechen den Kommunikationsabsichten), eine Entwicklung die zur kommunikativen Inhaltsanalyse führte, in deren Verlauf die gesamte Kommunikation untersucht wird. Mit Hilfe der Bedeutungsanalyse rekonstruiert der Analytiker die Codierungs- bzw. die Decodierungsregeln von Sender und Empfänger. ATTESLANDER (1985, S. 69): „Vereinfacht gesagt, ist die Bedeutungsanalyse eine Kombination von Verfahren, um Beziehungen zwischen einem Wort und einem so bezeichneten Objekt festzustellen und darüber hinaus zusätzliche Informationen, z.B. bestimmte Gefühlswerte, die mit dem Wort verbunden sind, aufzudecken.“

Im Prozessverlauf der Gesamtuntersuchung musste das Datenmaterial stringent zusammengeführt werden, da in der „Schaukelbewegung des hermeneutischen Zirkels“ in den „Textimmanenten und Koordinierenden Interpretationen“ (vgl. LAMNEK, 1989, S. 201) viel Material generiert wird, das auch bearbeitet werden muss. Es finden sich Elemente:

- der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (1988) – z.B. Kategorisierung, Strukturierung, Explikation –
- der Objektiven Hermeneutik nach OEVERMANN (in LAMNEK; 1989, S. 213 ff; vgl. BOHNSACK, 1993) – Herausarbeitung latenter Sinnstrukturen (auch objektive Bedeutungsmöglichkeiten) in einer „miteinander streitenden Forschergruppe“ -,
- des narrativen Interviews (SCHÜTZE, 1976 bei HERMANN in FLICK, 1995, S. 182 ff) – authentisches Material, Erzählinteresse, Gestaltschließungszwang.

²⁴ Die phänomenologische Reduktion macht es sich nach HUSSERL (in DANNER, 1979) zur Aufgabe, dem Wesen der Dinge auf den Grund zu gehen, sie vorurteilsfrei und von keiner Theorie geleitet in ihrem eigentlichen Sein zu erfassen. Im hermeneutischen Zirkel, dem Versuch durch immer höhere Erkenntnisstufen tiefer in den Kern einer Sache – von der lebensweltlichen Bedeutung hin zur Wesensschau - vorzudringen, bemüht sich der Forscher, die phänomenologische Wesensschau in der Phase der „eidetischen“ Reduktion auf das Wesentliche eines Phänomens hin zu analysieren.

Im Ablauf einer Inhaltsanalyse ist die Aufstellung eines Kategoriensystems ein ergebnisorientierter Arbeitsschritt, um die gewonnenen Daten im Gesamtzusammenhang des Forschungsinteresses zu strukturieren und so für die interpretative Arbeit zu erschließen. Der zirkuläre Charakter der Arbeitsweise ist offenbar: zunächst wird während der Sichtung aus dem Material ein schlüssiges Kategoriensystem erarbeitet, das im weiteren Arbeitsprozess weiterentwickelt wird und schließlich Interpretationen, die in ihrem Wesen in der Regel „wildwuchernd-komplex“ sind, in ihrer Komplexität zu reduzieren (s.o.). Ein solches System stellt nach HOLSTI (1969, S. 95) in ATTESLANDER (a.a.O.) verbindliche Anforderungen an die gewonnenen Kategorien. Demnach müssen die Kategorien:

1. mit den Zielen der Untersuchung korrespondieren,
2. vollständig sein,
3. wechselseitig exklusiv sein,
4. voneinander abhängig sein,
5. ein einheitliches Klassifikationsprinzip bieten und,
6. eindeutig sein.

Das oben dargestellte Kategoriensystem erfüllt die Anforderungen von HOLSTI; es war methodisch geeignet, um die Vielzahl der Daten sinnvoll zu abstrahieren und fand Anwendung in allen drei Untersuchungsschritten.

4.4.2 Fokussierte Inhaltsanalyse von Konzeptionen

Mit der Fokussierten Inhaltsanalyse von Konzeptionen sollte die Literaturbetrachtung aus dem Kapitel 3 in einer intensiveren Form fortgesetzt werden. Dies geschah, indem das Konzept der Inhaltsanalyse auf Konzeptionen von Settings familienorientierter Ersatzerziehung angewandt wurde, stets stringent im Hinblick auf Leibliche Kinder, wobei das aufgestellte Kategorienschema eingesetzt wurde.

Die „Fokussierte Inhaltsanalyse“ wird vermutlich, trotz reichhaltiger Literatur, nirgends als Methode beschrieben sein. Es handelt sich um eine Wortschöpfung des Autors, weil für den Rezipienten der vorliegenden Untersuchung direkt klar sein soll, dass es sich nicht um eine umfassende Analyse der vorliegenden Konzeptionen handeln kann. Diese ist gar nicht gewollt, da die gesamte Untersuchung zur Aufgabe hat, die Perspektive der Leiblichen Kinder zu erschließen. Folglich setzte der Fokus bereits bei der Auswahl des Analysematerials an, indem nur Textpassagen ausgewählt wurden, in denen Leibliche Kinder benannt wurden.

Es liegt damit bei der Inhaltsanalyse von Konzeptionen ein komplementärer Ansatz zugrunde. Eine zunächst rein quantitative Analyse der Konzeptionen wird ergänzt durch qualitative Methoden der Interpretation (vergl. MAYRING in LAMNEK, 1989, S. 182). Zur Auswahl von Konzeptionen und der näheren Analyse wird an dieser Stelle auf das entsprechende Kapitel verwiesen, da ansonsten Ausführungen in doppelter Ausführung gemacht würden.

4.4.3 Biographische Interviews

In Analogie zu FUCHS (1984) wurde die Durchführung der biographischen Forschung in der Abfolge einer logischen Reihe organisiert.

1. Konzeption und Vorbereitung

Zur konzeptionellen Entscheidung gehörte außer den obigen einleitenden Ausführungen die Tatsache, dass die biographischen Interviews sämtlich vom Forscher selbst durchgeführt werden sollten. Um die Beeinflussung durch diesen möglichst gering zu halten, waren narrative Einzelinterviews mit geringem Erzählimpuls geplant. Das narrative Interview folgt nicht einem Frage-Antwort-Schema, sondern es soll nach einem Erzählimpuls Lebensgeschichte frei erzählt werden (vgl. BOHNSACK, 1993, S. 91 ff). Es ist an dieser Stelle vorwegzunehmen, dass es nicht gelang narrative Interviews in „Reinkultur“ durchzuführen, um es mit HERMANN in FLICK (1995, S. 183) auszudrücken, dass in die Erzählepisoden eher „Geschichtchen“ - gemeint als gelungene Erträge aber halt nicht die eigentlich erhoffte längere biografische Erzählung - eingelagert waren. Dies könnte ein Effekt der Vorbereitung der Interviews gewesen sein, da das Einverständnis der Interviewteilnehmer auf recht aufwendigem Wege (a.a.O.)

erreicht werden musste, dies im Vorfeld für einige Diskussionen gesorgt hatte, was eine unbefangene Erzählkultur anscheinend einschränkte, denn der Interviewer wurde als Gesprächspartner betrachtet.

Vor der Interviewphase wurden vom Autor einige Experteninterviews durchgeführt, die dazu dienten, die Erfahrungen, die der Interviewer mit den Settings familienorientierter Ersatzerziehung hatte, abzugleichen. Die Fachleute, die in größeren Jugendhilfeeinrichtungen zentrale Funktionen im psychologischen -, beratenden – und in einem Falle im Forschungsdienst innehatten, begrüßten das Forschungskonzept ausnahmslos, bei dem die Leiblichen Kinder sowohl im Fokus stehen als auch selbst zu Wort kommen sollten.

Die einzelnen Interviews sollten ohne Auswertungsphase nacheinander geführt werden, um so keine Beeinflussung durch den Forscher aufkommen zu lassen, der womöglich Zwischenergebnisse aus ersten Interviews als unbewusste Leistungen in die Interaktion der nächsten Interviews einfließen lassen würde.

2. Erhebung der Daten

Die Interviewteilnehmer wurden über Mittelspersonen gesucht, wobei der gebotene Datenschutz eine besondere Strategie erforderte. Durch die Expertengespräche und weitere Kontakte im Forschungsfeld bestanden Anknüpfungsmöglichkeiten an familienorientierte Settings öffentlicher Ersatzerziehung. Diese Mittelspersonen erhielten Schreiben an potentielle Forschungsteilnehmer, die wiederum über deren Familien an diese gereicht wurden. Es gab somit eine zufällige Auswahl an familienorientierten Settings und an Zielpersonen, wobei die Zielpersonen als erwachsene Leibliche Kinder inzwischen in einem eigenen Lebensraum wohnten. In den persönlichen Anschreiben wurden Forscher und Forschungsanliegen vorgestellt und die interessierten Personen meldeten sich fernmündlich, um telefonisch ein Vorgespräch zu führen und ggfls. einen Termin zu vereinbaren, womit also die erste direkte Kontaktaufnahme zwischen dem Interviewer und der teilnehmenden Person von den Teilnehmern ausging.

Für die Mitwirkung als Forschungsteilnehmer wurde kein Entgelt bezahlt. Die Interviews fanden entweder in der Wohnung der interviewten Person, an einem neutralen Ort z.B. Hinterzimmer einer Gaststätte oder in einem Fall in den Räumen eines Kinderhauses statt.

Die Gespräche wurden mit dem Einverständnis der Teilnehmer auf Tonband aufgezeichnet, wobei der weitere Forschungsprozess (Anonymisierung, Transkription, Auswertung, Rückmeldung) zuvor abgeklärt war.

Die Interviewten wussten vom Interviewer, dass sie sich als Partner (vergl. FUCHS, 1985, S. 215 f) fühlen konnten und im Forscher einen feldkundigen Experten hatten, der selbst jahrelang in einem Setting familienorientierter öffentlicher Ersatzerziehung gearbeitet hatte.

Die Gespräche waren prinzipiell bereits durch die Kontaktabahnung und die telefonischen Verabredungen in ihrer Anlage als Interviews skizziert, bei denen es dem Interviewer darum gehen würde, die interviewte Person zu ihren sozialen Beziehungen innerhalb des Settings während ihrer Kindheit und Jugend zu befragen.

Es durfte angenommen werden, dass sich bei den Probanden im Vorfeld eine gewisse Reflexions- und Erzählspannung aufbaute. Unklar war jedoch für die teilnehmende Person geblieben, um welche Art von Befragung es sich bei dem Interview handeln würde (z.B. hoch- oder niedrigstrukturiert, offene oder geschlossene Fragen).

Die Teilnehmer wurden eingangs mit dem Wesen narrativer Interviews vertraut gemacht und aufgefordert, frei nach ihrer Themenwahl aus Kindheit und Jugend zu berichten. Um Anfangsblockaden zu beseitigen, diente als Hilfsimpuls die Bitte, über die Wohngegebenheiten im Setting zu berichten, die mit den frühesten Erinnerungen der Teilnehmer verknüpft waren.

Es entwickelten sich regelmäßig Gespräche, die sich von einem rein narrativen Konzept wegbewegten, da die geschaffene Gesprächssituation eher als ein „Expertengespräch“ ablief, bei dem die interviewte Person Feedback erwartete oder unter Umständen auch Gegenfragen stellte. Die Haltung des Interviewers war dabei stets interessiert verstehend, gezielt nachfragend und gleichzeitig, gestützt auf klientenzentrierte Gesprächstechniken (vgl. ROGERS, 1983), auch spiegelnd und nicht-direktiv.

Die Interviews endeten in der Regel durch Erreichen des vereinbarten Gesprächslimits (ca. 2 Stunden).

3. Transkription und Auswahl von Textstellen

Die Transkription des Interviews schafft die Möglichkeit Dritte am Forschungsprozess zu beteiligen, womit die Kontrollierbarkeit des Sozialforschers hinsichtlich der Interviewführung und der weiteren Auswertung des Materials hergestellt wird. Bei der vorliegenden Untersuchung hat zunächst der Forscher selbst, der auch als Interviewer tätig war, die Transkription der Tonbänder vorgenommen und zwar als eine „Übertragung in ... eine ‚literarische Umschrift‘ (EHLICH 1980, S. 23 in FUCHS; 1984, S. 271), also nicht Schriftdeutsch, sondern Nutzung der Schriftzeichen zur Wiedergabe des Höreindrucks.“ Zur Intensivinterpretation wurden einzelne ausgewählte Passagen nochmals im Originalton angehört.

Von den 8 durchgeführten Interviews wurden 3 Interviews nach dem „Prinzip des maximalen Kontrastes“²⁵ ausgewählt, um so die Bandbreite der sehr differierenden vorhandenen Settings im Forschungsprozess abzubilden:

1. Erziehungsstelle
2. Erziehungsfamilie
3. Kinderhaus.

Diese Formen, nehmen zwischen den inhaltlichen Polen **Familiennähe vs. Institutionsnähe** (s. Abb. 12) die beiden extremen Positionen ein und lassen auch mit dem Kinderhaus auch eine mittlere Verortung zu:

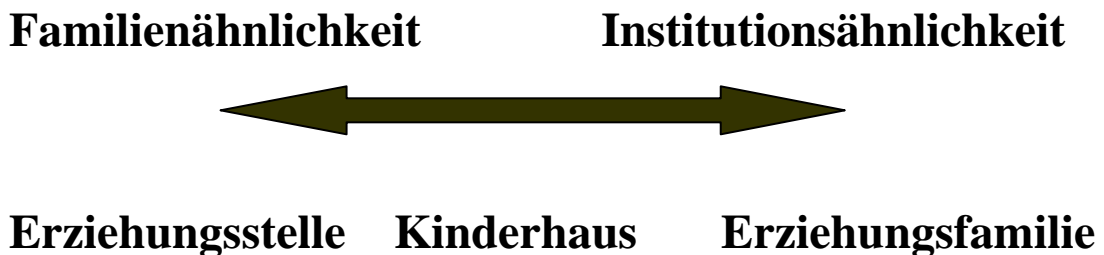


Abbildung 12: Familiennähe vs. Institutionsnähe

1. Die Erziehungsstelle (Nähe zur Pflegefamilie) steht konzeptionell der Familie sehr nahe;
2. die Erziehungsfamilie steht - entgegen der Begrifflichkeit, die eine Nähe zur Familie vermuten lässt -, der institutionellen Form eines Heimes sehr nah und
3. das Kinderhaus kann im Kontext der pluralen Vielfalt an Settings familienorientierter Ersatzerziehung im Mittelfeld zwischen Familie und Institution eingeschätzt werden.

Wie bereits an anderer Stelle ausgeführt: diese gewählte Zuordnung der Settings „Erziehungsstelle, Erziehungsfamilie und Kinderhaus“ ergab sich aus dem vorhandenen Material, da diese Formen unterschiedliche Merkmale aufwiesen (s. Forschungsteil: retrospektive Interviews). Die drei obigen Settings erweisen sich aus den biographischen Texten entweder stärker als familienähnlich oder institutionell. In anderen Settings, die unter den gleichen Bezeichnungen firmieren, kann die Zuordnung „Familiennähe vs. Institutionsnähe“ völlig anders ausfallen, da alle drei genannten Settings in anderen konkreten Fällen völlig unterschiedliche Merkmale aufweisen können zu den in der Untersuchung konkret eruierten.

²⁵ Auf diesem Wege wird ein „theoretical sampling“ (vgl. LAMNEK, 1988, S. 222 f) erzeugt, um über kontrastierende Fälle eine extreme Bandbreite zu erzielen. LAMNEK stellt das „theoretical sampling“ unter der Überschrift „Zufallsstichprobe versus theoretical sampling“ vor und verweist darauf, dass „qualitative Forschung eine eher gezielte Auswahl bevorzugt. ... Mithilfe von theoretical sampling ist es aber möglich, generalisierende Existenzaussagen zu machen, Hypothesen zu entwickeln, Typen zu konstruieren, Gemeinsamkeiten festzustellen, Strukturen zu entdecken etc. Über deren Verteilung und Häufigkeiten sind keine Aussagen möglich; dies wäre weiteren quantitativ-repräsentativen Untersuchungen vorbehalten.“

Die ausgewählten Interviews wurden nach Episoden vollständig sequenziert, d.h. immer dann, wenn ein Themen- oder Erzählstrang (womöglich auch nur vorerst) abgeschlossen ist, wurde ein Sequenzende gesetzt. Dies geschah nach einer „alltagsweltlichen Zuhörerkompetenz“ (vgl. RIEMANN, 1987 in DENTLER, 2001, S. 63). Die feingliedrige und dennoch logische Zerteilung des Textes war notwendig, um im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses Textsequenzen aus dem reichhaltigen Datenmaterial herauslösen zu können, da für die angestrebte Tiefeninterpretation aus forschungsökonomischen Gründen nur eine begrenzte Anzahl an Textmaterial verarbeitet werden konnte.

Die sequenzierten Textstellen boten aber in ihrer Gesamtheit für den Arbeitsansatz einer Tiefeninterpretation einen immer noch zu breiten Rahmen. Es konnte mit einem Auswahlraster eine weitere Einengung des Materials erfolgen. Pro Interview wurden Textstellen ausgewählt, die eine der folgenden Kriterien erfüllten:

- a) Die Textstelle hat zum Thema die **Aufnahme von Maßnahmekindern**.
- b) Der Teilnehmer berichtet über das **Reglement des Zusammenlebens**.
- c) Der Teilnehmer führt eine **bilanzierende Bewertung** durch.

Zu a)

Die Aufnahme von Maßnahmekindern ist in der Regel eine Situation, die in den Erzählungen der Interviewteilnehmer eine besondere Dichte an emotionalem Erleben beinhaltet. In der Narration werden situative Faktoren benannt, die die intensive Rückerinnerung für den Interviewer transparent werden lassen.

Alle Interviewteilnehmer thematisieren die Aufnahme von sich aus, offenbar weil die Chronologie der Ereignisse von diesem Punkt aus eine logische Reihenfolge erhält und die Aufnahme der Kinder gleichzeitiger Auftakt für die Dramaturgie der Ereignisse ist, d.h. ohne die Aufnahme wäre jeweils das Setting nicht zustande gekommen. Insofern ist die Aufnahme von Maßnahmekindern symbolisch eine besondere, zentrale Situation für die Leiblichen Kinder, die nicht nur aus dem Grunde logischer Zeitabfolge sondern auch unter dem Aspekt der biographischen Bedeutung für die Leiblichen Kinder an erster Stelle steht.

Zu b)

Die Regeln des Zusammenlebens bestimmen Freiräume und Grenzen in sozialen Gebilden. Das Regelwerk in einer Institution ist im Gegensatz zu einem intimen System, wie es die Familie darstellt, stets gegenwärtiger und klarer, oftmals gibt es gar Regelbücher. Mit dem Wandel der Familie zur Institution (s.o.), bedingt durch die Entscheidung „eine Agentur für öffentliche Ersatzerziehung“ zu werden, entwickelt sie sukzessive institutionstypische Regeln, die von den Leiblichen Kindern jeweils als solche identifiziert und in den Interviews thematisiert werden.

An den Regeln können die Leiblichen Kinder z.B. Unterschiede zu „rein privaten“ Familien wahrnehmen. Die praktischen Regeln des Zusammenlebens offenbaren die Veränderung der Familie. Es erschien im Kontext des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Arbeit als sinnvoll, solche aussagekräftigen Textstellen zur näheren Betrachtung auszuwählen.

Zu c)

Besonders betrachtenswert waren weiterhin Textstellen, in denen die Befragten von sich aus oder durch die Frage veranlasst, ihre „Setting-Vergangenheit“ bilanzierend reflektierten. Diese Aussagen stellen jeweils komprimierte Bewertungen durch die Teilnehmer dar, in denen ganze Zeitpassagen und Entwicklungen bilanzierend zusammengefasst wurden. Die Teilnehmer nehmen Beurteilungen aus heutiger Sicht vor. Sie hatten bis zur Befragung mehrere Jahre Gelegenheit ihre Vergangenheit im Setting zu bewältigen und durch den zeitlichen Abständen zu Erkenntnissen zu gelangen. Diese Form der Retrospektion ermöglicht dem Analytischen einen direkten Blick auf die subjektive Bewertung, die der Teilnehmer über das Setting und sich in diesem System vornimmt.

Aus jedem der drei ausgewählten Interviews wurden also jeweils drei adäquate Textsequenzen ausgewählt und intensiv interpretiert. Gab es in einem Interview zu einem der Themen mehrere Textsequenzen, so bekam jeweils die Textstelle mit dem höheren narrativen Anteil den Vorzug.

Die Interpretationsarbeit umfasste die weitere Sequentierung der Textsequenzen in überschaubare Feineinheiten, die mit einer alphabetischen Kennzeichnung versehen wurden sowie deren tiefere Analyse. Diese Analyse wurde in zwei Schritten vollzogen: zunächst erfolgte eine textanalytische Arbeit, die eher dem Anspruch des pragmatisch-analytischen Textzugangs entspricht, der auf einer objektivierbaren Ebene erste Textanalysen festschreibt (= 1. Ebene der Tiefenanalyse; jeweils Gliederungspunkt: „Textanalytische Annäherung“).

Die prinzipielle Offenheit und Distanz der Forschungsgruppe (= Sozialwissenschaftler, die gegenseitige Hilfe bei der Interpretation von Texten bieten) sollte mit dieser Maßnahme gesichert werden. Es sollte eine behutsame, schrittweise Annäherung an den Text erfolgen. Zunächst wurden die manifesten Kommunikationsinhalte auf der Interpretationsebene 1 gelistet. Auch latente Kommunikationsinhalte fanden Aufnahme in die Liste, wenn die beteiligten Forscher die Inhalte als offensichtlich und plausibel qualifizierten.

Im Anschluss interpretierten die Beteiligten die alphabetisierten Feineinheiten der gesamten Textsequenz unter dem Gesamteindruck der „Textanalytischen Annäherung“ (= 2. Ebene der Tiefenanalyse; jeweils Gliederungspunkt: „Interpretative Annäherung“). In dieser zweiten Annäherungsrunde zur gleichen Textsequenz konnten die Sinnstrukturen durch die inzwischen erworbene Kenntnis der gesamten Textsequenz durch Explikation eher erkannt werden. Die latenten Sinnstrukturen wurden mit diesem mehrstufigen Erschließen des Textes schrittweise im weiteren Kontext der Textsequenz rekonstruiert. Die Gruppe sicherte mit diesem Verfahren die wissenschaftlich geforderte Intersubjektivität (intersubjektive Validierung, vgl. LAMNEK; 1988).

Im Verlauf des intensiveren Kennenlernens der einzelnen Textsequenzen wurden „dramaturgische Höhepunkte“ herausgearbeitet. Diese Höhepunkte sind Begriffe oder prägnante Formulierungen, die den Sinngehalt einer gesamten Textsequenz symbolisieren (= 3. Ebene der Tiefenanalyse; jeweils Gliederungspunkt: „Interpretativer Fokus“.) In diesen Passagen oder Einzelbegriffen wurde der interpretative Fokus angesetzt, um zumindest pro Textstelle in einem Begriff, der in seiner Qualität allerdings die Gesamtsequenzaussage des Interviewteilnehmers in konzentrierter Form und damit auch den dahinterliegenden subjektiven Sinngehalt beinhaltet, eine Intensivinterpretation zu leisten. An diesem Punkt der Arbeit begegnen sich die Methode des hermeneutischen Zirkels und die sequentielle Intensivinterpretation von OEVERMANN (1996). OEVERMANN interpretiert allerdings kleine Sequenzen, ohne den übrigen Text zu kennen. Dieses Vorgehen ist im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht anwendbar, da vom Autor das gesamte Material zunächst mehrfach gesichtet und bearbeitet wurde, bis die Feinsequenzen vorlagen. Insofern konnte „Oevermann nicht in Reinkultur“ eine Anwendung finden. Dennoch sollte eine seiner Absichten gesichert werden, nämlich in einem Begriff die latente Sinnstruktur des biographischen Interviews zu erschließen und zu verstehen, und zwar in jeweils einem Begriff, der nach Meinung des Forschers in besonderer Weise dafür prädestiniert war, eben den angesprochenen Höhepunkten einer Sequenz.

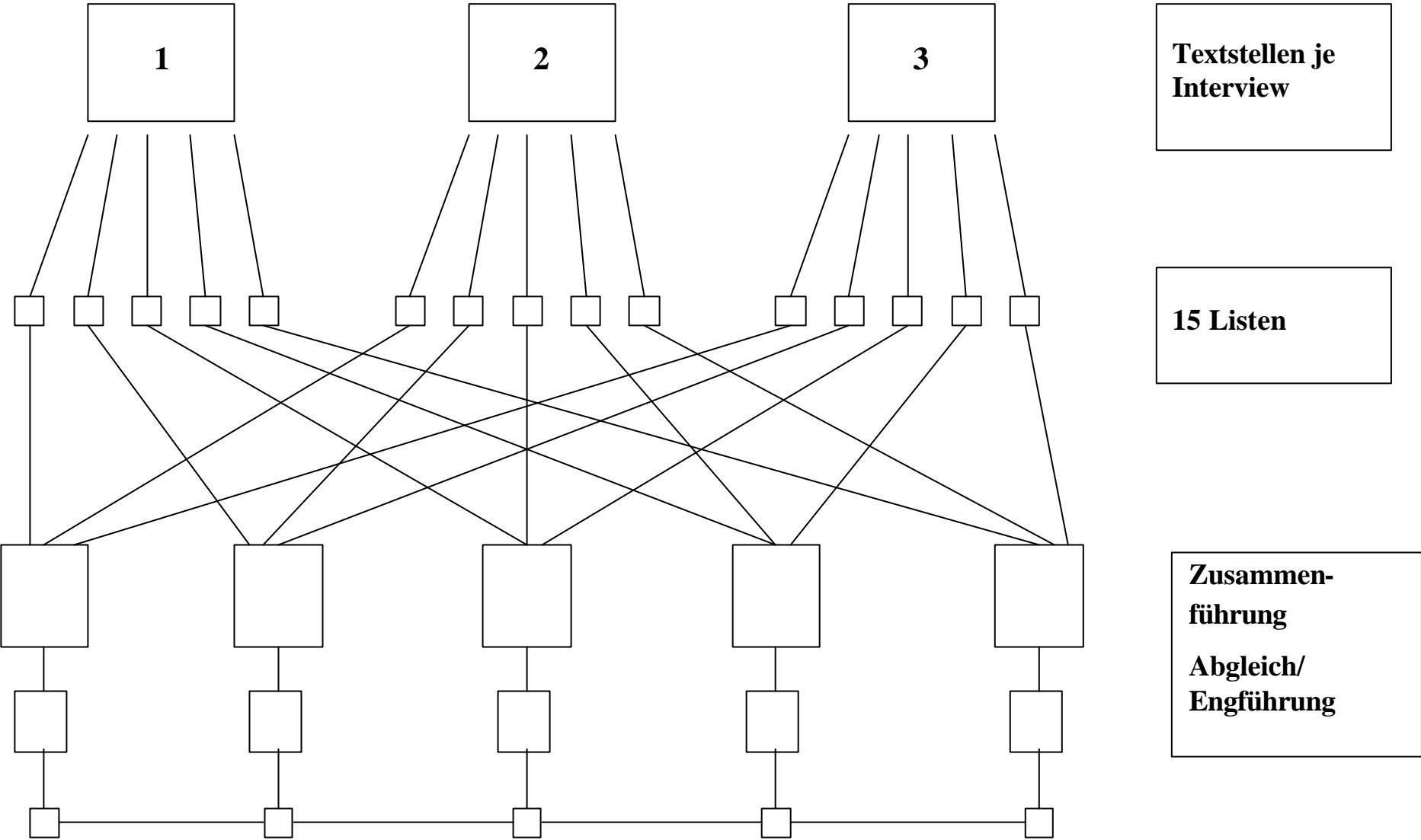
Aus jeder Sequenzanalyse konnten auf diesem insgesamt zirkulären Wege des immer tieferen Eindringens und verstehenden Erschließens der insgesamt drei Textsequenzen eines Interviews jeweils „Fakten, Szenarien und Interpretationen“²⁶ gewonnen und im Anschluss an jede

²⁶ Die Formulierung „Fakten, Szenarien und Interpretationen“ wurde gewählt, da es nach der Analyse von Sequenzen durchaus unumstößliche, allgemeingültige Fakten festzuhalten galt, die einen Informationswert zur Beantwortung des Forschungsanliegens haben. Demgemäß konnten auch szenische Situationen als tatsächliches Geschehen dokumentiert werden. Schließlich gehörten auch

Textsequenz aufgelistet werden. Im nächsten Arbeitsschritt fand eine Zuordnung zu den Ordnungskategorien statt. Dabei zeigte sich, dass einzelne „Fakten, Szenarien und Interpretationen“ die gleichzeitige Aufnahme in mehrere Kategorien finden konnten. Die Abbildung 13 veranschaulicht den Auswertungs- und Strukturierungsprozess, wie er bis an diese Stelle der Analyse der biographischen Interviews vorgenommen wurde.

Interpretationen hinzu, die sich trotz des Bemühens um Intersubjektivität immer im Bereich des Spekulativen befinden und erst im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses durch Plausibilisierung und Kontrastierung mit weiteren „Ergebnissen“ aufrecht erhalten oder zur Vorsicht unterlassen werden.

Abbildung 13: Ablauf des Quervergleichs von Ergebnissen innerhalb eines Interviews



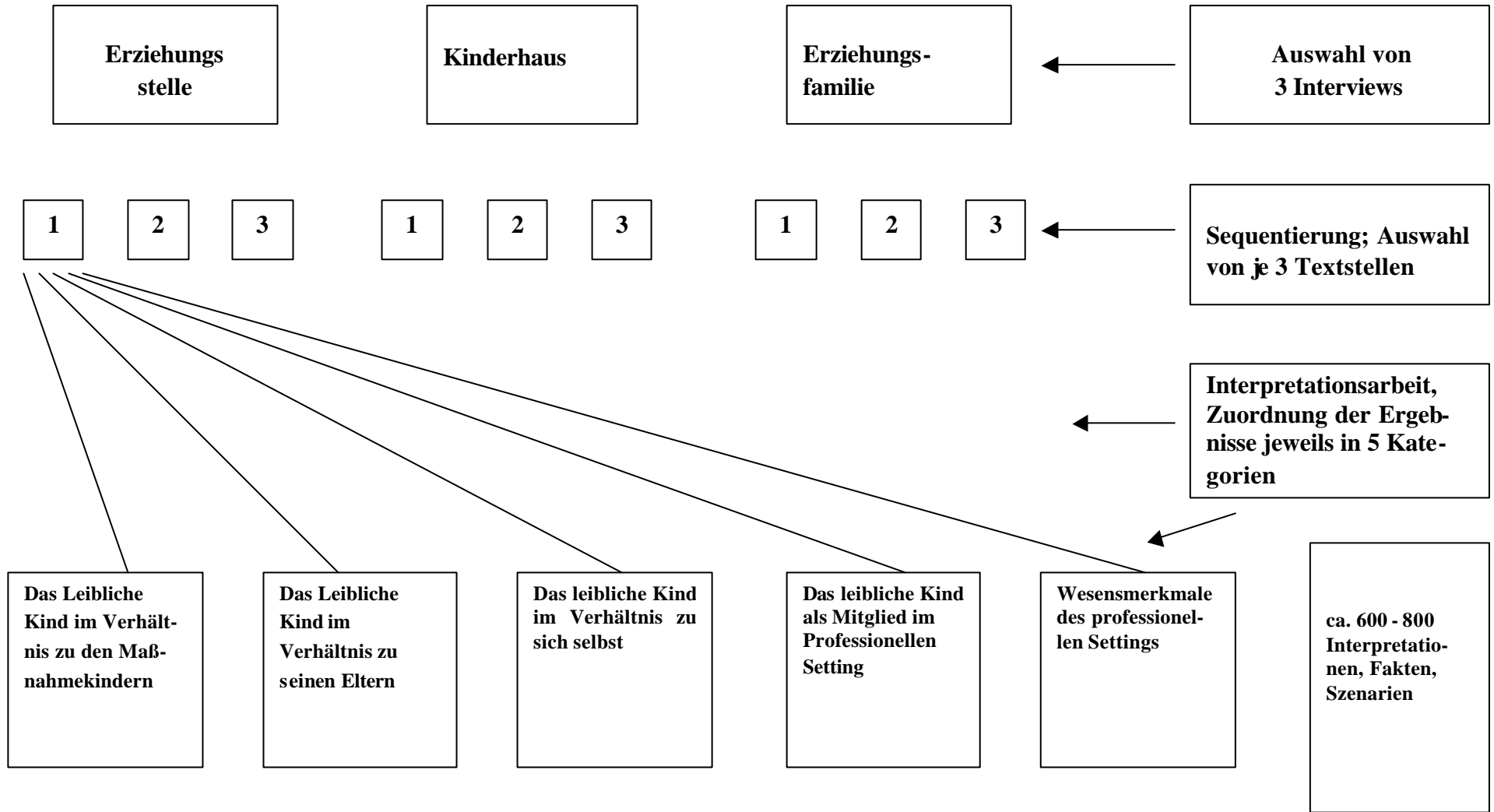
Nachdem die drei Textsequenzen pro Interview nach der oben geschilderten Methode bearbeitet waren, konnte die Fülle der „Fakten, Szenarien und Interpretationen“ in einer Kreuztabelle kontrastiv veranschaulicht werden, und zwar jeweils innerhalb der einzelnen Ordnungskategorien. Bis zu dieser Phase ist durch die Angabe der Herkunft der „Fakten, Szenarien und Interpretationen“ für den Rezipienten immer eindeutig, aus welcher Feinheit der Sequenz die Aussagen stammen, um so eine Nachvollziehbarkeit der Interpretations- und Analysearbeit sicherzustellen.

Die Kreuztabelle erlaubt den kontrastiven Vergleich der Textsequenzen eines Interviews. Es ist zum Beispiel möglich, das Verhältnis zu den Maßnahmekindern, wie es sich beim Probanden innerhalb einer Textsequenz zeigte, mit dem Verhältnis zu den Maßnahmekindern, wie es sich in den beiden übrigen Textsequenzen analysieren ließ, zu vergleichen. Leitfragen waren bei dieser vergleichenden Arbeit, ob es Parallelen und Widersprüche gibt, komplementäre Ergänzungen u.ä.m.

Der Abgleich der Einzelsequenzen eines Interviews (Gliederungspunkt jeweils: „Kontrastive Zusammenführung der Zuordnungen“) mündet pro Interview in einer Synopse der drei Textstellen. Da es sich hierbei noch um recht umfangreiche und damit unhandliche Texteinheiten handelt, wurden „Paraphrasierungen“²⁷ entsprechend der Auswertungskategorien vorgenommen, die zum Abschluss der Analyse- und Interpretationsarbeit eines Interviews zu einer interpretativen Gesamtschau des Interviews führen. Die Zusammen- und Engführung innerhalb eines Interviews visualisiert die Abbildung 14:

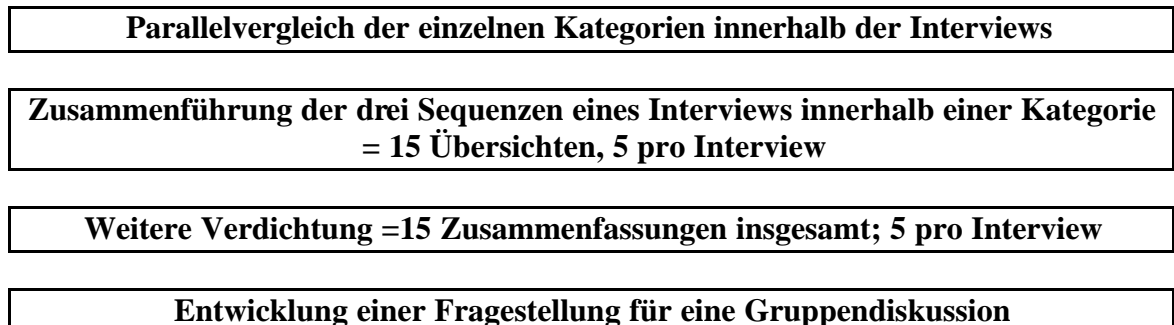
²⁷ Paraphrasierungen sollen die objektiven Bedeutungsinhalte der subjektiven Aussagen abstrahierend formulieren. Nach OEVERMANN (in LAMNEK, 1989, S. 216 f) wiederholt der Forscher auf der Ebene der Paraphrasierung nicht die möglicherweise subjektiv gemeinten Bedeutungsgehalte sondern das, was der Forscher aufgrund der Kontrastierung auf der Ebene des objektiven Bedeutungsgehaltes erkannt hat.

Abbildung 14: Ablauf der Analyse- und Interpretationsarbeit innerhalb eines Interviews



Nachdem die drei Interviews nach der obigen sukzessiven Methode zum Erschließen des jeweiligen Sinngehaltes eines Interviews bearbeitet waren, konnte zum Abschluss der Arbeit wiederum mit einer Kreuztabelle eine „Zusammenführung der Interviewauswertungen“ vorgenommen werden (s. Abb. 15).

Abbildung 15: Ablauf der Engführung von Ergebnissen der retrospektiven Individualinterviews



4.4.4 Fokussierte Gruppendiskussion

Nach der Auswertung der retrospektiven Interviews, die zu zentralen Aussagen führten, wurden diese Inhalte Leiblichen Kindern aus Settings familienorientierter Ersatzerziehung - in der Untersuchungsanlage betroffene „Experten“ für ihre Situationen in der Fremderziehung - vorgetragen. Mit diesem Schritt sollte konsequent das Anliegen der gesamten Untersuchung beibehalten bleiben, die Perspektive der sog. Leiblichen Kinder für die Untersuchung zu erschließen und deren Informationen zum „Material-Zentrum des Vorgehens“ (FUCHS, 1984, S. 104) zu machen.

Mit der Diskussionsrunde war angestrebt, mit einer Gruppe von „ehemaligen“ Leiblichen Kindern, die aktuell aus einem entsprechenden Setting öffentlicher Ersatzerziehung ausscheiden oder gerade ausgeschieden sind, einen Blick zurück in deren Vergangenheit zu werfen. Sie sollten in einer Gruppe ihre Erfahrungen äußern, indem sie die zentralen Aussagen aus den Individualinterviews diskutierten. Methodisch bewegte sich das Vorgehen zwischen einer Gruppenbefragung mit einem weichen Interviewleitfaden und einer themengeleiteten Gruppendiskussion.

Bei der Auswahl der Gesprächsteilnehmer wurde beachtet, dass es sich um Leibliche Kinder handelt, die in die Settings hineingeboren wurden. Damit sollten im Zusammenhang der Gesamtuntersuchung auch diese Leiblichen Kinder zu Wort kommen, da im Rahmen der individuellen Interviews ausschließlich Leibliche Kinder involviert waren, die bereits in ihren Familien lebten, als die Settings gegründet wurden.

Mit großer Absicht war es nicht angestrebt, jüngere Leibliche Kinder einzubeziehen, die nach der Gruppendiskussion wieder in die Settings zurückgekehrt wären. Mit dieser Maßnahme sollte ein Eingriff bzw. ein Forschungseffekt für laufende Settings vermieden werden, ein Entschluss, der von den Teilnehmern der Gruppendiskussion/Gruppenbefragung ausdrücklich aus deren Sicht als richtig eingestuft wurde, wie folgende Textauszüge belegen; diese Aussagen sollen hier aber nicht näher betrachtet und diskutiert werden (Transkript, Zeilen 1642 – 1670) (Alfred = Interviewer/ übrige Namen = Teilnehmer/ Namen der Teilnehmer wurden verfremdet):

Alfred: ... Könnt Ihr Euch vorstellen, als dreizehn-, vierzehnjähriger wäre es mal gut gewesen, mit anderen zusammenzukommen und über diese Dinge (*Kontextwissen: Situation der Leiblichen Kinder in Settings der familienorientierten Ersatzerziehung*) zu sprechen?

Michael: Ich weiß nicht. Vielleicht hätte man dann zu sehr die negativen Punkte später dann auf einmal gesehen, weil man dann ja sich das alles mal überlegt. Dann merkt man ja auch die negativen Punkte erst und dann will man's vielleicht auch gar nicht mehr.

Manfred: Ich persönlich würde sagen: Erst wenn man den Punkt erreicht hat, wo man - wo man, ja, wie soll ich das beschreiben? - wo man nicht mehr so aktiv da drinnen ist, wenn ich jetzt von mir ausgehe - seitdem ich arbeite, bin ich nicht mehr so extrem mitten drin. Erst wenn man so ein bisschen den gewissen Abstand hat, dann das Ganze zu reflektieren. Wenn man mitten drin ist, dann ist man immer noch so Phasen vorbelastet. Wenn man jetzt nach dem Gespräch wieder dahin geht und erlebt die ganzen Situationen alle noch mal durch, fänd' ich nicht so gut. Ich würde eher sagen, wenn das für einen selber so in dem gewissen Maße abgeschlossen ist, dann mal das Ganze zu reflektieren. Das ist auf jeden Fall sinnvoll. So wie das jetzt ist, finde ich das gut. Also, das ist sinnvoll. Für zu junge Kinder, finde ich, ist das nicht unbedingt so optimal.

Siggi: Ich finde auch, dass das ab einem bestimmten Alter - wie soll ich das jetzt sagen? (Pause) Ab dem Punkt, wo jemand einen bestimmten Blickwinkel hat, das machen sollte.

Michael war zum Zeitpunkt des Gespräches bereits völlig von der Familiengruppe „abgenabelt“; bei Manfred war die Familiengruppenarbeit kurz zuvor eingestellt worden und Siggi lebte zu dieser Zeit noch in der Gruppe, allerdings mit erheblichen Rückzugsmöglichkeiten (Separationstypus, s. Kap. 2).

Die Homogenität der Gruppe sollte die Anlage der gesamten Forschungsarbeit konsequent weiterverfolgen, nämlich ausschließlich Leibliche Kinder einzubeziehen. Es war von Interesse zu erfahren, wie junge Erwachsene oder Heranwachsende (aber Insider), Zwischenergebnisse der Untersuchung kommentieren. Dieser Ansatz folgt FLICK (1998), der dazu ausführt, dass die Stimulierung einer Gruppendiskussion eine Dynamik bewirkt, die eine Erkenntnisquelle freisetzt. Gleichzeitig wirkt die Gruppe als Regulativ: „Es wird auch die Korrektur durch die Gruppe bei nicht zutreffenden, sozial nicht geteilten oder extremen Ansichten als Mittel der Validierung von Äußerungen und Ansichten einbezogen.“ (FLICK, S. 133)

Die Gruppendiskussion kann eine spezielle Form der Befragung sein. Es ist methodisch darauf zu achten, ob sich Antworten als Ergebnis eines ausgewogenen Beteiligungsprozesses entwickeln oder womöglich durch Dominanzen innerhalb der beforschten Gruppe zustande kommen.

Im Sinne des inhaltsanalytischen, interpretativen Ansatzes der Untersuchung (s.o.) wurde der gesamte Text der Gruppenveranstaltung aufgezeichnet und transkribiert. Anschließend fand eine Sequentierung statt, die sich analog der inhaltlichen Ordnungskategorien vollzog. Dies war möglich, weil die Aussagen des Forschers, die den Diskussionsteilnehmern vorgetragen wurden, chronologisch der oben vorgestellten Reihenfolge der Kategorien entsprachen.

Durch sinnverstehende Interpretation wurden die ausgewählten Textsequenzen sukzessive erschlossen und es wurden Paraphrasierungen formuliert. Zum Ende jeder Sequenz wurde eine Zusammenfassung erstellt, die zum Ende des Untersuchungsteils wiederum miteinander kontrastiert wurden. Den Abschluss der Auswertung zum Gruppeninterview bilden Sätzen, die in die abschließende Triangulation einfließen konnten.

4.4.5 Triangulation

Die oben skizzierten Methoden nähern sich dem zu untersuchenden Phänomen in unterschiedlicher Weise:

- Die Analyse von Konzeptionen erbringt Erkenntnisse über die Wesensmerkmale verschiedener Settings familienorientierter Ersatzerziehung, die wegen ihres allgemeinen Charakters geeignet sind, diese Settings in ihrer konstruierten Wirklichkeit zu verstehen und wiewohl nur einzelne Konzeptionen (Stichprobe) konkret analysiert wurden, kann bei diesem Untersuchungsansatz von einer **allgemeinen (strukturellen) Perspektive** gesprochen werden.
- Eine **individuelle Perspektive** zum Untersuchungsgegenstand erbringen die retrospektiven Einzelinterviews und sorgen für authentisches, primäres Material aus dem Feld.
- Die **gruppenbezogene Perspektive** aus dem fokussierten Gruppeninterview beinhaltet individuelles Erleben, das durch die Diskussion in der Gruppe intersubjektiviert wird.

Aufgabe der Triangulation ist es, diese verschiedenen Perspektiven vergleichbar zu machen, zu kontrastieren, sie auf diese Weise einer Gültigkeitsprüfung zu unterziehen und schließlich zu komprimieren. Ein Wesenselement des Vorgehens ist der „Quervergleich“ der Ergebnisse aus den drei Untersuchungsebenen, der vor allem durch den Umstand realisiert werden konnte, dass die eingangs generierten Ordnungskategorien als „Roter Faden“ beibehalten wurden, die eine Vergleichbarkeit gewonnener Aussagen zulassen. FLICK (1995, S. 433 f) weist unter dem Titel „Systematische Perspektiven-Triangulation“ auf die Bedeutung dieses Arbeitsschrittes hin: „Das Potential der Triangulation verschiedener qualitativer methodischer Zugänge kann darin liegen, solche unterschiedliche Perspektiven zu verbinden und möglichst unterschiedliche Aspekte des untersuchten Gegenstandes zu thematisieren.“ FIELDING & FIELDING (1986, S. 34) zitierend ergänzt er: „Wichtig ist es, zumindest eine Methode zu wählen, die speziell geeignet ist, die strukturellen Aspekte des Problems zu erfassen und zumindest eine, die die wesentlichen Merkmale seiner Bedeutung für die Beteiligten zu erfassen vermag“ „.

Beide letztgenannten Anliegen wurden mit der vorliegenden Untersuchung eingelöst:

- Strukturelle Aspekte des Problems wurden mit der Analyse von Konzeptionen deutlich, während
- die individuelle Betroffenenperspektive durch die retrospektiven Interviews erarbeitet werden konnte.

Die Triangulation leistet eine Validierung (DENZIN; 1978, S. 297 in FLICK; 1995, S. 432) der Zwischenergebnisse.

In einem ersten Schritt werden die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen innerhalb einer der Kategorien abgerufen und in einer Quertabelle nebeneinander gestellt, um so eine direkte Kontrastierung zu erreichen. Dieser Vorgang wird in allen fünf generierten Kategorien durchgeführt.

Die Kommentierung wird jeweils zum Abschluss in Paraphrasen komprimiert.

Eine Zusammenführung der fünf Paraphrasen dient als Zwischenergebnis.

Es werden hernach zwei Paraphrasen ausgewählt und vertieft; es handelt sich dabei um die Gesichtspunkte: „Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting“ und „Wesensmerkmale des Settings aus der Sicht der Leiblichen Kinder“. Die übrigen (ersten drei) Ordnungskategorien werden an dieser Stelle aus dem Fokus genommen, weil sie jeweils zum individuellen Fallverstehen beitragen. Würde eine Weiterbetrachtung im Sinne einer Kasuistik erfolgen, so stünden die ersten Kategorien im Fokus der weiteren Arbeit.

Für den Forscher war es aber ein erklärtes Ziel aus dem Individuellen das Interindividuelle, hier als das „Allgemeine“ bezeichnet, herauszulösen. Hierzu sind die Betrachtungen in beiden genannten Ordnungskategorien geeignet. Um sie zu erarbeiten bedurfte es aber zunächst der übrigen Kategorien.

5 Forschungsteil 1: Analyse von Konzeptionen

5.1 Analyse von Konzeptionen und Ergebnisse

Die Auseinandersetzung mit dem Bezugsrahmen des Themas „Leibliche Kinder in Settings familienorientierter Ersatzerziehung“ im Hinblick auf Literatur und Theorie (s. Kap. 3.1.) führt zur Beschäftigung mit einem Phänomen, das als Gattung von Fachliteratur unter dem Sammelbegriff „Konzeptionen“ zu subsumieren ist. Eine Funktion von Konzeptionen ist die Außendarstellung einer Organisation. Da sie sich an ein disperses Publikum richten, sind Konzeptionen wie die übrige Literatur als öffentlich zu qualifizieren. Wer Literatur in diesem sozialen Handlungsfeld betrachtet, um sich mit der Theorienwelt von Fremderziehung zu beschäftigen, trifft zwangsläufig auf Konzeptionen von Jugendhilfeeinrichtungen.

In Konzeptionen werden gemeinhin Erfahrungen beschrieben, mit denen das professionelle Handeln abgebildet und womöglich unter Einschluss theoretischer Beiträge von den Trägern der Jugendhilfeangebote legitimiert wird (Ist) und/oder es wird ein institutioneller Alltag propagiert, wie sich die Protagonisten idealiter die Leistungen der betreffenden Einrichtung vorstellen (Soll). In der Regel werden Konzeptionen prozesshaft aus der Praxis entwickelt²⁸ und nehmen oft erst im Nachhinein theoretische Beiträge in sich auf.

Solche Konzeptionen, die in der vorliegenden Untersuchung das Analysematerial bilden, reichen von sparsamsten Aufsätzen bis hin zu vielseitigen Ausarbeitungen. Die konzeptionelle Arbeit in den Jugendhilfeeinrichtungen, zumindest so wie sie in ihren Publikationen dokumentiert und mitgeteilt wird, ist sehr unterschiedlich entwickelt. An dieser Stelle ist kein Raum für eine differenzierend vergleichende und damit ausgiebige Studie über die allgemeinen Inhalte der Konzeptionen und welche Rolle ihnen im professionellen Alltag zukommen kann. Es geht in der vorliegenden Arbeit vielmehr um die Perspektive der Leiblichen Kinder und insofern wurde bei der Analyse stringent dieser Fokus innerhalb der Konzeptionen untersucht.

An dieser Stelle sei jedoch der Hinweis erlaubt, dass eine umfassende Analyse von Einrichtungskonzeptionen nach Meinung des Autors ein zukünftiges Forschungsprojekt für die Jugendhilfe sein könnte und auch sein sollte, um auf induktive Arbeitsweise bundesrepublikanische Einrichtungspraxis in Theorie und gewollter Praxis zu analysieren.

Die Analyse von Konzeptionen zeigt, dass Konzeptionen i.d.R. aus folgenden Elementen bestehen: Ziele und Zielgruppen, Aufnahmekriterien, Angebote, Beschreibung der räumlichen und personellen Ausstattung, fachliches Handeln, Finanzierungsfragen. In den letzten Jahren hat sich, als Effekt der qualitätssichernden Maßnahmen, die bedarfsgerechte Fortschreibung der Konzeptionen etabliert. Der größte gemeinsame Nenner der Konzeptionen ist, dass sie für die Träger von Einrichtungen stets der verschriftlichte Versuch sind, die Systemfaktoren der institutionellen Arbeit zu erfassen.

Konzeptionen sind i.d.R. (vgl. BERGER, 1994, S. 88 f) zukunftsorientiert, haben einen Aufforderungscharakter, mit ihnen sollen sowohl die vorhandenen Faktoren abgebildet aber auch die Zukunft eines Angebotes gesteuert werden („Kraft der Vision“).

Mit ihren Konzeptionen beeinflusst somit auch die Jugendhilfe die Praxis ihrer Angebote.

In welchem Zusammenhang stehen nun die Konzeptionen der Einrichtungen mit den Leiblichen Kindern:

Werden Leibliche Kinder in Konzeptionen erwähnt (= quantitative Frage)?

Wenn ja, welche Ausführungen werden gemacht und wie können diese bewertet werden? Was sagen die Konzeptionen darüber aus, wie die Träger der Jugendhilfeeinrichtungen die Leiblichen Kinder innerhalb der Settings theoretisch und womöglich auch praktisch verorten (= qualitative Frage)?

²⁸ Vergl. BERGER in Organisationsentwicklung in der Jugendhilfe, 1994, S. 85 ff; es werden hier zwei Prinzipien der Konzeptionserstellung unterschieden „top down“ – „bottom up“, je nachdem ob die Konzeption von der Organisationsspitze („top“) vorgegeben oder mitarbeiterorientiert „bottom up“ entwickelt wird; die aktuelle Organisationsentwicklung sieht den mitarbeiterorientierten Prozess im Leistungsvorteil (vgl. MALIK, 1991), wobei eindeutige Trägeraussagen als Leitgedanken innerhalb einer Organisation entwickelt sein sollten.

Es gibt zumindest zwei Aspekte unter denen fachlich begründet zu unterstellen ist, dass die Leiblichen Kinder (in ihrer jeweiligen Lebenssituation) in den Konzeptionen antizipiert sein müssten.

Aus der Sicht der Praxisaspekte von Konzeptionen: Wenn in Konzeptionen die sächliche und personelle Ausstattung sowie die Mitglieder der Jugendhilfesettings beschrieben werden, dann müssten auch die Leiblichen Kinder in den Konzeptionen benannt sein, da sie in diesen Settings leben.

Aus der Sicht der Theorieaspekte von Konzeptionen: Unter einem systemischen Ansatz (s. Kap. 3), wie ihn die Mehrzahl heutiger Jugendhilfeeinrichtungen für sich reklamiert (vgl. u.a. HANSEN, 1992, S. 10 f) müssten die Leiblichen Kinder als Systemteile („reale Elemente“) der Vollständigkeit halber mitbedacht sein.

Erster Schritt

Um den Leitfragen nachzugehen, ob die Leiblichen Kinder nun in Konzeptionen der familienorientierten Ersatzerziehung tatsächlich präsent sind (1.) und mit welchen Inhalten sie verbunden werden (2.), wurden Konzeptionen analysiert.

Zunächst wählte der Autor aus den Heimverzeichnissen von 12 Bundesländern 60 Jugendhilfeeinrichtungen randomisiert aus und schrieb diese mit der Bitte um Überlassung einer Konzeption der familienorientierten Settings an. Bei der Zufallsauswahl wurden nur die Einrichtungen berücksichtigt, die in ihrer Kurzbeschreibung Kriterien für familienorientierte Settings benannten (s. Kap. 3). Es kamen 34 Einsendungen zurück, die für die weitere Analyse als Grundgesamtheit dienen. Von den 34 Einsendungen entsprachen 5 nicht den gewünschten Inhaltskriterien, d.h. sie wiesen in keiner Weise Merkmale familienorientierter Settings von Ersatzerziehung aus, sondern entsprachen der Heimerziehung im Schichtdienst in einer gruppenpädagogischen Ausgestaltung.

Die 29 verbliebenen Konzeptionen boten die gewünschten Inhaltskriterien in unterschiedlicher Ausprägung, sie sind in der Gesamtschau sehr heterogen.

Stellvertretend für ähnliche Formulierungen kann der typische Auszug aus einer der Konzeptionen zeigen, wie die Familienorientierung der Settings in den Konzeptionen beschrieben wird (HÜFINGEN-BEHLA, 1999, S. 6):

„Sie (*die kleinen überschaubaren Einheiten; im vorliegenden Fall Kinderhäuser; Anm. d. Verf.*) definieren sich durch:

selbständige, unabhängige, pädagogische Zwei-Generationen-Gemeinschaft;

relativ geringe Anzahl von Kindern und Jugendlichen (in der Regel sechs);

Heimeltern und Einsatz von Fachkräften je nach Bedarf;

wirtschaftliche und pädagogische Mitbestimmung;

Nähe untereinander und zu Verwandten und Nachbarschaft.“

Neben der konzeptionellen Familienorientierung war in einem zweiten Schritt zu prüfen, ob in den Konzeptionen die Leiblichen Kinder erwähnt werden. Beispielhaft hierzu ein weiteres Zitat (ebenda, S. 9):

„Das intensive Zusammenleben in der Gemeinschaft basiert auf dem Grundsatz Pestalozzis, dass Erziehung durch Bildung von Kopf, Herz und Hand geschieht. Dies wird dadurch begünstigt, dass das Heimleiter Ehepaar mit seinen Kindern die Hausgemeinschaft teilt. Es widmet sich insbesondere der Betreuung schwer emotional geschädigter Kinder.“

Die Theorieanleihe bei PESTALOZZI lässt in diesem Text die Familie als Leistungsanbieter „ohne wenn und aber“ als eine sog. „Normalfamilie“ mit eigenen Kindern erscheinen. Die Existenz der eigenen Kinder scheint hier selbstverständlich und auch das Teilen der Hausgemeinschaft.

Ein weiteres Beispiel einer Kurzerwähnung von Leiblichen Kindern bietet die Konzeption für Erziehungsstellen des FLATTICH-HAUSES in Stuttgart (1993). Dort heißt es (S. 2) unter der Überschrift „MitarbeiterInnen der Erziehungsstellen“:

„Die Betreuungskräfte in Erziehungsstellen sind Mitarbeiter des Heilpädagogischen Zentrums Flattich-Haus. Es können Ehepaare, unverheiratete Paare, Familien mit Kindern oder Einzelpersonen sein. ...“ In dieser Konzeption werden, mit Sicherheit unbeabsichtigt, die

Leiblichen Kinder als Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen bezeichnet, indem sie mit aufgezählt werden. Im Sinne des Diskurses über Kinderarbeit in unserer Gesellschaft käme kein Träger auf den Gedanken, Kinder von Pädagogen als Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen einzustellen. Der Lapsus in der obigen Konzeption zeigt aber doch die unterschwellige Sichtweise von Trägern, für die Leibliche Kinder durchaus zum Setting gehören und dort Funktionen übernehmen. Gleichzeitig wird aber deutlich, dass die Leiblichen Kinder zu einer gewissen „Manövriermasse“ gehören: wenn die Eltern den Auftrag für öffentliche Ersatzerziehung in ihrer Familie per Vertrag eingehen, dann bringen sie automatisch die eigenen Kinder in das Setting ein. Es steht zu vermuten: je jünger diese Kinder, desto weniger wird es zu einer Partizipation an der Grundsatzentscheidung kommen.

Im oben angeführten Sinne liest sich auch die Konzeption der Erziehungsstellen des ST.-ELISABETH-VEREINS, Neunkirchen, 1997, auf Seite 5: „Die Erziehungsstelle stellt hierfür (für die Betreuungsaufgabe; Anmerkung des Autors) zur Verfügung: sich selbst in eigenständiger Persönlichkeit und die gesamte Familie, Ehepartner, eigene Kinder, verwandtschaftliche Einbettung ...“ Nach dieser Konzeption werden die eigenen Kinder zur Verfügung gestellt, eine Wortwahl die auch hier „by the way“ konzeptionelle Wahrheiten offenbart, die jeglicher Diskussion um die Möglichkeiten der Beteiligung und Mitbestimmung fern sind.

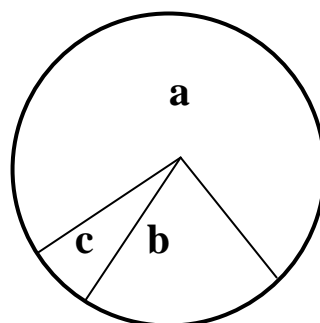
Ohne an dieser Stelle näher auf den Inhalt der Texte einzugehen, kann festgestellt werden, dass es innerhalb des Clusters der 29 Konzeptionen solche gibt, in denen Leibliche Kinder als Systemmitglieder ausdrücklich oder auch systemimmanent benannt werden.

Im Gegensatz zu diesen Konzeptionen sind im folgenden Beispiel die Leiblichen Kinder intendiert aber nicht als solche direkt erwähnt (JUGENDHILFEVERBUND IM ERZIEHUNGSVEREIN NEUNKIRCHEN-VLUYN; 1994): „Familien, die an der Arbeit als Erziehungsstelle interessiert sind, melden sich bei uns und es erfolgt ein individueller Entscheidungs- und Auswahlprozeß.“ Unterstellt man die statistische Wahrscheinlichkeit, dass Familien in der Regel auch Kinder als Mitglieder haben²⁹, so scheint der Schluss plausibel, dass in diesen Familien, die als Erziehungsstellen fungieren wollen, mit großer Wahrscheinlichkeit Leibliche Kinder Systemmitglieder sind. Obwohl die Leiblichen Kinder in diesen Konzeptionen nicht ausdrücklich und direkt benannt sind, zählen sie zu den 29 Einsendungen des Clusters.

Wie bis hierher dargestellt, waren die Leiblichen Kinder in den Konzeptionen entweder:

- a) lediglich intendiert, d.h. gedanklich eingeschlossen in 19 Konzeptionen (= 65,51 %),
- b) direkt erwähnt aber nicht weiter textlich bedacht in 8 Konzeptionen (= 27,58 %),
- c) textlich thematisiert in 2 Konzeptionen (= 6,89 %).

Abbildung 16: Leibliche Kinder in Konzeptionen der familienorientierten Ersatzerziehung



Damit kann die zunächst recht einfache quantitative Frage nach der Berücksichtigung von Leiblichen Kindern in Konzeptionen der familienorientierten Ersatzerziehung beantwortet werden:

²⁹ Im Jahre 2001 waren es gemäß STATISTISCHEM BUNDESAMT durchschnittlich ca. 1,8 pro Familie.

Bei bundesrepublikanischen Settings familienorientierter öffentlicher Ersatzerziehung ist in der Regel davon auszugehen, dass Leibliche Kinder der Betreibereltern anwesend sind. Die Anwesenheit von Leiblichen Kindern wird in ca. 28% der Konzeptionen erwähnt. In nur ca. 7% der Konzeptionen werden die Anwesenheit der Leiblichen Kinder textlich näher ausgeführt.

Die fachlich begründete Annahme einer umfassenden konzeptionellen Berücksichtigung der Leiblichen Kinder wird damit enttäuscht. Entsprechend der Tendenz in der oben angestellten „literarischen Spurensuchen“ zeigt sich bei der Literaturgattung „Konzeptionen“ ebenfalls ein weitgehendes Ausblenden der Leiblichen Kinder.

Zweiter Schritt

Es ist vorwegzunehmen, dass die zwei Konzeptionen, die zur Beantwortung der „qualitativen“ Frage die Grundgesamtheit bilden, jeweils nur marginale Anteile auf die Leiblichen Kinder verwenden, was unter dem quantitativen Gesichtspunkt dem o.g. Trend des „Ausblendens der Leiblichen Kinder“ wiederum entspricht.

Die beiden Konzeptionen beschreiben ein „Heilpädagogisches Pflegenest“ und ein „Professionelles Familienpflegenest“.

Entsprechend der Prinzipien der Inhaltsanalyse erfolgte jeweils auf der Basis einer zunächst pragmatisch-analytischen Betrachtung eine sinnerschließende Interpretation. Die wesentlichen Abstraktionen im Hinblick auf die Leiblichen Kinder wurden jeweils den bereits vorgestellten Ordnungskategorien (s. Kap. 4) zugeführt. Bei diesem Prozess interessierte explizit die Frage, welche Sinngehalte die entsprechenden Textstellen der Konzeptionen für die Leiblichen Kinder haben.

Aus den Konzeptionen wurden lediglich die Feinsequenzen herausgelöst, in denen Leibliche Kinder benannt werden.

Zu den beiden o.g. Konzeptionen wurde mit „Pädagogische Lebensgemeinschaft“ noch eine dritte aus dem Cluster der Konzeptionen genommen, die Leibliche Kinder zwar intendieren, sie aber textlich nicht weiter bedenken, denn selbst in Konzeptionen, die Leibliche Kinder lediglich intendieren, lassen sich inhaltsanalytisch für die besondere Fragestellung der Leiblichen Kinder durchaus Folgerungen erschließen, die im Kontext der Gesamtuntersuchung von Interesse sind. Am Beispiel der sog. „Pädagogischen Lebensgemeinschaft“ soll dies etwas ausführlicher dargestellt werden.

5.1.1 Pädagogische Lebensgemeinschaft

PÄDAGOGISCHE LEBENSGEMEINSCHAFTEN (Wermelskirchen, 1995): „In der pädagogischen Lebensgemeinschaft arbeitet und lebt ein Hauselternpaar ggf. mit eigenen Kindern. Ihre Tätigkeit steht im Mittelpunkt des gesamten Erziehungsprozesses.

Da wir bewußt Hauseltern suchen, deren Einstellung, Haltung und Motivation sich so gestalten, daß möglichst ihr gesamtes Leben und Erleben mit dem der angenommenen Kinder verbunden werden kann, kommt es zu einem fließenden Übergang von Dienst und Freizeit.

Bei der Einstellung der Hauseltern wird besonderer Wert auf eine langfristig intendierte Mitarbeit gelegt. Die Hausmutter, die eine staatlich anerkannte sozialpädagogische Ausbildung hat, wird unterstützt durch eine zweite Fachkraft, die im Rahmen der tariflichen Arbeitszeit tätig ist.

Der Hausvater geht in der Regel einer Beschäftigung außerhalb der Einrichtung nach und gestaltet am Feierabend, an Wochenenden und während der Ferien das Leben der Gruppe aktiv mit.

Jedes Kind hat somit drei potentielle Identifikationsfiguren, wobei Familiennormalität weitestgehend erhalten bleiben soll.“

Mit „Lebensgemeinschaft“ wählt der Träger eine Begrifflichkeit, die heute oft als Gegenstück zu Familie verstanden wird. Lebensgemeinschaften haben nicht die hohe „Verbindlichkeit“ wie Familien, d.h. die Bindungen dieser Gemeinschaften sind nicht so starr wie bei Ehepaaren bzw.

bei der biologischen Dauerzugehörigkeit der Mitglieder. Der Träger definiert somit im Sinne einer Wohngemeinschaft zunächst einmal eine recht lose Zweckgemeinschaft. Die vorangestellte Zweckbindung allerdings, nämlich als Pädagogische Lebensgemeinschaft, wirkt dem entgegen, denn die Lebensgemeinschaft wird einer Zweckbindung unterzogen.

Es wird die pädagogische Aufgabe als langfristig angelegt definiert; sie kann am ehesten mit Stammpersonal erfüllt werden.

Bei dem vorliegenden Modell wird die biologische Kernfamilie nicht nur um Maßnahmekinder erweitert, sondern um einen weiteren Erwachsenen, eine zweite Fachkraft.

Diese Person zeigt eine Eigenschaft, die weder für Familien noch für Pädagogische Lebensgemeinschaften typisch ist: sie fluktuiert zwischen einem eigenen privaten Bereich und der Dienststelle, wobei die Dienststelle aber auch eine Lebensgemeinschaft mit Familiennormalität sein soll. Die zweite Fachkraft ist offenbar notwendig, weil die Mutter als erste Fachkraft die anfallende Arbeit alleine nicht bewältigen könnte.

Es wird nicht der Vater als Zweitkraft in die Arbeit der Lebensgemeinschaft eingebunden. Dieser verlässt statt dessen die Lebensgemeinschaft, um extern zu arbeiten. Diese traditionelle Familienkonstruktion, bei der der Vater das Haus verlässt, um einer Beschäftigung nachzugehen, wirkt wie der Versuch, im vorliegenden Setting eine gewisse Familiennormalität zu erzeugen. Die „klassische“ Rolle als alleiniger Familienernährer kommt ihm bei diesem Modell allerdings nicht zu. Der Vater ist vielmehr eine Person in Doppelbelastung, der nach getaner Arbeit aktiv das Leben der Gruppe gestalten soll.

Dass der Träger von einer Gruppe spricht und nicht von einer Familie, offenbart ein gewisses Dilemma: durch die Forderung nach Familiennormalität kommt deutlich der Wille nach Familienorientierung zum Ausdruck, andererseits scheint aber das Bewusstsein zu bestehen, dass die „Pädagogischen Lebensgemeinschaften“ die originären Merkmale einer Familie nicht erreichen.

Die eigentliche Führungsperson des Settings ist die Familienmutter, die als Fachkraft permanent anwesend ist. Die Existenz von Fachkräften ist ein Standard, um die Professionalität des Settings auszuweisen (PETRA, 1995, S. 27 f). Gemeinsam mit der zweiten Fachkraft bildet sie das pädagogische Team, eine Konstruktion, die das vorliegende Angebot deutlich von der Arbeit der Pflegefamilien unterscheidet.

Die Leiblichen Kinder sind nicht unbedingt ein Bestandteil der „Pädagogischen Lebensgemeinschaft“, denn mit ggf. wird angezeigt, dass auch kinderlose Paare die Lebensgemeinschaft betreiben können. Wenn aber Leibliche Kinder vorhanden sind, so werden sie gewissermaßen als Anhängsel an ihre Eltern angesehen, die sich ebenso umfassend in die Organisation einpassen wie die Eltern: „...ihr gesamtes Leben und Erleben mit dem der angenommenen Kinder verbunden werden kann, ...“.

Mit der vorliegenden Konzeption konzentriert sich der Träger ausschließlich auf den einrichtungsgebundenen Auftrag, den er an die „Pädagogische Lebensgemeinschaft“ richtet und der darin besteht, Kinder in Heimerziehung aufzunehmen.

Die Leiblichen Kinder sind nur sehr am Rande in konzeptionelle Planungen einbezogen. Ein gewisser Fatalismus ist spürbar: wenn Leibliche Kinder vorhanden sind, so sind sie eben da. Sie scheinen weder wichtig noch unwichtig für das Gelingen der Arbeit zu sein, denn nur die erwachsenen Systemteilnehmer und die aufzunehmenden Kinder werden thematisiert.

Das Ausblenden der Leiblichen Kinder innerhalb der Konzeption kann aber nicht den Blick darauf verstellen, was in der Konzeption mitschwingt: die Leiblichen Kinder müssen bereit sein, auf Dauer mit den aufgenommenen Kindern die Eltern zu teilen, eine fremde Person im Familien-Haushalt zu dulden und die Systemmitglieder „Maßnahmekinder“ anzunehmen.

Fazit:

In der vorliegenden Konzeption werden die Leiblichen Kinder lediglich einmal erwähnt; (quantitativ gesehen, liegt ihre textliche Erwähnung im Gesamtkontext der Konzeption unter einem Promill). Besondere Überlegungen über die Einbindung dieser Kinder in die „Pädagogische Lebensgemeinschaft“ werden nicht angestellt. Der Träger des Angebotes scheint die Leiblichen Kinder eher als ein Anhängsel der Eltern zu verstehen und widmet ihnen keinerlei konzeptionelle Aufmerksamkeit. Das Interesse gilt somit uneingeschränkt den Maßnahmekindern, in deren Dienst das Angebot mit großer Totalität zu stellen ist. Es wird ein

familienorientiertes Jugendhilfeangebot generiert, bei dem die biologische Kernfamilie zwar einen fundamentalen Kern bildet, sich aber den Erfordernissen des Trägers völlig unterordnet.

Zusammenfassung anhand der Ordnungskategorien: (Hinweis: Innerhalb jeder Ordnungskategorie werden die gemachten Aussagen hinter einem Gleichheitszeichen (=) komprimiert. Diese Verdichtungen dienen später dazu, die verschiedenen Interpretationen in einer gemeinsamen Matrix gegenüberstellen zu können.

A: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:
Eine Beziehung wird künstlich hergestellt = künstliche Geschwisterschaft.
Zum potentiellen Beziehungsverlauf werden keine Aussagen gemacht.

B: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:
Die Leiblichen Kinder sind ihren Eltern nachgeordnet, eine Form von Partizipation an den familiären Entscheidungsprozessen ist nicht vorgesehen = keine Mitbestimmung.

C: Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:
Das Leibliche Kind wächst mit Maßnahmekindern auf, teilt die Eltern mit diesen und das gesamte private Leben. Mögliche Effekte für die Persönlichkeitsentwicklung hängen direkt von der Akzeptanz der Maßnahme ab. Nur im individuellen Fall kann eruiert werden, ob es sich dabei um funktionale oder dysfunktionale Anteile handelt, die sich im Hinblick auf die Persönlichkeitsentwicklung aus der Zugehörigkeit zum Setting ergeben = funktionale und dysfunktionale Effekte zur Persönlichkeitsentwicklung hängen von der Akzeptanz der Maßnahme ab.

D: Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:
Es sind keine besonderen Entwicklungen antizipiert. Es scheint davon ausgegangen zu werden, dass sich die Leiblichen Kinder im Gefolge der Eltern dem Elternwunsch nach einer pädagogischen Lebensgemeinschaft unterordnen und störungsfrei „mitlaufen“ = Mitläufer.

E: Wesensmerkmale der pädagogischen Lebensgemeinschaft:
Wiewohl Familiennormalität nach dem Willen des Trägers erhalten bleiben soll, wandelt sich die private Familie im Zuge ihrer Vertragsbindung zu einer öffentlichen Institution = Familie als Institution.
Pädagogik ist auf Langfristigkeit angelegt, d.h. es sollen mehrere Kinderzyklen betreut werden = Fluktuation von Organisationsmitgliedern ist üblich.
Gegenüber der „Normalfamilie“ mit einem Elternteil, bietet die „Pädagogische Lebensgemeinschaft“ eine zusätzliche Identifikationsmöglichkeit durch die Anwesenheit einer weiteren Fachkraft = Pluralismus der erwachsenen Bezugspersonen.

5.1.2 Heilpädagogisches Pflegenest

In der vorliegenden Konzeption (JUGENDHILFEEINRICHTUNG HAUS CHRISTOPHERUS, Wallerfangen) werden die Leiblichen Kinder in 5 Sequenzen erwähnt. Damit ist diese Konzeption innerhalb des vorliegenden Materials die Ausarbeitung mit der häufigsten Nennung von Leiblichen Kindern.

Zunächst soll die Begrifflichkeit „Heilpädagogisches Pflegenest“ etwas näher betrachtet werden. Die Begriffe „heilpädagogisch“ und „Pflegenest“ entstammen völlig unterschiedlichen Feldern: Im FACHLEXIKON FÜR SOZIALE ARBEIT (1993) definiert MARCHNER (S. 454) eine heilpädagogische Pflegestelle als eine: „Besondere Form der Pflegestelle für Kinder und Jugendliche mit außerordentlichen Erziehungsschwierigkeiten bedingt durch Verhaltenstörungen (Verhaltensauffälligkeiten) oder Behinderungen, deren Fremdplacierung unvermeidlich ist und für die bisher nur Heimerziehung möglich war, dennoch Pflege und Erziehung in einer Familie ... erhalten.“

MARCHNER führt weiter aus, das nach den vorliegenden Erfahrungen bereits bei zwei Problemkindern in der Regel die Grenze des Leistbaren für eine Familie erreicht sei. Meist

komme nur ein Problemkind in ein solches Setting, mehr Kinder seien die Ausnahme. Im oben benannten Pflegenest sind es drei Maßnahmekinder, die Aufnahme finden. Ein Kriterium für diese Form von Pflegestelle ist, das zumindest ein Elternteil über eine heilpädagogische Ausbildung verfügen muss, um den besonderen Umständen der Praxisanforderungen zu genügen.

Der Begriff „Pflegenest“ wurde von der Jugendhilfe aus dem Bereich der Fauna in das soziale Feld der Fremderziehung importiert und anscheinend vom Träger des Settings als passender Begriff zur plakativen Beschreibung des vorliegenden Settings erkannt. Mit diesem Begriff werden gemeinhin Elternfunktionen verbunden, wie Organisation von Schutz, Wärme, Behaglichkeit, Sicherheit, sorgende Aufzucht, u.ä.m. Die begriffliche Verbindung zu „Heilpädagogisches Pflegenest“ wirkt programmatisch und es sollen offensichtlich die professionellen Standards einer heilpädagogischen Arbeit mit einem stark emotional gefärbten Begriff kontrastierenden und so dem Rezipienten vermitteln: wir bieten beides – Professionalität und funktionierende Intimgruppe.

Sequenz 1:

Unter der Überschrift „Begriff und Standortbestimmung“ heisst es zu Beginn der Konzeption:

„Das heilpädagogische Pflegenest ist eine kleine, überschaubare und professionell betreute Erziehungseinheit (Kleinstaußenwohngruppe) mit besonders gleichbleibender hoher Beziehungsdichte und realisierbarer Integrationsmöglichkeit in das soziale Umfeld.

Die Organisationsform eines heilpädagogischen Pflegenestes umfaßt die Familie/das Ehepaar eines mit dem Erscheinungsbild von psychosozialen Störungen erfahrenen Berufserziehers und 3 Kinder/Jugendliche, die sich zuvor in einer anderen Organisationsform von Heimerziehung befanden bzw. zur Heimaufnahme anstanden. Hinzu kommt die kontinuierliche Reflexion/Erziehungsplanung mit einem Berater und die Angebote der Stammeinrichtung/des Verbundes.“

Es wird in dieser Sequenz textlich ausgeführt, was die Bezeichnung des Settings mit „Heilpädagogisches Pflegenest“ bereits signalisierte, dass in diesem Setting sowohl die notwendige Fachlichkeit als Basisstandards als auch eine „emotionale Grundlage“ für die Maßnahmekinder vorliegen. Aber auch an die Leiblichen Kinder wendet sich der Begriff „Pflegenest“, da sie als Kinder ebenso in diesem als positiv gedachten Ambiente zu Hause sind. Im rein privaten Bereich würde vermutlich aber niemand ausdrücklich sagen, dass die eigene Familie ein Pflegenest sei. Somit kommt an dieser Stelle eindeutig die institutionale (s. Grundbegriffe im Kap. 3) Wende der Familie zum Ausdruck.

Die Qualifikation der Heilpädagogik, als besondere Güte des Settings, kann im Hinblick auf die Leiblichen Kinder als gewollter Aspekt verstanden werden, denn die zu erwartende schwierige Lebenssituation, die sich ggfls. ergibt, wenn bis zu drei verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche in der Familie sind, führt mitunter zu Problemen, die am ehesten von professionellen Eltern bewältigt werden können. Welche Kinder sollen in das Setting? Es handelt sich um Kinder, die Nähe, Wärme und Geborgenheit in einer Familie nachholen wollen und können, die intensive Einzelbetreuung benötigen, die sich weder in einer Heimgruppe noch in einer Pflegefamilie betreuen ließen, für die eine Rückkehr zur Herkunftsfamilie nicht absehbar ist etc. Mit dieser Aufzählung wird transparent, dass auf die familienorientierten Settings der öffentlichen Ersatzerziehung fachliche Herausforderungen zukommen, die mit Sicherheit große Belastungen für diese Systeme darstellen, insbesondere wenn man die Anforderungen an eine Einzelbetreuung sieht, die auch in diesen Systemen in der Regel nicht im Personalschlüssel berücksichtigt sind.

Die pädagogische Kompetenz eines Elternteils ist vermutlich in zwei Richtungen erforderlich: im Hinblick auf die Maßnahmekinder, an die sich die Hilfe richtet aber auch im Hinblick auf die zu antizipierenden Probleme innerhalb der „Beziehungsdichte“. Dieser Begriff ist im Sinne der Konzeption mit Sicherheit in seiner positiven Färbung eingesetzt und soll vermitteln, dass es im Gegensatz zu einer Fremderziehung im Heim, wo i.d.R. weniger erwachsene Bezugspersonen zur Verfügung stehen, im Heilpädagogischen Pflegenest individueller zugeht, wobei es zu einer starken Annäherung der Personen kommt. Unter dieser Perspektive kann der Begriff „Beziehungsdichte“ aber auch eine konträre Färbung erhalten, wenn nämlich im Sinne von Eifersucht den Leiblichen Kindern die Nähe der fremden Kinder zu den Eltern im

Heilpädagogischen Pflegenest zu „dicht“ wird. Dann kann eher von „Crowding“³⁰ gesprochen werden.

Insofern ist zumindest ein Elternteil in der Rolle als Elternteil nicht nur als biologisches Elternteil zu sehen, sondern in der professionellen Rolle der Fachkraft. Diese arbeitet zu Hause: Familie wird zum Arbeitsplatz und die Arbeit besteht darin, die Qualität eines „Nestes“ zu gestalten.

Die Merkmale des Heilpädagogischen Pflegenestes sind: klein, überschaubar, professionell. Zumindest die Aspekte „klein“ und „überschaubar“ sollen dieses Setting deutlich abheben von anderen Settings der Fremderziehung, in denen oftmals größere Anzahlen von Probanden betreut werden, da Gruppengrößen von 8 bis 12 Kindern in Heimen die Regel sind. Damit wird ein Leistungsvorteil dieser Form von Fremderziehung suggeriert, die trotzdem aber auf die Professionalität nicht verzichten muss.

Ob für die Leiblichen Kinder die Bedeutung von klein und überschaubar erlebbar ist, kann hier nur spekuliert werden: Wenn die Familie bislang aus drei bis vier Personen bestand (= Eltern und ein oder zwei Leibliche Kinder) und es kommen drei Maßnahmekinder hinzu, dann wächst diese Gruppierung unter Umständen um 100 Prozent. Eine Familie ist heutzutage mit sechs Mitgliedern nicht unbedingt klein. Die Überschaubarkeit einer Gruppierung wird natürlich durch eine geringe Zahl von Mitgliedern begünstigt. Die zahlenmäßige Beschränkung sagt aber nicht unbedingt etwas über das komplexe Beziehungsgeschehen innerhalb der Gruppierung aus; es ist dabei zu bedenken, dass dieses Pflegenestsystem durch Fluktuationen von Maßnahmekindern dann unüberschaubarer wird, wenn die Unterbringungen – entgegen der Absicht – nicht von längerer Dauer sind. Mit dem Begriff Erziehungseinheit wird wiederum die Polarisierung des Auftrages, der an das Setting ergeht, begrifflich auf den Punkt gebracht: die Funktion und zentrale Aufgabe der Pflegefamilie ist die Erziehung, wobei sich der Auftrag aus der Sicht des Trägers an die Maßnahmekinder richtet, gleichzeitig aber diese Erziehung auf die Leiblichen Kinder zu beziehen ist. Durch die Verbindung mit Einheit wird nochmals offenbar: es soll sich ein System formen, dass alle seine Leistungsfunktionen gleichmäßig für alle Mitglieder entfaltet.

Programmatisch gewollt ist ein Typus von familienorientierter Ersatzerziehung, der in der Lage ist, die Maßnahmekinder in sich aufzunehmen (integrativer Typus, s. Kapitel 3.) Mit dem Terminus „Kleinstaußenwohngruppe“, der als geklammerte Erläuterung auf den Begriff „Erziehungseinheit“ zu beziehen ist, wird die autorenzentrierte Sichtweise des Settings neuerlich formuliert: aus der Sicht des Trägers handelt es sich im Vergleich zu den größeren Erziehungsgruppen im Heim beim Heilpädagogischen Pflegenest um eine zahlenmäßig vergleichsweise kleine Organisation, die spezielle pädagogische Interventionen begünstigen soll. Handlungsleitend ist dabei der Gesichtspunkt der Individualisierung von Hilfen, die der Fremderziehung im Rahmen der umfassenden Kritik der Vorjahre (s. Kapitel 3.) anempfohlen wurde. Somit befindet sich der Träger mit dieser Form von Fremderziehung fachlich in einem gewünschten Reformprozess.

Gleichzeitig erfüllt er die Forderung nach der Dezentralisierung von Heimen, denn die skizzierte Gruppe befindet sich außerhalb eines Heimgeländes. Nachfolgend werden mit den Formulierungen „besonders gleichbleibend hohe Beziehungsdichte“ und „realisierbare Integrationsmöglichkeiten“ Qualitäten beschrieben, wie sie gemeinhin als günstige Bedingungen für einen erfolgreichen Erziehungs- und Betreuungsprozess beschrieben werden. Diese Standards wenden sich gleichermaßen an die Maßnahmekinder wie an die Leiblichen Kinder. Als wesentlich festzuhalten bleibt allerdings, dass bei dem künstlichen Setting „Heilpädagogisches Pflegenest“ dessen Integration in das soziale Umfeld als eine intentionale Maßnahme geplant wird, wobei bei einer Familie die Integration in die Gesellschaft funktional verläuft, sich also einfach ereignet. Wie und ob die Künstlichkeit für die Leiblichen Kinder einen erfahrbaren Effekt hat, kann an dieser Stelle nur spekuliert werden. Zu spekulieren ist allerdings notwendig, denn das Konzept beschreibt lediglich die Integrationsmöglichkeit. Folglich kommt nicht automatisch eine Integration zustande, sondern es besteht nur die

³⁰ Crowding liegt vor, wenn es innerhalb eines sozialen Beziehungssystem zu „dicht“ wird, notwendige Freiräume und Ruhezeiten nicht vorhanden sind und durch die räumliche oder auch personelle Enge ggfls. Aggressionen entstehen oder Fluchttendenzen resultieren.

Möglichkeit, das heisst im Umkehrschluss, die Integration in dieses Setting könnte auch scheitern.

In der oben zitierten Textpassage werden im zweiten Abschnitt die Mitglieder benannt und somit das Setting näher analysiert. Einerseits gibt es die Familie/das Ehepaar und andererseits drei Kinder/Jugendliche. Die Differenzierung nach Familie und Ehepaar lässt mehrere Lesarten offen:

Es gibt Betreiber des Settings, die als Familie ihre Leiblichen Kinder einschließen.

Es gibt Ehepaare ohne eigene Kinder als Betreiber.

Ehepaar ist eine Konkretisierung dahingehend, wer nun den Erziehungsauftrag übernehmen soll; beim Begriff „Familie“ sind die Leiblichen Kinder eingeschlossen.

Die weitere textliche Ausführung hinter Ehepaar mit „eines mit dem Erscheinungsbild von psychosozialen Störungen erfahrenen Berufserziehers“ lässt schließen, das die letztgenannte Lesart die zutreffendste ist. Mit dieser Analyse tritt ein umfassendes Dilemma dieser familienorientierten Ersatzerziehung hervor: Der eigentliche Auftragnehmer für die Erziehungsarbeit ist insgesamt die Familie, in die die Maßnahmekinder platziert werden, gleichzeitig wird aber offiziell, also per Dienstvertrag, nur ein Mitglied der Familie zur Arbeit beauftragt. Neben dem erfahrenen Berufserzieher wird so die restliche Familie zu einem Arrangement, das zwar fundamental wesentlich ist für das Gelingen der Gesamtveranstaltung ist, andererseits aber dann, wenn es um formale Gesichtspunkte geht, an zweiter Stelle rangiert. Der Berufserzieher bringt die Familie und die Partnerschaft als funktionale Systemfaktoren ein, die nach MARCHNER (ebenda, S. 454): „... ein besonderes Pflegegeld erhält (Anm. d..A.), das potentiellen Pflegeeltern wirklich einen Anreiz zur Übernahme einer so anspruchsvollen Aufgabe zu geben vermag.“ Die Familie mit den Leiblichen Kindern wird, unter diesem Aspekt betrachtet, zu einer Gemeinschaft, die quasi durch die Zur-Verfügung-Stellung ihrer regelmäßigen Funktionen zu einer mittelverdienenden Zweckgemeinschaft wird. Die Familie dabei als eine Zweckgemeinschaft zu bezeichnen steht durchaus im Konsens mit der Wortwahl der Autoren, die die Familie als eine Organisationsform bezeichnen und damit der theoretisierenden Sichtweise Rechnung tragen, dass ein Heilpädagogisches Pflegenest zwangsläufig die Wesensmerkmale von Familie verliert: Familie wird mit der Übernahme des öffentlichen Erziehungsauftrages zu einer Institution.

Sequenz 2:

„Die Möglichkeit zur Beziehungsdichte, Kontinuität und der intime Rahmen einer Familie sind Notwendigkeiten, bergen aber auch auf der Seite des Kindes wie der Mitarbeiter die Gefahr der Überforderung, der tiefgehenden Enttäuschung und der Verstrickung in verengende Beziehungsgeflechte (Partnerschaft der Eheleute ist gleichzeitig Arbeitsbeziehung/Bevorzugung, Benachteiligung der eigenen Kinder ...). Diese intensive Form der Arbeit mit Beziehungen/Gefühlen setzt eine besonders intensive Form der Eigenreflexion (einschließlich der Bereiche Partnerschaft und Verhältnis zu den eigenen Kindern) und der Beratung voraus. Das Beratungskonzept muss sich eher an Formen der Familienberatung (systemorientierter Ansatz), also an Formen der Teambesprechung orientieren.“

Eine umfassende Analyse des obigen Textes ist aus Raumgründen hier nicht möglich. Es muss eine Beschränkung auf die Aspekte erfolgen, die womöglich aus der Perspektive Leiblicher Kinder von besonderem Interesse sein können.

Es wird ausgeführt, dass die konzeptionell gewünschten und auch hergestellten funktionalen Qualitäten des Heilpädagogischen Pflegenestes wie Beziehungsdichte, Kontinuität und der intime Rahmen Gefahren für die Kinder bergen. In der Klammer sind dann ausdrücklich die eigenen Kinder genannt. Während offensichtlich die Formulierung „Verstrickung in verengende Beziehungsgeflechte“ auf die Eheleute zu beziehen ist, sind die „emotionale Überforderung“ und die „tiefgehende Enttäuschung“ auch auf die eigenen Kinder gemünzt. Es werden demnach unbeabsichtigte Folgen der Unternehmung antizipiert.

Als ein Mittel, diesen Folgen präventiv zu begegnen, werden die „intensive Form der Eigenreflexion“ und „Familienberatung“, und zwar nach einem systemorientierten Ansatz angedacht.

Zu den Themen dieser Beratungen soll explizit das „Verhältnis zu den eigenen Kindern“ gehören. Spätestens mit dieser Maßnahme ist der institutionelle und professionelle Charakter des Heilpädagogischen Pflegenestes deutlich. Es wird eine systeminterne Evaluationsfähigkeit vorausgesetzt, was einem fachlich hohen Standard entspricht (vgl. VON SPIEGEL, 1993). Wiewohl konzeptionell nur der erfahrene Berufserzieher vertraglich angesprochen ist, wird auf dieser Ebene auch der Ehepartner eingebunden sein. Geht man noch einen Schritt weiter und reflektiert auf den systemorientierten Ansatz, so wären konsequenterweise auch die Leiblichen Kinder am Gesamtprozess der Reflexion und Beratung beteiligt. Das Konzept macht in diesem Punkt die Leiblichen Kinder zu Akteuren, deren potentielle Krisen, versehen mit einem gleichzeitigem Strategieangebot zur Bewältigung, antizipiert werden.

Sequenz 3:

„Die Ehe der ‚Pflegeeltern‘ sollte mindestens seit 3 Jahren bestehen und ein eventuell erstgeborenes Kind mindestens 2 Jahre alt sein (in Grundpositionen geklärte Rollen als Ehepaar/Eltern). ... Bei der Neuaufnahme eines Kindes ins Pflegenest haben sie (*die Eltern; Anm. des Verfassers*) ein Vetorecht, wobei immer auch die Belastung für die eigenen Kinder und die entwicklungspezifische Konstellation zu sehen ist.“

Vom Träger des Heilpädagogischen Pflegenestes wird ein Standard formuliert, der bei der Auswahl von Pflegeeltern im Hinblick auf deren eigenes Kind angelegt wird: die Pflegeeltern sollen ihre Elternrolle gegenüber dem Leiblichen Kind geklärt haben. Dieses Anliegen spricht dafür, dass im Rahmen der Kernfamilie zunächst einmal notwendige Prozesse der Symbiose und des Urvertrauens ungestört ablaufen können, sich eine stabile Beziehung etablieren kann und die Identitätsbildung beim Leiblichen Kind eine gesicherte Basis erhält. Gleichzeitig bedeutet dieses Anliegen aber auch, dass nach Meinung des Trägers anscheinend ab dann, wenn Maßnahmekinder das Heilpädagogische Pflegenest nutzen, die o.g. Prozesse nicht mehr oder in einem ungenügenden Maße zu realisieren sind. Es muss dann natürlich die Frage erlaubt sein: wenn das so ist, empfiehlt damit der Träger den Pflegeeltern, die während der Pflegenestphase einen Wunsch auf neue Elternschaft haben, diesen zu regieren?

Das Vetorecht der Eltern bzgl. einer Neuaufnahme orientiert sich an der zu erwartenden Belastung für die eigenen Kinder. Wird diese als zu groß angesehen, kann die Aufnahme eines Maßnahmekindes unterlassen werden. Somit wird in diesem Setting den Eltern das Recht zugesprochen über die neuen Familienmitglieder selbst zu bestimmen. Die Rücksichtnahme auf das Wohlergehen der eigenen Kinder ist für den Träger ein wesentlicher Aspekt und wird eindeutig so benannt. Mit diesem Hinweis ist für die Betreibereltern gleichzeitig eine Problematik des Vorhabens „familienorientierte Fremderziehung“ konzeptionell vor Inbetriebnahme durch den Träger benannt. Dieser Aspekt kann als einmalig im gesamten vorliegenden Konzeptions-material herausgestellt werden.

Das Geschehen innerhalb der Familie und die Erziehungsplanung werden mit einem Berater kontinuierlich reflektiert. Die Textfolge lässt plausibel schließen, dass sich die Reflexion zwischen dem erfahrenen Berufserzieher und dem Berater ereignet. Anscheinend sind die weiteren Familienmitglieder, also auch die Leiblichen Kinder dabei unbeteiligt. Es steht allerdings zu vermuten, dass auch sie Gegenstand der Gespräche sind. Die Vernetzung mit der Stammeinrichtung bzw. dem Verbund wird zum Abschluss der Standortbestimmung textlich fixiert. Es bleibt offen, ob es sich hierbei um weitere administrative und fachliche Hilfen handelt, an denen der erfahrene Berufserzieher partizipieren kann oder ob es sich um unterstützende Dienst-, Serviceleistungen oder weitere Angebote für das gesamte Heilpädagogische Pflegenest handelt.

Sequenz 4:

„Eine klare Trennung von Arbeit und Privatleben ist im Pflegenest nicht zu vollziehen. Die Familie ist der Rahmen, in dem der Erziehungsauftrag verwirklicht wird. Nähe – Distanz, Arbeitsauftrag – Zeit für Partnerschaft, eigene Kinder – fremde Kinder, Intimität – Offenheit, hohes Maß an Autonomie – Aufsicht durch die Stammeinrichtung – in dieser scheinbaren Polarisation liegt der Reflexions- und Strukturierungsauftrag des Beraters.“

Das Begriffspaar „eigene Kinder – fremde Kinder“ wird als „scheinbare Polarisation“ bezeichnet. Eine gewisse Polarisation zwischen den Leiblichen Kindern und den

Maßnahmekindern zu unterstellen, erscheint plausibel. Die Polarisierung wird aber mit dem Adjektiv scheinbar umschrieben. Logisch erscheint die Folgerung, dass für den Träger die Polarisierung nicht wirklich besteht, sondern eben nur scheinbar. Gemäß der Konzeption sollen alle Mitglieder des Heilpädagogischen Pflegenestes ein enges Beziehungsgeflecht bilden, das von emotionaler Nähe und kontinuierlicher Stabilität geprägt ist. Dieser hohe Anspruch wird durch Alltagsprobleme begrenzt, die sich durch einfache Begriffspaare benennen lassen. Bereits an dritter Stelle der Aufzählung rangiert dabei das Begriffspaar „eigene Kinder – fremde Kinder“. Es haben sich demnach bereits in vergleichbaren Settings Probleme zwischen den Kindern ergeben oder aber sie werden antizipiert. Gleich wie, unproblematisch ist für die Träger die Beziehung der beiden Kindergruppen nicht, denn immerhin konstituiert sich an dieser Stelle ein Auftrag an den Berater. Ein solcher Berater soll in Form einer externen Hilfestellung das Funktionieren des Settings gemeinsam mit den Akteuren auf Dauer sichern. Er soll reflektieren und strukturieren, womit sehr offensichtlich ist, dass er in seiner Beratungsfunktion eine externe Instanz darstellt, die gemeinsam mit den Akteuren evaluativ tätig ist. Seine Aufgabe beschränkt sich dabei aber nicht, wie das Begriffspaar „eigene Kinder – fremde Kinder“ belegt, auf die Maßnahmekinder, sondern bezieht sich auch auf die Leiblichen Kinder. Damit stehen diese Kinder mit im Fokus des Trägers, der bemüht sein wird, Probleme beratend zu lösen, die sich im Hinblick auf die eigenen Kinder der Pflegeeltern ergeben.

Sequenz 5:

„Zwecks Regeneration der Mitarbeiter ist ein 3wöchiger Urlaub vorgesehen, wobei die Stammeinrichtung die Betreuung der Pflegekinder und ggfls. der eigenen Kinder der Mitarbeiter übernimmt. Zusätzlich stehen bis zu 3 freie Tage im Monat zur Verfügung, an denen die Vertretung durch der Stammeinrichtung bekannte Verwandte/Freunde der Mitarbeiter gegen eine pauschale Abgeltung übernommen wird. Ein weiterer 3wöchiger Jahresurlaub mit allen Mitgliedern des Pflegenestes ist im Kostenplan berücksichtigt. Bei Bedarf können die Leiblichen Kinder der Mitarbeiter vom Heim betreut werden, damit die Pflegeeltern regenerieren können.“

Da die Arbeit in der Heilpädagogischen Pflegestelle innerhalb der Familie stattfindet, können sich die Pflegeeltern, wenn sie frei machen wollen, sogar von den eigenen Kindern trennen. Mit dieser Maßnahme werden aus Sicht des Trägers die Leiblichen Kinder und die Maßnahmekinder gleich behandelt.

Beide Kindergruppierungen fordern die Arbeitskraft der Pflegeeltern und insofern ist das Interesse des Trägers zu einer umfassenden Regeneration plausibel, indem er für alle Kinder des Settings eine Betreuung anbietet. Die Leiblichen Kinder kommen somit auch offiziell in den Bereich der öffentlichen Dienstleistung Ersatzerziehung. Beim weiteren 3wöchigen Urlaub der kompletten Pflegefamilie sind sie anscheinend auf Kosten der Einrichtung miteinbezogen, werden als Systemmitglieder gesehen.

Fazit:

In der vorliegenden Konzeption werden Leibliche Kinder als Systemteile thematisiert. Dies ist gegenüber der Mehrzahl anderer Konzeptionen, die die Leiblichen Kinder völlig negieren, ein Leistungsvorteil. Bei einem Gesamtvolumen von etwa 1500 Wörtern werden sie aber auch hier mit nur 15 Wörtern in 5 Textstellen in die Konzeption nur marginal einbezogen. Wenn von ihnen direkt die Rede ist, dann eher in einer „problembeladenen Färbung“ z.B. im Spannungsfeld von Bevorzugung und Benachteiligung, im erhöhten Reflexionsbedarf der Eltern, der Notwendigkeit eines Schutzraums für Leibliche Kinder, Belastung für die eigenen Kinder; Entlastung der Eltern auch im Hinblick auf die eigenen Kinder. Die Leiblichen Kinder scheinen demnach eher unter dem System zu leiden, während sie es gleichzeitig aushalten und unterstützen sollen. Aus der Trägersicht ist für die Leiblichen Kinder mit individuellen Problemen zu rechnen. Diese scheinen aber gerechtfertigt zu sein, da die Familie durch die Übernahme einer sozialen Dienstleistung den Lebensunterhalt verdient und folglich Leistungen zu erbringen hat.

Zusammenfassende Betrachtung anhand der Ordnungskategorien:

A: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

Die Autoren hoffen, dass die Stabilität der Familie, die Professionalität eines Elternteiles und die Unterstützungsleistungen des Trägers ein Miteinander der Leiblichen Kinder und der Maßnahmekinder ermöglichen = positives Beziehungsgefüge ist angestrebt.

Störpotentiale sind allerdings antizipiert, da erziehungsschwierige Kinder, die an anderen Orten gescheitert sind, aufgenommen werden = Stressfaktoren für die Beziehungen sind möglich.

B: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

Die gewachsene Beziehung zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern wird als stabil und tragfähig betrachtet, um die anstehenden Belastungsproben meistern zu können = Schutzphase für Beziehungsaufbau ist gegeben.

Eine nachhaltige Störung des Eltern-Kinder-Verhältnisses, bedingt durch die Aufnahme der Maßnahmekinder, scheint für den Träger nicht gegeben zu sein = Kinder sollen Elternentscheidung unkritisch mittragen.

Vor einer Aufnahme haben die Eltern jedoch ein Vetorecht, um ihre Kinder schützen zu können = Schutz der Leiblichen Kinder ist angedacht.

C: Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:

Eine Schonfrist von 2 Jahren im Kleinkindalter, die beim Träger entwicklungspsychologisch motiviert ist, soll bei einem Erstgeborenen für eine hinreichende Identitätsausbildung sorgen, innerhalb derer das Leibliche Kind sich seiner Eltern sicher sein soll = Stabilisierung der eigenen Persönlichkeit vor Maßnahmebeginn ist vorgesehen.

Wie diese Phase gestaltet sein kann, wenn ein weiteres Leibliches Kind in der Betriebsphase der Organisation geboren wird, ist nicht thematisiert = Keine Schutzphase für „eingeborene“³¹ Leibliche Kinder.

D: Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Als Systemfaktor ist das Leibliche Kind in einer settingkomplettierenden Funktion Mitglied der Organisation Heilpädagogische Pflegestelle. Es trägt mit bei zur hohen Beziehungsdichte, ist Teil einer funktionierenden Familienstruktur und wird so zu einem Modell von Sozialisationsgeschehen, dass für die Maßnahmekinder eine Orientierungsfunktion haben soll = Rolle in systemunterstützender Funktion für das Setting.

E: Wesensmerkmale des Settings Heilpädagogisches Pflegenest:

Die biologische Kernfamilie ist Anbieter einer sozialen Dienstleistung = Dienstgemeinschaft.

Familie ist Teil einer größeren Organisation = Institution.

Der Träger nimmt Einfluss auf das Familiengeschehen = Einschränkung von Autonomie.

Der Träger unterstützt die Familie durch flankierende Angebote = Familie benötigt fachliche Stützung.

Die Privatheit der Familie ist eingeschränkt = Familie wird zur Organisation, erfüllt gemeinsam einen Dienstzweck.

5.1.3 Professionelles Familienpflegenest

(ST. MAURITIUS KINDER- UND JUGENDHEIM, Calbe, 1995, 2): „Im Kinder- und Jugendheim ‚St. Elisabeth‘ ist es schon eine Tradition geworden, Kleinkindern eine Betreuungsform anzubieten, in der familiäre Beziehungen und Bindungen wachsen. In der Familie eines (Berufs-)Erziehers stehen bis zu 3 Plätze für die Betreuung von Säuglingen/Kindern in der Familie/der gemeinsamen Wohnung zur Verfügung. Eine soziale Integration in die Familie mit festen Bezugspersonen wird möglich. Eine konstruktive

³¹ Mit „eingeborene“ Leibliche Kinder sind jene gemeint, die nicht vor dem Start des Heilpädagogischen Pflegenestes geboren wurden, sondern während der Laufzeit, als evtl. bereits ältere Leibliche Kinder und jedenfalls Maßnahmekinder vorhanden waren.

Beziehungsarbeit zwischen der Familie und dem aufgenommenen Kind kann emotional aufgebaut werden. Durch die unmittelbare Zuwendung und Integration kann ein neues Urvertrauen entstehen und die Folgen der erlebten Bindungslosigkeit können kompensiert werden. Durch die Beziehung zu den leiblichen Kindern der Familien wird eine Integration in das Umfeld erleichtert. Nachahmungsprozesse setzen ein und fördern die Persönlichkeitsentwicklung.“

Im Gegensatz zum o.g. Heilpädagogischen Pflegenest geht es bei dem Professionellen Familienpflegenest um die Aufnahme und Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern. Auch bei diesem Konzept wird die familiäre Erziehungs- und Betreuungsleistung um ein professionelles Moment erweitert, indem Familien eingebunden werden, die zumindest einen Betreuer mit pädagogischer Grundausbildung in das Setting einbringen können. Wiederum gibt es auch hier eine beabsichtigte konzeptionelle Bandbreite im Sinne der familienorientierten Hilfen von Ersatzerziehung, indem das professionelle Tun mit der familiären Emotionalität, für die der Begriff Pflegenest steht, verbunden wird. Kontinuierliche, langjährige Beziehungsarbeit gehört zum Programm, innerhalb derer es den konstanten Bezugspersonen gelingen soll, auf emotionaler Ebene eine kompensatorische Arbeit zu leisten.

Im Konzept werden die Leiblichen Kinder innerhalb der Familie mitbedacht, wenn die Arbeit in allgemeiner Form beschrieben wird. Gerade, wenn es um konkrete Sozialisationschritte geht, wie zum Beispiel die Integration in das soziale Umfeld oder die pädagogische Intervention im Hinblick auf einen schrittweisen Kompetenzaufbau im Sinne der umfassenderen Persönlichkeitsentwicklung, sind die Leiblichen Kinder funktionale Systemteilnehmer.

Die Leiblichen Kinder werden bei dieser Konzeption also sehr bewusst miteinbezogen. Die Autoren gehen zunächst einmal davon aus, dass die Dichte der familiären Settings für unausweichliche Situationen sorgt, in denen auf jeden Fall Beziehungen zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern entstehen. Innerhalb dieser Beziehungen werden die Leiblichen Kinder zu Mittlern zwischen den Maßnahmekindern und der Umwelt. Dass diese Beziehungen nicht zustande kommen könnten, z.B. aus Gründen einer einseitigen oder beidseitigen Ablehnung, wird in der Konzeption nicht thematisiert.

Weiterhin bilden die Leiblichen Kinder geeignete Lernmodelle, die ein Nachahmungslernen provozieren. Erziehungstheoretisch gewertet wird mit dieser Maßnahme das funktionale Lernen (Lernen am Modell) innerhalb des professionellen Familienpflegenestes instrumentalisiert und auf diesem Wege intentional. Damit ist eindeutig: die Familie ist professionalisiert, es werden beabsichtigte Lernerfolge nicht direkt bei den Probanden angesetzt, sondern über vermittelnde Instanzen (= Leibliche Kinder), die zunächst die Kompetenzen erwerben und anschließend im sozialen Miteinander anscheinend unbeabsichtigt als Lernmodelle angeboten werden. Als Methode dürfte diese Vorgehensweise sehr effizient sein, da lerntheoretisch gewertet zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern eine größere Ähnlichkeit besteht (Peer-group-Prozess) und damit die Lernchancen größer sind, als würden sich die Erwachsenen als Lernmodelle anbieten. Bei der Familienähnlichkeit, als ein Grundmodell für erfolgreiche Fremderziehung, sind die Leiblichen Kinder vom Träger als mögliche Lernmodelle angedacht und genutzt. Der vorliegenden Konzeption kommt der Verdienst zu, dass hier dieser Praxisaspekt klar und eindeutig formuliert wird. Damit wird Leiblichen Kindern an prominenter Stelle etwas zugesprochen, was andere Konzeptionen nebulös und inhärent in sich tragen aber nicht formulieren: Leibliche Kinder werden in die Leistungen der familienorientierten Settings einbezogen, eingesetzt um die Organisation zum Erfolg zu führen.

Mit dieser Aussage gehen die Vertreter des Professionellen Familienpflegenestes allerdings gleichzeitig eine hohe Verpflichtung ein, denn sie müssen in jedem Falle die Erziehungsziele bei ihren eigenen, den Leiblichen Kindern zunächst erreichen, damit diese Kinder zu „Erfüllungsgehilfen“ werden können.

Für die Leiblichen Kinder in diesem Setting bedeutet die konzeptionelle Wertung der instrumentalisierten Mitwirkung eine Besonderheit. Auch wenn die Eltern ihnen gegenüber nicht den Wert ihrer Vorbildfunktion verbalisieren, so werden diese Kinder in der Beurteilung und Wertschätzung ihrer Eltern eine besondere Rolle einnehmen.

Das Professionelle an der vorliegenden Konzeption ist damit die Metaebene der Erkenntnis, wie die Funktion der Leiblichen Kinder im Detail aussehen kann. Unterstellt man einmal, dass sich

Aufnahmen von Maßnahmekindern zyklisch wiederholen und diese Annahme ist auch bei sogenannten Langzeitunterbringungen plausibel, da die professionellen Familienpflegestellen auf lange Laufzeiten angelegt sind, dann werden die Leiblichen Kinder zu stabilisierenden Faktoren, da sie immerzu bei wechselnden Maßnahmekindern die einzigen konstanten Systemmitglieder sind, die den Maßnahmekindern nahestehen und diesen permanent das tradierte Normen- und Regelsystem der Organisation vorleben. Erreichen die Pflegeeltern bei ihren Leiblichen Kindern allerdings nicht den gewünschten Sozialisierungserfolg, so dürfte dieser Umstand für die praktische Arbeit mit den Probanden sehr schwere Folgen haben.

Da eine Konzeption stets prospektiv verstanden sein will, wird in der vorliegenden Konzeption allerdings nur der angestrebte positive Effekt des Einbezuges der Leiblichen Kinder formuliert. Auf diesem Hintergrund wird auch eine weitere mögliche Entwicklung nicht antizipiert: die permanente Überlegenheit eines Leiblichen Kindes (Modell-Sein), dadurch noch verschärft, dass die Eltern womöglich ihr Kind gegenüber dem Maßnahmekind permanent als Modell benennen, kann unter Umständen auch zur Ablehnung durch das Maßnahmekind führen oder auch beim Leiblichen Kind zu Tendenzen der Selbstüberhöhung. Ein weiterer Effekt kann ein permanenter Stress beim Leiblichen Kind sein, da es immerzu besondere Anstrengungen unternehmen muss, um die Qualitätseigenschaften eines Modells auf Dauer vorzuleben. Der Stress könnte dann nicht nur in der Anstrengungsleistung liegen, sondern auch in einer Versagensangst, da das Leibliche Kind seine Eltern nicht enttäuschen will.

Diese abgeleiteten theoretischen Annahmen bedürfen der weiteren Prüfung.

Fazit:

In der Konzeption des Professionellen Familienpflegenestes werden über die Erwähnung der Leiblichen Kinder hinaus konkrete Funktionen beschrieben, wie die Leiblichen Kinder in das helfende Setting eingebunden sind. Diese Kinder bewegen sich zwischen einer permanenten Überforderung und den Chancen zum Aufbau eines stabilen Selbstwertgefühls. Mit zunehmendem Alter dürfte den Leiblichen Kindern ihre eigene Rolle in diesen Settings bewusst werden und spätestens dann eine Selbstzuordnung zum Helfersystem vorgenommen werden.

Zusammenfassung anhand der Ordnungskategorien:

A: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

Die Beziehungen sollen organisch wachsen, die Leiblichen Kinder sind Vorbilder für die Maßnahmekinder = Modell einer natürlichen Geschwisterreihe.

B: Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

Die Leiblichen Kinder sind Erfüllungsgehilfen für ihre Eltern, dementsprechend wichtig und akzeptiert = Mitarbeit, kollegiale Partnerschaft.

C: Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:

Das Leibliche Kind erfährt viel Selbstbestätigung.

Das Leibliche Kind muss sich permanent anstrengen, der oder die Beste zu sein, wenn dies gelingt, kann die Gefahr der Selbstüberschätzung resultieren, bei einem Versagen droht Enttäuschung der Eltern. Es bestehen somit die Möglichkeiten = stabiles Selbstbild möglich, aber auch übersteigertes Omnipotenzgefühl, Versagensängste.

D: Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Die Mitwirkung des Leiblichen Kindes ist angedacht, beabsichtigt. Insofern wird die funktionale Ebene des Miteinanders intentional durch die Betreiber genutzt = Intentionalisierung des Leiblichen Kindes = Mitarbeiterfunktion.

E: Wesensmerkmale des Settings professionelles Familienpflegenest:

Diese Familie ist ein künstliches Geschehen, dass sich immer wieder wiederholt = Künstlichkeit der Organisation.

Diese Familie kann sein = Ort für Bestätigung oder Überforderung.

Diese Familie ist Teil eines Gesamtträgers = Familie als öffentliche Institution.

Diese Familie kann sein ein qualitativ guter Leistungsanbieter = Helfersfunktion.

5.1.4 Zusammenführung der Ergebnisse

Die Verwendung einer Quertabelle zu jeder Ordnungskategorie soll einen Überblick der Zusammenfassungen gewähren, die in den einzelnen Konzeptionen erzielt wurden. Mit einer horizontalen Gesamtschau und gleichzeitigen Gegenüberstellung wird jeweils eine Abstraktion vorgenommen. Es handelt sich dabei um plausible Deutungen, die aus dem Material entwickelt werden, darüber, welche theoretischen und realen Wirklichkeiten die Konzeptionen für die Leiblichen Kinder generieren. Es wird an dieser Stelle der Versuch unternommen, die oben aufgeworfene qualitative Frage zu beantworten, wie die Träger die Leiblichen Kinder in den Konzeptionen berücksichtigen.

A. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

Pädagogische Lebensgemeinschaft	Heilpädagogisches Pflegenest	Professionelles Familienpflegenest
Künstliche Geschwisterschaft	Positives Beziehungs-gefüge ist angestrebt Stressfaktoren für die Beziehungen sind mög-lich	Modell einer natürlichen Geschwisterreihe

Es wird bei der Konstruktion der familienorientierten Settings versucht, das Modell der natürlichen Geschwisterkonstellation einer Familie künstlich nachzuformen. Die Maßnahmegeschwister sollen an die Seite der Leiblichen Kinder treten, um idealiter Geschwisternähe zu erzeugen.

Es sind positive Beziehungen zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern erhofft, wobei allerdings auch Probleme antizipiert werden, die das Verhältnis belasten können und die Bildung durchweg positiver Beziehungen erschweren.

Mit einem gewissen optimistischen Gestaltungswillen gehen die Träger davon aus, dass es wenig Rivalität zwischen den Kindersystemen geben wird. Sich abzeichnende Probleme werden als kontrollierbar angedacht, sofern die Erwachsenen aufgrund ihrer Fachlichkeit in geeigneter Weise regulierend eingreifen.

Die Leiblichen Kinder sind als Stiefgeschwister „verfügbar“.

Das sich entwickelnde Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern hängt entscheidend von der Gestaltungskunst der Erwachsenen ab.

Aus der Sicht der Träger sind die Leiblichen Kinder - bei geeigneter Führung durch das Personal (Eltern) - für die Maßnahmekinder compatible peers³² innerhalb eines intimen Beziehungssystems.

B. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

Pädagogische Lebensgemeinschaft	Heilpädagogisches Pflegenest	Professionelles Familienpflegenest
Keine Mitbestimmung	Schutzphase für Beziehungsaufbau gegeben Kinder sollen Elternentscheidung unkritisch mittragen Schutz der Leiblichen Kinder ist angedacht	Mitarbeit, kollegiale Partnerschaft

Es ist allein die Entscheidung der Eltern, ob sie innerhalb der Familie fortan öffentliche Erziehungshilfe anbieten werden. Die Leiblichen Kinder partizipieren nicht an dieser

³² Peers, Mitglieder einer Peer-group, s. Kap. 3

Entscheidung, sondern tragen diese zunächst passiv mit. Die Eltern haben für ihre eigenen Kinder eine Schutzfunktion. Im Verlaufe der Zeit soll das Verhältnis zwischen den Eltern und ihren eigenen Kindern kollegial werden, da sich zunehmend eine Zusammenarbeit ereignen soll. Demgemäß schließen die Leiblichen Kinder in der Hierarchie schnell an ihre Eltern an, entfernen sich (früher) vom Kinderstatus, da die Elternrolle stärker auf die Maßnahmekinder bezogen wird als auf die eigenen Kinder. Die Rolle als Mitwirkende schafft für die Leiblichen Kinder eine Hierarchieebene zwischen den Maßnahmekindern und den Eltern.

In den Konzeptionen wird in keiner Weise die Frage aufgeworfen, ob das Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und deren Eltern unter der elterlichen Entscheidung, öffentliche Ersatzerziehung zu betreiben, positiv oder negativ beeinflusst wird.

Die Leiblichen Kinder müssen sich der Elternentscheidung unterordnen.

Den Leiblichen Kindern wird die Rolle der Elternunterstützung zugeschrieben.

Die konzeptionelle Forderung der Träger an die Leiblichen Kinder nach Unterordnung und Unterstützung der Eltern informiert darüber, dass die Träger das Verhältnis der Leiblichen Kinder und deren Eltern als ungestört und sehr belastbar einschätzen.

C) Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst

Pädagogische Lebensgemeinschaft	Heilpädagogisches Pflegenest	Professionelles Familienpflegenest
Funktionale und dysfunktionale Effekte zur Persönlichkeitsentwicklung hängen von der Akzeptanz der Maßnahme ab	Stabilisierung der eigenen Persönlichkeit vor Maßnahmebeginn ist vorgesehen Keine Schutzphase für „eingeborene“ Kinder	Stabiles Selbstbild möglich aber auch übersteigertes Omnipotenzgefühl und Versagensängste

Welche Effekte hat das Aufwachsen eines Leiblichen Kindes innerhalb eines Settings der familienorientierten Ersatzerziehung? Diese Frage kann mit Hilfe einer Konzeptionsbetrachtung nicht beantwortet werden, da hier keine Biographien vorliegen. Das Material zeigt aber auf, dass die Settings zumindest für Kleinstkinder risikoreich sein können, wenn es um den Aufbau der Beziehung zu den Eltern geht. Ist diese „Sensible Phase“ aber abgeschlossen, so liegt es an den Eltern, bei den Leiblichen Kindern eine tatsächliche Akzeptanz gegenüber dem Setting zu betreiben. Es geht nicht nur darum, dass die eigenen Kinder die Entscheidung ihrer Eltern dulden, sondern diese tatsächlich als richtig annehmen. In dem Maße wie Akzeptanz gegeben ist, können die Leiblichen Kinder das Unternehmen willig und überzeugt unterstützen oder lediglich mitmachen und dabei ausschließlich auf eigene Vorteile aus sein.

Das Aufwachsen in solch einem Setting wird ein Leibliches Kind immer vor Probleme stellen, die Kinder in anderen Familien nicht haben. Entscheidend für die Persönlichkeitsentwicklung wird sein, welche Bewältigungsstrategie entwickelt wird. Es ist offen, ob ein Leibliches Kind in seiner speziellen Sozialisation „Schaden nimmt“ oder ob es gar „profitiert“. In allen Settings werden diese beiden Extreme angelegt sein.

Mit den Konzeptionen werden spezielle Sozialisationsfelder für die Leiblichen Kinder kreiert, die sowohl Chancen als auch Risiken für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung bereit halten.

D. Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Pädagogische Lebensgemeinschaft	Heilpädagogisches Pflegenest	Professionelles Familienpflegenest
Mitläufer	Rolle in systemunterstützender Funktion für das Setting	Mitarbeiterfunktion

Den Leiblichen Kindern fällt in den Settings eindeutig die Rolle der Mitwirkung zu. Bereits vom Kinderstatus an werden sie mit ihrer systemunterstützenden Funktion „instrumentalisiert“;

sie dienen als Lernmodelle und transportieren im Sinne der peer-group-Kräfte die Regeln und Anliegen der Erwachsenen an die Maßnahmekinder. Ihr bloßes Mittun (statt Widerstand) kann das jeweilige System entscheidend stabilisieren.

Je älter sie werden, desto stärker wachsen sie in eine Mitarbeiterfunktion hinein.

Die Motivation für die Mitwirkung dürfte sich aus dem Umstand erklären, dass sie als mitwirkende Personen zumindest eine ideelle Belohnung durch die Eltern/Erwachsenen erhalten.

Aus konzeptioneller Sicht fungieren Leibliche Kinder als stabilisierende Mittler zwischen den Erwachsenen und den Maßnahmekindern und werden so sukzessive zu informellen Helfern.

E. Wesensmerkmale des professionellen Settings:

Pädagogische Lebensgemeinschaft	Heilpädagogisches Pflegenest	Professionelles Familienpflegenest
Familie als Institution	Dienstgemeinschaft	Künstlichkeit der
Fluktuation von Organisationsmitgliedern ist üblich	Institution	Organisation
Pluralismus der erwachsenen Bezugs-personen	Einschränkung von Autonomie	Ort für Bestätigung oder Überforderung
	Familie benötigt fachliche Stützung	Familie als öffentliche Institution
	Familie wird zur Organisation, erfüllt gemeinsamen Dienstzweck	Helferfunktion

Die Familien wandeln sich durch die Übernahme des Auftrages für öffentliche Ersatzerziehung in ihrem Wesen zu Organisationen. Es gibt aus Sicht der Leiblichen Kinder künstliche Geschwister, die fluktuieren. Weiterhin gibt es in verschiedenen Settings außer den Eltern noch weitere Fachkräfte, die in das „Familiengeschehen“ eingreifen dürfen. Die Privatheit einer Familie ist nicht gegeben. Dabei kann die Mitgliedschaft in solch einem Setting durchaus attraktiv sein, da eine besondere, positive „corporate identity“ (s. Grundbegriffe: drei) wachsen kann. Es kann für Leibliche Kinder ein angenehmes Lebensgefühl sein, bereits mit jungen Jahren in der Helferrolle zu sein. Umgekehrt kann es ebenso eine Zeit des Leidens bedeuten, wenn ein anderes Bild von Familie beim Leiblichen Kind Erwartungen weckt, die nur von einem wirklichen intimen Beziehungssystem, das mit Privatheit ausgestattet ist, befriedigt werden könnte. Für das psychosoziale Wohlbefinden hält das Setting alle Optionen offen.

Settings der familienorientierten Ersatzerziehung sind Institutionen, in denen die Leiblichen Kinder Einschränkungen (z.B. ihrer Privatsphäre) und gleichzeitig die plurale Attraktivität einer Organisation erleben können.

5.1.5 Zusammenfassung

Die Beschäftigung mit Konzeptionen familienorientierter Settings öffentlicher Ersatzerziehung hat eine Aussage aus der „literarischen Spurensuche“ bestätigt: Leibliche Kinder werden weitgehend ausgeblendet. Dies ist auch in Konzeptionen so, in denen sie – wie zuvor begründet - eigentlich vorkommen müssten.

Dort allerdings, wo sie Erwähnung finden - in wenigen Fällen inhaltlich mit einigen Wörtern oder Sätzen bedacht sind -, lassen sich schrittweise Erkenntnisse darüber erschließen, wie die Träger von solchen Einrichtungen und auch die Betreiber, also in der Regel die Eltern der Leiblichen Kinder, die ja mit ihrem Einverständnis zur Gründung einer entsprechenden Gruppierung die Konzeptionen übernehmen und im Konsens mit den theoretischen Vorgaben der Konzeptionen die Settings gestalten, die Leiblichen Kinder im Kontext dieser Settings sehen.

Aus dem Schriftmaterial der Konzeptionen erwächst in der vorliegenden Zusammenfassung eine Situationsbeschreibung, wie Konzeptionen die soziale Wirklichkeit für Leibliche Kinder in Settings öffentlicher Ersatzerziehung generieren.

Wiewohl die Stichprobe zur Anforderung von Konzeptionen repräsentativ ausgewählt wurde, ist mit den wenigen vorhandenen Textpassagen kaum eine allgemeine Gültigkeit zu begründen, denn die nachfolgende Übersicht fußt ja in der Tat nur auf wenigen Worten, die zum Zwecke der Interpretation den Konzeptionen entnommen werden konnten.

Würde man statt 60 Einrichtungen eine Vielzahl anschreiben, so hätte man als Grundgesamtheit bei gleichen Rücklaufquoten vermutlich auch nur ca. 7 % der Konzeptionen, die Leibliche Kinder in den Ausführungen bedenken, das Datenmaterial wäre aber reichhaltiger und könnte so zu weiteren und vielleicht auch anderen Ergebnissen führen.

Für den Rahmen der vorliegenden Untersuchung soll das Ergebnis hinsichtlich der Beantwortung der „qualitativen“ Frage allerdings wie folgend Gültigkeit haben:

Aus der Sicht der Träger sind die Leiblichen Kinder - bei geeigneter Führung durch das Personal (Eltern) - für die Maßnahmekinder kompatible peers³³ innerhalb eines intimen Beziehungssystems.

Die konzeptionelle Forderung der Träger an die Leiblichen Kinder nach Unterordnung und Unterstützung der Eltern informiert darüber, dass die Träger das Verhältnis der Leiblichen Kinder und deren Eltern als ungestört und sehr belastbar einschätzen.

Mit den Konzeptionen werden spezielle Sozialisationsfelder für die Leiblichen Kinder kreiert, die sowohl Chancen als auch Risiken für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung bereit halten.

Aus konzeptioneller Sicht fungieren Leibliche Kinder als stabilisierende Mittler zwischen den Erwachsenen und den Maßnahmekindern und werden so sukzessive zu informellen Helfern.

Settings der familienorientierten Ersatzerziehung sind Institutionen, in denen die Leiblichen Kinder Einschränkungen (z.B. ihrer Privatsphäre) und gleichzeitig die plurale Attraktivität einer Organisation erleben können.

³³ Peers, Mitglieder einer Peer-group, s. Kap. 3

6 Forschungsteil 2: Interviews mit „Leiblichen Kindern“, Auswertung und Ergebnisse

6.1 Interpretation Interview „Erziehungsstelle“

Interviewrahmung

Das Interview mit Claudia (= ehemaliges Leibliches Kind innerhalb einer Erziehungsstelle) war durch die Vermittlung eines Fachmannes zustande gekommen, der für die Praxisberatung von Erziehungsstellen zuständig ist. Claudia war auf Verbandsebene bekannt, weil sie ihre Lebensgeschichte dort bereits im Rahmen der Beratungen thematisiert hatte und man war sich sicher, dass sie sich offen für ein Interview zeigen würde. Die Mittelsperson führte ein Erstgespräch und durfte daraufhin ihre Telefonnummer weitergeben.

Beim Erstkontakt zwischen dem mir und Claudia per Telefon zeigte sie sich sofort und überaus gerne bereit, an dem geplanten Interview teilzunehmen.

Es entstand bei mir der Eindruck, das ihr das Forschungsinteresse geradezu gelegen kam, da ich mich als eine Person darstellte, die sich für die Perspektive der Leiblichen Kinder im Hinblick auf familienorientierte Ersatzerziehung interessierte, was aus der Sicht von Claudia allzu selten geschieht.

Sie nahm das Interview als Gelegenheit, Klage darüber zu führen, dass, von ihrem eigenen Fall ausgehend, nach ihrer Einschätzung Leibliche Kinder nicht hinreichend an der Entscheidung ihrer Eltern partizipieren können, wenn diese sich entschließen, gemeinsam mit einem Träger oder auf rein privater Ebene, die Familie für Maßnahmen der Ersatzerziehung zu öffnen. Dies sagte sie sinngemäß bereits am Telefon.

Das Interview, das ca. 2 Stunden dauerte, fand in der sehr geräumigen Wohnung von Claudia, in der sie alleine lebte, statt und wurde auf Tonband aufgezeichnet.

Aus dem Erstgespräch zwischen der Mittelsperson und Claudia sowie aus zwei vorbereitenden Telefonaten mit ihr war bereits der Rahmen des Interviews vorgeklärt. Es sollte zu einem lebensgeschichtlichen Interview kommen, bei dem im Fokus des Frageinteresses der Aspekt „Erziehungsstelle“ stehen sollte und die damit verbundenen Erlebnisse. Innerhalb dieser Fokussierung war um narratives Erzählen gebeten.

Als Erzählimpuls war vorgesehen nach den Wohnverhältnissen innerhalb der Erziehungsstelle zu fragen. Claudia kam beim Platznehmen dem Impuls zuvor und berichtete Details über ihre „Pflegeschwester“ Daniela (= Maßnahmekind, das im Rahmen einer Pflegefamilienvermittlung in die Familie von Claudia kam; der Name ist verfremdet). Ich ging auf das Erzählbedürfnis von Claudia ein, indem ich auf den Impuls verzichtete und Claudia selbst die Erzählrichtung bestimmen ließ.

Aus dem starken Erzählbedürfnis heraus hielt sich Claudia beim Interview meist selbst in Schwung, wobei sie im Sinne eines Gespräches die Interviewsituation auflöste, indem sie Interesse an meinen Stellungnahmen zeigte. Ich hatte den Eindruck, sie wollte die typische Interviewsituation zu Gunsten einer Diskussion ändern. So kam mitunter dann doch das Gespräch ins Stocken, wenn ich nicht auf Gesprächsangebote einging, sondern auf weitere Ausführungen von ihr wartete.

Fallrahmung

Die Interviewteilnehmerin – zum Zeitpunkt des Interviews 25 Jahre alt – lebte als jüngstes Kind gemeinsam mit dem 3 Jahre älteren Bruder und ihren Eltern in einem eigenen Haus in einem Dorf mit ca. 3000 Einwohnern in einer mittleren Region Deutschlands. Der Vater arbeitete als Ingenieur und die Mutter als Hausfrau (früher Sekretärin) und Mutter.

Als Claudia 13 Jahre alt war, wurde Daniela (damals 9 Jahre alt) in die Familie aufgenommen. Die Vermittlung war auf Initiative einer Freundin der Mutter zustande gekommen, die als Sozialarbeiterin beruflich in der Pflege- und Adoptionsvermittlung tätig war und die Möglichkeit einer Fremdbetreuung in Gesprächen mit der Mutter zunächst in grundsätzlicher Form thematisiert hatte und dann konkreter wurde, da die Mutter nicht abgeneigt war.

Die Freundin bahnte einen Kontakt an, wobei die Mutter empathisches Interesse zeigte. Die Freundin brachte eines Tages das potentielle Pflegekind mit zu Besuch in die Familie. Claudia und ihr Bruder kannten den Zweck des Besuches nicht. Im Anschluss wurden sie dann gefragt,

„wie was denn ist, ob wir uns vorstellen könnten, dass Daniela in unsere Familie kommt. Und wir haben uns bei diesem ersten Treffen ganz gut verstanden und haben, ich glaube innerhalb von 5 bis 10 Minuten uns entschlossen: ‚Ja, würden wir das machen‘. Es hat keiner eine Ahnung gehabt, was auf uns zukommt. Niemand. Konnte uns niemand erzählen. Hat uns auch niemand erzählt, zumindest uns Kindern nicht ...“ (Interview Erziehungsstelle, Seite 1, Zeilen 39 – 45).

Die tatsächliche Aufnahme kam dann sehr überraschend, weil die Situation in der bisherigen Pflegefamilie, in der Daniela bis dahin gelebt hatte, eskalierte und eine dringliche Verlegung angezeigt schien.

Wegen der plötzlichen Aufnahme war die Familie noch nicht logistisch vorbereitet. Claudia und Daniela sollten eigentlich Einzelzimmer bewohnen. Weil das Zimmer für Daniela noch nicht fertig war, musste Claudia ihre „Stiefschwester“ für einige Zeit in ihrem Zimmer aufnehmen. In diesem Punkt fühlte sich Claudia getäuscht, da ihr das eigene Zimmer eigentlich zugesichert war.

Im Verlaufe der Maßnahme zeigte sich eine Fülle von Problemen innerhalb der Erziehungsstelle. Es gab eine Familienbegleitung durch einen psychologischen Beratungsdienst, der speziell für Erziehungsstellen eingerichtet war.

Daniela wurde durch die Pflegefamilie in ihrer Schulkarriere bis hin zum Realschulabschluss geführt, was von Claudia als Erfolg des Settings dargestellt wurde. Daniela zog mit 18 Jahren in eine eigene Wohnung, machte aber keine Ausbildung. Zu dieser Zeit war Claudia bereits ausgezogen, da sie nach ihrem Abitur die gemeinsame Wohnung in Richtung ihres Studienortes verließ, wo sie Sozialpädagogik studierte.

6.1.1 Textstelle 1 „Aufnahme von Maßnahmekindern“

Hinweis:

Bei der vorliegenden sowie bei allen nachfolgenden Textstellen wird aus methodischen Gründen die Textstelle im Zusammenhang erst nach der „Textanalytischen Annäherung“ dem Leser angeboten. Das Rezipieren der Textstelle im Zusammenhang soll im Anschluss an eine erste „pragmatische“ Analyse die Möglichkeit zum Sinnverstehen fördern und gleichzeitig können an diesem Punkt in der Abfolge am ehesten Widersprüche, Ungenauigkeiten und Unplausibilitäten des Forschers erschlossen werden.

Zunächst ist also die Textstelle nach Sequenzen (A, B, C usw.) feingegliedert, so dass immer nur ein überschaubarer Teil zur Analyse herangezogen wird. Der originale Interviewtext ist durch Fettdruck hervorgehoben, um stets deutlich unterscheiden zu können, welche Materialanteile vorliegen und welche Anteile vom Autor stammen. Anmerkungen des Autors, die Hintergrundwissen beinhalten, also nicht zur direkten interpretativen Arbeit innerhalb der Textstelle gehören, sind jeweils kursiv gedruckt. Alle erwähnten Namen sind verändert (Anonymisierung) worden.

6.1.1.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

TN (Teilnehmerin): **„... Obwohl, ich müsste eigentlich nochmal vom ersten Tag erzählen, weil das für mich der nächste Klopper war. ...“**

*(Anmerkung: Mit „**obwohl**“ bezieht sich die TN auf vorangegangene Aussagen. Sie hatte im Interviewablauf darüber berichtet, daß sie „**stinksauer war, weil**“ sie „**damals wirklich belogen worden**“ sei, denn die Pflegeschwester schlief in der ersten Zeit mit im Zimmer der TN, weil deren „**Zimmer noch nicht fertig war**“. Eigentlich bestand die Abmachung (= Kontextwissen), das Pflegekind würde in dieser Zeit mal bei jedem Familienmitglied schlafen.)*

Die TN leitet mit „**obwohl**“ aus einer Erzählsequenz auf die tatsächliche Aufnahmesituation, als die Pflegeschwester Daniela in der Erziehungsstelle den ersten Tag verbringt. Die Wortwahl

„**ich ... müsste erzählen**“ zeigt, dass sie sich als aktive Interviewteilnehmerin versteht. Sie hat den Erzählauftrag angenommen.

„**Müsste erzählen**“ weist darauf hin, dass sie einem Erzählpflicht unterliegt. Was sie berichten möchte, ist so bewegend für sie, dass sie es nicht übergehen kann. Es ist so wichtig für sie, dass sie es nicht einfach erzählt, sondern überleitend auf das Geschehen vorbereitet. Die Aufnahme wäre für sie nicht komplett dargestellt worden, wenn sie auf diesen Teil des Geschehens in der Schilderung verzichten würde. Auf diesen Aspekt weist auch die Einfügung „**eigentlich**“ hin.

Die TN bezieht sich mit „**nochmal vom ersten Tag erzählen**“ auf den vorangegangenen Interviewablauf. (*Es wurde, wie schon oben erwähnt, von der Schlafordnung gesprochen, die anscheinend ab dem ersten Tag galt. Ansonsten wurde aber nicht weiter über die Aufnahmesituation berichtet.*)

Das Wort „**weil**“ wird von der TN reflexiv gebraucht, um den Fakt, dass sie nochmal über den „ersten Tag“ sprechen möchte, zu begründen. Dies tut sie mit „**weil das für mich der nächste Klopper war.**“ „**Das**“ ist abstrakter Platzhalter für das konkrete Geschehen, auf welches sie so erzähltechnisch vorbereitet. Mit „**für mich**“ macht sie nochmals deutlich, dass sie das Geschehen aus ihrer eigenen Perspektive erzählen wird. „**Der nächste Klopper**“ ist der Hinweis auf eine Reihe von „Kloppern“. (*Der erste „Klopper“, den die TN erwähnte, war die schon angesprochene Schlafsituation. Diese wird jetzt aber erstmals mit dem Begriff „Klopper“ qualifiziert.*)

Der Terminus „**Klopper**“ ist umgangssprachlich und lässt im Interview-Kontext die sinngemäße Verwendung als „starker Fehler“ zu. Wer diesen starken Fehler begangen hat, ist damit nicht gesagt. (*Mit der Rückbesinnung auf die obigen Anmerkungen zur Schlafenssituation und dem gedanklichen Brückenschlag, den die TN mit „der nächste Klopper“ selbst vollzogen hat, impliziert an dieser Stelle die Aussage der TN, dass sie über die Eltern erzählen wird, die in diesem Sinne auch für die, aus der Perspektive der TN, unbefriedigende Schlafsituation verantwortlich waren.*)

Die TN baut so eine Erzählspannung auf.

Sequenz B:

TN: „... **Wir waren in der Schule und mein Vater holte Daniela ab und wir kamen nach Hause und Daniela war da ...** „

(„**wir**“ bezieht sich auf die TN und ihren älteren Bruder).

Während die Familienkinder in der Schule sind, holt der Vater das Pflegekind ab (*aus der vorherigen Pflegestelle*). Die TN verbindet mehrere kurze Sätze mit „**und**“, was der Erzählung einen kontinuierlichen und zusammenhängenden Fluß verleiht. Diese Erzählform lässt sich als das Bemühen der Erzählerin deuten, dass sie den Alltag beschreiben will, um zu verdeutlichen, dass es sich um einen ganz normalen Tag, wie viele andere zuvor, handelte. Die TN stellt phänomenologisch fest: „**... und Daniela war da ...**“. Die Veränderung der Familie durch die Aufnahme des Pflegekindes hat sich ereignet während die TN in der Schule war. Sie war in die konkrete Aufnahmesituation, als das Pflegekind erstmals als neues Mitglied in die Familie kam, nicht miteinbezogen. Die Anwesenheit von Daniela ist für die TN eine Veränderung, die für sie eine passive Färbung hat: während sie in der Schule war, hat die Familie sich verändert, passiv also insofern, da sie selbst keine aktiven Anteile am Geschehen hatte. Sprachlich bindet die TN das Geschehen durch die Satzreihung in die übliche Alltagsroutine. Eine Routine steht für stereotype Wiederholung, was aber für die Aufnahmesituation keinesfalls auf die TN zutrifft.

Es ist zu vermuten, dass sie die Dramatik der Situation herunterspielen will, geradeso als sei für sie die Pflegeschwester gar nicht so wichtig gewesen.

Für den Zuhörer wird aber durch diese Gleichförmigkeit eine Erzählspannung aufgebaut, da diese Phase dramaturgisch auf eine Handlungsspitze hinführt, denn die TN hat einen „**Klopper**“ angekündigt.

Sequenz C:

TN: „ ... und meine Mutter hatte also die Platzeinteilung an unserem Tisch geändert, eigenmächtig geändert. ...“

„... und meine Mutter ...“ schließt grammatikalisch an den Erzählfluss nach den obigen Gesichtspunkten an. Die Verwendung der Zeitform des Plusquamperfekt beim anschließenden Hilfszeitwort „**hatte**“ vermittelt dem Zuhörer eine Zäsur des Geschehens, denn während die TN in der Schule war, hatte die Mutter eine Änderung der Familienorganisation vollzogen: die „**Platzeinteilung an unserem Tisch**“ war von ihr verändert worden. Die TN löst hier die Erzählspannung teilweise auf und kommt zum Kern dessen, was sie im vorangegangenen Satz angekündigt hat. Nicht die neu in die Familie gekommene Daniela macht sie zum Erzählgegenstand, sondern sie kapriziert sich auf ihre Mutter.

Diese hatte die Platzeinteilung am Tisch geändert. Es gab demnach ein Familienritual, nämlich die feste Sitzeinteilung, die aufgrund der Tatsache, dass ein neues Familienmitglied platziert werden musste, geändert wurde. Geändert wurde die feste Platzeinteilung am Tisch und damit hat sich gleichzeitig die Position der TN im Familiensystem verändert, denn sie ist jetzt nicht mehr das jüngste Kind in der Geschwisterreihe. Die TN ergänzt, dass die Mutter die Ordnung „**eigenmächtig geändert**“ hat. Die Anmerkung schließt ein, dass die TN einerseits anerkennt, dass die bisherige Ordnung durch das Hinzukommen einer weiteren Person grundsätzlich angepasst werden musste, merkt aber ausdrücklich an, dass die Mutter die Änderung „**eigenmächtig**“ durchgeführt hat.

Sequenz D:

TN: „... Da habe ich protestiert. ...“

Die TN fordert ihr Mitspracherecht nachdrücklich ein. Sie hat bis dato nicht beschrieben, ob die Änderung der Sitzordnung für sie selbst „Nachteile“ hatte. Allein die Tatsache, dass die Mutter eine feste Familienregel ohne Rücksprache ändert, ruft ihren Protest hervor. Dieser Protest kann als umfassend und grundlegend betrachtet werden, da die TN das Fremdwort „**protestiert**“ verwendet und nicht etwa sagt, sie habe gemeckert oder sich beschwert. Sie mahnt mit dem Protest ein „familiäres Grundrecht“ an.

Sequenz E:

TN: „ ... Das hat mir nicht gefallen und ich denke sie hat auch gemerkt, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Das hätte sie wirklich nicht tun dürfen. ...“

Der TN hat die geänderte Sitzordnung „**nicht gefallen**“, sie erläutert aber nicht näher, was ihr an der neuen Sitzordnung missfallen hat. Mit „**ich denke**“ formuliert sie im Präsens, demnach zur Interviewzeit, womit zum Ausdruck kommen kann, dass sie gedanklich und emotional sehr nahe an dem Fehler ist, den ihre Mutter aus der Sicht der TN damals grundsätzlich gemacht hat. Der zweite Satz in der Interviewsequenz wird wieder mit „**Das**“ eingeleitet. Wiederum beschreibt die TN nicht, was sich nun konkret an der Sitzordnung geändert hatte. Der Zuhörer weiss nunmehr, dass sie protestierte, weil ihr die neue Ordnung missfallen hat und er weiss auch, dass die Mutter einen Fehler gemacht hat. Die TN bringt ihre Sicht und Wertung des Geschehens ein, ohne jedoch dem Zuhörer die Informationsgrundlage zu liefern, die nötig wäre, um den Protest nachvollziehen zu können. Die Abstraktion deutet darauf hin, dass es der TN weniger um die geänderte Sitzordnung als vielmehr um ihre Aggression geht.

Die Stärke des Fehlers, den die Mutter anscheinend begangen hat, unterstreicht sie nochmals, indem sie sagt: „**Das hätte sie wirklich nicht tun dürfen.**“ Dabei bekräftigt sie mit „**wirklich**“ nochmals den vermeintlichen Fehltritt der Mutter und legitimiert ihren Anspruch auf Protest.

Sequenz F:

TN: „... Und dann wurde das Ganze wieder geändert und ich hatte wieder meinen alten Platz.“

Der Protest der TN war erfolgreich. Sie erreicht ihr Ziel, und zwar die Rücknahme der Änderung bei der Platzeinteilung. Die Eigenmächtigkeit der Mutter wird von der TN als Familienmitglied mit Protest belegt und vor der versammelten Familie inklusive des neuen Familienmitglieds korrigiert. Es wird durch die allgemeine Formulierung nicht klar, wer die Korrektur konkret veranlasste. Erstmals wird aber mit dem zweiten Teil des letzten Satzes klar, dass es bei dem „Fehler“, den die „Mutter eigenmächtig“ begangen hatte, um den „alten Platz“, also den Stammpfad der TN ging. Diese Information lässt zum Ende ihres Redebeitrages transparent werden, welchen Inhalt („Klopper“) die TN mit „obwohl“ zum Beginn des Abschnitts einleitete.

Sequenz G:

I (= Interviewer): „**Sie mussten also von Ihrem alten Platz weg und genau auf diesem Platz saß Daniela?**“

Der I fasst mit dieser Frage den wesentlichen Inhalt dessen kompakt zusammen, was die TN zum Anlass für Ihre Narration genommen hat. Damit wird der Erzählkern vom I erstmals zusammenhängend dargestellt. Durch die zusammenfassende Frageform signalisiert der I einerseits, dass er inhaltlich gefolgt ist und andererseits äussert er Interesse an dieser Episode. Er vergewissert sich, ob er alles so verstanden hat, wie die TN dies darstellen wollte und setzt so einen Erzählverstärker.

Sequenz F:

TN: „**Richtig.**“

Die TN bestätigt die Zusammenfassung. Die kurze und bündige Aussage entspricht der geschlossenen Frage des I.

Sequenz G:

I: „**Es hätte ja auch irgend eine andere Tauschkombination sein können; deshalb frage ich nach.**“

Der I hält es für nötig, seine Nachfrage zu legitimieren, indem er auf andere auch mögliche Tauschkombinationen verweist. Damit macht er der TN deutlich, dass sie bei ihren Ausführungen nicht präzise genug war, so dass der I hätte zweifelsfrei verstehen können, was sie ausführen wollte. Mit dieser Frage insistiert der I weiter in die geschilderte Episode.

Sequenz H:

TN: „**Nein, nein, nein. Mein Vater ist geblieben. Mein Bruder ist geblieben. Ich wurde umgesetzt auf einen anderen Platz. Ich habe sofort protestiert.**“

Mit einem dreimaligen „Nein“, gleichsam einem „emotionalen Stakkato“, reagiert die TN auf die Anmerkung des I. Die Wiederholung lässt ihr emotionales Engagement deutlich werden und damit die Intensität der Rückerinnerung. Nachfolgend beschreibt sie dann sehr genau, welche Organisationsänderung durchgeführt wurde. Dies geschieht zunächst durch eine zweimalige Abgrenzung: „**Mein Vater ist geblieben. Mein Bruder ist geblieben.**“ und erst an dritter Stelle geht sie auf ihre subjektive Betroffenheit ein: „**Ich wurde umgesetzt auf einen anderen Platz.**“

Es liegt eine schlüssige Dramaturgie zwischen den drei „Nein“ und den drei nachfolgenden Sätzen vor.

Die TN erleidet die Änderung, was durch die Passivform zum Ausdruck kommt: „**Ich wurde umgesetzt ...**“. Das Stakkato der Aussagen, gekennzeichnet durch das dreimalige „Nein“ und die nachfolgenden kurzen Sätze findet einen für die TN konsequenten Abschluss mit: „**Ich habe sofort protestiert.**“ Sie erklärt nicht weiter, warum sie protestiert hat. Ihre Ausführung in der Form der Aufzählung, wer nicht umgesetzt wurde, also die einfache Nennung der Fakten, erscheinen ihr ausreichend, um auch neutrale Personen wie den I zu der Meinung kommen zu lassen, ihr Verhalten sei angemessen gewesen.

Sequenz I:

I: „**Und die Daniela musste sofort aufstehen und Ihren Platz verlassen? Wie hat sie darauf reagiert?**“

Obschon der I aus dem Vorangesagten schon weiss, dass es zur Platzkorrektur im Sinne des Protestes der TN kam, fragt er nochmal konkret nach, was im Einzelnen geschah. Damit veranlasst er die TN zu weiteren Aussagen über die Situation. Mit der zweiten Frage „**Wie hat sie darauf reagiert?**“ kanalisiert er die Aufmerksamkeit weg von der TN und ihrer starken Betroffenheit auf das neue Familienmitglied Daniela.

Sequenz J:

TN: „**Das weiss ich nicht mehr. Ich kann mich daran überhaupt nicht mehr erinnern. Ich denke, sie war sowieso sehr eingeschüchtert.**“

Die TN antwortet nicht mehr auf die erste Frage des I. Dieser hat mit seiner angehangenen zweiten Frage seine erste Frage gleichsam überdeckt und damit die bis dahin egozentrierte Erzählung der TN auf die Ebene der Daniela gelenkt, die ihr vom emotionalen Erleben nicht so nahe ist, wie ihre eigene und damit auch erinnerungsgemäß nicht so unmittelbar abrufbar wie ihre eigene subjektive Befindlichkeit in der damaligen Situation. Für die TN war die Situation des Pflegekindes nicht so wichtig wie ihre eigene Befindlichkeit: sie fühlte sich übergangen und hat dann einen Weg gefunden sich durchzusetzen.

Dass die angesprochene Korrektur der Plätze zustande kam, war ohnehin schon zuvor gesagt worden. Insofern war dieser Informationsbedarf erfüllt. Wie sich der Wechsel dann konkret abspielte und darauf zielte der I mit seiner Erstfrage, wird also nicht mehr aufgegriffen, da diese Frage interviewerseitig durch die anhängende Zweitfrage überlagert wird.

Um auf diese zweite Frage antworten zu können, löst sich die TN erst durch zwei eingeschobene Antwortsätze „**Das weiß ich nicht mehr. Ich kann mich daran überhaupt nicht mehr erinnern.**“ von der eigenen wiedererlebten Perspektive der Situation, um sich in die Rolle von Daniela erinnerungsgemäß einfühlen zu können. Völlig gelingt ihr dies nicht, denn sie mutmasst mit „**Ich denke, ...**“. Mit der weiteren Aussage „**... sie war sowieso sehr eingeschüchtert.**“ lenkt die TN von der konkreten Sequenz weg zum allgemeinen Gefühlszustand von Daniela während dieses ersten Tages. Damit weist die TN darauf hin, dass ihr Verhalten gegenüber Daniela nur ein Teil mehrerer starker Einflussfaktoren an diesem ersten Tag war, mit denen Daniela konfrontiert wurde.

Sequenz K:

I: „**Sie haben das damals durchgesetzt, weil es Ihnen sehr wichtig war?**“

Der I verlässt mit dieser Frage wieder die Konzentration auf Daniela, sondern er geht wieder auf die persönliche Betroffenheit der TN ein. Indem er den Protest der TN aufgreift, wird der Versuch unternommen, in die rückerinnerte und von der TN nacherlebte Situation zurückzukehren. Er fragt direkt nach der Motivation für ihr Handeln mit „**weil es Ihnen sehr wichtig war?**“.

Sequenz L:

TN: „**Ja, in dem Moment war es sehr wichtig.**“ (*Pause*)

Die TN folgt nicht dem Erzählimpuls des I, sondern knüpft direkt an den zweiten Frageteil, der eine geschlossene Frage beinhaltet, indem sie konsequent mit „**Ja, ...**“ antwortet. Sie lässt lediglich noch wissen, dass ihr der Protest „**in dem Moment ... sehr wichtig**“ und spiegelt mit „**sehr wichtig**“ genau die Worte, die der I vorgibt. Sie schliesst mit einer Pause die gesamte Sequenz ab.

Die Textstelle im Zusammenhang:

TN: „... Obwohl, ich müsste eigentlich nochmal vom ersten Tag erzählen, weil das für mich der nächste Klopper war. Wir waren in der Schule und mein Vater holte Daniela ab und wir kamen nach Hause und Daniela war da und meine Mutter hatte also die Platzeinteilung an unserem Tisch geändert, eigenmächtig geändert. Das hat mir nicht gefallen und ich denke sie hat auch gemerkt, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Das hätte sie wirklich nicht tun dürfen. Und dann wurde das Ganze wieder geändert und ich hatte wieder meinen alten Platz.“

I: „Sie mussten also von Ihrem alten Platz weg und genau auf diesem saß Daniela?“

TN: „Richtig.“

I: „Es hätte ja auch irgendeine andere Tauschkombination sein können; deshalb frage ich nach.“

TN: „Nein, nein, nein. Mein Vater ist geblieben. Mein Bruder ist geblieben. Ich wurde umgesetzt auf einen anderen Platz. Ich habe sofort protestiert.“

I: „Und die Daniela musste sofort aufstehen und Ihren Platz verlassen? Wie hat sie darauf reagiert?“

TN: „Das weiss ich nicht mehr. Ich kann mich daran überhaupt nicht mehr erinnern. Ich denke, sie war sowieso sehr eingeschüchtert.“

I: „Sie haben das damals durchgesetzt, weil es Ihnen sehr wichtig war?“

TN: „Ja, in dem Moment war es sehr wichtig.“

6.1.1.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Die TN ist bemüht dem I ihre eigene Kompetenz in Sachen „Integration von Maßnahmekindern in Erziehungsstellen“ anhand des Geschehens in ihrer eigenen Biographie zu demonstrieren. Dies tut sie, indem sie die Maßnahmen ihrer Eltern als „Klopper“ und somit als gänzlich unangemessen qualifiziert. Dabei nimmt sie genau die Rolle an, die ihr im Kontext des Interviews uneingeschränkt zugestanden ist: sie darf über das Projekt „Erziehungsstelle“ ausschließlich aus ihrer ganz persönlichen Perspektive erzählen und beurteilen.

Der Erzählinhalt dieser Sequenz lässt sich reduzieren auf den Satz: ihre Eltern produzieren Klopper. Mit dem Begriff „Klopper“ lassen sich folgende Deutungen abstrahieren:

Sie kritisiert die Eltern nicht im fachlichen Terminus einer Sozialpädagogin, sondern umgangssprachlich, wie sie es als damals 13jährige getan hat; dies lässt den Schluß zu, dass sie sagen will, sie habe schon damals die Fehler der Eltern erkannt und nicht erst später, d.h., sie fühlte sich schon damals ihren Eltern fachlich überlegen. Dies schliesst ein, dass die Eltern mehr als diesen einen grundsätzlichen Fehler gemacht haben. Gegenüber dem I lässt sie ihre Eltern in einem schlechten Licht erscheinen.

Mit der recht weiten Entfernung des Begriffes „Klopper“ vom sozialpädagogischen Sprachcode stuft sie Aktivitäten der Eltern als nichtprofessionell ein, da sie diesen Aktivitäten nicht einmal einen fachlich adäquaten Begriff zugesteht.

Es steht zu vermuten, dass der Begriff „Klopper“ als Synonym dafür bewertet werden kann, wie die TN zumindest die Verfahrensfragen ihrer Eltern im Hinblick auf die Erstaufnahme eines Maßnahmekindes bewertet.

Sie macht sich Luft, lässt aufgestaute Aggression ab.

Es ist der TN sehr wichtig auf diesen „Klopper“ hinzuweisen. Für den I setzt sie den Begriff „Klopper“ gleichsam als Filter vor die folgende Episode. Der Zuhörer soll sich also nicht phänomenologisch mit dieser noch zu schildernden Situation objektiv auseinandersetzen, sondern er wird vereinnahmt und soll die Episode mit der vorgegebenen Prämisse „Klopper“ im Sinne der TN wahrnehmen und bewerten.

Vermutlich wird an dieser Stelle und im weiteren Verlauf des Interviews ein „fachlicher Schulterschluss“ mit dem I angestrebt, der sich als Diplom-Pädagoge ausgewiesen hat.

Sequenzen B und C:

Die TN hat eingangs auf einen „Klopper“ vorbereitet und stellt nun objektiv fest, dass das Maßnahmekind angekommen ist. Angesichts der einleitenden Vorbereitung wirkt diese

Feststellung so, dass die TN mit Gelassenheit diese neue Situation akzeptiert. Der „Klopper“ ist nicht die Ankunft des neuen Familienmitgliedes, wiewohl diese Ankunft für die TN von zentraler Bedeutung ist, von ihr aber damals wie heute heruntergespielt wird, sondern die Aktion der Mutter.

Die Ankunft bedeutet für die Familie den Wechsel vom intimen Beziehungsgefüge „Familie“ (SCHNEEWIND, 1991) hin zur Institution „Erziehungsstelle“.

Der fundamentale Wechsel wurde ohne die TN realisiert, da sie ja zu dieser Zeit in der Schule war. (Kontextwissen: *Der Vater hatte das Maßnahmekind während der Schulzeit abgeholt und in die Familie gebracht, wo alleinig die Mutter weilte.*) Damit hat die Familie „Zuwachs“ bekommen, ohne dass die TN diesen Zuwachs physisch miterlebt hat. Doch auch nicht die Tatsache, dass der Vater aktiv war und das Maßnahmekind abholte, also buchstäblich die Veränderung der Familie damit einleitete, war nicht der „Klopper“, den die TN vorstellen will.

Sequenz C:

Es klärt sich, worin der „Klopper“ genau bestand und wer ihn verursachte.

Die Mutter hatte das Maßnahmekind auf dem Platz am Tisch platziert, den bis dahin die TN innehatte. An diesem Punkt kann sich bei der TN der aufgestaute Unmut kristallisieren: sie ist nicht bereit diese Konzession einzugehen. Sie macht unmissverständlich klar, dass sie ihren Platz am Tisch behalten will. Sie will sich nicht vom Maßnahmekind verdrängen lassen; die Protesthandlung hat Symbolcharakter unter verschiedenen Aspekten:

- Die TN begreift Daniela als neues Mitglied. Sie ist nicht bereit, im Sinne von Gastfreundschaft ihren Tischplatz zu überlassen, da Daniela nicht vorübergehend dem System „Familie“ angehört, sondern dauerhaft.
- Die TN macht deutlich, dass es Traditionen in der Familie gibt, die Bestand haben müssen. Die Integration des Maßnahmekindes soll die Stabilität der Familie nicht gefährden.
- Das Maßnahmekind muss vom zugewiesenen Platz weichen. Damit wird die Hierarchie hergestellt, wie sie aus der Perspektive der TN aussehen soll.
- Gleichzeitig macht die TN gegenüber allen anwesenden Familienmitgliedern deutlich, dass sie durchaus Familienmacht hat, wenn sie sich darauf beruft, bestehende familiäre Regeln einzufordern.

Die Person, die den „Klopper“ tatsächlich produzierte, ist ihre Mutter. Der Vater tritt nur am Rande in Erscheinung, quasi als Person, die die Außenkontakte formell organisiert. Für die innere Organisation der Familie ist die Mutter zuständig.

Sie ist die Person, die von der TN vehement kritisiert wird: die Mutter hat nicht nur während der Abwesenheit ihrer eigenen Tochter ein neues Kind aufgenommen, sondern sie hat zusätzlich ihre leibliche Tochter durch die nicht abgesprochene Umplatzierung zurückgesetzt. Es darf vermutet werden, dass bei der TN eine erste Eifersucht in dieser Gesamtsituation eskalierte. Die Entstehung der Eifersucht ist zwar der Existenz des Maßnahmekindes grundsätzlich zuzuschreiben, hat aber zum konkreten Anlass die Haltung der Mutter.

Sequenz D:

Gegen die Entwicklung des Aufnahmeprozesses protestiert die TN lauthals und inszeniert damit eine Kraftprobe, bei der sie obsiegt oder auch: die Mutter sie siegen lässt. Auf jeden Fall siegt sie vor den Augen der bisherigen Familienmitglieder und den Augen des neuen Familienmitgliedes gegen ihre Mutter und gegen das Maßnahmekind. Dies kommt einer Bestrafung der Mutter gleich bei gleichzeitiger Warnung an das Maßnahmekind. Es lässt sich mutmaßen, dass die Bestrafung der Mutter nicht nur bezogen ist auf die Zurücksetzung am Tisch, sondern sich im Sinne von Eifersucht allgemein gegen ihre Mutter richtet.

Sequenzen E - G:

Die TN handelt durch ihre rigorose Aktion zukunftsorientiert, denn sie steckt eindeutig den Rahmen ab, innerhalb dessen Familienveränderungen Chancen auf Realisierung haben:

- Die TN darf nicht in ihren Rechten eingeschränkt werden.
- Veränderungen bedürfen der vorangehenden gemeinsamen Vereinbarung.
- Die TN ist ein Teil des „Helfenden Systems Erziehungsstelle“. Da sie eine der Mitwirkenden ist, muss sie auch bei Entscheidungen beteiligt werden.

- Sie wird den Gesamtprozess nur dann mittragen, wenn sie im „Helfenden System“ gleichberechtigt ist.

Die TN ist in dieser Aufnahmesituation sensibilisiert für Veränderungen, die durch die Hereinnahme des Maßnahmekindes ihren Ursprung haben. Bei einer partizipativ-demokratischen Vorgehensweise der Mutter hätte sie eine geänderte Sitzordnung evtl. gar nicht gestört. Sie ist demnach aufmerksam konfliktbereit. Dies spricht dafür, dass sie sich nicht auf ihre neue Mitbewohnerin gefreut hat, sondern eine negative innere Spannung aufbaute. Bei positiver Vorfreude hätte sie ggfls. sogar ihren Sitzplatz zur Verfügung gestellt.

Als Erklärungsversuch kann der Hinweis darauf gelten, dass sich der Familienzuwachs, im Gegensatz zu einem „normalen“ Zuwachs durch Schwangerschaft, bei der Aufnahme in eine Erziehungsstelle im „Zeitraffer“ vollzieht. Das aufzunehmende Kind ist kein Säugling, der in einem besonderen Maße auf Hilfe angewiesen wäre, sondern im vorliegenden Falle ein bereits 9jähriges Kind. Im Gegensatz zum Zuwachs in einer Familie durch biologischen Zuwachs, hat das Leibliche Kind relativ wenig Zeit sich auf die neue Situation einzustellen und eine gewisse Beziehung zum neuen Familienmitglied im Vorfeld zu arrangieren.

Die negative Erwartungshaltung und die schon entstandene Eifersucht lassen die Vermutung als schlüssig erscheinen, dass die TN in der Folge das Verhalten der Mutter sehr kritisch beobachtet hat.

Bei einer solch kritischen Grundhaltung der sozialen Wirklichkeit gegenüber, lässt sich aus wahrnehmungspsychologischen Gesetzmäßigkeiten der Akzentuierung und Selektion (BERELSON/STEINER, 1971) heraus die wahrscheinliche Tendenz schließen, dass die TN sowohl am Maßnahmekind als auch an der Mutter eher die für sie negativen Attribute bemerkte. Aus diesem Phänomen speiste sich womöglich ein sich immer weiter verstärkender Kreislauf anfänglicher Ablehnung und Eifersucht über negative Bestätigungen und immer größerer Ablehnung und Eifersucht. Die Chance einer gelingenden Fremdplatzierung des Maßnahmekindes in diesem Setting waren somit gering.

Sequenz H:

Die TN erfährt in dieser Sequenz, dass sie in ihrer Familienhierarchie den untersten Platz einnimmt, denn sie stellt fest, dass ihr Vater und ihr Bruder an ihren Plätzen bleiben durften. Der Wechsel wurde durch die Mutter von ihr abverlangt. Verschärfend kam in dieser Situation noch hinzu, dass nicht irgendjemand auf ihren Stammplatz sollte, sondern das neue Familienkind, das zudem ein Mädchen ist und die TN somit in ihrer bisherigen Rolle als jüngste Tochter - wenn auch nicht biologisch - ihrer Mutter ablöst. Die Symbolkraft, die sich für die TN in dieser Situation entwickelte, war von der Mutter nicht so gesehen worden und wird sie auch überrascht haben. Ihre Aufmerksamkeit galt vermutlich voll dem ankommenden Maßnahmekind. Die verordnete Distanz, wie sie die Mutter in der Konfliktsituation durch die Sitzplatzänderung vornimmt, ist für die TN unpassend, da sie nicht selbstbestimmt ist und zudem zu einem Zeitpunkt arrangiert wird, in dem eine Konkurrentin auftritt.

Auffällig ist an der Aufzählung der TN, wer auf seinem Stammplatz sitzen bleiben konnte: der Vater, der Bruder und sie selbst werden genannt, nicht aber die Mutter. Auch diese hätte ja ihren Platz zugunsten des ankommenden Kindes räumen können. Auf diesen Gedanken kommt die TN aber nicht. Dies spricht dafür, dass die TN die Mutter als informelle Führerin der Familie mit der meisten Macht, zumindest für den Geltungsbereich der innerfamiliären Organisation, einschätzte.

Die Verwendung des Begriffes „Protest“ spricht für eine grundsätzliche Ablehnung der Handlung der Mutter. Hinter der augenfälligen Aktion der Mutter, die Veränderung der Platzeinteilung am Tisch, steht aber die eigentliche Absicht der Mutter, gegen die das Leibliche Kind protestiert: die Aufnahme des Maßnahmekindes. Die TN richtete ihren Protest wohl gegen die neue Sitzordnung. Dies ist aber die einzig konkrete Chance für sie den Protest zu artikulieren. Grundsätzlich hat sie ja der Aufnahme des Maßnahmekindes zugestimmt (*Kontextwissen*). Die Tatsache helfen zu wollen, dem „Helfenden Setting“ angehören zu wollen, mag in der Sehnsucht verwurzelt gewesen sein, zu handeln wie Erwachsene es tun. In der Aufnahmesituation muss sie erstmals den Spagat zwischen Anspruch und Wirklichkeit leben und ist dabei überbeansprucht.

Sequenz I:

Die Mutter erkennt die Überforderung und lenkt ein, indem sie sofort die alte Sitzordnung wieder für ihre Tochter herstellt. Ihre Reaktion hängt von der sehr deutlichen Art ab, wie ihre Tochter ihre Bedürfnisse anmeldet. Hätte diese dies nicht getan, so wäre es bei der neu verordneten Sitzordnung geblieben. Aus der Perspektive der TN als Leibliches Kind können folgende Lernerfahrungen resultiert haben:

- Meine Mutter ist nicht sensibel für meine Situation.
- Ich muss mich in massiver Form wehren, damit meine Bedürfnisse überhaupt bemerkt werden.
- Ich muss wachsam sein, damit ich nicht benachteiligt werde.
- Meine Mutter lässt das fremde Kind näher an sich heran als mich, wenn ich nicht für eine Distanz zwischen beiden Sorge.

Sequenz J:

Die TN hat durch die Schilderung der Aufnahmesituation ihre Gefühle von damals intensiv wiedererlebt. Sie kann sich nur schwer aus diesem Gefühl lösen. Psychodramatisch hat das Interview für die TN die Funktion ihre damaligen Gefühle gegen ihre Mutter und gegen das Maßnahmekind loszuwerden. Es ist für sie eine späte Genugtuung, die Mutter gegenüber dem I als unqualifiziert bloßzustellen.

Wie die Gefühlslage des ankommenden Kindes in dieser Situation war, daran kann sie sich kaum erinnern. Sie mutmaßt eher, dass diese sowieso sehr eingeschüchtert war. Man kann sich dies als plausibel vorstellen, wenn ein 9jähriges Kind solch ein einschneidendes Erlebnis, wie den Wechsel zu einem neuen Lebensmittelpunkt, zu verkraften hat.

Die TN will auf diesen Aspekt nicht näher eingehen. Sie scheint damit gleichsam für sich abzuleiten, dass es ihr Recht war zu protestieren. Die schwierige Lage des Maßnahmekindes würdigt sie nicht weiter. Es kommt ihr nicht in den Sinn ihr eigenes Verhalten, aus der Perspektive des Maßnahmekindes, als unsozial zu beurteilen oder selbstkritisch zu überdenken.

Sequenz K – L:

Da kein Bedauern dem Maßnahmekind gegenüber zum Ausdruck kommt, darf gefolgert werden, dass die TN sich gegenüber ihrer neuen Mitbewohnerin bewusst behaupten wollte. Dies geschah dann nach einer zwangsläufigen Logik: da das neue Mädchen in ihre Familie eintritt und von der Mutter anscheinend bevorzugt wird, hat sie es nicht besser verdient, als diese Ablehnung durch die Leibliche Tochter zu erfahren.

In der symbolträchtigen Situation der Aufnahme des Maßnahmekindes war es für das Leibliche Kind bedeutsam, die von ihr gewünschte Hierarchie nach allen Seiten hin zu demonstrieren.

6.1.1.3 Interpretativer Fokus: „Klopper“

Umgangssprachlich kann mit dem Begriff „Klopper“ jemand bezeichnet sein, der andere „kloppt“ oder „verkloppt“, dies im Sinne von „jemanden verhauen“. Diese Interpretation des Begriffes erscheint im Kontext der Textstelle zuförderst als nicht als zutreffend.

Es erscheint vielmehr plausibel, dass die Interviewteilnehmerin von einem Fehler spricht, den ihre Eltern gemacht haben.

Ein Fehler, der als Klopper bezeichnet wird, hat aber dennoch einen Bezug zum Begriff „kloppen“, landläufig eine Bezeichnung für hauen. Ein Draufhauen oder auch Kloppen ist ein grobschlächtiges Verhalten, dem jede Dosertheit oder behutsames Einfühlen fehlt. Es liegt regelmäßig eine hierarchische Machtposition des Schlagenden vor. In diesem Sinne bewertet das Leibliche Kind die Aufnahmepraxis ihrer Eltern. Der „Klopper“ der Eltern ist als Schlag gegen sie gerichtet. Sie fühlte sich offenbar bedroht.

Ein Klopper ist in seiner Qualität kein leichter Fehler, sondern ein sehr eklatanter. Ein Fehler somit, der aufgrund seiner besonders schweren Ausprägung spektakulär ist. Einen Klopper „bringt“ nur eine Person, die „keine Ahnung von der Materie hat“. Die Inkompetenz lässt die Person in ein „aktionales Fettnäpfchen“ treten, in das kompetente Personen nicht treten würden.

Die Eltern hatten somit in den Augen ihrer Tochter „pädagogische Kardinalfehler“ gemacht, die dilettantisch waren. Dilletanten sollte man gemeinhin nicht an wichtige Aufgaben heranlassen; diese Aussage steht hinter der Äusserung des Leiblichen Kindes.

Bei Anfängern kann man solche dilettantischen Fehler häufiger antreffen als bei Geübten. Ihre eigenen Eltern waren als Maßnahmealtern Neulinge auf dem Gebiet der öffentlichen Ersatzerziehung. Sie haben Anfängerfehler gemacht.

Sie waren somit nicht hinreichend auf die neue Aufgabe vorbereitet, nicht oder noch nicht reif für die schwierige Arbeit.

Die Aufnahme des Maßnahmekindes lief nicht fachgerecht. Nach Meinung des Leiblichen Kindes hätten die eklatanten Fehler, die Klopper, vermieden werden müssen.

Klopper verursachen aufgrund der Fehlerschwere große Schäden. Ein solcher Schaden ist offensichtlich auch in der Aufnahmesituation in dieser Pflegestelle eingetreten.

Das Leibliche Kind erkennt die Klopper der Eltern. Sie will durch ihre Aussagen glauben machen, sie sei ihren Eltern fachlich überlegen, da sie sich eher als die Eltern in der Lage zeigt, reflexiv und supervisorisch die Metaebene der gesamten Aktion zu analysieren und zu bewerten.

6.1.1.4 Zusammenfassung der Fakten, Szenarien und Interpretationen

Hinweis:

Bei dieser ersten Textstelle wird die weitere Arbeit, die sich ab hier ereignet im Fließtext dargestellt. In einem ersten Schritt werden zunächst alle Abstraktionen als „Fakten, Szenarien und Interpretationen“ gelistet. Im zweiten Schritt werden sie in die fünf, bereits vorgestellten Ordnungskategorien eingeordnet; dabei kommt es zu Mehrfachnennungen.

Bei den beiden nächsten Textstellen wird aus Platzgründen auf die schriftliche Darstellung der Schritte 1 und 2 verzichtet.

Die Abstraktionen dieser beiden Textstellen „wandern“ direkt in eine Tabelle (sie sind im Anlageband einzusehen), in der, wenn die dritte Textstelle interpretiert wurde, die Ordnungskategorien kontrastiv gegenübergestellt werden.

- Das Leibliche Kind stellte Verfahrensfehler der Eltern fest und qualifiziert diese als „Klopper“. (Sequenz A)
- Das Leibliche Kind fühlte seine „Familienrechte“ durch das Verhalten der Eltern in der Aufnahmesituation bedroht. (Sequenz D)
- Das Leibliche Kind war bei der konkreten Aufnahme des Maßnahmekindes nicht anwesend. (Sequenz B)
- Bei der Aufnahme des Maßnahmekindes wurde eine Familientradition geändert (= Sitzordnung). Das Leibliche Kind protestierte gegen diese Änderung. (Sequenz C –D)
- Die Aufmerksamkeit der Eltern galt in der Aufnahmephase dem Maßnahmekind. Das Leibliche Kind machte massiv auf sich aufmerksam. (Sequenz D)
- Das Leibliche Kind ging strategisch vor, indem es auf der Stabilität des Familienreglements bestand und diese einforderte. (Sequenz D)
- Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E)
- Die TN begrüßte auf emotionaler Ebene die Entscheidung, das Maßnahmekind aufzunehmen, nicht, denn sie brachte dem Maßnahmekind keine Empathie entgegen. (Sequenz H)
- Das Leibliche Kind entwickelte Eifersucht. (Sequenz E)
- Die Tatsache, dass das Leibliche Kind beim Aufnahmeprozess nicht anwesend war, gefährdete die Akzeptanz der gesamten integrativen Jugendhilfemaßnahme. (Sequenz B)
- Der Adressat der Kritik des Leiblichen Kindes war die Person, die die Wendung der Familie von der Privatheit zur öffentlichen Institution aus ihrer Sicht initiiert und damit zu verantworten hatte – die Mutter. (Sequenz E)
- Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungsstelle“ war unter dem Aspekt von Erwachsenen attraktiv für sie. Deshalb arrangierte sie sich. (Sequenz L)

- Die Gegenleistung für Loyalität des Leiblichen Kindes war dessen Emanzipation im Familiensystem, d.h. das Leibliche Kind forderte die Gleichstellung mit den anderen Familienmitgliedern, da von ihm die Duldung des Maßnahmekindes und auch die Mitarbeit im Setting erwartet wurden. (Sequenz E)
- Der Protest des Leiblichen Kindes setzte Signale innerhalb der Familie, mit denen auf die vitalen Bedürfnisse hingewiesen und deren zukünftige Beachtung reklamiert wurde. (Sequenz D)
- Die Interviewsituation ist für die TN eine Chance ihre damalige Gefühlslage nachzuerleben. Da sie vom externen Interviewer keinen Widerspruch erfährt, kann sie Schuldzuweisungen vornehmen, was ihr offensichtlich ein Bedürfnis ist. (Sequenz A – L)
- Das Leibliche Kind fühlte sich in der sozialpädagogischen Kompetenz ihren Eltern überlegen. (Sequenz A)
- Von der direkten Aufnahme des Maßnahmekindes ausgeschlossen gewesen zu sein, macht das Leibliche Kind aggressiv; sie litt unter ihrer Passivität, zu der sie durch die Aktivität der Eltern verurteilt war. (Sequenz B)
- Das Leibliche Kind will Kontrolle über die Bereiche haben, die es selbst betreffen. (Sequenz B)
- Das Leibliche Kind schien betont sachlich an die familiären Veränderungen herangegangen zu sein, geradeso, als wollte sie sich angesichts der Problematik schützen. (Sequenz B)
- Das Leibliche Kind sah die Schuld für entstehende familiäre Probleme bei der Mutter und nicht beim Maßnahmekind. (Sequenz E)
- Die Eigenmächtigkeit der Mutter glaubte das Leibliche Kind als unangemessen beurteilen zu können, da sie sich als gleichberechtigtes Mitglied im Setting Erziehungsstelle sah. (Sequenz C)
- Das Leibliche Kind reagierte in der Aufnahmesituation sehr kampfbereit. (Sequenz H)
- Das Leibliche Kind war in der Aufnahmesituation stark auf sich konzentriert, auf ihre eigene Befindlichkeit und nicht auf die Gefühle der anderen Systemmitglieder. (Sequenz J)
- Mit dem Pochen auf Familientradition signalisierte das Leibliche Kind, dass die bewährte Vergangenheit der Familie, ihre bisherige familiäre Identität, ihr wichtiger und lieber ist, als das neue Familiensystem. (Sequenz C)
- Mit der erfolgreichen Machtdemonstration offenbart das Leibliche Kinde dem Maßnahmekind, dass dieses lediglich geduldet ist. Wenn das Leibliche Kind es darauf anlegen würde, könnte es auch die Entfernung des Maßnahmekindes durchsetzen. (Sequenz D)
- Für die innere Organisation und die Führung der Familie war die Mutter zuständig. (Sequenz C)
- Das Leibliche Kind stellte Bedingungen für seine Kooperationsbereitschaft. (Sequenz E – G)
- Das Leibliche Kind hielt ihre Eltern für überfordert und fachlich ungeeignet eine Erziehungsstelle zu betreiben. (Interpretativer Fokus)

6.1.1.5 Zuordnung zu den Auswertungskategorien

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

- Das Leibliche Kind war bei der konkreten Aufnahme des Maßnahmekindes nicht anwesend. (Sequenz B)
- Die TN begrüßte auf emotionaler Ebene die Entscheidung, das Maßnahmekind aufzunehmen, nicht, denn sie brachte dem Maßnahmekind keine Empathie entgegen. (Sequenz H)
- Das Leibliche Kind entwickelte Eifersucht. (Sequenz E)
- Das Leibliche Kind sah die Schuld für entstehende familiäre Probleme bei der Mutter und nicht beim Maßnahmekind. (Sequenz E)
- Mit der erfolgreichen Machtdemonstration offenbart das Leibliche Kinde dem Maßnahmekind, dass dieses lediglich geduldet ist. Wenn das Leibliche Kind es darauf

anlegen würde, könnte es auch die Entfernung des Maßnahmekindes durchsetzen. (Sequenz D)

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

- Das Leibliche Kind stellte Verfahrensfehler der Eltern fest und qualifiziert diese als „Klopfer“. (Sequenz A)
- Das Leibliche Kind fühlte seine „Familienrechte“ durch das Verhalten der Eltern in der Aufnahmesituation bedroht. (Sequenz D)
- Bei der Aufnahme des Maßnahmekindes wurde eine Familientradition geändert (= Sitzordnung). Das Leibliche Kind protestierte gegen diese Änderung. (Sequenz C –D)
- Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E)
- Der Adressat der Kritik des Leiblichen Kindes war die Person, die die Wendung der Familie von der Privatheit zur öffentlichen Institution aus ihrer Sicht initiiert und damit zu verantworten hatte – die Mutter. (Sequenz E)
- Die Interviewsituation ist für die TN eine Chance ihre damalige Gefühlslage nachzuerleben. Da sie vom externen Interviewer keinen Widerspruch erfährt, kann sie Schuldzuweisungen vornehmen, was ihr offensichtlich ein Bedürfnis ist. (Sequenz A – L)
- Das Leibliche Kind fühlte sich in der sozialpädagogischen Kompetenz ihren Eltern überlegen. (Sequenz A)
- Von der direkten Aufnahme des Maßnahmekindes ausgeschlossen gewesen zu sein, macht das Leibliche Kind aggressiv; sie litt unter ihrer Passivität, zu der sie durch die Aktivität der Eltern verurteilt war. (Sequenz B)
- Das Leibliche Kind sah die Schuld für entstehende familiäre Probleme bei der Mutter und nicht beim Maßnahmekind. (Sequenz E)
- Die Eigenmächtigkeit der Mutter glaubte das Leibliche Kind als unangemessen beurteilen zu können, da sie sich als gleichberechtigtes Mitglied im Setting Erziehungsstelle sah. (Sequenz C)
- Das Leibliche Kind hielt ihre Eltern für überfordert und fachlich ungeeignet eine Erziehungsstelle zu betreiben. (Interpretativer Fokus)

Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:

- Das Leibliche Kind ging strategisch vor, indem es auf der Stabilität des Familienreglements bestand und diese einforderte. (Sequenz D)
- Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungsstelle“ war unter dem Aspekt von Erwachsenen attraktiv für sie. Deshalb arrangierte sie sich. (Sequenz L)
- Der Protest des Leiblichen Kindes setzte Signale innerhalb der Familie, mit denen auf die vitalen Bedürfnisse hingewiesen und deren zukünftige Beachtung reklamiert wurden. (Sequenz D)
- Das Leibliche Kind will Kontrolle über die Bereiche haben, die es selbst betreffen. (Sequenz B)
- Das Leibliche Kind schien betont sachlich an die familiären Veränderungen herangegangen zu sein, geradeso, als wollte sie sich angesichts der Problematik schützen. (Sequenz B)
- Das Leibliche Kind reagierte in der Aufnahmesituation sehr kampfbereit. (Sequenz H)
- Das Leibliche Kind war in der Aufnahmesituation stark auf sich konzentriert, auf ihre eigene Befindlichkeit und nicht auf die Gefühle der anderen Systemmitglieder. (Sequenz J)
- Mit dem Pochen auf Familientradition signalisierte das Leibliche Kind, dass die bewährte Vergangenheit der Familie, ihre bisherige familiäre Identität, ihr wichtiger und lieber ist, als das neue Familiensystem. (Sequenz C)
- Mit der erfolgreichen Machtdemonstration offenbart das Leibliche Kinde dem Maßnahmekind, dass dieses lediglich geduldet ist. Wenn das Leibliche Kind es darauf anlegen würde, könnte es auch die Entfernung des Maßnahmekindes durchsetzen. (Sequenz D)

Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

- Das Leibliche Kind war bei der konkreten Aufnahme des Maßnahmekindes nicht anwesend. (Sequenz B)
- Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E)
- Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungsstelle“ war unter dem Aspekt von Erwachsenenheit attraktiv für sie. Deshalb arrangierte sie sich. (Sequenz L)
- Die Gegenleistung für Loyalität des Leiblichen Kindes war dessen Emanzipation im Familiensystem, d.h. das Leibliche Kind forderte die Gleichstellung mit den anderen Familienmitgliedern, da von ihm die Duldung des Maßnahmekindes und auch die Mitarbeit im Setting erwartet wurden. (Sequenz E)
- Das Leibliche Kind fühlte sich in der sozialpädagogischen Kompetenz ihren Eltern überlegen. (Sequenz A)
- Von der direkten Aufnahme des Maßnahmekindes ausgeschlossen gewesen zu sein, macht das Leibliche Kind aggressiv; sie litt unter ihrer Passivität, zu der sie durch die Aktivität der Eltern verurteilt war. (Sequenz B)
- Die Eigenmächtigkeit der Mutter glaubte das Leibliche Kind als unangemessen beurteilen zu können, da sie sich als gleichberechtigtes Mitglied im Setting Erziehungsstelle sah. (Sequenz C)
- Mit dem Pochen auf Familientradition signalisierte das Leibliche Kind, dass die bewährte Vergangenheit der Familie, ihre bisherige familiäre Identität, ihr wichtiger und lieber ist, als das neue Familiensystem. (Sequenz C)
- Das Leibliche Kind stellte Bedingungen für seine Kooperationsbereitschaft. (Sequenz E – G)
- Das Leibliche Kind hielt ihre Eltern für überfordert und fachlich ungeeignet eine Erziehungsstelle zu betreiben. (Interpretativer Fokus)

Wesensmerkmale des Settings Kinderhaus aus der Sicht des Leiblichen Kindes:

- Bei der Aufnahme des Maßnahmekindes wurde eine Familientradition geändert (= Sitzordnung). Das Leibliche Kind protestierte gegen diese Änderung. (Sequenz C –D)
- Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E)
- Das Leibliche Kind entwickelte Eifersucht. (Sequenz E)
- Die Tatsache, dass das Leibliche Kind beim Aufnahme-prozess nicht anwesend war, gefährdete die Akzeptanz der gesamten integrativen Jugendhilfemaßnahme. (Sequenz B)
- Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungsstelle“ war unter dem Aspekt von Erwachsenenheit attraktiv für sie. Deshalb arrangierte sie sich. (Sequenz L)
- Die Gegenleistung für Loyalität des Leiblichen Kindes war dessen Emanzipation im Familiensystem, d.h. das Leibliche Kind forderte die Gleichstellung mit den anderen Familienmitgliedern, da von ihm die Duldung des Maßnahmekindes und auch die Mitarbeit im Setting erwartet wurden. (Sequenz E)
- Für die innere Organisation und die Führung der Familie war die Mutter zuständig. (Sequenz C)
- Das Leibliche Kind stellte Bedingungen für seine Kooperationsbereitschaft. (Sequenz E – G)

6.1.2 Textstelle 2 „Zusammenleben“

6.1.2.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I: Wie ging es Ihnen, wenn Daniela Erfolg hatte, z.B. in der Schule, konnten Sie sich darüber freuen?

(Der I bezieht sich mit dieser Frage auf die vorangegangene Sequenz in der über die hypothetische Frage nachgedacht wurde, wie wohl die Maßnahmeentwicklung verlaufen wäre,

wenn das Maßnahmekind älter gewesen und damit noch eher eine Konkurrenzsituation geschaffen gewesen wäre. Für die TN war es wichtig, dass das Maßnahmekind merklich jünger war, da mit dieser Altersdifferenz schon eine gewisse Sicherung der hierarchischen Position für die TN gegeben war. In der Aufnahmesequenz, die im Interview bereits zuvor thematisiert wurde, waren deutliche Konkurrenzgefühle der TN hervorgetreten.)

Der I fragt auf der Gefühlsebene nach, wie es der TN erging, wenn die Pflegeschwester Erfolg hatte. Er macht dies am Beispiel Schule fest und lenkt die Frage in die Richtung empathischer Teilnahme von Seiten der TN an der Entwicklung des Maßnahmekindes. Mit „**Konnten Sie sich darüber freuen?**“ impliziert der I durch die Verwendung des Wortes „**Konnten**“ seine persönliche Wertung, wonach es womöglich der TN schwerfiel, sich über einen Erfolg ihrer Pflegeschwester zu freuen. Zu dieser Deutung gibt es mehrere Lesarten:

- Der I hatte schon vor dem Interview die vorgefasste Meinung, dass ein sog. Leibliches Kind gegenüber einem Maßnahmekind grundsätzlich Konkurrenzgefühle aufbaut.
- Der I steht unter dem Einfluss der Interviewinhalte und hat dort Momente von Konkurrenzverhalten wahrgenommen.
- Es treffen beide erstgenannten Lesarten zu, wobei dann der zweiten Aussage eine verstärkende Funktion zukäme.

Sequenz B:

TN: „**Ja sicher, logisch. ...**“

Die TN äußert entschieden klar, dass sie sich über einen Erfolg ihrer Pflegeschwester freuen konnte. Mit „**logisch**“ reagiert sie womöglich auf die vermutete Konkurrenzsituation, wie sie in der Frage des I nachvollziehbar vorhanden ist, denn das „**logisch**“ bekräftigt zusätzlich das „**sicher**“, mit dem bereits das einleitende „**Ja**“ ergänzt wird.

Die TN unterstellt mit ihrer Antwort, dass es zwangsläufig so sein muss, dass sie die Freude der Pflegeschwester teilt, denn sie lässt die zweifelnde Frage des I nicht zu, sondern sie sieht einen gewissen Automatismus: da die Maßnahmeschwester zum Setting gehört, ist es eine gewisse Pflicht, Solidarität zu üben. Sie lässt die Möglichkeit nicht zu, dass sie auch hätte anders reagieren können, also z.B. schadenfroh bei einem Mißerfolg ihrer Pflegeschwester zu sein.

Sequenz C:

TN: „**... Also ich weiß noch, sie hat die ersten beiden Jahre nachts oft ins Bett gemacht. Und dann gab es da so die Klingelhose, ich weiß nicht, ob Sie die kennen?**“

Die TN berichtet über die nächtliche Inkontinenz der Pflegeschwester. Die Inkontinenz bestand aber nur während der ersten beiden Jahre. Mit diesem zeitlichen Hinweis weckt die TN die Neugierde des Zuhörers, denn es stellt sich gleich die Frage, wie die Inkontinenz überwunden wurde.

Hierfür gibt die TN kontinuierlich Information, indem sie auf „die Klingelhose“ verweist (*eine Methode, bei der vermittels eines Klingelzeichens beim ersten minimalen Harnaustritt ein Signal ausgelöst wird, mit dem der/die Schlafende geweckt wird, damit ein sofortiger Besuch der Toilette erfolgen kann und somit ein umfängliches Einnässen verhindert wird.*)

Sie versichert sich beim I, dass dieser die Methode kennt.

Die Tatsache, dass die TN als die interviewte Person dem I eine Frage stellt, macht die gesprächsnahe Interviewsituation deutlich. Die TN stellt durch die Gegenfrage ihre sozialpädagogische Kompetenz heraus und macht gleichzeitig ihr Interesse am Gespräch deutlich, da es ihr wichtig ist, beim I abzuklären ob er folgen kann, ansonsten wäre sie bereit im Detail weiter zu erläutern. Das Interview ist ihr nicht gleichgültig, sondern sie nimmt es wichtig. Sie will, dass der I ihr folgen kann.

Sequenz D:

I: „**Ja.**“

Der I bestätigt die Frage kurz und fordert durch den Verzicht auf weitere Ausführungen zum Weitererzählen auf. Er verzichtet auf Erläuterungen zum Thema „Klingelhose“, erweist sich somit als kompetent, wobei er gleichzeitig die professionelle Gleichstellung zwischen I und TN akzeptiert.

Sequenz E:

TN: „**Es hat bei ihr gewirkt, es hat geholfen. ...**“

Es wurde die zutreffende Methode gewählt, um der Pflegeschwester zu helfen. Der Hinweis, dass die Methode bei „**ihr gewirkt**“ hat, kann als fachliche Information verstanden werden, die nicht näher erklärt werden muss (*wenn man weiß, dass diese Methode keineswegs immer erfolgreich wirkt*).

Sequenz F:

TN: „**...Und ich denke, das war ein Familienunternehmen, dass das geklappt hat....** „

Der Erfolg der Maßnahme war nach Aussage der TN durch das Zusammenwirken der gesamten Familie ermöglicht worden. Sie schätzt nicht ein oder vermutet, sondern sie „denkt“ und damit analysiert sie. Sie schließt ihre Leistung mit ein, da sie Mitglied der Familie ist. Zuerst ist es ihr aber wichtig, die Familie in der Ganzheit als Helfendes Setting zu qualifizieren. Der Begriff „Familienunternehmen“ steht für ein professionelles Unterfangen, das einen bestimmten Projektcharakter trägt, der sich aus einem gemeinsamen Ziel herleitet. Dieses Ziel war die Überwindung der Inkontinenz beim Maßnahmekind.

Sequenz G:

TN: „**... Sie hat dann nachts z.B. mal etwas im Bad vorgefunden, so Kleinigkeiten, entweder mal so 'ne Postkarte oder so und da habe ich auch, kann ich mich erinnern, kräftig mitgemacht, damit sie diesen Erfolg auch hat.**“

Die TN beschreibt, wie das Familienunternehmen praktisch umgesetzt wurde. Es stellt sich heraus, dass im Sinne einer „Positiven Verstärkung“ (BANDURA; 1971) materielle Belohnungen eingesetzt wurden, um das Maßnahmekind für das nächtliche Aufstehen und damit für die methodengerechte Erfüllung des Weckimpulses zu belohnen.

Die TN betont, dass sie selbst „**kräftig mitgemacht**“ hat. Es ist ihr somit wichtig darzustellen, dass sie nicht nur ein Mitläufer war, sondern überzeugt und sehr aktiv beteiligt war. Damit sagt sie auch, dass sie ein bedeutender Familienfaktor war, der zum Gelingen dieses Familienunternehmens mitentscheidend beigetragen hat.

Als Motivation für ihr Engagement stellt sie den Erfolgswunsch für die Pflegeschwester heraus. Damit bezieht sie sich auf die sequenzeinleitende Frage des I, da sie mit der Narration belegen will, dass sie nicht nur über einen Erfolg, den die Pflegeschwester erlebte, erfreut war, sondern dass sie sogar dazu beigetragen hat, dass überhaupt Erfolg zustande kam.

Sequenz F:

I: „**Das ist ja dann geradezu eine Modellsituation, wenn die Leiblichen Kinder aktiv helfen, das neue Kind in dieser Weise zu integrieren, mitzuhelfen?**“

Der I abstrahiert das Verhalten der TN als modellhaft, wenn es darum geht, in einem Setting, das auch Leibliche Kinder umfasst, fremde Kinder zu integrieren.

Diese Feststellung wird auf einer Metaebene getroffen, um so im Sinne einer Theorienbildung die Abstraktion auf ein höheres fachliches Niveau zu führen. Damit wird der Aspekt des Fachgesprächs nochmals stark vom I weiterentwickelt und die TN auf diese Weise zur professionellen Bewertung der vorangegangenen Äußerungen animiert.

Sequenz G:

TN: „**Ja, ja natürlich. Ich meine, ich habe ja damals ja auch gewollt, daß sie in die Familie kommt. ...**“

Mit einer doppelten Bejahung bestätigt die TN die Aussage/Frage des I und bekräftigt ihre Meinung mit „natürlich“. Beim anschließenden Satz fügt sie einige „Füllwörter“ ein („**Ich meine ... ja ...**“), die eine klare Aussage verstellen. Der eindeutige Satz würde lauten: Ich habe damals gewollt, dass sie in die Familie kommt. Statt dessen sagt sie: „**Ich meine, ich habe ja damals auch gewollt, ...**“ Die zögerliche Formulierung lässt den plausiblen Schluss zu, dass die Zustimmung zur damaligen Aufnahme nicht so eindeutig war, wie sie durch ihre Erzählung darzustellen versucht.

Sequenz H:

TN: „... **Und ich habe ihr auch nie die Schuld gegeben, an dem, was bei uns in der Familie abging, so an Problemen.**“

(Die TN hatte zuvor schon über Probleme in der Familie gesprochen.)

Die TN leitet auf ein anderes Thema weiter, und zwar auf die Probleme, die es in der Familie gab. Die Überleitung kommt durch die Betonung zustande, die Pflegeschwester nie als Sündenbock für die Familienprobleme instrumentalisiert zu haben. Damit will sie ihre unbedingte Akzeptanz der Maßnahme nochmals formulieren und jeglichen Konkurrenzverdacht seitens des I eliminieren.

Die Formulierung „... **was bei uns in der Familie abging ...**“ lässt vermuten, dass es sich um stark ausgerägte Probleme gehandelt hat.

Sequenz I:

I: „**Vielleicht können Sie mal versuchen, solche Probleme zu skizzieren?**“

Der I folgt der Themenwahl der TN und bittet sie um den Versuch, konkreter zu werden, indem sie die angesprochenen Familienprobleme skizziert. Das einleitende „**Vielleicht ...**“ weist auf eine sehr vorsichtige Nachfrage hin, die die TN nicht drängen soll, sehr private Dinge jetzt im Interview zu benennen. Die Verwendung des Begriffes „**skizzieren**“ lässt den Schluss zu, dass der I weniger an Details interessiert ist, als vielmehr an der Benennung von Problemfeldern auf einem Abstraktionsniveau. Diese Betrachtung der Vergangenheit auf der Metaebene geht damit wiederholt vom I aus und soll offenbar die fachliche Anerkennung der Interviewpartnerin unterstreichen. Der I möchte es der TN überlassen die Grenzen des Interviews zu bestimmen, zeigt mit seiner Frage aber sein Interviewinteresse an.

Sequenz J:

TN: „**Ehm, das waren hauptsächlich Probleme zwischen meinen Eltern, die sich damals sehr, sehr gestritten haben.**“

Die TN nimmt den Erzählauftrag auf der allgemeinen Ebene an und berichtet von Problemen zwischen den Eltern. Sie beschreibt kein konkretes Problem; im Sinne einer Skizze informiert sie aber, dass die Art und Weise der Kommunikation die Form des Streitens war. Die Doppelung mit „**sehr, sehr gestritten**“ weist auf die Heftigkeit der Auseinandersetzungen hin. Der semantische Schwerpunkt des Begriffes „**Problem**“ liegt bei der TN wie schon in der vorangegangenen Aussage („... **was bei uns in der Familie abging, so an Problemen.**“) im Aspekt des Streitens.

Sequenz K:

I: „**Über die Daniela, dass sie als Pflegekind aufgenommen worden war oder über andere Probleme, z.B. partnerschaftlicher Art?**“

Der I fragt nun doch konkreter nach den Problemen, sprachlich stellt er das Pflegekind mit einem Problem gleich.

Auch in dieser Sequenz lassen sich wieder die Lesarten abstrahieren, wie sie bereits in der Sequenz A erschlossen wurden:

- Der Interviewer ist voreingenommen und manipuliert unbewusst durch seine Fragestellung und / oder
- der Interviewer steht unter dem Eindruck des Interviews, in welchem die Problematik der Aufnahme in den Ausführungen der TN deutlich wurde.

Der I versucht mit der Nachfrage zu eruieren, ob die Probleme mit der Aufnahme des Pflegekindes zusammenhängen, und damit den Bezug zum Interviewthema beizubehalten und löst weitere Probleme und dabei ausdrücklich partnerschaftliche Probleme von der Frageebene ab. Damit suggeriert er, dass es für ihn als I, der ein Interview zum Phänomen „Erziehungsstelle aus der Perspektive des Leiblichen Kindes“ führen möchte, darum geht, über die Familiensituation zu sprechen, wie sie sich nach der Hereinnahme des Maßnahmekindes aus dem Blickwinkel des Leiblichen Kindes darstellte, nicht aber über Partnerschaftsprobleme, die er als „andere Probleme“ bezeichnet, es sei denn, sie seien durch die Hereinnahme des Maßnahmekindes verursacht.

Sequenz L:

TN: „**Ja, also eher partnerschaftlich. ...**“

Die TN bestätigt mit „**Ja**“, dass es sich „**also eher**“ um „**partnerschaftliche**“ Probleme handelte. Dass ihr die Beurteilung nicht ganz leicht fällt, zeigt die Verwendung der Umschreibung „**also eher**“. Der Schwerpunkt der Probleme sei „**partnerschaftlich**“, so ihre eindeutige Botschaft, wobei anderen familiären Bereichen eine noch nicht näher definierte Rolle zuzuschreiben ist.

Sequenz M:

TN: „**... Daniela war eigentlich der Auslöser, sie war nicht der Grund, sie war das Tüpfelchen auf dem i.**“

Die TN berichtet, dass es für die partnerschaftlichen Probleme der Eltern grundsätzliche Motive gab, die nicht situativ von der Existenz des Pflegekinds im Setting verursacht waren. Das Maßnahmekind stellte Anforderungen an das Familiensystem und die Partnerschaft des Betreiberehepaares, die das Ehepaar anscheinend überforderten, da die Gesamtbilanz an Belastung zu hoch wurde. Nach Meinung der TN schwelten bereits langfristig strittige Probleme zwischen ihren Eltern, da die Pflegeschwester nicht „**der Grund**“ für den Ausbruch von Streitigkeiten war. Als „**Auslöser**“ war sie das „**Tüpfelchen auf dem i**“. Damit drückt sie mehrere Aspekte aus:

- Die Partnerschaftsprobleme schwelten schon längere Zeit unter der Oberfläche und es brauchte nicht mehr viel, um den Streit auszulösen.
- Das Maßnahmekind mit den neu entstehenden Problemlagen in der Familie war Auslöser. Es setzt passiv einen negativen Streit-Problem-Kreislauf bei den Pflegeeltern in Gang.

Dieses Maßnahmekind („**Tüpfelchen auf dem i**“) passte mit seinen auslösenden Momenten haargenau in das Prozessgeschehen, um Auslöser sein zu können. Die speziellen Anforderungen dieses familiensystemfremden Kindes waren zu viel für die Eltern, nicht die vor ihrer Aufnahme liegenden Anforderungen durch die familienimmanente TN und deren Bruder.

Sequenz N:

I: „**Und das haben Sie damals schon erkannt oder später erst?**“

Der I ist an dem Zeitpunkt interessiert, wann die TN diese komplexen Vorgänge in ihrer Familie erkannt zu haben glaubte. Mit „**schon**“ gibt er zu erkennen, dass es ihm als entwicklungsfrüh anmutet, wenn die Erkenntnisse schon in damaligen Phase vorlagen (*sie war zum damaligen Zeitpunkt 15 Jahre alt*).

Sequenz O:

TN: „**Das habe ich damals schon erkannt.**“

Die TN gibt die eindeutige Selbstauskunft schon „**damals**“ die Beziehungsprobleme ihrer Eltern erkannt zu haben und auch die auslösende Rolle, die die Maßnahmeschwester bei der Eskalation von Problemen zwischen ihren Eltern spielte.

Sequenz P:

I: „**Und haben dann der Daniela auch ein gewisses Maß an Schuld zugewiesen?**“

Mit dieser Nachfrage kehrt der I zum ursprünglichen Thema dieser Sequenz zurück, nämlich zu der Frage, ob die TN das fremde Kind ablehnte, ob Konkurrenzempfindungen vorlagen. Der I scheint ein Indiz dafür identifiziert zu haben, da die Maßnahmeschwester auslösender Faktor für Streitigkeiten der Eltern war. Wenn die TN den Umstand „des auslösenden Faktors“ schon in der damaligen Gesamtsituation erkannt hatte und diese Information hat der I von der TN auf Nachfrage erhalten, dann scheint es für den I schlüssig zu sein, dass die TN gewissermaßen zwangsläufig der Dynamik folgen musste, der Pflegeschwester zumindest partiell eine Schuld an den Streitereien der Eltern zuzuweisen. Wenn die Pflegeschwester die Eltern der TN in emotionale Krisen zu stürzen vermochte, dann war sie innerhalb des Familiensystems zu einem bedeutenden Faktor geworden. Diese Entwicklung mitzuerleben, dürfte bei der TN, die sich ja ohnehin verdrängt fühlte (siehe Textstelle 1: Aufnahmesituation), Konkurrenzgefühle mitverursacht haben.

Der I sucht „detektivisch“ nach einem Indiz für die Ablehnung der Pflegeschwester durch die TN. Auch hier gilt die bereits oben vorgestellte dreifache Lesart von Voreingenommenheit vs. interviewgeleiteter Fragestellung beim I.

Sequenz Q:

TN: **„Nein, nein, hab ich nicht, hab ich nicht. ...“**

Die Verneinung der Frage geschieht sehr vehement. Sie wirkt durch die zweifache Verdoppelung kindlich, geradeso als sei sie durch die Retrospektive in die damalige Emotionalität des Geschehens versetzt. Die TN möchte sehr überzeugend versichern, dass sie auf keinen Fall die Maßnahmeschwester abgelehnt hat.

Sequenz R:

TN: **„... Ich hab die Schuld auch nicht unbedingt bei meinen Eltern gesucht, sondern möglicherweise an der mangelnden Vorbereitung, an den schlechten Angeboten, also das meine ich für mich, an den schlechten Angeboten der Hilfe. ...“**

Die abstrakte Frage danach, wer im Kontext der elterlichen Probleme Schuld trägt, ist Diskussionsgegenstand. Nachdem die TN beteuert die Schuld nicht bei der Maßnahmeschwester zu sehen, informiert sie darüber, dass sie die Schuld auch nicht als Eigenschuld bei den Eltern gesucht hat. Die Formulierung mit **„unbedingt“** schließt jedoch weiterhin eine Mitschuld der Eltern nicht aus. Die Schuld an den Problemen liegt laut der TN **„möglicherweise an der mangelnden Vorbereitung“**, was sowohl die Eltern als auch die vermittelnde Stelle betreffen würde. **„Die schlechten Angebote der Hilfe“** sind dann unter dem Aspekt der Schuldfrage Mängel der Trägerperipherie. Der TN gelingt es mit dieser Betrachtungsweise, interne Probleme innerhalb der Erziehungsstelle zu externalisieren.

Sequenz S:

TN: **„... Es gab zwar regelmäßig Gespräche und dann auch eine psychologische Betreuung meiner Eltern. Aber irgendwie fand ich das alles nicht so besonders.“**

Die TN erläutert näher, welche Angebote der Hilfe es gab. Dabei handelte es sich um regelmäßige Gespräche und psychologische Betreuung, wobei die psychologische Betreuung zeitlich später eingerichtet wurde, als die regelmäßigen Gespräche. Dies spricht für die Prozesshaftigkeit der Partnerschaftsprobleme, die ja laut Aussage der TN schrittweise nach der Aufnahme des Maßnahmekindes zu Tage traten.

Offen ist, wer alles an den regelmäßigen Gesprächen teilgenommen hat. Eindeutig ist aber, dass lediglich die Eltern psychologisch betreut wurden. Die Tatsache einer psychologischen Betreuung für die Eltern weist über die übliche Fachberatung bei Pfl gestellten hinaus. Demnach ist plausibel zu vermuten, dass die Probleme innerhalb der Partnerschaft/Familie eklatant waren. Die TN beurteilt diese Hilfen nicht differenziert. Sie formuliert sehr unbestimmt mit **„irgendwie“** und **„fand ich das alles nicht so besonders“**. Ihre Kritik ist offensichtlich, eine fachliche Begründung fehlt allerdings.

Spätestens mit diesem Beitrag verlagert sich die Frage nach Problemen in der Familie entgegen der Erstaussage der TN von rein partnerschaftlichen Problemen zwischen den Eltern weg, hin zur Aufnahme des Maßnahmekindes, denn im Focus der Schuldsuche steht bei der TN letztlich die Frage nach der Schuld für die Probleme, die sich aus der Aufnahme ergeben haben.

Die Textstelle im Zusammenhang:

I: **Wie ging es Ihnen wenn Daniela Erfolg hatte, z.B. in der Schule, konnten Sie sich darüber freuen?**

TN: **Ja sicher, logisch. Also ich weiß noch, sie hat die ersten beiden Jahre nachts oft ins Bett gemacht. Und dann gab es da so die Klingelhose, ich weiß nicht, ob Sie die kennen?**

I: **Ja.**

TN: **Es hat bei ihr gewirkt, es hat geholfen. Und ich denke, das war ein Familienunternehmen, dass das geklappt hat. Sie hat dann nachts z.B. mal etwas im Bad vorgefunden, so Kleinigkeiten, entweder mal so `ne Postkarte oder so und da habe ich auch, kann ich mich erinnern, kräftig mitgemacht, damit sie diesen Erfolg auch hat.**

I: Das ist ja dann geradezu eine Modellsituation, wenn die leiblichen Kinder aktiv helfen, das neue Kind in dieser Weise zu integrieren, mitzuhelfen ?

TN: Ja, ja natürlich. Ich meine, ich habe ja damals ja auch gewollt, daß sie in die Familie kommt. Und ich habe ihr auch nie die Schuld gegeben, an dem, was bei uns in der Familie so abging, so an Problemen.

I: Vielleicht könnten Sie mal versuchen, solche Probleme zu skizzieren?

TN: Ehm, das waren hauptsächlich Probleme zwischen meinen Eltern, die sich damals sehr, sehr gestritten haben.

I: Über die Daniela, daß sie als Pflegekind aufgenommen worden war oder über andere Probleme, z.B. partnerschaftlicher Art?

TN: Ja, also eher partnerschaftlich. Daniela war eigentlich der Auslöser, sie war nicht der Grund, sie war das Tüpfelchen auf dem i.

I: Und das haben sie damals schon erkannt oder später erst?

TN: Das habe ich damals schon erkannt.

I: Und haben dann der Daniela auch ein gewisses Maß an Schuld zugewiesen?

TN: Nein, nein, hab ich nicht, hab ich nicht. Ich hab die Schuld auch nicht unbedingt bei meinen Eltern gesucht, sondern möglicherweise an der mangelnden Vorbereitung, an den schlechten Angeboten, also das meine ich für mich, an den schlechten Angeboten der Hilfe. Es gab zwar regelmäßig Gespräche und dann auch eine psychologische Betreuung meiner Eltern. Aber irgendwie fand ich das alles nicht so besonders.

6.1.2.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A - B:

Der I hat im Verlaufe des Interviews (s.o.) Konkurrenzverhalten und Eifersucht bei der TN beobachten können. Er will mehr darüber wissen, wie sich das Verhältnis zwischen der TN und der Maßnahmeschwester im Alltag entwickelt hat.

Der I fragt nicht offen nach vorhandener Konkurrenz oder Eifersucht, sondern wählt einen Umweg über die Frage, inwiefern sich die TN über einen Erfolg der Pflegeschwester freuen konnte.

Der I impliziert mit der Frage die Erwartungshaltung an die TN, dass es eine sozial erwünschte Verhaltensweise sei, sich über den Erfolg des „Maßnahmegeschwisters“ zu freuen. Gleichzeitig vermutet er aber, dass diese Freude, wenn sie denn von der TN artikuliert wird, kaum zutreffend sein kann.

Die Entschiedenheit, mit der die TN den Zuhörer von ihrer Mitfreude zu überzeugen sucht, wenn ihre Pflegeschwester einen Erfolg hatte, lässt dies trotz der schon bekannten Eifersuchts- und Konkurrenzsituation als glaubhaft erscheinen. Es darf schlüssig gefolgert werden, dass die TN der Maßnahmeschwester einen schulischen Erfolg gönnte.

Die TN hat ihre Aufgabe der Mitwirkung im Setting umfassend übernommen. Sie versucht jeden Zweifel des I zu zerstreuen, sie würde womöglich Konkurrenz gegenüber dem Maßnahmekind verspüren oder diese nicht unterstützen. Für sie ist es eine gewisse Selbstverständlichkeit, Freude über den Erfolg des Maßnahmekindes zu zeigen.

Diese Textstelle lässt die weitere Interpretation in zwei Richtungen zu:

- Die Freude des Leiblichen Kindes war echt.
- Die Freude des Leiblichen Kindes war eine verpflichtende Konsequenz der Gruppenzugehörigkeit des Maßnahmekindes.

Die Verwendung des Begriffes „logisch“ lässt eher die zweite Lesart vermuten, da ein logischer und damit zwangsläufig folgerichtiger Schluss nicht gegeben ist, denn sie muss sich bei keinem Geschwisterteil, sei es ein biologisches Geschwisterteil oder ein Maßnahmegeschwister über deren Erfolg freuen. Viele Menschen berichten darüber, dass sie sich über Erfolge ihrer Geschwister geärgert haben (TOMAN, 1968).

Die logische Folgerung, sich in jedem Falle zu freuen, wenn Geschwister Erfolg haben, lässt eher den Schluss zu, dass ein gewisser Gruppendruck oder innerer Zwang vorherrschte.

Mit dieser Sichtweise kann für die TN eine hohe Identifikation mit der Gruppenaufgabe der Erziehungsstelle konstatiert werden.

Sequenz C - G:

Die TN erzählt nun eine Episode im Zusammenleben, die anscheinend zum Thema **„Freude über einen Erfolg des Maßnahmekindes“** passt. Wiewohl der I das Beispiel **„Schulerfolg“** eingeführt hatte, geht die TN nicht auf dieses Beispiel ein. Entweder kann sie sich

- an kein Beispiel aus dem Schulbereich erinnern oder
- sie hat andere Gründe einen anderen Bereich zu wählen, die sich an dieser Stelle noch nicht offenbaren.

Offensichtlich ist, dass sie ein Beispiel wählt, bei dem das Maßnahmekind im Vergleich zu ihr deutlich unterlegen ist, da die Enuresis als physisch-psychisches Handicap dieses Kindes benannt wird.

Die TN schildert, dass sie bei der Durchführung einer Maßnahme zur Überwindung von Inkontinenz bei der Maßnahmeschwester aktiv beteiligt war (pädagogische Intervention).

Zunächst ist dabei auffallend, dass sie die Inkontinenz der damals Neunjährigen nicht näher kommentiert. Dass eine Neunjährige nachts oft einnässt, ist lediglich in Kreisen, die sich mit Verhaltensauffälligkeiten professionell befassen, kein spektakuläres Verhalten. Sie erzählt demnach ganz aus ihrer professionellen Abgeklärtheit zum Zeitpunkt des Interviews, die sie aber wie selbstverständlich in ihre damalige Kindheit transportiert. Damit gelingt es ihr, sich als kompetente Helferin, die sie schon in der damaligen Situation sein wollte, darzustellen.

Sie war damals von der Familie einbezogen, denn sie verwendet den Begriff **„Familienunternehmen“**, um zu zeigen:

- ihre Familie funktionierte zuverlässig wie ein Unternehmen;
- die Familie war so stabil, dass sie diese Leistung erbringen konnte;
- die Stabilität der Familie und damit ihre Leistungsfähigkeit hing aber auch davon ab, dass auch sie aktiv mitarbeitete, zumals ihre Eltern durch partnerschaftliche Probleme in ihrer Leistung geschwächt waren.

Der experimentielle Charakter der „Klingelhosenmaßnahme“ wird von der TN mit dem Begriff der **„Wirkung“** dargestellt. Die Hilfe erbrachte die erhoffte Wirkung, die sich auf zwei Ebenen ereignete:

- dem Maßnahmekind wurde geholfen, ein nicht altersadäquates Verhalten zu unterlassen und
- die Familie wurde entlastet, da eine Inkontinenz immer auch eine arbeits- und kostenintensive familiäre Belastung darstellt.

Ein allgemeiner Effekt für die Familie war, dass sie ihre Funktion als Helfendes Setting „Erziehungsstelle“ erfüllte. Dadurch, dass die TN aktiv mithalf, diese Funktion der Familie zu erfüllen, sicherte sie sich die Anerkennung der Eltern, die nach Auskunft der TN anscheinend mit den Aufgaben stark gefordert, wenn nicht gar überfordert, waren. Die Überforderung der Eltern ist deutlich ein Thema für die TN.

Der anvisierte Erfolg kommt durch zielstrebiges Handeln zustande. Anders formuliert: die systematische Arbeit in der Anwendung bekannter lerntheoretischer Grundlagen ist Kennzeichen des Settings. Somit wird die TN zu einer professionellen Helferin. Ohne sie hätte das Setting diese Aufgabe eventuell nicht erfüllen können, so ihre Botschaft.

Als Motivation für ihren Einsatz benennt sie den Wunsch, dass die Pflegeschwester Erfolg haben möge. Der Erfolg der Pflegeschwester kann aber nur in einer direkten Abhängigkeit zum Erfolg der „Klingelhosenmaßnahme“ gesehen werden. Nur dadurch, dass das helfende Setting die Intervention professionell umsetzte, hatte das Maßnahmekind einen persönlichen Zugewinn. Der eigentliche Erfolg liegt also bei der Erziehungsstelle. Insofern kann die gesamte Maßnahme ebenso als Beleg dafür gewertet werden, wie überlegen die Mitglieder der Familienunternehmung gegenüber dem Maßnahmekind waren. Ohne die Unterstützung der Familie hätte die Inkontinenz vermutlich weiter bestanden.

Die TN ist sehr stolz auf die Leistung der Familie und ihren eigenen Beitrag. Die Mitfreude über die Freude der Pflegeschwester, bezogen auf die in der Folge überwundene Inkontinenz, so steht begründet zu vermuten, war wohl vorhanden. Die eigentliche Freude der TN galt aber ihrer eigenen Leistung innerhalb des Settings und vermutlich auch ihrer eigenen Normalität, da für sie nicht derlei helfende Maßnahmen durch die Familie nötig waren.

Die TN erlebt ihre eigene vergleichsweise hohe Kompetenz, indem sie einer hilfebedürftigen Person innerhalb ihrer Familie hilft und sie kann so eine gewisse Überlegenheit, die nicht nur altersbedingt ist, ableiten. Für ihr Selbstbild dürfte dieser Vorgang mit identitätsstiftend

gewesen sein.

Der Verdienst um den Erfolg kommt allen Beteiligten zu. Dazu gehört auch die TN. Im Sinne einer intrinsischen Lernerfahrung (s. Kap. Grundbegriffe: drei) erlebt das System „Erziehungsstelle“ eine fachlich-qualitative Bestätigung. In der Folge dürfte das familiäre Zusammenwirken bei spezifischen Problemen strategisch angestrebt worden sein.

Der methodische Ansatz der Hilfe ist lerntheoretisch fundiert. Die Arbeit mit materiellen Verstärkern, wie im vorliegenden Fall, bedingt regelmäßig ein systematisches Vorgehen der Beteiligten. Dabei kommt ein natürliches Stautsgefälle der Helfenden zu der Person zustande, die zum Lernerfolg geführt werden soll.

Die TN ist Mitglied des helfenden Settings und hat sich in dieser Rolle stark zugunsten des Erfolges des Maßnahmekindes engagiert. Die Mitgliedschaft im Setting hat den Effekt, dass sie Hilfe anbietet und damit in ihrer Jugendzeit im Alter von 13 bis 15 Jahren Erwachsenenkompetenz einübt.

Sequenz F - H:

Der I begegnet der TN weiterhin auf fachlicher Ebene, was mit der Verwendung des Begriffes „**Modellsituation**“ deutlich wird. Das Modellhafte sieht er durch den Umstand vollzogen, dass das Leibliche Kind den Hilfebedarf, der beim Maßnahmekind besteht, anerkennt und gemeinsam mit den Eltern professionell interveniert. Es stören demnach keine Konkurrenzprobleme die Integration des fremden Kindes, sondern das Leibliche Kind beteiligt sich konstruktiv. Dieses Verhalten kann im Sinne von modellhaft als konzeptanalog bewertet werden, wenn man davon ausgeht, dass idealiter die Erziehungsstellen einen Nutzen aus dem Vorhandensein von Leiblichen Kindern ziehen wollen. Durch ihre Beiträge hat die TN beim I diesen vorstehenden Eindruck erzeugt. Die TN ist bemüht sich als perfekt darzustellen.

Die TN pflichtet dem I mit einer starken Doppelbejahung bei, als dieser die aktive Hilfe der TN als modellhaft bezeichnet. Die TN möchte den Eindruck, den sie beim I erzeugte, weiter verstärken. Sie betont, dass sie die Aufnahme des Maßnahmekindes gewollt hat. *(In der Tat hatte sie nach einem vorbereitenden Gespräch ihre Zustimmung zur Aufnahme des Kindes signalisiert. In der Analyse der Aufnahmesequenz zeigten sich allerdings starke Ablehnungstendenzen. Insofern konnte der I an dieser Stelle des Interviews den Eindruck haben, dass bei der TN ein innerer Konflikt vorlag, der darin bestand, einerseits der Aufnahme zugestimmt zu haben und sie andererseits diese Zustimmung später wieder bereute.)*

Vom I wird als modellhaft bezeichnet, wie die TN in dieser Gesamtszene ihre Rolle als Leibliches Kind im Setting Erziehungsstelle ausgefüllt hat. Der Begriff des Modells schliesst ein, dass es keine Steigerung mehr gibt. Die TN hat sich demnach optimal verhalten. Sie hat damit alle Eigenschaften gezeigt, die man von einem verantwortungsvollen Erwachsenen in dieser Situation erwarten würde. Es darf gefolgert werden, dass die Rolle, die sie ausfüllen wollte, ihr Verhaltensstandards vorgegeben hat, die ihre psychosoziale Entwicklung katalysierten.

Die sehr positive Beurteilung schließt aber auch ein, dass es noch weitere Reaktionsmöglichkeiten wie z.B. Desinteresse bis hin zur Störung der Familienaktion durch die TN hätte geben können. Sie hat sich aber für die sozial erwünschte Verhaltensweise, nämlich die der Unterstützung des Settings „Erziehungsstelle“ entschieden. Für diese Entscheidung kann der Wunsch, aus Mitgefühl zu helfen, die motivationale Ebene gewesen sein.

Es gibt aber noch eine Reihe weiterer Motive, die Hilfsbereitschaft konstituieren (BIERHOFF UND MONTADA, 1988³⁴), die auf die TN zutreffen können:

³⁴Bierhoff und Montada (1988) haben eine umfangreiche Arbeit auf dem sehr heterogenen Feld des Helfens vorgelegt. Sie verweisen auf definitorische Probleme (S. 8): „Eine eindeutige Definition dieses breiten Spektrums helfenden Verhaltens gibt es deshalb noch nicht. Am ehesten kann man sich auf Begriffsbestimmungen für ‚Altruismus‘ einigen, welche die drei Elemente **Freiwilligkeit, des Nutzens für den Partner und der Uneigennützigkeit** herausstellen (schon Leeds 1963). Die Uneigennützigkeit einer altruistischen Handlung wurde jedoch schon oft in Frage gestellt, z.B. von Homans (1968, S. 67), als er Altruisten ‚als einige der größten Profitmacher, die wir kennen‘ bezeichnete.

- Altruismus für sich reklamieren zu können, mit den üblichen Erwartungen stabilitätsstiftender Prozesse und persönlicher Psychohygiene;
- familiäre Solidarität gegenüber den Eltern zeigen und dafür Anerkennung erhalten;
- sich dem Gruppenstandard angleichen, der Helfen als erstrebenswerten Lebensinhalt bewertet, letztlich also zur Gruppe der Helfer hinzuzugehören mit allen resultierenden Effekten einer In-Group-Situation;
- dem Hilfeobjekt dessen Unterlegenheit zeigen und gleichzeitig die eigene Überlegenheit demonstrieren.

Da die TN vor der Unterbringungsmaßnahme der Aufnahme des Maßnahmekindes zugestimmt hat, glaubt sie konsequentes, verlässliches Verhalten zeigen zu müssen. Sie beteiligt sich am zielorientierten Prozess der Integration des fremden Kindes. Ein Teilaspekt dieser Integration ist die Überwindung der Inkontinenz: das familienfremde Kind soll an die Norm, dass keiner in der Familie einnässt, herangeführt werden. Die Tatsache, dass die TN sich an dieser gemeinsamen Arbeit beteiligt, damit also konsequent zur Aufnahmeentscheidung steht, macht sie zu einem verlässlichen Glied innerhalb der Kernfamilie. Sie ist gleichsam ein Partner für die Eltern. Das gemeinsame Anliegen gegenüber dem Maßnahmekind, das gemeinsame Ziehen an einem Strang, schafft eine besondere Qualität innerhalb der Kernfamilie, deren ursprüngliche Identität trotz der Aufnahme des Maßnahmekindes und der damit verbundenen Veränderung der familialen Identität, dann wirkt, wenn die Familie als gemeinschaftliche Unternehmung gefordert ist. Da das Familiensystem aber durch die neue Mitgliedschaft des Maßnahmekindes erweitert ist, bietet sich für die TN auf diese Wege die Chance, auf der Ebene einer vertrauten Zusammenarbeit, die die Familie als handelndes System zusammenschließt, gegenüber dem „Objekt Maßnahmekind“ ein innerfamiliäres – quasi biologisch abgrenzbares – Subsystem auszubilden, dem die TN angehört aber nicht das Maßnahmekind.

Es lässt sich interpretieren, dass die Akzeptanz des Maßnahmekindes an sich nicht so hoch war, wie die vorliegende Textstelle auf den ersten Blick glauben macht. Die innere Diskrepanz des Leiblichen Kindes wird von diesem nicht transparent gemacht, sondern die TN stellt ihren hohen Grad an Pflichterfüllung heraus. Sie hat einmal der Aufnahme zugestimmt, als die Eltern sie befragten und aus dieser Zustimmung resultiert ihre Mitverpflichtung zur Integration des Maßnahmekindes beizutragen. Sie will stark erscheinen und als würdig dem „Helfenden Setting“ anzugehören. Die Attraktivität dieser Mitgliedschaft entschädigt für manche Unannehmlichkeit.

Der Wille der TN, unbedingt jeglichen Eindruck zu vermeiden, sie könne Konkurrenzverhalten gegenüber dem Maßnahmekind gezeigt haben, führt sie dazu zu betonen, sie habe das Maßnahmekind nie zum Sündenbock für Familienprobleme gemacht.

Sequenzen J - N:

Es gab nach Darstellung der TN erheblichen Streit zwischen ihren Eltern. Der Grund für den Streit war nicht die Tatsache, dass das Maßnahmekind aufgenommen worden war. Über den Grund sagt die TN nichts aus, wohl aber benennt sie sehr deutlich, dass mit der Hereinnahme des Kindes ihre Eltern überfordert waren, deren Probleme adäquat zu lösen. Die Ressourcen der Eltern reichten nicht mehr aus. Die Beanspruchung durch das Maßnahmekind war anscheinend enorm groß, denn die TN bezeichnet sie gar als das **„Tüpfelchen auf dem i“**, durch welches das Partnerschaftsverhalten der Eltern eskalierte.

Im Umkehrschluss lässt sich aus den Äußerungen der TN schließen, dass bei der Beibehaltung der alten Ordnung, also ohne Maßnahmekind, die Eltern wohl ihre Probleme gehabt hätten, es aber nicht die eklatanten Streitigkeiten gegeben hätte.

„Macaulay und Berkowitz (1970, S. 3) schlagen deshalb vor, von Altruismus immer dann zu sprechen, wenn ein Verhalten vorliegt, das den Nutzen eines anderen Menschen anstrebt, ohne dass damit die Erwartung einer externen Belohnung verbunden wäre (‚behavior carried out of benefit another without anticipation or rewards from external sources‘). Nun wird anderen Menschen aber nicht nur aus uneigennütigen Motiven geholfen. Zahlreiche Autoren gehen sogar explizit davon aus, daß Helfen mit der Hoffnung auf eigene Vorteile geschieht.“

Nachdem die Pflegeschwester aufgenommen war, traten zwischen den beiden Elternteilen starke Probleme zutage. Folglich änderte sich durch die Aufnahme das familiäre Klima nachhaltig. Die TN beansprucht für sich auch in dieser Situation supervisorische Kompetenz, da sie erkennt, dass für diese Veränderungen das neue Familienmitglied keine Schuld trägt. Sie vermeidet es, ein einfaches Sündenbock-Erklärungsmodell zu konstruieren, bei dem das Maßnahmekind negativ etikettiert würde. Dies erklärt sich aus der Logik, dass sie selbst bei der Grundsatzentscheidung das Pflegekind aufzunehmen, beteiligt war und sie somit in den Kreis möglicher Schuldträger geraten könnte. Statt dessen verweist sie auf den selbstgewählten Auftrag, den es pflichtgemäß und unemotional zu erfüllen gilt. Durch die Einführung des Begriffes „**Schuld**“ wirft die TN aber dennoch eine Frage nach der Schuld auf. Wenn sie betont, dass die Pflegeschwester nicht die Schuldige war, dann bleibt dramaturgisch gesehen diese Frage zunächst offen. Es bleibt deshalb zu erwarten, dass die TN die Schuldfrage noch aus ihrer Sicht beantworten wird.

Sequenzen O - Q:

Auch an dieser Stelle will sich die TN als sehr kompetent darstellen. Sie gibt vor, auch schon als Jugendliche in der geschilderten Situation reflexive Erkenntnisse gehabt zu haben. Eine Erkenntnis war, dass ihre Eltern mit der selbst geschaffenen Gesamtsituation überfordert waren. Wenn eine Systemteilnehmerin eine solche Erkenntnis über ihr eigenes System gewinnt, dann zeugt dies von der Fähigkeit eine supervisorische Sicht zu entwickeln. Mit dieser Aussage behauptet die TN nicht unbescheiden von sich, den Eltern in diesem Aspekt überlegen gewesen zu sein.

Sequenz R - U:

Obschon die TN zuvor erklärte, das Maßnahmekind sei nicht der Grund, sondern nur der Auslöser für Streitereien der Eltern gewesen, provoziert der I mit seiner Frage, ob die TN nicht doch ein gewisses Maß an Schuld an das Maßnahmegeschwister zugewiesen habe. Er will damit die modellhafte Akzeptanz des Maßnahmegeschwisters hinterfragen, die vom Leiblichen Kind im Verlauf dieser Interviewpassage so stark präsentiert wurde. Für den I scheinen die Auskünfte und Selbstaussagen der TN anzweifelnswert. Die Provokation liegt in dem Begriff „Schuld“, der, nachdem die TN den Begriff einbrachte, aufgegriffen wird.

Aus der Perspektive des TN zeigt sich eine plausible Lösung: selbst wenn das Maßnahmekind der Grund für den Streit der Eltern war, dann konnte ihm als Leiblichem Kind keine Schuld zugeschrieben werden, da die bloße Anwesenheit dieses Kindes nicht von diesem „verschuldet“ war, sondern die Eltern sich dieses Schicksal selbst ausgesucht haben.

Es kommen bei dieser Antwort der TN starke emotionale Anteile hoch, die zwei Lesarten zulassen:

- Die TN ärgert sich über den I, der ihr nicht abzunehmen scheint, dass sie das Maßnahmegeschwister in keiner Weise abgelehnt hatte.
- Es ist im Interview ein Punkt erreicht, der ihren eigenen Widerspruch von Anspruch (= unbedingte professionelle Akzeptanz des Maßnahmekindes nach außen) und Wirklichkeit (= heimliche innere Ablehnung) offenlegt.

Es können aber auch beide Lesarten in einer komplementären Dynamik verstanden werden: die inhärente Annahme des I trifft zu und die TN spürt, dass ihre Version für den I nicht glaubhaft klingt. Dafür spricht, dass sie den Begriff „**Schuld**“ nicht problematisiert, sondern vom I übernimmt und miterverwendet. Dass die Streitereien der Eltern nicht aus deren Binnensystem erwachsen sind, sondern doch sehr viel mehr und vielleicht ursächlich mit der Wendung des familiären Systems hin zur Erziehungsstelle zu tun haben, lässt sich aus der Aussage der TN folgern, die sich thematisch in den Sequenzen R und S ausschließlich mit Maßnahmefragen beschäftigt. Es ist nicht mehr die Rede von partnerschaftlichen Problemen, die womöglich auch bestanden hätten, wenn das Pflegekind nicht in die Familie gekommen wäre, sondern von:

- der „**mangelnden Vorbereitung**“ der Aufnahme,
- den „**schlechten Angeboten der Hilfe**“,
- der „**psychologischen Betreuung der Eltern**“,
- alle Aspekte, die die TN „**irgendwie ... nicht so besonders fand**“.

Der Fehler der Eltern, die Maßnahme einzurichten, wäre auch ein Fehler der TN gewesen. Diese bestreitet allerdings einen Fehler begangen zu haben, als sie der Aufnahme zustimmte, denn sie identifiziert in der Folge die Pflegeschwester nicht als Sündenbock. Sie differenziert hingegen sehr sachlich, dass die Existenz dieses Kindes lediglich der Auslöser für die Streitigkeiten war. Die Tatsache der Anwesenheit des Maßnahmekindes in der Familie wird nicht diesem „angelastet“, sondern die Anwesenheit hatte sich aus dem Grundsatzbeschluss der gesamten Familie ergeben. Insofern wäre die Ursprungsfamilie Schuld an der Misere, den Streitereien zwischen den Eltern.

Die TN findet eine schuldige Instanz, die weder beim Maßnahmekind noch in der Familie liegt, indem sie die vermittelnden Stellen bzw. den begleitenden Fachdienst benennt. Nach zögerlichem Übergang, ihre Eltern seien nur bedingt schuldig und möglicherweise seien die Vorbereitungen schlecht gewesen, klassifiziert sie die flankierenden Hilfeangebote – *regelmäßige Gespräche und psychologische Betreuung der Eltern* – als schlecht bzw. nicht „so besonders“.

Mit diesem Schritt wird die Schuldfrage externalisiert. Die fachliche Leistung, die Integration eines Maßnahmekindes zu bewerkstelligen, zudem noch auf einem fachlich anerkannten Niveau, wie es die Überwindung von Inkontinenz zweifellos ist, wird mit dem Hinweis auf die mangelnde Fachunterstützung nochmals aufgewertet. Da die TN wesentliche Beiträge zum Gelingen der Familienunternehmung leistet, kann sie für sich dieses fachliche Ansehen mitreklamieren.

Nach Meinung der TN hat weniger die Familie als vielmehr die Fachdienste versagt. Die Betreuung durch die Fachdienste gehört bei Erziehungsstellen zum Konzept. Ihre Kritik richtet sich demnach nicht gegen das Maßnahmekind oder die Familie, sondern gegen die übergeordnete sozial-administrative Ebene. D.h. aber auch: ihre eingeschworene Solidarität mit der Familie hat bis zum Interviewzeitpunkt überdauert.

6.1.2.3 Interpretativer Fokus: „Familienunternehmen“

Der Begriff „**Familienunternehmen**“ wird von der TN auf die gemeinsame Aktion der Familie bezogen, wobei unklar ist, inwieweit sich ihr Bruder beteiligte, die Inkontinenz beim Maßnahmekind durch zielstrebige Intervention zu beheben. Die gemeinsame Aktion ist mehr als eine übliche Familienaktion wie etwa ein gemeinsamer Ausflug oder ein Urlaub.

Ein neues Systemmitglied wurde von der Familie aufgenommen. Zu den Integrationsleistungen des Systems gehört die intendierte Erwartung, dass diese Familie ihr Normensystem auf das neue Mitglied überträgt. Gruppentheoretisch ist diese Übertragung wahrscheinlich (NEIDHARDT, 1979). Bei dem anscheinenden Mangel des neuen Mitgliedes, also seiner Normabweichung, der Tatsache des Einnässens, sieht die Familie eine konkrete Aufgabe. Von der Familie wird das geleistet, was sich die beauftragenden Stellen von der Familie versprechen: die Familie sieht sich zu einer heilpädagogischen Dienstleistung herausgefordert.

Es ist demnach zulässig den Begriff „**Familienunternehmen**“ als das zu interpretieren, wie die biologische Kernfamilie sich aus der Sicht des Leiblichen Kindes sieht: zur neuen Identität der Familie gehört die Sicht, dass die Familie nunmehr keine private Familie mehr ist, sondern ein Unternehmen mit einem öffentlichen Auftrag.

Für diese Familie gelten all jene Aspekte, die auch für Unternehmen gelten (PETERS/WATERMAN, 1990). Mit dem Blick aus der theoretischen Perspektive heraus, die Handlungen der Akteure „unternehmensphilosophisch“ zu betrachten, kann das Anliegen der TN, bei dem „**Familienunternehmen**“ „Behebung der Inkontinenz des Maßnahmekindes“ „**kräftig**“ mitzumachen, als der Versuch interpretiert werden, nicht originär dem Maßnahmekind zu helfen, sondern den Zweck des Unternehmens zu erfüllen. Insofern hat das Projekt große Bedeutung für die TN. Da sie Systemmitglied im Unternehmen ist und als solches auch weiterhin gelten will, ist sie zielstrebig um Erfolg bemüht. Ihr eigener Status im System ist direkt von ihrer Mitwirkung betroffen.

Die TN hilft dem System bei der Erfüllung einer sehr schwierigen Aufgabe und der Erfolg hängt nicht unwesentlich von ihr ab.

Bis zur Gründung der Erziehungsstelle gab es für die TN die biologische Sicherheit der Zugehörigkeit zur Familie. Nach dem Wandel ist diese Sicherheit weiterhin gegeben. Wenn sie aber dem professionellen System Erziehungsstelle auch angehören will, dann muss sie sich diese Mitgliedschaft durch unternehmensunterstützende Aktivitäten erwerben und erhalten.

6.1.2.4 Interpretativer Fokus: „Tüpfelchen auf dem i“

Ohne das i-Tüpfelchen wäre das i nicht komplett. Es würde ein wichtiger Bestandteil des Buchstabens fehlen. Wie dem kompletten i das i-Tüpfelchen fehlen würde, so fehlte es nach Darstellung der TN dem Beziehungssystem in ihrer Familie noch an dem Maßnahmekind, um zu eskalieren. Das i-Tüpfelchen „Maßnahmekind“ ist vergleichbar dem Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Es war nicht der Grund für das angespannte Verhältnis der Eltern, wohl aber der entscheidende Faktor, der das Familiensystem überlastete. Wäre das Maßnahmekind nicht in die Familie gekommen, so hätte - und so muss die Aussage der TN interpretiert werden – der status quo der Familie gehalten. Somit ist das Maßnahmekind in den Augen der TN ein Störfaktor, keinesfalls erbrachte sie mit dem Umstand ein i-Tüpfelchen zu sein, einen konstruktiven Beitrag zur Familiendynamik, denn die Wertung ist negativ.

Dabei kann die natürliche Konnotation des i-Tüpfelchens als eindeutig positiv angenommen werden, die sich eigentlich aus der Verwendung der Nachsilbe „chen“ ergibt und stets als ein verniedlichendes Element sprachlich eingesetzt wird. Die Verkehrung ins Gegenteil lässt die innere Zerrissenheit der TN offenbar werden: das Maßnahmekind soll eigentlich die willkommene, niedliche Ergänzung der Familie sein, die mit Leichtigkeit angenommen wird. Für die TN als Leibliches Kind entpuppt es sich aber als der „Tropfen, der das Fass zum Überlaufen“ bringt.

Letztlich wird die Maßnahmeschwester vom Leiblichen Kind abgelehnt. Die Ablehnung resultiert aus der Verantwortlichkeit der Pflegeschwester für die negative Veränderung des Familienklimas.

Die Semantik der Metapher „**das Tüpfelchen auf dem i**“ kann phänomenologisch immer so verstanden werden, dass irgendeiner Sache noch ein abrundender, komplettierender Teil fehlte. Es muss noch ein fehlender Aspekt hinzukommen, damit Vollständigkeit besteht: Das i ist noch solange kein i, wie ihm der Punkt fehlt. Es stellt sich im Kontext der Interviewszene die Frage, wen oder was im Sinne der TN die Pflegeschwester vervollständigte, denn sie wird ja als „**Tüpfelchen auf dem i**“ bezeichnet. Da die TN die Streitigkeiten innerhalb der Familie ausdrücklich auf die Partnerschaft zwischen ihren Eltern beschränkt und diese durch das Maßnahmekind ausgelöst wurden, scheint sie die Triade aus Vater, Mutter und Pflegeschwester zu meinen, wenn sie etwas als vervollständigt ansieht. Diese Triade funktioniert in den Augen der TN aber nicht störungsfrei. Im Gegenteil, denn ihre Eltern kommen miteinander nicht mehr klar, seit sie diese Triade gebildet haben. Diese Sichtweise schließt ein, dass die Triade funktionierte, solange es sich um ein Dreiecksverhältnis handelte, bei dem sie selbst oder ihr Bruder die Gemeinschaft mit den Eltern bildeten. Wenn es auch immer schon Probleme zwischen den Eltern gegeben hat, dann blieb dennoch ein Status quo erhalten, der nicht von Eskalation gekennzeichnet war. Diese Stabilität geht verloren, wenn die Eltern die Pflegeschwester in das Eltern-Kind-Dreieck hineinnehmen. Die Kernfamilie war nach Meinung der TN komplett, wenn es auch dort bereits Probleme gegeben hatte, die Erweiterung der Familie hingegen zu einer Erziehungsstelle durch die Aufnahme von Daniela war zuviel für das System.

Die TN nimmt auf diesem Weg eine Wertung vor: es war ein Fehler der Eltern den systemerodierenden Faktor „Maßnahmekind“ in die Familie integrieren zu wollen. Die Überforderung der Eltern ist belegt durch die neuen und zudem starken Streitigkeiten. Diese Wertung wird nicht direkt von der TN verbalisiert, sondern lässt sich schlüssig interpretieren.

6.1.3 Textstelle 3: „Wir - Gefühl“

(Interviewtranskript Seite 18/ Zeile 32-39 - Seite 19/ Zeile 1-7)

6.1.3.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I: „Nochmal zum Thema Konkurrenz. Wurden Sie durch die Aufnahme von Daniela wachsamer?“

(Die TN hatte in vorangegangenen Sequenzen (s.a. Sequenz „Aufnahme von Maßnahmekindern“) mehrfach Konkurrenzsituationen zu ihrem Maßnahmegeschwister thematisiert. Der I bezieht sich auf diese Passagen.)

Die Verwendung von „**Nochmal**“ weist darauf hin, dass das Thema Konkurrenz bereits in das Interview eingeführt ist. Der I bezieht sich auf vergangene Passagen. Die Tatsache, dass er dies für wichtig hält, lässt zwei Vermutungen zu:

- das Thema sollte nach Meinung des I noch weiter vertieft werden;
- der I vermutet außer dem Konkurrenzverhalten in der Aufnahmesituation weiteres Konkurrenzverhalten und hat noch keine ausreichenden Hinweise gefunden.

In jedem Fall wirken beim I Interviewinhalte nach, die ihn dazu veranlassen sehr direkt nach „**Konkurrenz**“ zu fragen. Die Frage intendiert eine gewisse, vom I vermutete grundsätzliche Wachsamkeit beim Leiblichen Kind in der veränderten Familiensituation nach der Aufnahme des Maßnahmekindes. Der I will wissen, ob die TN in einer Art Unruhezustand das familiäre Geschehen beobachtete, ggfls. vom Misstrauen genährt, ihre Position in der Familie könne gefährdet sein.

Die Frage bringt die TN in die Situation sich zu einem bestimmten Themenkreis konkret zu äußern. Das Adjektiv „wachsamer“ wird im Komperativ zu „**wachsamer**“ gesteigert. Es können zwei Lesarten zugelassen werden:

- der I hat im Verlaufe des Interviews Anzeichen dafür entdeckt, dass die TN im Verlaufe der Maßnahme wachsamer wurde;
- der I ist im Sinne einer Voreingenommenheit der Meinung, Leibliche Kinder seien in Settings familienorientierter Ersatzerziehung grundsätzlich wachsam.

Sequenz B:

TN: „**Nein, passt nicht. Das passt irgendwie nicht die Frage. Die trifft so nicht zu. Es hat sich damals eine für mich unglückliche Situation entwickelt. ...**“

In drei kurzen Sätzen lehnt die TN die Frage ab. Es wird deutlich die Frage abgelehnt, sie sei nach der Aufnahme der Maßnahmeschwester womöglich wachsamer geworden, es wird aber nicht ausgeführt, sie sei nicht wachsamer geworden: es stört sie etwas am Zuschnitt der Frage. Zunächst lehnt sie knapp und verbindlich mit „**Nein, passt nicht.**“ ab. Im zweiten Satz flechtet die TN ein „**irgendwie**“ ein, womit zum Ausdruck kommt, dass die TN darüber nachsinnt, was sie an der Frage grundlegend stört. Im dritten Satz legt sie sich nochmal fest, dass die Frage „**so nicht**“ zutreffe. Wie sie das „**so**“ verwendet, kann der Eindruck entstehen, dass die Frage anders passen könnte.

Sie erklärt, indem sie auf „**damals**“ eingeht und somit zur Aufnahme der Maßnahmeschwester gedanklich zurückkehrt, es habe sich „**eine für**“ sie „**unglückliche Situation entwickelt**“. Die TN folgt konsequent dem Leitgedanken des Interviews, ihre eigene Sicht der Dinge zu berichten, denn sie will offenbar schildern, was sich für sie durch die Aufnahme von Daniela geändert hat.

Sie lässt wissen, dass die neue Situation für sie „**unglücklich**“ war. Diese „**unglückliche Situation**“ hat sich „**entwickelt**“. Sie ist also nicht unvermittelt eingetreten, sondern prozesshaft fortgeschritten. Sie baut mit ihrem vierten Satz in dieser Sequenz eine Spannung beim I auf, der einerseits erwarten kann, eine Erklärung zu erhalten, warum seine Frage so nicht passte und andererseits Neugierde entfalten muss, welche Umstände für die TN unglücklich waren.

Sequenz C:

TN: „... **Meine Mutter und Daniela waren eine Einheit und dann gab es eine andere Gruppe bestehend aus meinem Vater, meinem Bruder und mir oder ich war dann alleine, die dritte Einheit. ...** „

Mit ihrer Ausführung beschreibt die TN eine Phase nach der Aufnahme des Maßnahmekindes. Sie geht analytisch vor und bietet eine modellhafte Schilderung des Familiensystems. Demnach ist die Familie ein System, das sich aus mehreren Subsystemen zusammensetzt. Zuerst nennt sie die Dyade bestehend aus ihrer Mutter und Daniela, dann folgen ihr Vater und der Bruder und sie selbst als ein Trio, wobei sie -und damit geht sie auf eine temporäre Veränderung ein - als **„dritte Einheit“** **„dann alleine“** war. Sie grenzt sich somit klar von dem Subsystem „Mutter-Daniela“ ab, dem sie auf keinen Fall angehört und welches sie aber zuerst benennt. Ihre Zugehörigkeit zum System „Vater-Bruder“ war offensichtlich latent, bis sie **„dann“** (Prozesshaftigkeit) alleine war. Damit ist sie die einzige Person im Familiensystem die alleine ist und nach dem Terminus der TN eine **„dritte Einheit“** bildet.

Der Begriff der **„Einheit“** findet ein Pendant lediglich zwischen dem System „Mutter - Daniela“ und dem System „Leibliches Kind“, nicht aber zu den Systemen „Bruder - Vater - TN“ oder „Bruder - Vater“.

Die beiden Einheiten „Mutter - Daniela“ (Satzanfang) und „Leibliches Kind“ (Satzende) rahmen den Satz.

Sequenz D:

TN: „...**Denn mein Vater hatte eher den Kontakt zu meinem Bruder und ich zu meiner Mutter und dann kam Daniela eben in die Familie. ...**“

Die TN erklärt, wie die Subsysteme historisch gewachsen sind. Vor der Aufnahme von Daniela hatte es zwei Gruppierungen gegeben, die aber anscheinend nicht so klar abgegrenzt waren, da sie sagt, der **„Vater hatte eher den Kontakt zu meinem Bruder und ich zu meiner Mutter“**, wobei das Wort **„eher“** die Durchlässigkeit oder die fließenden Grenzen beschreibt. Durch das Hereinkommen von Daniela änderte sich die Struktur.

Sequenz E:

TN: „...**Und dann hat mir meine Mutter gesagt: ‚So, Du bist jetzt 13 und Du brauchst mich nicht mehr so.‘ Das hat sie mir wirklich gesagt.**“

Der Satzanfang mit **„Und dann“** wurde erst kurz zuvor im vorangegangenen Satz benutzt. Die Verwendung lässt an dieser Stelle zwei Lesarten zu:

- die TN setzt unter dem eingeschlagenen Erzählzwang die Erzähllinie fort, die unter dem Aspekt zeitlicher Dynamik die Veränderung des Familiensystems beschreibt;
- die TN kontrastiert aus innewohnendem Antrieb sprachlich sehr stark, da in der Folge ein stark emotionalisierendes Zitat folgt.

Die Mutter erklärt ihr, wieso sie als Leibliches Kind nun ihren angestammten Platz in der informellen „Mutter-Kind“-Gruppierung zugunsten von Daniela verlassen soll. Es bleibt anzunehmen, dass die Mutter nicht genau die Worte gewählt hat, die die TN zitiert. Die Tatsache, dass die TN gewissermaßen die Vergangenheit nachspielt, zeigt den hohen emotionalen Anteil, der beim Erzählen in ihr aufsteigt. Selbst wenn die Mutter nicht genau wiedergegeben wurde, so bleibt doch im Kern die Botschaft dessen, was die Mutter ausdrücken wollte erhalten und wird von der TN authentisch berichtet.

Das Zitieren der Mutter wirkt als dramaturgischer Höhepunkt. Gleichsam durch recht unspektakuläre Formulierungen mit **„und dann“** bereitet die TN den Kern ihrer Aussage vor.

Die TN bestätigt im letzten Satz das Zitat ausdrücklich mit **„wirklich“**. Ihr scheint einerseits klar, dass dieses Zitat beim Zuhörer als eine „spektakuläre Information“ ankommen muss und andererseits verstärkt sie das Zitat nochmals nachdrücklich mit der bekräftigenden Aussage, die sie mit **„wirklich“** vornimmt.

Die Versicherung mit **„wirklich“** schließt ihre Befürchtung ein, der I halte sie für unglaubwürdig. Sie wendet sich mit dem letzten Satz sehr direkt und mit Überzeugungsabsicht an ihren Zuhörer, während sie zuvor über die Vergangenheit berichtet hat.

Aus der Sicht der TN kommt die Aussage der Mutter einer Initiation für das Erwachsenenleben gleich; sie wird quasi von der Mutter auf eine nächste Entwicklungsstufe entlassen. Anlass für diesen von der Mutter forcierten und gewollten Übergang ist die Existenz eines jüngeren und

neuen Kindes im Familiensystem. Das Vorhandensein der Pflegeschwester mit all ihren Ansprüchen an die Pflegemutter bringt die Mutter dazu, ihr eigenes Kind aus der Primärbetreuung zu entlassen. Wäre das Maßnahmekind nicht aufgenommen worden, dann wäre diese Maßnahme nicht notwendig geworden und das Leibliche Kind hätte selbst den Zeitpunkt für eine Ablösung von der Mutter wählen können. Durch die Aussage der Mutter wird die Ablösung aus Sicht der TN fremdbestimmt.

Sequenz F:

I: „Wie wirkte das auf Sie?“

Der I reagiert auf die Aussage und die an ihn direkt gerichtete Versicherung über die Richtigkeit der Aussage, indem er konkret nachfragt. Die knappe Frage hat eine erzählverstärkende Funktion. Inhaltlich erkennt der I an, dass die Aussage der Mutter geeignet sein konnte, bestimmte Wirkungen oder Effekte bei der TN hervorzurufen.

Sequenz G:

TN: „Sie hat sich danach mal furchtbar bei mir beschwert, dass ich sie, als sie 40 wurde, so abgelehnt hätte. Na ja, da hatte sie das kurz vorher zu mir gesagt. ...“

Die TN beschreibt als Antwort keine direkte Wirkung, die die Aussage der Mutter bei ihr erzeugt hat, sondern sie zeigt eine Handlung auf, mit der sie damals reagiert hat, nämlich eine starke Ablehnung am 40. Geburtstag der Mutter. Offenbar hatte die Aussage der Mutter sie sehr getroffen, denn sie hat eine entsprechend starke Reaktion gegenüber der Mutter gezeigt, mit der sie diese ebenso stark treffen wollte.

Die Wertung mit „furchtbar“ beschreibt, dass die Mutter bei ihrer Beschwerde sehr heftig auftrat, womit zum Ausdruck kommt, dass ihre Tochter deren Ziel, sie mit ihrer Reaktion zu verletzen, in einem hohen Maße erreicht hatte.

Die Mutter hatte sie aber nicht etwa zur Rede gestellt, mit ihr geschimpft o.ä., sondern sie hat sich „beschwert“. Damit reklamiert die TN für sich zumindest eine gewisse Gleichstellung. Die Mutter schien das Bestreben zu haben, keine hierarchische Ordnung gegenüber ihrer Tochter durchsetzen zu wollen, sondern diese in einer Art Gleichstellung anzuerkennen.

Welcher Art die Ablehnung der Tochter zum 40. Geburtstag war, wird von dieser nicht beschrieben. Die TN schildert nicht, wie sie sich konkret verhalten hat, sondern verbrämt dieses vermutlich sozial unerwünschte Verhalten allgemein mit dem Begriff Ablehnung.

Als Hinweis auf ein sehr drastisches Verhalten der Tochter ist das „so“ zu benennen, mit dem eine negative Spielart angedeutet wird.

Die Einleitung des letzten Satzes mit „Na ja“ lässt den plausiblen Schluss zu, dass die Mutter sich eigentlich nicht über das Verhalten ihrer Tochter zum 40. Geburtstag wundern musste, denn sie musste sich die Reaktion der Tochter, aus deren Perspektive, selbstverschuldet zuschreiben. Die Mutter hatte die Reaktion der Tochter aus deren Sicht „verdient“.

Sequenz H:

TN: „Ja, es war manchmal schon wirklich so, dass ich manchmal allein gegen die anderen beiden Gruppen stand.“

Die TN fasst ihre Sicht der Familiensoziometrie zusammen. Nach einer Zeit des Übergangs und der Neuformierung bestand die Familie aus drei Gruppierungen. Die zweifache Verwendung von „**manchmal**“ deutet darauf hin, dass sie nicht immer alleine gegen die beiden anderen Gruppen stand. Es ist ihr aber wichtig, ihre isolierte Rolle prägnant zu beschreiben. Mit „**wirklich**“ untermauert sie wiederum ihre Aussage; dadurch wird wiederum das Besondere ihrer Lebenssituation unterstrichen und gleichzeitig eine Wahrheitsbeteuerung gegeben, die geeignet erscheinen soll ihrer Aussage trotz der „spektakulären Information“ Glauben zu schenken.

Die Textstelle im Zusammenhang:

I: „Nochmal zum Thema Konkurrenz. Wurden Sie durch die Aufnahme von Daniela wachsamer?“

TN: „Nein, passt nicht. Das passt irgendwie nicht die Frage. Die trifft so nicht zu. Es hat sich damals eine für mich unglückliche Situation entwickelt. Meine Mutter und Daniela waren eine Einheit und dann gab es eine andere Gruppe bestehend aus meinem Vater, meinem Bruder und mir oder ich war dann alleine, die dritte Einheit. Denn mein Vater hatte eher den Kontakt zu meinem Bruder und ich zu meiner Mutter und dann kam Daniela eben in die Familie. Und dann hat mir meine Mutter gesagt: ‚So, Du bist jetzt 13 und Du brauchst mich nicht mehr so.‘ Das hat sie mir wirklich gesagt.“

I: „Wie wirkte das auf Sie?“

TN: „Sie hat sich danach mal furchtbar bei mir beschwert, dass ich sie, als sie 40 wurde, so abgelehnt hätte. Na ja, da hatte sie das kurz vorher zu mir gesagt. Ja, es war manchmal schon wirklich so, daß ich manchmal allein gegen die anderen be iden Gruppen stand.“

6.1.3.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Die gesamte Eingangssequenz des Interviews zum Themenkreis „Aufnahme“ (s.o.) wirkte beim I offenbar stark nach. Die TN selbst hatte, so offensichtlich der Eindruck des I im Gespräch, Konkurrenz dominant thematisiert und insofern erscheint es für den I plausibel, wenn er dieses Thema nochmals anspricht. Offensichtlich hat er die TN in dieser Eingangssequenz als wachsam registriert. Die Grunddisposition für das Leibliche Kind war anscheinend, wachsam zu sein, wenn ein neues Mitglied in die intime Beziehungsgemeinschaft Familie eintritt. Die Fragerichtung, in die der I nun das Gespräch lenkt, wird durch die komperative Steigerungsform „wachsamer“ in der Frage geprägt. Alternative Frageformen hätten sein können zu fragen, ob nach der Aufnahme das Leibliche Kind weniger wachsam gewesen sei oder gleich wachsam wie zum Zeitpunkt der Aufnahme.

Der I führt nicht aus, auf welchen Inhalt er das unterstellte Wachsam-sein oder sogar Wachsamer-sein bezieht, also was es zu bewachen gab. Mit dem Verzicht auf eine nähere Erläuterung kann davon ausgegangen werden, dass er sich auf das inzwischen gemeinsame Wissen bezieht, die TN war wachsam ihre Position innerhalb der Familie und an der Seite der Mutter nicht zu verlieren oder graduell beschneiden zu lassen. In der Aufnahmesequenz war sie wachsam gegenüber allen Familienmitgliedern und gegenüber dem Maßnahmekind, wie sich dieses verhalten würde und welche Effekte aus dessen Verhalten für das Leibliche Kind resultieren würden. Sie hatte in der Aufnahmesituation bereits gezeigt, dass sie gewillt und in der Lage war, vermeindliche Nachteile kämpferisch abzuwehren.

Der I fragt mit der nicht konkretisierten Formulierung „wachsamer“ insgesamt nach dem oben skizzierten Verhalten aus der Aufnahmesituation nach und will konkret wissen, ob sie die damalige rigorose Reaktionsform beibehalten und/oder ggfls. sogar gesteigert hatte.

Sequenz B:

Die TN fragt beim I nicht nach, was er unter „wachsamer“ versteht. Insofern kann von der Annahme ausgegangen werden, dass das unter Sequenz A interpretierte „gemeinsame Wissen um ihre Wachsamkeit und die nachfolgenden Reaktionen in der Aufnahmesituation“ mit der Frage des I auflebt und letztlich damit von der TN stillschweigend anerkannt wird.

Sie bestreitet also nicht wachsam gewesen zu sein, stört sich aber nachhaltig an der Frage, ob „**sie durch die Aufnahme von Daniela wachsamer**“ geworden sei und meint, die Frage sei nicht passend. In der Sequenz B leitet sie eine Erklärung ein, warum die Frage nicht passend sei. Sie abstrahiert zunächst vorweg, dass der nun folgende Zustand, den sie zu beschreiben gewillt ist, „**unglücklich**“ für sie war. Sie überlässt es nicht dem I eine Bewertung vorzunehmen, sondern stellt sie selbst voran. Es ist begründet zu vermuten, dass sie es genießt die damalige für sie unglückliche Situation vor einem interessierten Zuhörer ausbreiten zu können, wobei sie diesen aber für sich vereinnahmen will. Die TN möchte gerne vom I bedauert werden und wenn nicht Bedauern resultiert, so soll er zumindest anerkennen, welche schwierige Lebensumstände sie durch die Hereinnahme eines Maßnahmekindes in die Familie zu verarbeiten hatte und auch dazu in der Lage war.

Sequenz C - D:

Die TN will offensichtlich zunächst die ihr wichtigste Information loswerden, nämlich dass ihre Mutter und Daniela in ihren Augen „**eine Einheit**“ waren. Sie bietet die Information gleichsam analytisch wertfrei, sachlich, nüchtern. Aus dieser Haltung spricht eine Distanz, die professionellen Habitus hat. Der gewählte Begriff „**Einheit**“, für den sich die TN entscheidet, um das Verhältnis zwischen ihrer Mutter und dem Maßnahmekind zu beschreiben, steht der versachlichenden Haltung entgegen. Der Begriff „**Einheit**“ zur Beschreibung einer sozialen Beziehung öffnet die tiefenpsychologischen Perspektive einer Aspekte der symbiotischen Beziehung zwischen zwei Menschen (MAHLER, 1983).

Es lässt sich folgende Lesart plausibel schließen: nicht nur die Familie hat sich durch die Hereinnahme des Maßnahmekindes neu formiert, da das alte System auseinandergebrochen ist, sondern auch die Beziehung zwischen dem Leiblichen Kind und ihrer Mutter hat sich grundlegend geändert. Die TN wurde in ihrer Position und ihrer Rolle im Verhältnis zur Mutter durch das Maßnahmekind abgelöst. Die TN wurde, so ihre Sicht der Dinge, von Daniela verdrängt und ersetzt.

Die TN selbst war nach der Veränderung der Familie „alleine“, wie sie selbst sagt. Sie bildet alleine eine Einheit. Wiewohl zahlenmäßig alleine und damit die fehlende Logik ignorierend, dass die anderen familiären Subsysteme durch ihre Anzahl von Personen jeweils Einheiten bilden konnten, sie aber als alleinige, die Voraussetzung für eine Einheit nicht mitbringt, bezeichnet sie sich dennoch als Einheit. Es darf gefolgert werden, dass sie sich weiterhin behauptete und trotz ihrer Einsamkeit ihr familiäres Territorium verteidigte. Sie, für sich selbst, bildete in ihrem Bewusstsein sehr wohl eine Einheit, vermutlich in der Form „mit sich einig zu sein“. Trotz der familiären Veränderungen fühlte sie sich stabil. Sie erkannte, analysierte die Situation und akzeptierte sie anscheinend recht professionell. Diese Haltung mutet an, als habe sich die TN als eine Art Märtyrerin zugunsten der Familie gefühlt: sie wurde „geopfert“, um eine familiäre Neukonstruktion zu ermöglichen, mit der es möglich wurde, die Hinwendung der privaten Familie zu einem Dienstleistungsunternehmen zu leisten.

Sequenz E:

Die TN berichtet, wie die Mutter sie quasi vor „vollendete Tatsachen“ stellt. Die Mutter fragt nicht etwa ihre Tochter, ob sie noch viel Zuwendung braucht, sondern sie befindet über ihre Tochter. In der vorliegenden Sequenz ist schlüssig, dass sich die TN über die Aussage der Mutter empört. Dabei dürfte nicht Auslöser gewesen sein, dass sie nach Meinung ihrer Mutter als 13jährige nicht mehr so sehr der mütterlichen Zuwendung bedurfte. Diese Feststellung könnte die damals 13jährige in einem anderen Kontext vermutlich als Auszeichnung angenommen haben. Im vorliegenden Kontext, nämlich einen angestammten Platz an eine Maßnahmeschwester abgeben zu sollen, fühlt sie sich ausgebootet. Es stört sie, dass ihre Mutter für sie entscheidet, über „ihren Kopf hinweg“.

Mit dieser Aussage der Mutter, beantwortet die TN gleichsam die Ausgangsfrage dieser Sequenz, die der I eingebracht hatte, nämlich ob „**Sie durch die Aufnahme von Daniela wachsamer**“ geworden sei. Es störte sie etwas an der Formulierung und das Störende wird jetzt offensichtlich: sie brauchte gar nicht wachsamer werden, weil es ohnehin nichts mehr zu bewachen oder zu verteidigen gab, denn die Mutter hatte sie bereits mit der bekannten Begründung „umplatziert“.

Für die TN bedeutete die Veränderung nicht nur eine neue Systematik innerhalb der Familie, sondern durch die Aussage der Mutter „**Du brauchst mich nicht mehr so**“ gleichzeitig das endgültige Ende der Kindheit. Die Aussage der Mutter schließt ein, dass sie immer noch für ihre Tochter da sei. Enger an ihr steht aber ab diesem Zeitpunkt das jüngere und betreuungsbedürftigere Maßnahmekind. Das Leibliche Kind fühlte sich abgeschoben und war empört. Die Vereinnahmung des I vollzieht die TN mit ihrer Versicherung „**Das hat sie mir wirklich gesagt**“ vollends.

Sequenz F – G:

Der I reagiert empathisch. Mit seiner Frage signalisiert er der TN, dass er ihre Empörung nachvollziehen kann und gibt zu erkennen, dass er mit einer adäquaten Reaktion rechnet.

Die TN kann sich durch die verstehende Nachfrage des I sicher sein, ihre Reaktion so wie sie erfolgte, äußern zu können.

Offenbar reagierte die Tochter nicht durch direkten Widerspruch. Dies kann ein Indiz dafür sein, dass sie die Meinung der Mutter durchaus akzeptierte. Andererseits machte es ihr Probleme ihren angestammten Platz in unmittelbarer Nähe der Mutter dem Maßnahmekind zu überlassen, und zwar in der festgestellten fremdbestimmten Art und Weise. Es erfolgte eine Bestrafung der Mutter, die aber nicht gegenüber der Mutter begründet wurde. Damit liegt eine unkontrollierte Reaktion vor, wie sie für Eifersuchtsgefühle typisch ist (HÖFELMEIER u.a., 1981). Die TN nutzte nicht die Gelegenheit zur Aussprache mit der Mutter. Dies vermutlich, weil sie keine rationalen Gründe anführen konnte und sich auch in der Rolle der erwachsen werdenden Tochter gefallen konnte. Sie reagierte statt dessen mit Ablehnung, die sie pointiert zu einem Festtag der Mutter einsetzt, einem sensiblen Zeitpunkt also, an dem sie sicher sein konnte, ihre Mutter ganz empfindlich zu treffen.

Obwohl die TN im Verlaufe des Interviews gegenüber dem I den Eindruck erwecken will, sie habe bereits in der damaligen Lebenssituation abgeklärt und umsichtig reagiert, indem sie u.a. eine Analyse des Settings unterbreitet, muss konstatiert werden, dass auch für sie, die abgeklärt, perfekt und professionell wirken möchte, die emotionale Befindlichkeit „Eifersucht“ handlungsleitend war. Bei allem Streben danach sachlich und distanziert (= professionell) zu wirken, hatte die TN das stark emotionalisierende Gefühl der Eifersucht nicht unter Kontrolle. Anscheinend hat sie diese Tatsache für sich selbst als ärgerlich empfunden, denn sie wollte damals allem Anschein nach als Erwachsene gelten, eine Rolle, die ihr von der Mutter zugeschoben wurde. Vermutlich schätzte sie damals ein, Erwachsene könnten Eifersuchtsgefühle gut kontrollieren und sie wählte diese Kompetenz als ein Kriterium für Erwachsenheit.

Eine besondere Diskrepanz macht ihr offenbar weiterhin zu schaffen. Sie klassifizierte das Maßnahmekind als unterlegen, hilfebedürftig, als nicht konkurrenzfähig. Dennoch musste jegliche außergewöhnliche Eifersuchtsreaktion ihrerseits das Maßnahmekind erhöhen. Über diesen Automatismus ärgerte sie sich. Sie wollte gegenüber dem Maßnahmekind nicht unbedingt als Konkurrentin aufgetreten, denn für eine direkte Konkurrenz war auch der Altersabstand zu groß. Konkurrenz wollte die Mutter vermutlich auch mit ihrer Aussage „**Du brauchst mich nicht mehr so**“ unterbinden. Dies ist ihr wohl auch gelungen. Was sie aber bei ihrer Tochter nicht verhindern konnte, war das Gefühl von Eifersucht.

Unter diesem Aspekt klärt sich weiterhin der Umstand, wieso die TN die Frage des I als nicht passend bezeichnete. Der I hatte das Thema Konkurrenz aufgegriffen. Da es aber nicht um Konkurrenz ging, sondern um Eifersucht, passte die Frage aus Sicht der TN nicht.

Sequenz H:

Nach dem Wandel der Familie vom intimen Beziehungssystem zum Setting familienorientierter Ersatzerziehung steht die TN als Verliererin da, denn alle anderen Systemteilnehmer gehören nach dem Auseinanderbrechen der Familie immer noch einer kleinen Gemeinschaft an, sie allerdings steht alleine.

Sie stellt sich als Opfer eines Prozesses dar, in dessen Verlauf sie ihre Position aufgeben muss, wenn sie denn Anerkennung durch ihre Mutter erhalten will. Ihre Mutter äußert ihr gegenüber ganz klar eine Erwartung, die sie erfüllen muss. Würde sie diese Erwartung nicht erfüllen, dann nur in der Weise, dass sie ihrer Mutter rückmeldet, sie brauche noch genau die intensive Betreuung und Nähe, die die Mutter fortan dem Maßnahmekind angedeihen lassen will. Als 13jährige nimmt sie von diesem Bekenntnis Abstand, denn eine solche Aussage würde einer Regression gleich kommen. Da sie aber eher erwachsener und ein anerkanntes Mitglied des „Helfenden Settings“ sein will, stimmt sie vordergründig und rational dem Anliegen der Mutter zu. Auf emotionaler Ebene gelingt ihr dieser Spagat nicht so gut, wie die emotionale Reaktion gegenüber der Mutter offenbart.

6.1.3.3 Interpretativer Fokus: „So, Du bist jetzt 13 ...“

„**So, Du bist jetzt 13 und Du brauchst mich nicht mehr so.**“ kennzeichnet den normalen Verlauf einer Sozialisation. Nach der Geburt besteht zunächst ein überlebensabhängiges

Verhältnis zwischen dem Säugling und der Umwelt. Die Notwendigkeit der Überlebenshilfe reduziert sich sukzessive mit zunehmendem Alter und es ist eine profane Erkenntnis, wenn festgestellt wird, dass ein 13jähriger Mensch die Umwelt der Erwachsenen zum Überleben nicht mehr so sehr benötigt wie ein jüngerer Mensch.

Wenn, wie im vorliegenden Fall, die Mutter diese Aussage gegenüber ihrer Tochter macht, dann kann dies eine Erkenntnis sein, die für beide Seiten ein tragfähiges Fundament für die Zeit der Pubertät und Adoleszenz sein kann. Im Idealfall einigen sich die Sozialisationspartner auf den Umfang und die Ausgestaltung der gewünschten Zuwendung und verhandeln das Ausmaß der weiteren Unterstützung und der optimalen Interaktion. Oftmals geht die Initiative vom Kind oder Jugendlichen aus, die sich bei den erwachsenen Sozialisationsakteuren geradezu beklagen, man würde ihnen nicht altersgemäß begegnen. Sie wollen oft von sich aus weniger direkte Zuwendung und fordern ein höheres Maß an Selbststeuerung und Selbstverantwortung ein.

Im o.g. Fall geht nach Darstellung der TN der Impuls allerdings von der Mutter aus. Sie verwendet die o.g. Begründung als eine Handhabe dafür ihre freiwerdende mütterliche Ressource zugunsten des neu in die Familie aufgenommenen Maßnahmekindes verwenden zu können.

Die Tochter wird gewissermaßen in die beginnende Jugend- und Erwachsenenzeit entlassen, ohne von sich aus diesen Bedarf angemeldet zu haben. Der an sich für die leibliche Tochter positive Ansatz, dass die Mutter ihr Selbständigkeit zutraut, verblasst hinter dem Misstrauen der Tochter, der Rückzug der Mutter komme lediglich aus taktisch-praktischen Erwägungen zugunsten des Maßnahmekindes zustande.

Mit der o.g. Aussage schiebt die Mutter ihre Tochter gewissermaßen in den Prozess verordneter sukzessiver Verselbständigung. Der Tochter bleibt anscheinend keine andere Wahl, als diesen Standard zu erfüllen.

Es darf die spekulative Frage zur Erhellung der Situation gestellt werden, ob die Mutter wohl gleichermaßen ihr Anliegen gegenüber ihrer Tochter geäußert hätte, wenn kein Maßnahmekind in die Familie aufgenommen worden wäre? Die Mutter wollte gegenüber ihrer Tochter eine Begründung geben, warum nun ein fremdes Kind näher zu ihr stand als die eigene Tochter. Das fremde, jüngere und (*sozial deprivierte*) Kind benötigt die Mutter mehr. Die fortgeschrittene Lebensfähigkeit des Leiblichen Kindes erschließt die Möglichkeit ein Maßnahmekind in die Familie aufzunehmen. Die Mutter gibt in diesem Augenblick ihr eigenes Kind weitgehend frei und erwartet Solidarität ihrer Tochter gegenüber ihr und gegenüber dem fremden Kind.

Das Leibliche Kind empfindet die Aussage der Mutter als eine Zäsur, die ohne weitere Initiationsriten den Übergang zur Erwachsenenzeit symbolisiert. Bei der Tochter kommt die Botschaft an, dass ihr keine Zeit mehr bleibt selbst Kind zu sein und sich in einem selbstbestimmten Tempo von der Mutter zu lösen. Ihre Kindheit wird durch die Hinwendung der Familie zur Agentur der Öffentlichen Ersatzerziehung abrupt beendet. Das Leibliche Kind selbst hat dabei weitgehend eine passive Rolle. Es wird ihr Einsicht abverlangt im Dienste der neuen Gemeinschaft.

Der Zorn, der sich beim Leiblichen Kind anschließend gegenüber ihrer Mutter entlädt, resultiert aus der Ohnmacht nicht selbst über das Ende ihrer Kindheit entscheiden zu können.

Wiewohl das Maßnahmekind nicht aktiv die Situation beeinflusst, so bewirkt aber doch dessen Anwesenheit die Aktion der Mutter und die Passivität des Leiblichen Kindes. Das Leibliche Kind begreift, dass es gegen die Situationslogik nichts entgegenzusetzen hat, denn es müsste der Mutter dann zu verstehen geben, sie als 13jährige Tochter habe wohl noch sehr viel mehr Betreuungsbedarf als diese annehme und deswegen könne sie den Platz direkt an der Seite ihrer Mutter noch gar nicht frei machen. Dieses oder ähnliches als 13jährige zu äußern, der gesagt wird, sie sei ja kein Kind mehr, ist wohl sehr schwer. Und grundsätzlich wollte die TN Anerkennung und Zuwachs an Erwachsenenzeit. Eine für das Leibliche Kind nicht auflösbare Antinomie hatte sie in der damaligen Situation zu verarbeiten: es wird ihr ein Zuwachs an Erwachsenenzeit geradezu aufgedrängt, ein Kriterium für Erwachsenheit ist die Zunahme an Selbstbestimmung aber gerade diese Selbstbestimmung hat keinen Raum, wenn die Mutter sagt:

„So, Du bist jetzt 13 und Du brauchst mich nicht mehr so.“

6.1.4 Konstrative Zusammenführung der Zuordnungen

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und dem Maßnahmekind

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind war bei der konkreten Aufnahme des Maßnahmekindes nicht anwesend. (Sequenz B) • Die TN begrüßte auf emotionaler Ebene die Entscheidung das Maßnahmekind aufzunehmen nicht, denn sie brachte dem Maßnahmekind keine Empathie entgegen. (Sequenz H) • Das Leibliche Kind entwickelte Eifersucht. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind sah die Schuld für entstehende familiäre Probleme bei der Mutter und nicht beim Maßnahmekind. (Sequenz E) • Mit der erfolgreichen Machtdemonstration offenbart das Leibliche Kinde dem Maßnahmekind, dass dieses lediglich geduldet ist. Wenn das Leibliche Kind es darauf anlegen würde, könnte es auch die Entfernung des Maßnahmekindes durchsetzen. (Sequenz D) 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind demonstrierte seine Überlegenheit gegenüber dem Maßnahmekind. (Sequenz C) • Aus der Rollenverteilung, nach der das Leibliche Kind zum HelferInnensystem gehörte und das Maßnahmekind die hilfebedürftige Person war, resultierte ein dauerhaftes Statusgefälle. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind hatte gegenüber dem Maßnahmekind das permanente Gefühl von Überlegenheit. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind unterstellte, dass es ohne die Hereinnahme des Maßnahmekindes bei einem angenehmeren Familienklima geblieben sei. (Sequenz M) • Das Leibliche Kind lehnte das Maßnahmekind ab; es half diesem trotzdem, weil damit eine Unternehmenspflicht eingelöst wurde. (Interpretativer Fokus: Familienunternehmung und Tüpfelchen auf dem i) 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Mutter bildete mit dem Maßnahmekind eine Einheit, der das Leibliche Kind nicht angehörte. (Sequenz C – D) • Die Mutter platzierte das Maßnahmekind an der Familienposition, die bis dahin ihre Tochter innehatte. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind war ab der Aufnahme des Maßnahmekindes stark dafür sensibilisiert familiäre Veränderungen wahrzunehmen, die im Zusammenhang mit dem Maßnahmekind auftraten und ggfls. gegen vermeindliche Nachteile, die sich aus den Veränderungen für sie ergaben, zu reagieren. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind glaubte, viel an persönlicher Leistung investiert zu haben, damit die Erziehungsstelle funktionierte. (Sequenz B) • Die Aufnahme des Maßnahmekindes hatte für die Beendigung der Kindheit des Leiblichen Kindes eine katalytische Wirkung. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind war auf das Maßnahmekind eifersüchtig. (Sequenz F - G) • Die Mutter erwartete Solidarität von ihrer Tochter in einer Phase, in der sie diese aus der Kindheit entließ und gleichzeitig ein Maßnahmekind an deren Stelle trat. Es wurde ihr Einsicht abverlangt zum Dienste der neuen Gemeinschaft „Erziehungsstelle“. (Interpretativer Fokus)

Für das Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und dem Maßnahmekind erwies es sich als äußerst ungünstig, dass die Eltern die Aufnahmesituation dergestalt organisiert hatten, dass das Leibliche Kind nicht beteiligt war. Die Familie veränderte sich durch die Hereinnahme des Pflegekindes wesentlich und nachhaltig. Die Ankunft dieses Kindes war eine symbolische Handlung (MAKARENKO, 1976), von der das Leibliche Kind ausgeschlossen war. Damit war der Start der Maßnahme unter dem Aspekt, das Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und dem Maßnahmekind durch größtmögliche Nähe zu prägen, nicht geglückt.

Die emotionale Beziehung zwischen dem Leiblichen Kind und dem Maßnahmekind war von Beginn an gestört.

Nicht nur abstrakt innerhalb der Familienstruktur, sondern konkret physisch am Mittagstisch nahm das Maßnahmekind den Platz des Leiblichen Kindes ein. Bei diesem entstand Eifersucht. Die Familie veränderte sich für das Leibliche Kind aus dessen Perspektive durch die Hereinnahme des Maßnahmekindes in negativer Hinsicht. Anlass für diese Veränderung war das Maßnahmekind. Die Schuld für diese Veränderung wies das Leibliche Kind allerdings der Mutter zu, die die Maßnahme initiiert hatte. Trotz dieser Differenzierung entwickelte das Leibliche Kind nicht nur Aggression gegenüber der Mutter sondern auch gegenüber dem Maßnahmekind.

Um seine überlegene Position zu demonstrieren, zeigte das Leibliche Kind seine Macht gegenüber dem Maßnahmekind. Diese Macht resultierte aus der natürlichen Position des eingeborenen Mitgliedes im Familiensystem. Außerdem konnte sich das Leibliche Kind machtvoll und überlegen fühlen, da für dieses mit der Aufnahme des Maßnahmekindes ein Statuswandel eintrat. Mit dem Einzug des Maßnahmekindes vollzog sich quasi der sehr abrupte Wechsel des Leiblichen Kindes von der Kindheit ins Jugendalter. Die Mutter nahm ihre Tochter durch ihre Verhaltenserwartungen in die Gruppe der HelferInnen auf und erzeugte so eine gewisse „neue“ Nähe zu ihrer Tochter, durch die allerdings die Distanz zwischen ihrem eigenen Kind und dem Pflegekind weiter erhöht wurde.

Das Leibliche Kind zeigte dauerhaft dem Maßnahmekind seine Überlegenheit.

Die drei sehr verschiedenen Textstellen lassen widerspruchsfreie und sich ergänzende Interpretationen zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und dem Maßnahmekind zu.

Im Abgleich der drei Textstellen lassen sich folgende Feststellungen im Sinne einer Zusammenführung abstrahieren.

Zusammenführung:

- Das Leibliche Kind lehnte das Maßnahmekind unabhängig von Sympathie oder Antipathie ab, da dieses faktisch den Rollenwandel der Privatfamilie hin zur Erziehungsstelle symbolisierte.
- Das fremde Kind wurde kontinuierlich voller Misstrauen beobachtet, denn seine neue Anwesenheit erbrachte für das Leibliche Kind den Verlust der direktesten Nähe zur Mutter.
- Als Störfaktor, der das familiäre Klima kippte, war das Maßnahmekind für das Leibliche Kind eine unerwünschte Belastung.
- Die Demonstration von Macht und Überlegenheit durch das Leibliche Kind war fortan kennzeichnend für dessen Umgang mit dem Maßnahmekind.
- Die Maßnahmeschwester wurde vom Leiblichen Kind als Klientin der Erziehungsstelle betrachtet; ausschließlich auf dieser sachlichen Ebene engagierte sie sich für diese.

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind stellte Verfahrensfehler der Eltern fest und qualifizierte diese als „Klopfer“. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind fühlte seine „Familienrechte“ durch das Verhalten der Eltern in der Aufnahmesituation bedroht. (Sequenz D) • Bei der Aufnahme des Maßnahmekindes wurde eine Familientradition geändert (= Sitzordnung). Das Leibliche Kind protestierte gegen diese Änderung. (Sequenz C – D) • Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E) • Der Adressat der Kritik des Leiblichen Kindes war die Person, die die Wendung der Familie von der Privatheit zur öffentlichen Institution aus ihrer Sicht initiiert und damit zu verantworten hatte – die Mutter. (Sequenz E) • Die Interviewsituation ist für die TN eine Chance ihre damalige Gefühlslage nachzuerleben. Da sie vom externen Interviewer keinen Widerspruch erfährt, kann sie Schuldzuweisungen 	<ul style="list-style-type: none"> • Das familiäre System wurde durch die Hereinnahme des problematischen Maßnahmekindes stark gefordert. Nach Ansicht des Leiblichen Kindes waren dessen Eltern überlastet. (Sequenz I-M) • Das Leibliche Kind beanspruchte für sich supervisorische Qualifikation entwickelt zu haben. In dieser Hinsicht fühlte es sich den Eltern überlegen. (Sequenz I-M) • Durch aktive Mithilfe im Setting erreichte das Leibliche Kind Bestätigung, Lob und Zuwendung der Eltern. (Sequenzen C – G) • Hilfe im familialen Kontext zu gewähren, bot für das Leibliche Kind die Chance, die Identität der Familie, die vor der Aufnahme des Maßnahmekindes bestand, neu zu generieren. (Sequenzen F – H) 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Mutter bildete mit dem Maßnahmekind eine Einheit, der das Leibliche Kind nicht angehörte. (Sequenz C – D) • Das Leibliche Kind fühlte sich als Einheit für sich alleine stehend. (Sequenz C – D) • Die Mutter platzierte das Maßnahmekind an der Familienposition, die bis dahin ihre Tochter innehatte. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind litt darunter, seine angestammte Position nahe seiner Mutter aufgeben zu sollen. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind rächte sich an seiner Mutter für den zugemuteten Positionsverlust. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind beanspruchte eine Gleichstellung zur Mutter und den übrigen Systemmitgliedern. (Sequenz G) • Nach Einschätzung des Leiblichen Kindes war seine Racheaktion gegenüber seiner Mutter deren Verschulden, diese hatte sich die Reaktion selbst zuzuschreiben; nicht es selbst war damit Schuld am Racheakt, sondern die Mutter selbst. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind glaubte, viel an persönlicher Leistung investiert zu haben, damit die Erziehungsstelle funktionierte. (Sequenz B)

<p>vornehmen, was ihr offensichtlich ein Bedürfnis ist. (Sequenz A – L)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich in der sozialpädagogischen Kompetenz ihren Eltern überlegen. (Sequenz A) • Von der direkten Aufnahme des Maßnahmekindes ausgeschlossen gewesen zu sein, macht das Leibliche Kind aggressiv; es litt unter der Passivität, zu der es durch die Aktivität der Eltern verurteilt war. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind sah die Schuld für entstehende familiäre Probleme bei der Mutter und nicht beim Maßnahmekind. (Sequenz E) • Die Eigenmächtigkeit der Mutter glaubte das Leibliche Kind als unangemessen beurteilen zu können, da es sich als gleichberechtigtes Mitglied im Setting Erziehungsstelle sah. (Sequenz C) • Das Leibliche Kind hielt seine Eltern für überfordert und fachlich ungeeignet eine Erziehungsstelle zu betreiben. (Interpretativer Fokus) 		<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind erlebte, wie seine Mutter recht unvermittelt eine Einheit mit dem Maßnahmekind bildete, es selbst also ersetzt wurde. Die Möglichkeit, es könne so einfach austauschbar sein, war eine verunsichernde Lebenserfahrung. (Sequenz C - D) • In der damaligen Phase hätte sich das Leibliche Kind jemanden gewünscht, der seine Leistung anerkannt hätte oder es bedauert hätte. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind durfte nicht selbst entscheiden, ob es als Effekt seiner zunehmenden Verselbständigung von der Nähe seiner Mutter abrücken wollte. Eine fremdbestimmte Entscheidung durch die Mutter konnte das Leibliche Kind in diesem Punkt nicht akzeptieren. (Interpretativer Fokus) • Die Mutter erwartete Solidarität von ihrer Tochter in einer Phase, in der sie diese aus der Kindheit entließ und gleichzeitig ein Maßnahmekind an deren Stelle trat. Es wurde ihr Einsicht abverlangt zum Dienste der neuen Gemeinschaft „Erziehungsstelle“. (Interpretativer Fokus)
--	--	--

Die Kritik des Leiblichen Kindes an seinen Eltern und dabei vornehmlich an der Mutter zieht sich wie ein roter Faden durch das Interview. Nach Ansicht des Leiblichen Kindes begingen die Eltern viele Verfahrensfehler, wobei diese Detailkritik auf die im Sinne des Leiblichen Kindes falsche Grundsatzentscheidung der Eltern das Maßnahmekind aufzunehmen, hinweist. Das Verhältnis zu den Eltern wurde durch die Aufnahme des Kindes belastet. Die Mutter enttäuschte ihre Tochter vor allem dadurch, dass sie das Maßnahmekind direkt neben sich positionierte. Wenn sich Probleme für die Eltern mit dem Maßnahmekind ergaben, so waren diese Probleme

in der Meinungsbildung des Leiblichen Kindes immer wieder ein Indiz für den grundsätzlichen Fehler, den ihre Eltern gemacht hatten.

Das Leibliche Kind stellte sich prozesshaft auf die veränderte Familiensituation ein. Es beobachtete das Elternverhalten eifersüchtig und mit der konstanten Bereitschaft den Eltern die Auswirkungen ihrer fehlerhaften Grundsatzentscheidung vor Augen zu führen. Insbesondere die Aggression gegen die Mutter ist im Interviewmaterial durchgängig auffindbar.

Durch die Hereinnahme des Maßnahmekindes veränderte sich das Verhältnis zwischen den Eltern und dem Leiblichen Kind. Dieses machte gegenüber den Eltern deutlich, wie sehr es in das Familienunternehmen „Erziehungsstelle“ investiert. Für das Funktionieren des Unternehmens war zumindest die Duldung des Maßnahmekindes durch das Leibliche Kind nötig. Die Eltern begaben sich damit in eine gewisse Abhängigkeit gegenüber ihrer Tochter. Diese forderte für ihre Loyalität mit den Eltern einen Statuswandel, der darin bestand, dass sie von ihren Eltern die Akzeptanz beanspruchte, mehr eine reife Mithelferin denn ein Kind zu sein. Und umgekehrt: wenn die Tochter besondere Zuwendung und Anerkennung durch ihre Eltern wollte, so war sie gezwungen, nicht nur das Maßnahmekind zu dulden, sondern die Eltern bei ihrer Arbeit zu unterstützen.

Das Maßnahmekind wurde so zu einem dauerhaften Konfliktherd zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern und veränderte deren Verhältnis in seiner Substanz von Grund auf. Das Eltern-Kind-Verhältnis musste völlig neu koordiniert werden. Nachdem das Maßnahmekind zunächst der Anlass für eine Störung in diesem Verhältnis war, wurde es mit der Zeit zu einem identitätsverändernden Berührungspunkt zwischen den Eltern und ihrer Tochter. Die Tochter konnte dann die weitere Beziehung zu ihren Eltern störungsfrei gestalten, wenn sie das Pflegekind zumindest vordergründig annahm. Die Belohnung für dieses wunschgemäße Verhalten, war der Einbezug ins helfende Setting.

Die interpretierten Textstellen lassen im Hinblick auf das Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern folgende Abstraktion zu:

Zusammenführung:

- Die Aufnahme des Maßnahmekindes belastete das Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern sehr stark.
- Insbesondere die Beziehung zur Mutter veränderte sich negativ durch den Umstand, dass sie zwischen sich und ihre Tochter das Maßnahmekind positionierte.
- Da die Mutter die treibende Kraft für den Wandel der Familie zur Erziehungsstelle war, erfuhr sie die vehemente Kritik ihrer Tochter.
- Das Leibliche Kind fühlte sich von seinen Eltern ausgegrenzt und vernachlässigt.
- Im Sinne eines interaktiven Sozialisationsgeschehens entwickelte sich im Verlaufe der Erziehungsstelle eine neue, eher kollegiale Beziehungsebene zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern.
- Das Leibliche Kind konnte bei den Eltern durch aktive Unterstützung des Settings Anerkennung erreichen und auf diesem Wege eine neue In-Group-Situation mit den Eltern generieren.

Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind ging strategisch vor, indem es auf der Stabilität des Familienreglements bestand und diese einforderte. (Sequenz D) • Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungsstelle“ war 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Mitgliedschaft im HelferInnensystem war attraktiv für das Leibliche Kind. (Sequenz G-H) • Das Leibliche Kind wollte als Perfektionistin gelten. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind wollte als verlässlich gelten: nachdem es der Aufnahme des 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich als Einheit für sich alleine stehend. (Sequenz C – D) • Das Leibliche Kind litt darunter, ihre angestammte Position nahe ihrer Mutter aufgeben zu sollen. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind fühlte

<p>unter dem Aspekt von Erwachsenenheit attraktiv für sie. Deshalb arrangierte sie sich. (Sequenz L)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Der Protest des Leiblichen Kindes setzte Signale innerhalb der Familie, mit denen auf die vitalen Bedürfnisse hingewiesen und deren zukünftige Beachtung reklamiert wurden. (Sequenz D) • Das Leibliche Kind will Kontrolle über die Bereiche haben, die es selbst betreffen. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind schien betont sachlich an die familiären Veränderungen herangegangen zu sein, geradeso als wollte sie die sich angesichts der Problematik schützen. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind reagierte in der Aufnahmesituation sehr kampfbereit. (Sequenz H) • Das Leibliche Kind war in der Aufnahmesituation stark auf sich konzentriert, auf ihre eigene Befindlichkeit und nicht auf die Gefühle der anderen Systemmitglieder. (Sequenz J) • Mit dem Pochen auf Familientradition signalisierte das Leibliche Kind, dass die bewährte Vergangenheit der Familie, ihre bisherige familiäre Identität, ihr wichtiger und lieber ist, als das neue Familiensystem. 	<p>Maßnahmekind zugestimmt hatte, verhielt es sich in der Folge beschlusskonform. (Sequenz G-H)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind tendierte dazu die Ursache für Probleme innerhalb der Erziehungsstelle zu externalisieren. (Sequenz R) • Bis zur Gründung der Erziehungsstelle gab es für die TN die biologische Sicherheit der Zugehörigkeit zur Familie. Nach dem Wandel war diese Sicherheit weiterhin gegeben. Wenn sie aber auch dem professionellen System Erziehungsstelle angehören wollte, dann musste sie sich diese Mitgliedschaft durch unternehmensunterstützende Aktivitäten erwerben und erhalten. (Interpretativer Fokus: Familienunternehmung) • Durch aktive Mithilfe im Setting erreichte das Leibliche Kind Bestätigung, Lob und Zuwendung der Eltern. (Sequenzen C – G) • Die aktive Mitgliedschaft im helfenden Setting katalysierte die psychosoziale Persönlichkeitsentwicklung beim Leiblichen Kind. (Sequenzen F – H) • Das Leibliche Kind übernahm eine professionelle Haltung der Pflichterfüllung, die der Erfüllung persönlicher Bedürfnisse vorgeordnet war. (Sequenzen J – N) • Das Leibliche Kind lebte dauerhaft in einem psychischen Spannungszustand, der aus der Pflicht das Maßnahmekind 	<p>sich nicht nur alleine sondern sah sich auch in kämpferischer Konfrontation gegen die beiden anderen familiären Subsysteme. (Sequenz H)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind glaubt, viel an persönlicher Leistung investiert zu haben, damit die Erziehungsstelle funktionierte. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind erlebte, wie ihre Mutter recht unvermittelt eine Einheit mit dem Maßnahmekind bildete, sie selbst also ersetzt wurde. Die Möglichkeit, sie könne so einfach austauschbar sein, war für sie eine verunsichernde Lebenserfahrung. (Sequenz C - D) • Das Leibliche Kind erlernte, nach seiner Darstellung, sehr zügig eine professionell-distanzierte Sicht der familiär-institutionellen Voränge anzuwenden. (Sequenz C - D) • Wenn das Leibliche Kind bei Entscheidungen, die es selbst betrafen, nicht einbezogen wurde, zeigte es sich frustriert und aggressiv. (Sequenz E) • In der damaligen Phase hätte sich das Leibliche Kind jemanden gewünscht, der seine Leistung anerkannt hätte oder es bedauert hätte. (Sequenz E) • Da das Leibliche Kind als Mitglied in das Angebotssetting eingebunden war, konnte und wollte es sich den Anforderungen nicht entziehen, indem es sich verweigerte. Statt dessen bediente es sich verdeckter Reaktionsformen („Bestrafung der
---	--	---

<p>(Sequenz C)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Mit der erfolgreichen Machtdemonstration offenbart das Leibliche Kinde dem Maßnahmekind, dass dieses lediglich geduldet ist. Wenn das Leibliche Kind es darauf anlegen würde, könnte es auch die Entfernung des Maßnahmekindes durchsetzen. (Sequenz D) 	<p>akzeptieren zu müssen und das Kind gleichzeitig aber tatsächlich abzulehnen, resultierte. (Sequenzen R – U)</p>	<p>Mutter durch Ablehnung am 40. Geburtstag“), um seiner eigentlichen Meinung Ausdruck zu verleihen. (Sequenz F – G)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich in einer Opferrolle und gleichzeitig als Märtyrerin. (Sequenz H) • Das Leibliche Kind durfte nicht selbst entscheiden, ob es als Effekt seiner zunehmenden Verselbständigung von der Nähe seiner Mutter abrücken wollte. Eine fremdbestimmte Entscheidung durch die Mutter konnte das Leibliche Kind in diesem Punkt nicht akzeptieren. (Interpretativer Fokus)
--	--	--

Trotz der Zustimmung zur Aufnahme des Pflegekindes reagierte die Tochter verletzt. Sie fühlte sich zeitweise alleine und war vor allem von ihrer Mutter sehr enttäuscht, da diese anscheinend kurzerhand beschlossen hatte, ihre Tochter nicht mehr in einer Kind-Rolle zu sehen, sondern eher als gereifte Jugendliche, was nach anfänglicher Enttäuschung ihrer Tochter jedoch schmeichelte.

Bei der Zustimmung zur Erziehungsmaßnahme war es dieser kein Anliegen gewesen, dem fremden Kind zu helfen, sondern eher den Eltern einen Gefallen zu tun. Im Ablauf des Geschehens wurde es für das Leibliche Kind zunehmend attraktiv, selbst die Rolle einer Helferin einnehmen zu können. Ihre Eifersucht äußerte sie nicht durch direkte Ansprache, sondern indem sie ihre Mutter durch Ignorieren abstrafte.

Sie lernte sich auf die veränderten Bedingungen einzustellen und für sich zu nutzen. Dabei entwickelte sie ein besonderes Maß an Zuverlässigkeit und Pflichterfüllung, denn obschon sie eigentlich der Fremdbetreuung nicht zustimmte, beteiligte sie sich durch Unterstützung am Familienunternehmen. Die Mithilfe an der gemeinsamen Arbeit bot ihr die Chance sich zu profilieren.

Dabei fühlte sie sich in etwa als Märtyrerin, da sie glaubte, große persönliche Opfer zu bringen. Sie verharrte allerdings nicht in diesem Selbstmitleid, sondern entwickelte eine kämpferische Haltung. Während sie zuvor als Familienmitglied keine Anstrengung unternehmen musste, um ein Familienmitglied zu sein, musste sie dies in der Folge tun, wenn sie sich die volle und anerkannte Mitgliedschaft im helfenden Setting erwerben wollte.

Als überdauernder Lerneffekt macht sie sich die Erkenntnis zu eigen, dass es lohnen kann persönliche Bedürfnisse zurückzustellen, um durch Anstrengung zum Erfolg zu kommen.

Für ihre Verletztheit bestraft sie die Eltern durch den Vorwurf, diese seien inkompetent und überfordert gewesen; es scheint ihr wichtig, sich als die kompetentere Person darzustellen. Hierin drückt sich eine übersteigerte Selbsteinschätzung aus, die aus dem permanenten Gefühl einer Omnipotenz gegenüber dem Maßnahmekind resultiert haben könnte.

Die drei Textstellen lassen unter der Interpretationsperspektive „Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst“ inhaltlich eine komplementäre Zusammenführung zu:

Zusammenführung:

- Die familiären Veränderungen im Zuge des Wandels von der Familie zur Erziehungsstelle verunsicherten und verletzten das Leibliche Kind. Die Verunsicherung überwandt es durch seine Forderung nach Beteiligung und die entsprechende Umsetzung, die ihm Kontrolle ermöglichte.
- Das Leibliche Kind zeigte sich kämpferisch bis hin zur Machtdemonstration, um die eigene Position zu stärken und Selbstbestimmung zu sichern.
- Die Ambivalenz, die sich aus dem Wunsch aufzubegehren und sich anzupassen ergab, löste das Leibliche Kind auf, indem es sich mit der Mutter arrangierte und sich im Zuge des Aushandelns einen Zugewinn an familiärer Macht erwarb.
- Das Leibliche Kind schöpfte aus seiner empfundenen Opferrolle oppositionelle Energie und motivationale Kraft das System für sich zu instrumentalisieren.
- Die Kompromissbereitschaft beim Leiblichen Kind resultierte aus dessen Lernfähigkeit die speziellen Anforderungen der Erziehungsstelle zu erkennen, darauf einzugehen und temporär einen persönlichkeitsbildenden Zugewinn zu erzielen.

Das leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind war bei der konkreten Aufnahme des Maßnahmekindes nicht anwesend. (Sequenz B) • Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E) • Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungsstelle“ war unter dem Aspekt von Erwachsenenheit attraktiv für sie. Deshalb arrangierte sie sich. (Sequenz L) • Die Gegenleistung für Loyalität des Leiblichen Kindes war dessen Emanzipation im Familiensystem, d.h. das Leibliche Kind forderte die Gleichstellung mit den anderen Familienmitgliedern, da von ihm die Duldung des Maßnahmekindes und auch die Mitarbeit im 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind identifizierte sich in einem hohen Maße mit der Aufgabe, die die Erziehungsstelle übernommen hatte. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind besaß Fachkenntnis hinsichtlich pädiatrischer Methoden. (Sequenzen C und E) • Das Leibliche Kind machte die Erfahrung, dass die Familie durch Kooperation effektiv sein kann. (Sequenz F) • Das Leibliche Kind erlernte sozialpädagogisch-systematisches Arbeiten. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind war Mitglied im Helfenden Setting. (Sequenz G) • Die Mitgliedschaft im Helfenden Setting dokumentierte die Gleichstellung innerhalb des HelferInnensystems „Erziehungsstelle“. (Sequenz G) • Weil es ein anerkanntes Mitglied im professionellen Setting Erziehungsstelle sein wollte, musste es zielorientiert mitarbeiten. (Sequenz F und 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich als Einheit für sich alleine stehend. (Sequenz C – D) • Die Mutter plazierte das Maßnahmekind an der Familienposition, die bis dahin ihre Tochter innehatte. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind litt darunter, ihre angestammte Position nahe ihrer Mutter aufgeben zu sollen. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind beanspruchte eine Gleichstellung zur Mutter und den übrigen Systemmitgliedern. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind fühlte sich nicht nur alleine sondern sah sich auch in kämpferischer Konfrontation gegen die beiden anderen familiären Subsysteme. (Sequenz H) • Das Leibliche Kind war ab der Aufnahme des Maßnahmekindes stark dafür sensibilisiert familiäre Veränderungen wahrzunehmen, die im Zusammenhang mit dem Maßnahmekind auftraten und ggfls. gegen vermeindliche Nachteile,

<p>Setting erwartet wurden. (Sequenz E)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich in der sozialpädagogischen Kompetenz seinen Eltern überlegen. (Sequenz A) • Von der direkten Aufnahme des Maßnahmekindes ausgeschlossen gewesen zu sein, macht das Leibliche Kind aggressiv; es litt unter seiner Passivität, zu der es durch die Aktivität der Eltern verurteilt war. (Sequenz B) • Die Eigenmächtigkeit der Mutter glaubte das Leibliche Kind als unangemessen beurteilen zu können, da es sich als gleichberechtigtes Mitglied im Setting Erziehungsstelle sah. (Sequenz C) • Mit dem Pochen auf Familientradition signalisierte das Leibliche Kind, dass die bewährte Vergangenheit der Familie, seine bisherige familiäre Identität, ihm wichtiger und lieber ist, als das neue Familiensystem. (Sequenz C) • Das Leibliche Kind stellte Bedingungen für seine Kooperationsbereitschaft. (Sequenz E – G) • Das Leibliche Kind hielt seine Eltern für überfordert und fachlich ungeeignet eine Erziehungsstelle zu betreiben. (Interpretativer Fokus) 	<p>Interpretativer Fokus: Familienunternehmen)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Mitgliedschaft im HelferInnensystem war attraktiv für das Leibliche Kind. (Sequenz G-H) • Das Leibliche Kind wollte als verlässlich gelten: nachdem es der Aufnahme des Maßnahmekindes zugestimmt hatte, verhielt es sich in der Folge beschlusskonform. (Sequenz G-H) • Das familiäre System wurde durch die Hereinnahme des problematischen Maßnahmekindes stark gefordert. Nach Ansicht des Leiblichen Kindes waren dessen Eltern überlastet. (Sequenz I-M) • Das Leibliche Kind beanspruchte für sich supervisorische Qualifikation entwickelt zu haben. In dieser Hinsicht fühlte es sich den Eltern überlegen. (Sequenz I-M) • Das Leibliche Kind hatte Einblick in die professionellen Angebote, die die Maßnahme flankierten und reflektierte diese. (Sequenz Q-S) • Das Leibliche Kind tendierte dazu die Ursache für Probleme innerhalb der Erziehungsstelle zu externalisieren. (Sequenz R) Durch aktive Mithilfe im Setting erreichte das Leibliche Kind Bestätigung, Lob und Zuwendung der Eltern. (Sequenzen C – G) • Das Leibliche Kind übernahm eine professionelle Haltung der Pflichterfüllung, die der Erfüllung persönlicher 	<p>die sich aus den Veränderungen für sie ergaben, zu reagieren. (Sequenz B)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind glaubt, viel an persönlicher Leistung investiert zu haben, damit die Erziehungsstelle funktionierte. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind erlernte, nach seiner Darstellung, sehr zügig eine professionell-distanzierte Sicht der familiär-institutionellen Voränge anzuwenden. (Sequenz C - D) • Die Aufnahme des Maßnahmekindes hatte für die Beendigung der Kindheit des Leiblichen Kindes eine katalytische Wirkung. (Sequenz E) • Da das Leibliche Kind als Mitglied in das Angebotssetting eingebunden war, konnte und wollte es sich den Anforderungen nicht entziehen, indem es sich verweigerte. Statt dessen bediente es sich verdeckter Reaktionsformen („Bestrafung der Mutter durch Ablehnung am 40. Geburtstag“), um seiner eigentlichen Meinung Ausdruck zu verleihen. (Sequenz F – G) • Das Leibliche Kind durfte nicht selbst entscheiden, ob es als Effekt seiner zunehmenden Verselbständigung von der Nähe seiner Mutter abrücken wollte. Eine fremdbestimmte Entscheidung durch die Mutter konnte das Leibliche Kind in diesem Punkt nicht akzeptieren. (Interpretativer Fokus) • Die Mutter erwartete Solidarität von ihrer Tochter in einer Phase, in
---	---	---

	<p>Erfüllung persönlicher Bedürfnisse vorgeordnet war. (Sequenzen J – N)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die konzeptionell-fachliche Kritik am Konstrukt „Erziehungsstelle“ weist mehrfach die Feld- und Fachkenntnis des Leiblichen Kindes aus. (Sequenzen R – U) • Das Leibliche Kind lehnte das Maßnahmekind ab; es half diesem trotzdem, weil damit eine Unternehmenspflicht eingelöst wurde. (Interpretativer Fokus: Familienunternehmung und Tüpfelchen auf dem i) 	<p>der sie diese aus der Kindheit entließ und gleichzeitig ein Maßnahmekind an deren Stelle trat. Es wurde ihr Einsicht abverlangt zum Dienste der neuen Gemeinschaft „Erziehungsstelle“ (Interpretativer Fokus)</p>
--	---	--

Die Mitgliedschaft des Leiblichen Kindes im Setting „Erziehungsstelle“ kam unter dem Aspekt zustande, dass die Mutter mit einem Führungsimpuls bei der Familie das Anliegen vortrug und durchsetzte, ein fremdes Kind in die Familie aufzunehmen zu wollen. Das Leibliche Kind war zu diesem Zeitpunkt biologisches Mitglied der Familie und noch zu jung, um aus dem Familiensystem auszubrechen. Seine Mitgliedschaft im Setting war durch die biologisch-soziale Tatsache der Familienzugehörigkeit erzwungen.

Mit der Aufnahme des Maßnahmekindes ergab sich eine neue Ebene in der Familie. Neben dem Elternpaar und seinen beiden Leiblichen Kindern, gab es nun eine Hilfeempfängerin. Das Leibliche Kind wollte sich eindeutig auf der Ebene der Hilfespende etablieren. Die Zugehörigkeit zu den Helfern im Setting war ein attraktiver Ausgleich für die erzwungene Mitgliedschaft und kompensierte erlittene Enttäuschungen. Das Hereinkommen eines jüngeren „Geschwisters“ war gleichzeitig die Chance für das Leibliche Kind die Rolle des jüngsten Familienmitgliedes schlagartig loswerden zu können. Aus der Krise, in die das Leibliche Kind durch die Entscheidung der Mutter manövriert wurde, befreite es sich selbst durch die Übernahme von Verantwortung. Es erlebt, dass eine Krise auch Chancen bringt und kann die konstruktive Krisenbewältigung in ihr Verhaltensrepertoire integrieren und dieses damit anreichern.

Aus der neuen Rolle zog das Leibliche Kind einen Zugewinn, da es erfuhr, wie wichtig seine Kooperation für das Gelingen des familiären Unternehmens war. Die Abhängigkeit der Eltern nutzte es geschickt, indem es die Mitgliedschaft zum Helferkreis zu einem emanzipativen Aufstieg in der Familie für sich beanspruchte.

Sukzessive verinnerlichte das Leibliche Kind eine reflektierende Sicht auf den Familienprozess, entwickelte sozialpädagogische Kompetenz und professionelle Haltung, denn es erfüllte seine übernommene Rolle konsequent, indem es der Familie zur Erfüllung der Aufgaben als Erziehungsstelle verhalf, wobei es gleichzeitig aber die Hilfeempfängerin ablehnte. Damit nahm das Leibliche Kind eine professionelle Rolle innerhalb des Settings „Erziehungsstelle“ ein.

Zusammenführung:

- Das Leibliche Kind erkämpfte für sich die Position, zu dem Subsystem „HelferInnen“ im Setting Erziehungsstelle zu gehören und damit gleichzeitig weitgehende Gleichstellung einzufordern.
- Zu den Privilegien der Mitwirkung gehörte Mitbestimmung, die wiederum eine attraktive Verortung des Leiblichen Kindes im Kontext mit seinen Eltern ermöglichte.
- Die Mitgliedschaft im HelferInnensystem erforderte vom Leiblichen Kind die Haltung professioneller Pflichterfüllung, die für es attraktiv war, da es durch eine konsequente Umsetzung einen erheblichen Statusgewinn verzeichnen konnte.
- Es wurden von den Mitgliedern des HelferInnensystems professionelle Standards erlernt und fortentwickelt, so dass für das Leibliche Kind ein erheblicher Kompetenzgewinn resultierte.
- Das Leibliche Kind fühlte sich den Eltern fachlich überlegen, da es meinte aufgrund der distanzierteren Reflexion die Metaebene des Handelns professioneller durchdrungen zu haben.

Wesensmerkmale des Settings Erziehungsstelle aus der Sicht des Leiblichen Kindes

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Bei der Aufnahme des Maßnahmekindes wurde eine Familientradition geändert (= Sitzordnung). Das Leibliche Kind protestierte gegen diese Änderung. (Sequenz C – D) • Die Mutter sicherte sich die weitere Mitwirkung ihrer Tochter, indem sie deren Wunsch akzeptierte und diesen nicht diskutierte. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind entwickelte Eifersucht. (Sequenz E) • Die Tatsache, dass das Leibliche Kind beim Aufnahme-prozeß nicht anwesend war, gefährdete die Akzeptanz der gesamten integrativen Jugendhilfe-maßnahme. (Sequenz B) • Die Mitgliedschaft im „Helfenden Setting Erziehungs- 	<ul style="list-style-type: none"> • Das HelferInnensystem führte einzelne Mitglieder dazu Hilfe zu gewähren. (Sequenz F) • Wer anerkanntes Mitglied im professionellen Setting Erziehungsstelle sein wollte, musste zielorientiert mitarbeiten. (Sequenz F und Interpretativer Fokus: Familienunternehmen) • Die Mitgliedschaft im HelferInnensystem war attraktiv für das Leibliche Kind. (Sequenz G-H) • Durch die Hereinnahme des Maßnahmekindes veränderte sich das Familienklima in negativer Hinsicht, da es zwischen den Eltern zu einer Streitkultur kam, die es zuvor nicht gab. (Sequenz I-M) • Das Leibliche Kind unterstellte, dass es ohne die Hereinnahme des Maßnahmekindes bei einem angenehmeren Familienklima geblieben sei. (Sequenz M) • Die Familie der TN vollzog mit der Übernahme des Integrationsauftrages einen Identitätswandel 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Mutter bildete mit dem Maßnahmekind eine Einheit, der das Leibliche Kind nicht angehörte. (Sequenz C – D) • Die Struktur der Familie änderte sich durch die Aufnahme des Maßnahmekindes. (Sequenz C – D) • Die Mutter plazierte das Maßnahmekind an der Familienposition, die bis dahin ihre Tochter innehatte. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind litt darunter, ihre angestammte Position nahe der Mutter aufgeben zu sollen. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind beanspruchte eine Gleichstellung zur Mutter und den übrigen Systemmitgliedern. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind war ab der Aufnahme des Maßnahmekindes stark dafür sensibilisiert familiäre Veränderungen wahrzunehmen, die im Zusammenhang mit dem Maßnahmekind auftraten und ggfls. gegen vermeindliche Nachteile, die sich aus den Veränderungen für sie ergaben, zu reagieren. (Sequenz B)

<p>stelle“ war unter dem Aspekt von Erwachsenenheit attraktiv für. Deshalb arrangierte es sich. (Sequenz L)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Gegenleistung für Loyalität des Leiblichen Kindes war dessen Emanzipation im Familiensystem, d.h. das Leibliche Kind forderte die Gleichstellung mit den anderen Familienmitgliedern, da von ihm die Duldung des Maßnahmekindes und auch die Mitarbeit im Setting erwartet wurden. (Sequenz E) • Für die innere Organisation und die Führung der Familie war die Mutter zuständig. (Sequenz C) • Das Leibliche Kind stellte Bedingungen für seine Kooperationsbereitschaft. (Sequenz E – G) 	<p>vom Primärsystem Privatfamilie hin zum öffentlichen Dienstleistungsunternehmen Erziehungsstelle. (Interpretativer Fokus: Familienunternehmen)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Bis zur Gründung der Erziehungsstelle gab es für die TN die biologische Sicherheit der Zugehörigkeit zur Familie. Nach dem Wandel war diese Sicherheit weiterhin gegeben. Wenn sie aber auch dem professionellen System Erziehungsstelle angehören wollte, dann musste sie sich diese Mitgliedschaft durch unternehmensunterstützende Aktivitäten erwerben und erhalten. (Interpretativer Fokus: Familienunternehmung) • Das Setting „Erziehungsstelle“ erlernte prozesshaft erfolgreiche Strategien zur Verhaltensmodifikation. (Sequenzen C – G) • Hilfe im familialen Kontext zu gewähren, bot für das Leibliche Kind die Chance, die Identität der Familie, die vor der Aufnahme des Maßnahmekindes bestand, neu zu generieren. (Sequenzen F – H) • Das Leibliche Kind lehnte das Maßnahmekind ab; es half diesem trotzdem, weil damit eine Unternehmenspflicht eingelöst wurde. (Interpretativer Fokus: Familienunternehmung und Tüpfelchen auf dem i) 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind glaubt, viel an persönlicher Leistung investiert zu haben, damit die Erziehungsstelle funktionierte. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind erlernte, nach seiner Darstellung, sehr zügig eine professionell-distanzierte Sicht der familiär-institutionellen Voränge anzuwenden. (Sequenz C - D) • Die Aufnahme des Maßnahmekindes hatte für die Beendigung der Kindheit des Leiblichen Kindes eine katalytische Wirkung. (Sequenz E) • Die Mutter erwartete Solidarität von ihrer Tochter in einer Phase, in der sie diese aus der Kindheit entließ und gleichzeitig ein Maßnahmekind an deren Stelle trat. Es wurde ihr Einsicht abverlangt zum Dienste der neuen Gemeinschaft „Erziehungsstelle“ (Interpretativer Fokus)
---	---	--

Die Familie änderte mit der Hinwendung zur Erziehungsstelle ihre privaten Wesensmerkmale. Diese Veränderung wurde vom Leiblichen Kind als dramatischer Nachteil empfunden. Das Unternehmen „Erziehungsstelle“ verlangte vom Leiblichen Kind die Akzeptanz der Veränderungen.

Wie in jedem Unternehmen wurden fortan vom Leiblichen Kind Bedingungen für die Mitarbeit gestellt. Diese bezogen sich nicht auf materielle Interessen, sondern waren ideeller Natur: wenn das Leibliche Kind einerseits schon mitmachen musste, sofern es nicht die Zuwendung und Anerkennung durch ihre Eltern verlieren wollte, so mussten die Eltern es andererseits akzeptieren, dass ihre Tochter sich in der Familienhierarchie auf eine Ebene neben sie begab.

Der Erfolg des Settings vermittelte beim Leiblichen Kind als Lernfolg die Erkenntnis, dass eine teamorientierte Arbeit mit gemeinsamer Zielvorgabe zum Erfolg führt.

Die drei Textstellen lassen in dieser Hinsicht eine stringente und widerspruchsfreie Interpretation zu.

Zusammenführung:

- Mit der Aufnahme des Maßnahmekindes veränderte sich das intime Beziehungssystem Familie hin zu einer öffentlichen Institution „Erziehungsstelle“, was eine radikale Veränderung der Familientradition mit all ihren Regeln bedeutete.
- Das Leibliche Kind gehörte nicht zum Subsystem „Kinder“ sondern zum Subsystem „HelferInnen“, womit ein Statusgewinn verbunden war, weil dem HelferInnensystem ansonsten Erwachsene angehörten.
- Die Mitwirkung des Leiblichen Kindes beim Familienunternehmen „Erziehungsstelle“ wurde von den Eltern durch besondere Zugeständnisse an das Leibliche Kind erreicht.
- Die „Erziehungsstelle“ war als öffentliche Institution in einen beratenden Kontext administrativer Sozialwirtschaft eingebunden, wodurch kontinuierliche Reflexion gesichert werden sollte.
- Die moralische Selbstverpflichtung der Mitwirkenden in der Erziehungsstelle stabilisierte das System, so dass der Jugendhelfeauftrag konsequent abgearbeitet wurde.

6.1.5 Synopse der drei Textstellen zum Interview „Erziehungsstelle“

Die Synopse summiert als Arbeitsebene die Zusammenführungen aus den Ordnungskategorien zu den drei Textstellen des Interviews Erziehungsstelle. Die Zusammenschau soll ein Gesamtbild zum Verstehen der Sinngehalte bieten.

- Das Leibliche Kind lehnte das Maßnahmekind unabhängig von Sympathie oder Antipathie ab, da dieses faktisch die Personalisation des Wandels der Privatfamilie hin zur Erziehungsstelle symbolisierte.
- Das fremde Kind wurde kontinuierlich voller Misstrauen beobachtet, denn seine neue Anwesenheit erbrachte für das Leibliche Kind den Verlust der direktesten Nähe zur Mutter.
- Als Störfaktor, der das familiäre Klima kippte, war das Maßnahmekind für das Leibliche Kind eine unerwünschte Belastung.
- Die Demonstration von Macht und Überlegenheit durch das Leibliche Kind war fortan kennzeichnend für dessen Umgang mit dem Maßnahmekind.
- Die Maßnahmeschwester wurde vom Leiblichen Kind als Klientin der Erziehungsstelle betrachtet; ausschließlich auf dieser sachlichen Ebene engagierte sie sich für diese.
- Die Aufnahme des Maßnahmekindes belastete das Verhältnis zwischen dem Leiblichen und seinen Eltern sehr stark.
- Insbesondere die Beziehung zur Mutter veränderte sich negativ durch den Umstand, dass sie zwischen sich und ihre Tochter das Maßnahmekind positionierte.
- Da die Mutter die treibende Kraft für den Wandel der Familie zur Erziehungsstelle war, erfuhr sie die vehemente Kritik ihrer Tochter.
- Das Leibliche Kind fühlte sich von seinen Eltern ausgegrenzt und vernachlässigt.

- Im Sinne eines interaktiven Sozialisationsgeschehens entwickelte sich im Verlaufe der Erziehungsstelle eine neue, eher kollegiale Beziehungsebene zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern.
- Das Leibliche Kind konnte bei den Eltern durch aktive Unterstützung des Settings Anerkennung erreichen und auf diesem Wege eine neue In-Group-Situation mit den Eltern generieren.
- Die familiären Veränderungen im Zuge des Wandels von der Familie zur Erziehungsstelle verunsicherten das Leibliche Kind. Die Verunsicherung überwandt es durch seine Forderung nach Beteiligung und die entsprechende Umsetzung, die ihm Kontrolle ermöglichte.
- Das Leibliche Kind zeigte sich kämpferisch bis hin zur Machtdemonstration, um die eigene Position zu stärken und Selbstbestimmung zu sichern.
- Die Ambivalenz, die sich aus dem Wunsch aufzubegehren und sich anzupassen ergab, löste das Leibliche Kind auf, indem es sich mit der Mutter arrangierte und sich im Zuge des Aushandelns einen Zugewinn an familiärer Macht erwarb.
- Das Leibliche Kind schöpfte aus seiner empfundenen Opferrolle oppositionelle Energie und motivationale Kraft das System für sich zu instrumentalisieren.
- Die Kompromissbereitschaft beim Leiblichen Kind resultierte aus dessen Lernfähigkeit die speziellen Anforderungen der Erziehungsstelle zu erkennen, darauf einzugehen und einen persönlichkeitsbildenden auch temporären Zugewinn zu erzielen.
- Das Leibliche Kind erkämpfte für sich die Position zu dem Subsystem „HelferInnen“ im Setting Erziehungsstelle zu gehören und damit gleichzeitig weitgehende Gleichstellung einzufordern.
- Zu den Privilegien der Mitwirkung gehörte Mitbestimmung, die wiederum eine attraktive Verortung des Leiblichen Kindes im Kontext mit ihren Eltern ermöglichte.
- Die Mitgliedschaft im HelferInnensystem erforderte vom Leiblichen Kind die Haltung professioneller Pflichterfüllung, die für es attraktiv war, da es durch eine konsequente Umsetzung einen erheblichen Statusgewinn verzeichnen konnte.
- Es wurden von den Mitgliedern des HelferInnensystems professionelle Standards erlernt und fortentwickelt, so dass für das Leibliche Kind ein erheblicher Kompetenzgewinn resultierte.
- Das Leibliche Kind fühlte sich den Eltern fachlich überlegen, da es meinte aufgrund der distanzierteren Reflexion die Metaebene des Handelns professioneller durchdrungen zu haben.
- Mit der Aufnahme des Maßnahmekindes veränderte sich das intime Beziehungssystem Familie hin zu einer öffentlichen Institution „Erziehungsstelle“, was eine radikale Veränderung der Familientradition mit all ihren Regeln bedeutete.
- Das Leibliche Kind gehörte nicht zum Subsystem „Kinder“ sondern zum Subsystem „HelferInnen“, womit ein Statusgewinn verbunden war, weil dem HelferInnensystem ansonsten Erwachsene angehörten.
- Die Mitwirkung des Leiblichen Kindes beim Familienunternehmen „Erziehungsstelle“ wurde von den Eltern durch besondere Zugeständnisse an das Leibliche Kind erreicht.
- Die „Erziehungsstelle“ war als öffentliche Institution in einen beratenden Kontext administrativer Sozialwirtschaft eingebunden, wodurch kontinuierliche Reflexion gesichert werden sollte.
- Die moralische Selbstverpflichtung der Mitwirkenden in der Erziehungsstelle stabilisierte das System, so dass der Jugendhilfeauftrag konsequent abgearbeitet wurde.

6.1.6 Paraphrasierung entsprechend der Auswertungskategorien als Akt des Fallverstehens

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

Das Leibliche Kind lehnt das Maßnahmekind ab. Es zeigt ihm gegenüber kontinuierlich seine Überlegenheit. Hilfe wird ausschließlich in diesem Sinne gewährt.

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

Das Leibliche Kind kritisiert seine Eltern wegen deren Hinwendung zur öffentlichen Ersatzerziehung. Es thematisiert in erster Linie die Schuld der Mutter. Es beansprucht für sich eine hierarchische Gleichstellung mit den Eltern als Preis für seine Loyalität.

Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:

Das Leibliche Kind fühlt sich ausgegrenzt, ist enttäuscht, entwickelt aber in dieser Situation Techniken/Kompetenzen, um für sich die Situation in der Gesamtbilanz psycho-sozial erträglich zu gestalten.

Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Das Leibliche erweist sich als flexibel in der Rollenübernahme. Es erkennt seine neue Rolle, die durch den Wandel der Familie verursacht wird. Aus dem Systemwechsel folgert das Leibliche Kind für sich, die Rolle als Kind frühzeitig zu verlassen und die Rolle einer pädagogischen Betreuerin einzunehmen mit allen Professionalisierungsaspekten.

Wesensmerkmale des Settings „Erziehungsstelle“ aus der Sicht des Leiblichen Kindes:

Das Leibliche Kind identifiziert das professionelle Setting als ein Phänomen,

- das Privatheit einschränkt,
- den Verlust elterlicher Zuwendung bedeutet,
- die Chance zur Profilierung bietet.

6.1.7 Interpretatives Fallverstehen

Zum Abschluss des Interviews „Erziehungsstelle“ geht es darum den Fall in der Gesamtschau zu erfassen und zu verstehen (vgl. PETERS u.a., 1999; MOLLENHAUER u. UHLENDORF; 1995). In Anlehnung an SCHÜTZE (1981, S. 137 ff) spricht PETERS (1999, S. 100 ff) von einem fallorientierten Ansatz, bei dem es in einer „ethnographischen Grundhaltung“ darum geht, durch einen sinnverstehenden, fallrekonstruierenden Zugang das Verständnis fremder Lebenswelten zu erschließen. Dem Leser wird beim Nachvollzug der Deutungsprozesse der gleiche „kreative Akt“ abverlangt, wie ihn PETERS für den Autor sieht.

Es geht nicht darum erschöpfend auf sämtliche Details des Falles einzugehen, dafür wäre hier nicht der nötige Raum, sondern es ist das Ziel die wesentliche Struktur zu erfassen, die Gestalt dessen zu erkennen, was das Leibliche Kind mitteilt. Hinweis: Dieser „Vorspann“ gilt auch für die beiden nachfolgenden Interviews.

Das Ausgangsthema von Claudia zieht sich als „roter Faden“ durch das Interview: sie war nicht ausreichend gefragt bzw. informiert gewesen, sonst hätte sie sich - aus heutiger Sicht – damals gar nicht auf die Erziehungsstellenarbeit eingelassen. Für sie ist schlüssig, wenn sie ausführt, dass zumindest eigene Kinder, die zur Zeit der Gründung einer Erziehungsstelle bereits 13 bzw. 16 Jahre alt sind, umfangreich in die konzeptionelle und konkrete Vorbereitung der Aufnahme eines fremden Kindes einbezogen werden sollten. Die mögliche und nötige Partizipation zu vernachlässigen hatte später eine erhebliche Fachkritik ihrerseits zur Folge.

Die unsystematische und damit unprofessionelle Arbeit belegt sie mit einer Reihe von „Kloppern“, die ihre Eltern verschuldet haben. So musste sie nicht nur von heute auf morgen das Zimmer mit einem fremden Mädchen teilen, sondern auch ihre Mutter als anscheinend wichtigste Bezugsperson. Auch hier durfte sie nicht selbst bestimmen bzw. an der Entscheidung partizipieren, wann sie sich selbst von der Mutter löst, sondern diese Entscheidung wurde einseitig von der Mutter getroffen.

Nach einer Anfangskrise richtete Claudia sich schrittweise auf die neuen Lebensumstände ein, indem sie sozusagen aus „der Not eine Tugend“ (vgl. Coping bei KRAMER u.a., 1986) machte. Sie distanzierte sich nicht oder floh aus der Situation, sondern kontrollierte sich und bewältigte aktiv die Anforderungen, die auf sie zukamen.

Sie verstand die Aufgabe des Settings, um die es bei der Fremderziehung ging und identifizierte sich mit dem Auftrag, der an das Setting gerichtet war, ohne allerdings die „Pflegeschwester“

zu mögen; sich konstruktiv zu beteiligen ohne das Klientel zu mögen, entspricht deutlich einer professionellen Haltung.

Im Sinne der Herstellung von Reziprozität sog sie die Belohnung für ihr konstruktives Verhalten aus dem Zugewinn an Anerkennung durch ihre Eltern. Hinzu kam die supervisorische Metaebene, die von Claudia angesteuert wurde, um auch von dort eine besondere - weil professionelle - Anerkennung zu erhalten.

Sukzessive gestaltete Claudia die anfängliche Krise für sich als neue Perspektive. Die Mitarbeit in der Maßnahme beschleunigte das Verlassen der Kindheit und sie profilierte sich als zusätzliche Betreuerin, wobei eine gewisse Überheblichkeit darin zum Ausdruck kommt, dass sie sich selbst als die eigentlich stabile Persönlichkeit beschreibt, die den Überblick behielt, da ihre Eltern in ihren Augen hoffnungslos in ihre Beziehung verstrickt und insgesamt überfordert waren.

In der Retrospektive sieht sie sich zwar als Opfer einer unsachgemäß gestarteten Jugendhilfemaßnahme, demonstriert aber gleichzeitig ihr potentes Bewältigungsverhalten und damit ihre Kompetenz. Sie geht aus ihrer Sicht gestärkt aus dem Setting hervor und kann diese Lebensphase in diesem Sinne trotz der erlebten Nachteile, Krisen und Spannungen als positive Lebenszeit werten. Es liegt eine Attribution vor, die in der Tendenz besteht, alle Probleme der Erziehungsstellenzeit den Eltern (dabei namentlich der Mutter) zuzuschreiben (nicht der Daniela, denn sie gehört ja zum Klientel, womit Claudia ihre professionelle Sichtweise betont) und die positiven Aspekte als ihre kreative Leistung für sich beansprucht.

Auch beim Interviewer wirbt sie mit ihrer Selbstdarstellung Anerkennung für ihre Leistung ein. Die Erziehungsstelle war zwar zunächst eine frustrierende Veranstaltung für sie, stärkte aber letztlich ihren Identitätsaufbau, wobei sich ein gewisser Eindruck von Selbstüberschätzung einstellt.

Fazit: Das Leibliche Kind „Claudia“ hat unter der familiären Veränderung gelitten aber sie hat in der neuen Organisationsform der Familie sukzessive Kompetenzen erworben, die aus ihrer Sicht bis heute zur Entwicklung einer gefestigten und mit sich selbst zufriedenen Persönlichkeit beigetragen haben. Die Erziehungsstelle kann bei einer aktiven Partizipation des Leiblichen Kindes - trotz Ablehnung der Maßnahme - ein lebenswerter Ort sein.

6.2 Interview Kinderhaus

Interviewrahmung

Das Interview mit Martin (= ehemaliges Leibliches Kinder einer Kinderhausfamilie) war durch Vermittlung einer Beratungsstelle zustande gekommen, die Kinderhäuser im Rheinland berät. Ich hatte dort mein Forschungsinteresse vorgestellt und die Fachkräfte stuften das Thema als so relevant ein, dass sie Gewissheit hatten Interviewpartner zu finden. Sie erhielten Anschreiben zur Weiterleitung, mit denen ich mich und das Forschungsanliegen „dritten Personen“ vorstellte. Solche „dritten Personen“ waren Leibliche Kinder, die inzwischen als Erwachsene die Kinderhäuser verlassen hatten. Die Fachkräfte bahnten die Kontakte an.

Im Falle von Martin meldete sich dessen Mutter telefonisch bei mir. Sie betrieb zu dieser Zeit weiterhin ihr Kinderhaus und informierte, dass ihr Sohn, der inzwischen an einem anderen Ort wohne, bereit sei, an einem Interview, wie es aus dem Anschreiben hervorging, teilzunehmen.

Die Terminabsprache fand über die Mutter statt. Das Interview wurde an einem Sonntag nachmittag im Kinderhaus durchgeführt, wo sich der Forscher und Martin treffen sollten.

Die Mutter empfing mich zeigte mir die unteren Räume des Hauses, wobei sie ankündigte, dass ihr Sohn voraussichtlich das Kinderhaus als problematische Lebensform (sinngemäße Wiedergabe) schildern werde. Bei der Führung wurden weitere Leibliche Kinder und Maßnahmekinder vorgestellt; es gab eine Fülle von Erläuterungen zur Entstehung des Kinderhauses. Die Leiblichen Kinder (ca. 18 und 20 Jahre alt) interessierten sich für das Interview, dass mit ihrem älteren Bruder stattfinden sollte. Es wurden ihnen Erläuterungen zum narrativen Interview und zum Eingangsimpuls gegeben, woraufhin beide aus „Spielerei“ eine Skizze des Hauses anfertigten. Diese Episode und die Ausführungen der Mutter wirkten wie Lückenfüller, da Martin verspätet kam.

Als Martin hinzukam, wurde ein Wohnraum zur Verfügung gestellt, in dem ungestört eine Bandaufnahme gemacht werden konnte.

Die Mutter servierte Kaffee und Mineralwasser und ging mit einer Anzahl von Kindern spazieren. Ob es sich um einen üblichen Spaziergang handelte oder um das Bemühen ihrerseits für Ruhe im Haus zu sorgen, muss an dieser Stelle offen bleiben. Anzumerken ist jedoch, dass Martin nach dem Interviewende seiner Mutter die Flasche Mineralwasser zahlen wollte. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, dass alle Kinder des Kinderhauses, also Leibliche Kinder und Maßnahmekinder, mit einem gleichen Reglement bedacht wurden. Und zwar zählten die Tischgetränke und Tees zur Grundversorgung, Flaschengetränke aber, die individuell konsumiert wurden, mussten extra in die Haushaltskasse eingezahlt werden. Die Mutter nahm die Zahlung für das Mineralwasser nicht an, machte so den Interviewer und ihren Sohn zu ihren Gästen.

Es kam zu einem etwa zweistündigen Gespräch. Martin wirkte dabei mitunter abwesend und sprach oft „schludderig“, so dass die Transkription der Aufzeichnung aufwendig war und einige Worte nicht transkribiert werden konnten.

Martin schien unter einem gewissen Leistungsdruck zu stehen, zögerte den eigentlichen Interviewbeginn durch formale Fragen hinaus, u.a. fragte er hinsichtlich der gewünschten narrativen Interview- bzw. Erzählform, ob es denn tatsächlich genüge, wenn er subjektiv erzähle, da bei dieser Form die Objektivität fehlen würde. Der Forscher ermunterte zur subjektiven Erzählform: **„Es muss nichts gutes rauskommen, es muss nicht negativ Bewertetes rauskommen. Das Sie nur aus Ihrer Vergangenheit berichten, quasi so, wenn Sie Ihre Kindheit erzählen.“** (Interview Kinderhaus, Seite 1, Zeilen 7-9) Nach dieser Zusicherung ging Martin zunächst auf seine jetzige Lebenssituation ein und erklärte, was er zur Zeit macht und dass er mit seinem Lehramtsstudium noch immer nicht fertig sei u.a.m..

Zum Interviewzeitpunkt war Martin 29 Jahre alt.

Erst als der Forscher den eigentlichen Erzählimpuls anbringen konnte, ließ Martin sich „in seine Kindheit führen“. Impuls: **„Vielleicht könnten wir so vorgehen, Vorschlag von mir, ein Anliegen, wenn Sie versuchen nochmal Ihren Grundriss des Hauses, in dem Sie groß geworden sind, mir aufzuzeichnen und kurz zu erläutern, was wo ist, an was Sie sich erinnern.“** (Interview Kinderhaus, Seite 1, Zeilen 25 –28).

Der Forscher wollte Martin nicht drängen, machte aber einen konkreten Vorschlag, wie man zum Ziel kommen könne. Ungünstig war das Wort **„kurz zu erläutern“** im Zusammenhang mit einem narrativen Erzählauftrag gewählt, da es ja eher darum ging, möglichst lange Erzählpassagen zu erzeugen. Vermutlich lag die Fehlplatzierung von **„kurz“** am Umstand, das zunächst ein gewisser Erzählwiderstand zu „brechen“ war und der Forscher darauf abzielte, dass er nichts Aufwendiges oder Perfektes vom Interviewpartner erwartete. In der ersten Interviewphase hatte sich das **„kurz“** im Kontext mit der mangelnden Erzählfreude von Martin vermutlich auch ausgewirkt. Je länger das Interview allerdings andauerte, desto stärker gelang es ihm sich in die Vergangenheit zu versetzen, die damaligen Gefühle aufkommen zu lassen und dies zu erzählen.

Der Abschluss des Interviews wurde durch die Mutter gesetzt, die zuvor von Martin den Auftrag angenommen hatte, ihn zu einer bestimmten Uhrzeit zu informieren, weil er noch zu einem Termin musste. Zu diesem Zeitpunkt bedauerte er die fortgeschrittene Uhrzeit, da er eigentlich von sich aus noch gerne weiter erzählt hätte.

Aus dem Interviewrahmen kann geschlossen werden, dass eher die Mutter ein Interesse daran hatte, dass das Interview zustande kam.

Die von Martin erstellte Grundrisszeichnung, wurde nicht in das Auswertungsmaterial aufgenommen, da sie im Sinne einer „Subjektiven Landkarte“ (hier Literatur einfügen) nicht ergiebig war.

Fallrahmung

Bereits als Martin noch ein Kleinkind war, wurden einzelne Pflegekinder in die Familie aufgenommen. Diese waren nach seiner Erinnerung ältere Mädchen, mit denen er durchweg positive Gefühle verband und sie als große Schwestern einstufte (Einzelintegrationen in die damalige Pflegefamilie). Zu dieser Zeit wohnte die Familie noch in einem anderen Haus. Der

Vater arbeitete außer Haus als Lehrer, was auch später zur Kinderhauszeit so blieb und die Mutter als Hausfrau.

Die Entwicklung von der Pflegefamilie weg hin zum Kinderhaus vollzog sich, als Martin etwa 5-6 Jahre alt war. Die Zahl der Pflegekinder war stetig gestiegen und es wurde ein neues, wesentlich größeres Haus mit Sonderausstattung (Hallenbad, Sauna) gekauft und noch zusätzlich angebaut. Kurz nach dem Bezug des Hauses kam es nach der Wahrnehmung von Martin zur eigentlichen Etablierung als Kinderhaus, da eine Geschwistergruppe von 4 Kindern gleichzeitig als Notaufnahme einzog. Diese Kinder unterschieden sich von bislang anwesenden älteren Mädchen („große Schwestern“) durch die Verhaltensauffälligkeiten, die sie in die Familie einbrachten. Es gab somit nicht nur eine drastische quantitative Ausweitung sondern auch eine qualitative. Die Veränderung des Settings von der Pflegefamilie zum Kinderhaus, war für Martin erst der eigentliche Wendepunkt der familiären Organisationsform. **„Ja und dann musste das Ganze auch auf wirtschaftliche Beine gestellt werden mit Personal und so. Und in dem Zuge sind dann noch zwei neue Kinder hinzugekommen.“** (Interview Kinderhaus, Seite 16, Zeilen 18 – 20) Ab der Wende der Organisation (größeres Haus, verhaltensauffällige Kinder) trat zur ursprünglichen Motivation zur Aufnahme von Kindern in die Familie ein Element hinzu, das offenbar wirtschaftlicher Natur war, denn es wurden Kinder aufgenommen, um das Kinderhaus als Betriebseinheit kostendeckend betreiben zu können (Institutionalisierung).

Martin hat im Verlaufe seiner Sozialisation zwei Formen von Settings erlebt: Pflegefamilie und Kinderhaus.

In die Kinderhausphase hinein wurden seine zwei jüngeren Geschwister geboren. Mit Beginn des Studiums hat Martin das Kinderhaus verlassen.

6.2.1 Textstelle 1 „Aufnahme vom Maßnahmekindern“

(Interviewtranskription S.4/5-S.5/8)

6.2.1.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I (= Interviewer): „Es wurde angebaut, weil die Kinder kamen?“

TN (= Teilnehmer): „Ja.“

I: „Das war der Grund.“

TN: „Ja, also zuerst waren ja sowieso ein paar Pflegekinder nur da.“

I: „Ja.“

(Anmerkung: Der Interviewteilnehmer hatte zuvor die Wohnverhältnisse eingehend dargestellt und hatte einen Anbau thematisiert ohne näher auszuführen, warum zum damaligen Zeitpunkt angebaut wurde.)

Der Interviewer lenkt mit der Frage den Gesprächsinhalt auf die Maßnahmekinder und setzt somit einen Erzählimpuls. Aus dem Verlauf des Gespräches hält er es für nicht nötig näher auszuführen, welche Kinder kamen. Es reicht aus von „**die Kinder**“ zu sprechen. Es sind sowohl vom I als auch vom TN die Maßnahmekinder gemeint, im Unterschied zu den Familiengeschwistern. Die Baumaßnahme wurde, so die zusammenfassende Frage des I, notwendig, weil der bisherige Wohnraum der Familie durch die Aufnahme von Maßnahmekindern nicht mehr ausreichte.

Der Teilnehmer bestätigt die Nachfrage. Es gab anscheinend nur diesen eindeutigen Grund, warum der Anbau vorgenommen wurde, nämlich das Kommen der Maßnahmekinder (= Müllerkinder; *der TN hat im Interview solch eine zusammengesetzte Kombination aus dem Familiennamen und dem Wort Kinder verwendet, um die Gruppe der ankommenden Kinder zu bezeichnen.*)

Der Interviewer bezieht sich direkt auf das „Ja“ des TN. Er will zum Erzählen ermuntern, indem er durch diese Feststellung Interesse an dem Thema „Anbau“ und dem damit verbundenen Thema „Kommen der Kinder“ dokumentiert.

Mit „Ja“ bestätigt der TN nochmal, dass der Grund für den Anbau durch das Kommen der Kinder gegeben war.

Mit „**zuerst waren ja sowieso**“ reflektiert er auf die Zeit vor dem Anbau, in der es für ihn zur Normalität gehörte, dass „**ein paar Pflegekinder**“ in der Familie „**da**“ waren. Die Verwendung des „**da**“ lässt darauf schließen, dass der TN sich auf die Anwesenheit der „**paar Pflegekinder**“ eingestellt hatte, zumindest eine gewisse Akzeptanz vorlag, da dieser Teil des erweiterter Familiensystems schon als normal empfunden wird. Er nennt diese Kinder aber nicht individuell mit ihren Namen, sondern benennt sie pauschal als Gruppe. Die Maßnahmekinder werden vom TN als „**Pflegekinder**“ bezeichnet. Sie sind nicht etwa „Kinderhauskinder“ oder gar „Heimkinder“.

Die Normalität, die bis zu diesem Zeitpunkt für ihn gegeben war, ändert sich mit der Zeit des Anbaus, denn mit „**nur**“ weist er darauf hin, dass ein markanter Einschnitt den status quo des Familiensystems nachhaltig veränderte. Verschiedene Lesarten erscheinen möglich:

1. Die Familiensituation wird ab der baulichen Erweiterung komplexer, die Anforderungen an das System werden höher. Bis dahin hat die Familie unter Einbezug der „**paar Pflegekinder**“ für den TN funktioniert, mit dem Kommen der Kinder, durch die der Anbau notwendig wird, verändert sich die Familie sehr stark.
2. Die Müllerkinder sind besonders schwierig.
3. Die höhere Anzahl anwesender Kinder stellt die Familie zumindest vor organisatorische Aufgaben, die zu den bisherigen Anforderungen hinzukommen. Dabei wird aber nicht das Platzproblem in den Vordergrund gestellt, sondern der Schwerpunkt: es kommen immer mehr fremde Kinder in den Bereich des TN.

Der I bestätigt mit einem Aufmerksamkeitsmarker, stellt keine weitere Frage, vertraut so dem bereits gesetzten Erzählimpuls. Dadurch, dass keine neue Frage gestellt wird, die womöglich die Interviewrichtung verändern würde, wird dem TN transparent, daß der I vom Kommen der Kinder mehr hören möchte.

Sequenz B:

TN: „Und dann sind ja in der einen Januarnacht die Müllerkinder gekommen, die vier Stück, wo die Schwester vorher als Pflegekind da war.“

Die erwähnte „**Januarnacht**“ ist für den TN eine ganz besondere Nacht, denn sie wird als Zeitpunkt extrem stark betont; sie ist ein einschneidendes Ereignis in seinem Leben. Die Tatsache, dass die Aufnahme der „**Müllerkinder**“ nachts erfolgte, weist auf eine Krisensituation im Herkunftsmilieu hin.

Die „**Müllerkinder**“ werden vom TN als eine neue Gruppe angesehen, nicht als weitere Pflegekinder. Es handelt sich um eine eigene Gruppe, die eine Fraktion bildet. Einzige individualisierende Sicht dieser Gruppe ist durch die Bezeichnung als „**Stück**“ gegeben. Der TN nennt also wiederum keine Namen für die einzelnen Kinder und distanziert sich mit dieser verfremdenden Bezeichnung von den Personen. Der Begriff „**Stück**“, der hier für die Maßnahmekinder vom TN verwendet wird, ist diskriminierend für die Bezeichnung von Menschen.

Eine Person aus der Gruppe der „**Müllerkinder**“ wird hervorgehoben, nämlich „**die Schwester**“, die „**vorher als Pflegekind da war**“. Diese kennt er bereits, wobei unklar bleibt, als was diese Schwester jetzt kommt. Zumindest scheint sie für den TN einen Erklärungsansatz zu bieten, wieso nachts sehr überraschend eine Gruppe von Kindern ins Haus kommt.

Sequenz C:

I: „Ja. Haben Sie das bewusst miterlebt damals?“

TN: „Ja. Die merkten halt, man musste auf den Speicher.“

I: „Die merkten halt, man musste auf den Speicher.“

TN: „Ja, erzähle ich aber nachher.“

I: „Ja.“

TN: „Das ist der markanteste Punkt, der mich daran erinnert. Na, kann man auch so weitererzählen, was ist passiert. Nein.“

Nach dem Aufmerksamkeitsmarker mit „**Ja**“ fragt der I vertiefend nach. Er befragt den TN als Augenzeuge und macht ihn so zum Experten. In diese Richtung zielt die Formulierung

„**bewusst miterlebt**“ und ermuntert das affektive Erleben noch einmal nachzuempfinden und zu äußern. Die Verwendung des Begriffs „**bewusst**“ lässt die Lesart zu: Der TN hat gesehen, was vor sich ging. Impliziert ist die Nachfrage, wie bewusst konnte der TN in diesem Alter schon erleben, wie alt war er? Er konnte die Vorgänge verarbeiten, verstehen. Der Befragte bestätigt, dass er den Vorgang bewusst miterlebt hat. Er bezeichnet die ankommenden Kinder mit „**die**“, einer pluralen, unpersönlichen Sammelbezeichnung. Damit unterstreicht er nochmal, dass er mit einer Gruppe konfrontiert ist. Er hat die Situation so bewusst erlebt, dass er sich an die vermeintlichen Eindrücke der ankommenden Kinder erinnert, wobei dies eine Vermutung des TN sein muss, d.h. er meint lediglich, die Ankommenden merkten: „**man musste auf den Speicher**“. (Kontextwissen: mit *man* sind der TN und seine beiden jüngeren Geschwister gemeint; mit *Speicher* wird in der Familie auch die oberste Treppenempore bezeichnet, von wo man Einblick auf die Haustüre und die Diele hat, aber trotzdem räumlich distanziert ist.) Dem TN ist diese Feststellung offensichtlich wichtig, denn sie als leibliche, angestammte Kinder mussten ihr Terrain verlassen.

Die leiblichen Kinder „**mussten**“ auf den Speicher weist darauf hin, dass sie keine andere Wahl hatten, da sie von den Eltern die Direktive erhalten hatten. Die Eltern vermieden somit ein direktes Zusammentreffen der eigenen und der fremden Kinder in der nächtlichen Aufnahmesituation.

Es sind mehrere Lesarten möglich:

1. Die Eltern wissen um das Krisenmanagement und sind unsicher, wie dramatisch die Aufnahmesituation für die Maßnahmekinder ist. Sie wollen ihren eigenen Kindern eine unkontrollierbare Situation ersparen.
2. Die Eltern befürchten Auseinandersetzungen zwischen den eigenen und den fremden Kindern.
3. Die Aufnahme der Kinder ist alleinige Angelegenheit der Erwachsenen.
4. Die Komplexität der Aufnahmesituation wird durch die Separation der Kinder reduziert.

Der I spiegelt die Aussage des TN. Damit drückt er sein Unverständnis aus, denn ohne weitere Erläuterungen des TN hat er mit dieser Antwort des TN keine ergiebige Antwort auf seinen Erzählimpuls bekommen. Somit werden weitere Erläuterungen provoziert.

Der TN bestätigt seine Aussage, die vom I wiederholt wurde mit „**Ja**“. Dann will er aber mit „**erzähle ich aber später**“ dem Erzählpuls ausweichen. Er hält die Episode für erzählenswert, denn er sagt nicht, sie sei unwichtig und die Erzählung könne unterbleiben. Er will sie später erzählen. Folgende Lesart erscheint plausibel. Er hatte eine Erzähllinie eingehalten, indem er zuvor mit *großem Bemühen um Exaktheit* die räumlichen Gegebenheiten geschildert hat. Es erscheint dem TN als ein Bruch, wenn er nunmehr eine Episode erzählt, bevor er die Hausbeschreibung beendet hat.

Der I bestätigt das Anliegen des TN. Er übt damit keinen Druck auf den TN aus, da dieser angekündigt hat, später die Geschichte zu erzählen.

Die Erinnerung an die Aufnahmesituation ist beim TN so stark, dass er trotz der Erzählverschiebung bei dieser Situation verharrt. Der TN hat zwei Erzählstränge vor sich:

1. Die Beschreibung der Baulichkeit.
2. Schilderung der Aufnahmesituation.

Er entscheidet sich für die Aufnahmesituation, wobei unklar ist, was er unter „**der markanteste Punkt versteht**“. Es kann sich sowohl um den Anbau handeln als auch um die Tatsache, dass die Leiblichen Kinder bei der Ankunft der fremden Kinder auf den Speicher mussten.

Mit „**Na, kann man auch so weitererzählen**“ kehrt er seine Abwägung nach außen, dass er die Aufnahmesituation weitererzählen kann, da anscheinend keine weitere Detailkenntnis des Hauses notwendig ist, um die Episode verstehen zu können. „**Was ist passiert**“ deutet an, dass ein großer Themenkreis zur Erzählung ansteht. Das abschließende „**Nein**“ bleibt im Kontext unverständlich. Es scheint, dass der innere Dialog des TN mit dem „**Nein**“ abgeschlossen wird.

Sequenz D:

I: „**Sie kamen in den Raum.**“

TN: „**Die sind irgendwann um den, in der ersten Januarhälfte gekommen. Das muss so um den 10.,12., irgendwo in der Kante, müssen Sie meine Mutter nach dem Datum genau**“

fragen, da war ich im 1. Schuljahr, also war ich grade oder war sechs und wurde im April 7. Und es war Weihnachten gewesen, da hatte ich eine Eisenbahn bekommen; das war nichts Tolles, das waren normal zwei Weichen und dann konnte man so ein Überholgleis oder man konnte einen zweiten Ring, wo die Lok dann wählen konnte, ob sie den Innen- oder Außenring auf der einen Hälfte fuhr. War auch nur ein paar Güterwagen, Personenwagen und halt eine kleine Dampflokomotive.“

Der I interpretiert das „Nein“ des TN als Bewertung, die Nichtfortsetzung der Hausbeschreibung sei dem Verständnis der Aufnahmesequenz unschädlich und führt mit „**Sie kamen in den Raum**“ wieder direkt in die Aufnahmesituation. Die vom TN kurz angedeutete Aufnahmesituation scheint beim I bereits eine Phantasie erzeugt zu haben. Er will mehr darüber erfahren. Damit wird wieder offensiv ein Erzählpuls erzeugt.

Der TN bezeichnet wiederum die ankommenden Kinder mit „**Die**“ (s.o.) . „**Die ... sind gekommen**“ weist auf den Eindruck des TN hin, dass die Kinder aktiv in den Lebensraum der Familie eindringen, denn sie werden nicht etwa gebracht, sondern sie kommen. Das Bemühen des TN das genaue Datum zu lokalisieren, deutet an, dass diese Aufnahme sowohl für ihn als auch für die übrige Familie ein wichtiges Ereignis war, das in der Folgezeit Thema war. Die Mutter wird als kompetente Person mit Überblick benannt, die zum Zeitpunkt des Interviews nach Meinung des TN noch das genaue Datum der damaligen Aufnahme wissen müsste.

Der TN bemüht sich sein Alter zum Zeitpunkt der Aufnahme der „Müllerkinder“ anzugeben.

Zu diesem Bemühen bieten sich 2 Lesarten an:

1. Der Erzähler will zeitliche Orientierungshilfen anbieten.
2. Er will die Information geben, dass er zu diesem Zeitpunkt noch sehr jung war.

Der TN leitet mit dem Hinweis auf „**Weihnachten**“ auf die „**Eisenbahn**“ über. Er beschreibt seine Eisenbahn sehr detailgetreu, was vermuten lässt, dass sie ihm sehr wichtig war.

Er hat sich damit aus der aktuellen Aufnahmesituation gelöst und wählt als zentrales Thema seiner Darstellung nicht mehr die Aufnahme, sondern seine Eisenbahn, die von der Aufnahme offenbar indirekt betroffen scheint. Er dückt mit „**nichts Tolles**“ aus, dass er kein anspruchsvolles Kind war und auch keine teuren Geschenke bekam, durch die ausführliche Beschreibung weist er aber gleichzeitig auf den damaligen ideellen Wert hin, den die Bahn für ihn als 6jährigen darstellte.

Sequenz E:

I: „**Mhm.**“

TN: „**Naja und dann legte mir meine Mutter doch sehr deutlich nahe, die Eisenbahn wo die Kinder nun kamen und solche Rabauken waren und nachher geht die kaputt usw. auf den Speicher zu verfrachten...**“

Der I bekundet durch ein „**Mhm**“ seine Aufmerksamkeit.

Das „**Naja**“ des TN weist auf die kommende für den TN problematische Reaktion der Mutter hin. Lesarten:

1. Der TN weiß selbst nicht ob er die Reaktion der Mutter vom heutigen Standpunkt als geeignet oder ungeeignet einschätzen soll.
2. Die Reaktion der Mutter hat er damals abgelehnt, er versucht aber aus heutiger Sicht Verständnis zu gewinnen.

„**Und dann**“ führt auf den zeitlichen Prozess hin, dass der folgende Vorgang nach der Aufnahme erfolgte, zeitlich aber noch in einem direkten Zusammenhang mit ihr steht.

Die „**Mutter legte**“ ihm „**doch sehr deutlich nahe**“. Sie befiehlt ihm nicht, sondern setzt auf seine Einsicht, versucht also eine Koalition mit ihm zu bilden. Die Dringlichkeit ihrer Empfehlung ist allerdings so zwingend, dass er eine Anordnung befürchten muss, wenn er auf das Anliegen der Mutter nicht eingeht.

Weil „**die Kinder nun kamen**“, soll er die Eisenbahn auf den Speicher „**verfrachten**“. Als überzeugendes Argument, dass Vorsicht angesagt ist, wurde von der Mutter offenbar der Begriff „**Rabauken**“ eingeführt oder aber der TN hat diese Bezeichnung später selbst gewählt. Mit Sicherheit darf angenommen werden, dass die Mutter ihre Befürchtungen über aggressives oder zumindest sehr unachtsames Verhalten gegenüber dem TN artikuliert hat. Die Tatsache, dass die

Eisenbahn „verfrachtet“ wird, weist auf eine recht eilige Handlung hin, wobei eine längere Zeitdauer der Lagerung zum Ausdruck kommt.

Für den TN verändert sich mit dem Einzug der Maßnahmekinder die Realität: er kann sein Eigentum nicht mehr so nutzen, wie er es bislang gewohnt war.

Sequenz F:

I: „...Mhm, also als Vorsichtsmaßnahme?“

TN: „Ja, das hat sie mir so einen Tag oder zwei nachdem die da waren, so wäre es nicht vernünftiger, ne.“

Nach einem einleitenden Aufmerksamkeitsmarker des I fasst dieser im Anschluss die vorangegangene Aussage des TN abstrahierend zusammen und fragt mit „Vorsichtsmaßnahme“ nach, um so sein Verständnis beim TN abzusichern.

Der TN bestätigt die Aussage. Er verweist auf die kurze Zeit nach der Aufnahme. Wiederum bezeichnet er die Gruppe der Maßnahmekinder mit „die“ (s.o.). Als Überzeugungsargument appelliert die Mutter – in der Erinnerung des TN – an die Vernunft. Sie erwartet damit vom damals 6jährigen eine deutliche Erwachsenenorientierung, indem sie Rationalität provoziert. Damit spricht sie ihrem Sohn intellektuelle Kompetenz zu und disqualifiziert gleichzeitig die Maßnahmekinder als unvernünftig. Sie erwartet gleichzeitig Einsicht von ihm, dass es sinnvoll ist, wenn er wegen der Ankunft der Maßnahmekinder sein Spielzeug in Sicherheit bringt.

Sequenz G:

I: „Wo stand die Eisenbahn denn in welchem Raum? Bei Ihnen oben im Kinderzimmer oder unten?“

TN: „Die stand im Hobbykeller meine ich, ich kann mich auch vertun.“

I: „Gut, die wurde also nicht aus Platzgründen weggeräumt, sondern nur zur Vorsicht.“

TN: „Aus Vorsichtsgründen. Ja, es wurde natürlich in dem Einfamilienhaus auf einmal sehr viel mehr Platz gebraucht, ... „

Der I will die Episode vertiefen und die Erinnerung über die Frage nach dem Raum auffrischen. (*Die Möglichkeiten – Kinderzimmer und unten im Hobbyraum – kennt der I aus der vorausgegangen Wohnungsbeschreibung.*)

Der TN ist sich nicht sicher, von wo die Eisenbahn weggeräumt wurde. Er hatte also zumindest die Möglichkeit in der damaligen Phase sowohl das Kinderzimmer als auch den Hobbyraum zu nutzen. Die Tatsache, dass er den Spielort nicht mehr genau weiß, sich andererseits aber an etliche andere Details erinnern kann, weist darauf hin, dass ihn die anscheinende Notwendigkeit einer Vorsichtsmaßnahme nachhaltiger beeindruckt hat, als der konkrete Vorgang an sich.

Der I führt eine mögliche Variante ein, warum die Eisenbahn auch hätte weggeräumt werden sollen („Platzgründe“). Der TN muss anhand dieser Variante überprüfen, ob seine Darstellung tatsächlich zutrifft.

Es ist dem I auch wichtig, nochmalig mit dem Begriff „Vorsicht“ zu operieren. Somit hat der TN zwei Möglichkeiten.

Der TN bleibt eindeutig bei der ursprünglichen Variante, dass die Eisenbahn aus Gründen der Schadensverhütung entfernt wurde. Darauf weist die kurze und knappe Formulierung hin: er ist sich seiner Aussage sicher.

Durch die Erwähnung der Platzgründe durch den I wird der Sequenzabschluss eingeleitet. Der TN geht auf die Platznot im Hause ein. Er weist nochmals darauf hin, dass die Veränderungen sehr plötzlich für ihn kamen, womit auf die nächtliche Aufnahme reflektiert und ist damit wieder beim höheren Platzbedarf, der Anlass für den Anbau war. Damit schließt sich ein logischer Erzählkreislauf und er kann komplettierend auf den offenen Erzählstrang „Wohnverhältnisse“ zurückkehren.

Die Textstelle im Zusammenhang

I: „Es wurde angebaut, weil die Kinder kamen?“

T: „Ja.“

I: „Das war der Grund.“

TN: „Ja, also zuerst waren ja sowieso ein paar Pflegekinder nur da.“

I: „Ja.“

TN: „Und dann sind ja in der einen Januarnacht die Müllerkinder gekommen, die vier Stück, wo die Schwester vorher als Pflegekind da war.“

I: „Ja. Haben Sie das bewusst miterlebt damals?“

TN: „Ja. Die merkten halt, man musste auf den Speicher.“

I: „Die merkten halt, man musste auf den Speicher.“

TN: „Ja, erzähle ich aber nachher.“

I: „Ja.“

TN: „Das ist der markanteste Punkt, der mich daran erinnert. Na, kann man auch so weitererzählen, was ist passiert. Nein.“

I: „Sie kamen in den Raum.“

TN: „Die sind irgendwann um den, in der ersten Januarhälfte gekommen. Das muß so um die 10.,12., irgendwo in der Kante, müssen Sie meine Mutter nach dem Datum genau fragen, da war ich im 1. Schuljahr, also war ich grade oder war sechs und wurde im April 7. Und es war Weihnachten gewesen, da hatte ich eine Eisenbahn bekommen; das war nichts Tolles, das waren normal zwei Weichen und dann konnte man so ein Überholgleis oder man konnte einen zweiten Ring, wo die Lok dann wählen konnte, ob sie den Innen- oder Außenring auf der einen Hälfte fuhr. War auch nur ein paar Güterwagen, Personenwagen und halt eine kleine Dampflokomotive.“

I: „Mhm.“

TN: „Naja und dann legte mir meine Mutter doch sehr deutlich nahe, die Eisenbahn wo die Kinder nun kamen und solche Rabauken waren und nachher geht die kaputt usw. auf den Speicher zu verfrachten...“

I: „...Mhm, also als Vorsichtsmaßnahme?“

TN: „Ja, das hat sie mir so einen Tag oder zwei nachdem die da waren, so wäre es nicht vernünftiger, ne.“

I: „Wo stand die Eisenbahn denn in welchem Raum? Bei Ihnen oben im Kinderzimmer oder unten?“

TN: „Die stand im Hobbykeller meine ich, ich kann mich auch vertun.“

I: „Gut, die wurde also nicht aus Platzgründen weggeräumt, sondern nur zur Vorsicht?“

TN: „Aus Vorsichtsgründen. Ja, es wurde natürlich in dem Einfamilienhaus auf einmal sehr viel mehr Platz gebraucht, ... „

6.2.1.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Das Leibliche Kind erlebt, dass zum Zwecke der Unterbringung von Maßnahmekindern die Eltern einen Anbau vornehmen. Die Wohnstruktur der Familie wird durch Expansion an die Erfordernisse des Unternehmens „Setting in öffentlicher Ersatzerziehung“ angepasst. Die Familie verändert sich bzgl. des Wohnens auf Dauer. Das Familiensystem erweist sich als flexibel. Familie verändert ihre Identität.

Die Anwesenheit weniger Pflegekinder war für das Leibliche Kind möglicherweise dadurch normal, dass diese Unterbringungen während einer Phase stattfanden, als es noch jünger war und eine bewusstere Unterscheidung zwischen fremden Kindern und eigenen Geschwistern noch nicht vornehmen konnte. Zudem war durch das punktuelle Auftreten von Maßnahmekindern eine individuelle Integration in die Familie möglich. Es ist plausibel zu vermuten: je jünger Leibliche Kinder sind, desto weniger wird von ihnen eine Integration fremder Kinder realisiert.

Eine weitere sequenzbedingte Deutung: eine individuelle Interaktion kann eher gelingen, als die Integration einer größeren Gruppe.

Es schien im Kinderhaus üblich zu sein, die Maßnahmekinder als „Pflegekinder“ zu

bezeichnen, wenn ihr Status Dritten gegenüber erklärt werden sollte. Objektiv ist dieser Begriff nicht zutreffend, da es sich bei Kinderhäusern nicht um Pflegestellen handelt, sondern um eine spezielle Spielart von Heimen. Den Begriff „**Pflegekinder**“ zu verwenden, anstatt z.B. „Heimkinder“ deutet auf das Bemühen um ein privates Ambiente hin. Der konzeptionelle Grundgedanke der familienorientierten Erziehungsarbeit, die eher einer Familie als einem Heim angelehnt sein will, zeigt sich in dieser Wortwahl.

Der TN sieht die Maßnahmekinder als Gruppe und nicht als Individuen. Entweder kann er sich nicht an ihre Namen erinnern oder er will diese Kinder anonymisieren. Er scheint sie damit abwerten zu wollen.

Sequenzen B – D:

Die Ankunft der Gruppe von Maßnahmekinder ist für das Leibliche Kind bedrohlich. Eine mögliche Akzeptanz der Neuankömmlinge wird erschwert durch die Separation der Subsysteme Leibliche Kinder und Maßnahmekinder. Das Leibliche Kind wird in eine passive Objektrolle verwiesen. Eine Partizipation an der Veränderung der Familie ist nur durch Beobachtung möglich, nicht durch Einbezug. Der Ausschluss von Systemmitgliedern an familiärer Veränderung bewirkt Nicht-Akzeptanz der Veränderung. Die Distanz zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern bleibt eher bestehen, als dass sie verringert wird.

Die nächtliche, krisenhafte Aufnahme der Maßnahmekinder birgt für das Leibliche Kind die Information, dass das eigene Familiensystem als Notaufnahme fungieren kann, also die Kompetenz einer Helferstruktur besitzt. Als Mitglied dieser machtvollen Gruppe, die das Kinderhaus zum Eigentum hat, verinnerlicht der TN einerseits die Position von Überlegenheit gegenüber den Maßnahmekindern, die andererseits durch den Ausschluss des TN während der Aufnahme relativiert wird, denn er selbst ist letztlich in dieser Situation nicht wichtig. Letztlich bewirkt die Aufnahmesituation beim Leiblichen Kind Unsicherheit und aus dieser Gefühlslage heraus für die Zukunft das starke Bestreben zum Helfersystem Familie zu gehören, nicht aber zum System der Maßnahmekinder. Die Familie als Helfersystem bietet Chancen zum Aufbau eines positiven Selbstwertgefühls aber beinhaltet auch die Gefahr eines permanenten Omnipotenzgefühls gegenüber Hilfebedürftigen.

Sequenzen E – F:

Die subjektive Lebensqualität des Leiblichen Kindes kristallisiert sich in seiner Spielwelt, einem räumlich und sächlich ausgestatteten Lebensraum, der durch die Aufnahme der Maßnahmekinder eingeschränkt wird. Für den TN ergibt sich aus den Vorgängen die Erkenntnis, dass die Hinwendung der Familie zur Helferstruktur eine persönliche Einbuße bedeutet. Helfen bedeutet für das Leibliche Kind persönliche Opfer zu bringen.

Die Maßnahmekinder weichen nicht nur äußerlich sondern auch in ihrem Verhalten von den Normen des helfenden Settings ab. Die Gefahr von Verletzung der Person und/oder von Sachbeschädigung scheint nämlich gegeben. Die Familie begegnet dieser Unwägbarkeit mit Rückzug. Die erste Begegnung der Kindersysteme ist gekennzeichnet von präventiver Defensive, keinesfalls von der Ermöglichung eines explorativem Neugierverhaltens. Das Leibliche Kind internalisiert die ambivalente Haltung der Eltern fremde Kinder in die eigene intime Primärgruppe aufzunehmen bei gleichzeitiger Risikobereitschaft den status quo der bisherigen Sicherheit zu investieren.

Durch die Zweckkoalition zwischen Mutter und Sohn zum Schutze des Spieleigentums wird eine pessimistische Erwartungshaltung der Mutter auf ihren Sohn übertragen. Nachdem in der Aufnahmesituation eine konstruktive, beziehungsstiftende Chance durch die Separation vertan wurde, wiederholt sich diese handlungsleitende Intervention beim Thema Eisenbahn. Zumindest zwei Handlungsalternativen hätte die Mutter gehabt:

1. Sie hätte die Entwicklung abwarten können, wie ihr Sohn den Umgang mit der Eisenbahn regelt und so die freie Dynamik der Gestaltungskräfte wirken lassen.
2. Das noch neue, bedeutsame Spielmittel hätte unter sensibler Vermittlung ggfls. auch ein erster Ort des gemeinsamen Spiels und damit der Beziehungsstiftung sein können.

Letztlich wählt sie einen dirigistischen Eingriff, die nur vordergründig Freiwilligkeit beim Leiblichen Kind gewährt. Die Entscheidung, es sei besser die Bahn wegzuräumen, hat sie für sich schon vor dem Gespräch mit ihrem Sohn gefällt. Der Versuch mit ihrem Sohn eine Schutzgemeinschaft für die Eisenbahn zu bilden, ist der regressierende Versuch eine symbiotische Einheit zu bilden, um Schutz und Nähe zu vermitteln.

Die Mutter überträgt ihre negativen Verhaltenserwartungen gegenüber dem Klientel auf ihre eigenen Kinder und setzt so einen Regelkreis von self-fulfilling-prophecies in Gang. Eine heimliche Solidarität mit dem Leiblichen Kind soll verlorengegangene Lebensqualität kompensieren. Das Leibliche Kind wird vermittels der Solidarisierungsaktion der Mutter in das helfende Setting einbezogen.

Die Entscheidung der Mutter, die Entfernung der Eisenbahn zu empfehlen, ist keine kreative Maßnahme. Sie ist typisch für Entscheidungen, die unter Stress gefällt werden. Es lässt sich daraus schließen, dass die gesamte Situation der Aufnahme ungeplant und unvorbereitet war. Diese Merkmale sind kennzeichnend für unprofessionelles Verhalten. Es steht zu vermuten, dass auch keine beratende Instanz als Begleitung die gesamte Maßnahme der Unterbringung unterstützt hat oder aber die befassten Fachleute haben unkritisch das Good-will der Eltern zugunsten der zügigen Unterbringung der Maßnahmekinder ausgenutzt. Insofern muss aus der Perspektive der Leiblichen Kinder der Pragmatismus der Eltern weniger als pädagogische Verantwortung, sondern eher als unreflektiert leichtfertig eingestuft werden. Unprofessionelles Elternverhalten provoziert in der vorliegenden Sequenz Beziehungsstörungen zwischen den Kindersystemen.

6.2.1.3 Interpretativer Fokus: „Rabauken“

Alltagssprachlich sind „Rabauken“ im negativen Sinne Kinder, die schwer kontrollierbar oder ungebändigt sind. Sie sind laut, übermütig, aufgedreht und gehen grob miteinander um. Im positiven Sinne kann die Bezeichnung „Rabauken“ eine liebevolle Beschreibung lebendiger Kinder mit eigenem Willen sein.

Die Mutter führte offenbar den Begriff „Rabauken“ ein. Sie und die übrige Familie standen unter dem Eindruck der Maßnahmekinder. Ob die Mutter diese Kinder zuvor kennengelernt hat, ist unklar. Auf jeden Fall urteilte sie, dass es sich bei den familienfremden Kindern um „Rabauken“ handelte. Der TN übernahm diesen Begriff, konnte also damals und später das Urteil der Mutter akzeptieren.

Die Mutter implizierte mit diesem Begriff zumindest die Tatsache des nicht sorgsam Umganges mit Spielmaterial. Die Eisenbahn ihres Sohnes hielt sie für dermaßen gefährdet, dass sie ihm die Sicherstellung anriet. Insofern hat die Betreiberfamilie die Maßnahmekinder zumindest anfangs im negativen Wortsinne als „Rabauken“ erlebt.

Die Kinderhauseltern nahmen in ihre Familie eine Gruppe von „Rabauken“ auf und ergriffen Maßnahmen, um Eigentum zu schützen. Sie wussten offensichtlich bis nach der Aufnahme nur, dass es sich um hilfebedürftige Kinder handelte, die zu einer raschen Unterbringung anstanden. Gleich in den ersten Stunden und Tagen ist auffälliges Verhalten bei den fremden Kindern zu beobachten und zwar in einer offensiven Form. Denkbar wäre auch ein passiver Rückzug der Maßnahmekinder gewesen, da sie auf dem Wege einer Notaufnahme sehr plötzlich aus ihrer Familie in eine andere Familie wechselten. Sie reagierten aber aktiv besitzergreifend, schonten nicht die privaten Dinge, waren es anscheinend gewohnt rabiat mit Spielzeug umzugehen. Es schimmert eine Eroberermentalität dieser Kinder durch, die durch rücksichtsloses In-Besitz-Nehmen die Kinderhausfamilie erschreckte.

In der Aufnahmesituation wurden die beiden Kindergruppen – eigene Kinder und Maßnahmekinder – separiert, was der Unsicherheit der Eltern, wie sich die Kinder wohl im direkten Umgang miteinander verhalten würden, entsprungen sein mag. Sie gestatteten den eigenen Kindern wohl deren Neugierde aus der Distanz zu befriedigen.

Diese Separierung mag die Offensive der Maßnahmekinder begünstigt haben, denn sie standen in der Aufnahmesituation alleinig im Mittelpunkt und die Leiblichen Kinder hatten keine Gelegenheit durch direkte oder symbolische Aktionen ihre Ansprüche zu demonstrieren.

Der angeordnete Rückzug der Leiblichen Kinder in der Aufnahmephase setzte sich im Wegräumen von Spielzeug fort. Es kann gemutmaßt werden, dass die Mutter auch physische

Angst um die Unversehrtheit ihrer Kinder hatte, die sie allerdings nicht so einfach auf Dauer separieren konnte, wie sie es in der Aufnahmesituation getan hatte und wie es mit dem Spielzeug der Leiblichen Kinder recht einfach zu bewerkstelligen war.

Mit der Aufnahme der fremden Kinder änderte sich eine Familienregel: gewisses Spielzeug muss vor anderen Mitgliedern des Hauses, die „**Rabauken**“ sind, in Schutz gebracht werden. Dies war bis dahin nicht der Fall gewesen. Für die Leiblichen Kinder bedeutete dieser Wandel, dass der territoriale Vorteil des eigenen Hauses plötzlich hinweg war. In das eigene Haus, in die Familie waren fremde Kinder eingedrungen, die sie selbst an den Rand drängten. Es war auf einmal nicht mehr möglich sich auf die Unversehrtheit privater Dinge im eigenen Hause zu verlassen.

6.2.2 Textstelle 2 „Zusammenleben“

(Interviewtranskription S. 24, Zeile 11 - 19)

6.2.2.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I: „**Sie haben also Regeln erlebt, die in den Familien Ihrer Freunde nicht bestanden?**“

Im Sinne klientenzentrierter Gesprächsführung spiegelt der I Interviewaussagen, um zum Phänomen „Familienregeln“ Ausführungen des TN zu erhalten. „also“ bezieht sich auf vorangegangene Aussagen, in denen Familienregeln zur Sprache kamen. Der I beschreibt nicht näher, was er unter „Regeln“ versteht, geht aber davon aus, dass dem TN klar ist, was er meint. Die so thematisierten Regeln hat der TN nach Meinung des I „erlebt“. Das Erleben einer Regel schließt die Dimensionen der affektiven und der kognitiven Anteile ein, da jemand, der Regeln erlebt, diese internalisiert und emotionale Anteile entwickelt. Dies im Gegensatz zu jemandem, der eine Regel lediglich kognitiv erfasst hat.

Mit dem Begriff „erlebt“ setzt der I einen Erzählimpuls, da nach Erlebnissen gefragt wird.

Es wird der Vergleich zwischen der Kinderhaus-Familie und den Familien der Freunde provoziert, indem vom I ein Unterschiedskriterium abstrahiert wird; der Unterschied liegt für den I in den Regeln, die zwischen der Kinderhaus-Familie des TN und den Familien seiner Freunde unterschiedlich waren.

Der I stellt die Familien der Freunde sprachlich als eine Gesamtheit dar. Er differenziert mit seiner pauschalen Nachfrage nicht die Unterschiede der Regeln zwischen der Kinderhausfamilie und einzelnen Familien der Freunde, sondern er erfragt vom TN eine Art von Gesamtbilanz, für die die eigene Kinderhausfamilie mit der Gesamtheit der Freundesfamilien kontrastiert wird.

TN: „**Ja das, das stimmt. Ja, das fällt mir jetzt ein...**“

Der TN bestätigt dreifach – mit zwischenzeitlichem Zögern - die Feststellung des I, die Frage des I und die nachfolgende Zustimmung des TN haben bei ihm eine Erinnerung bewirkt, da ihm eine Situation einfällt, auf die die Feststellung des I zutrifft.

Der TN weist mit „jetzt“ darauf hin, dass ihm diese Regeln zuvor nicht bewusst waren, sie wohl existierten, er dem I insofern zustimmt und durch die Feststellung und Nachfrage des I die Regeln erst wieder so bewusst werden, dass er sie erzählen kann.

Sequenz B:

TN: „... **Das ist sicher ein Punkt, wo die Argumentation lief: ‚Wir würden Dich ja laufen lassen, aber dann müssen wir die Fremden auch laufen lassen und das dürfen wir nicht‘...**“

Der TN schildert keine konkrete Situation. Er beschreibt vielmehr abstrakt auf dem Hintergrund einer oder mehrerer Begebenheiten eine Regel und die argumentative Grundlage der Eltern für die bestehenden Regeln. Für die Argumentation wählt der TN einen Rollenwechsel. Er nimmt die Rolle seiner beiden Elternteile ein, um im Plural sich selbst gegenüber, aus der Perspektive der

Eltern, eine Begründung dafür zu geben, warum sie ihn nicht „**laufen lassen**“ konnten. In jedem Falle hatten die Eltern eine Argumentation für ihr erzieherisches Verhalten geliefert. Die Maßnahmekinder werden als „**die Fremden**“ bezeichnet und zwar vom TN in der Elternrolle. Der Plural mit „**wir**“ weist auf den Umstand hin, dass die Eltern wie aus einem Munde sprachen, also keine inhaltlichen Divergenzen hatten. Sie argumentierten beide ihr Handeln gegenüber ihrem Sohn und taten dies anscheinend gleichlautend; sie waren sich einig, zogen an einem Strang, handelten teamgerecht gleich.

Mit „**wir würden dich ja ...**“ wurde der Konjunktiv verwendet und damit auf einen Zustand hingewiesen, der in der Realität nicht gegeben war, sondern nur in der Fiktion. Die Realität stand dabei für die existierende Kinderhausfamilie; die Fiktion war die Kernfamilie. Die Kernfamilie ist eine nicht mehr existierende Familienqualität der Vergangenheit. Es hat ein Wandel stattgefunden.

Sequenz C:

TN: „... **Und deshalb die Regelung: ‚Entweder Du bist um 10 Uhr‘ - es gab keine Regelung – ‚Du bist um 10 Uhr hier!‘**“

Nachfolgend auf die Argumentation durch die Eltern benennt der TN die getroffene Regel, wobei er diese als „**Regelung**“ bezeichnet, was darauf hinweist, dass es keine verhandelte, vereinbarte Regel war, sondern eine Regelung, die durch den Elternwillen zustande kam. Die Regel war offenbar nirgends schriftlich fixiert oder als besondere Regel in irgendeiner Form bekannt gegeben.

Um die Regelung dem I vorzustellen, versetzt sich der TN wieder in die Elternrolle und spricht aus der Perspektive der Eltern. Damit begibt er sich spielerisch in die konkrete, damalige Situation, in der die Eltern zu ihm sprachen. Das Ziel der retrospektiven Biographiearbeit wird also in der gemeinsamen Interviewarbeit zwischen dem I und dem TN erreicht, da der TN sich aktive zurückversetzt und sogar einen Perspektivenwechsel vornimmt.

Er beginnt mit der Formulierung „**Entweder Du bist um 10 Uhr**“ und bricht dann ab, führt nun wieder aus seiner persönlichen Perspektive sprechend aus, dass es „**keine Regelung**“ gab und wechselt wieder in die Elternperspektive, um den Imperativ vorzustellen „**Du bist um 10 Uhr hier !**“.

(Anmerkung: Die Textstelle endet mit dieser Aussage, da die Mutter zur vereinbarten Zeit anklopft und in den Raum ruft, dass die Zeit um sei.)

Die Textstelle im Zusammenhang:

I.: „**Sie haben also Regeln erlebt, die in den Familien Ihrer Freunde nicht bestanden?**“

TN: „**Ja das, das stimmt. Ja, das fällt mir jetzt ein. Das ist sicher ein Punkt, wo die Argumentation lief: ‚Wir würden Dich ja laufenlassen – aber, dann müssen wir die Fremden auch laufen lassen und das dürfen wir nicht.‘ Und deshalb die Regelung: entweder Du bist um 10 Uhr – es gab keine Regelung – ‚Du bist um 10 Uhr hier‘.**“

6.2.2.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Der I will Unterschiedsmerkmale zwischen der Kinderhausfamilie und den Familien der Freunde des TN, die ihm in den Ausführungen des TN deutlich wurden, dem TN selbst bewusst machen und mehr über diese Regeln erfahren.

Es bietet sich an diesem Thema für den I die Chance, von einem Leiblichen Kind des professionellen Settings Kinderhaus einen direkten Vergleich mit Familien zu erfahren, die keine Aufgabe der öffentlichen Erziehung übernommen haben. Es darf von „normalen“ Familien gesprochen werden, die der TN über die Beziehung zu seinen Freunden erlebt.

Aus seiner Lebenssituation heraus, nämlich in einer Kinderhaus-Familie zu leben, dürfte es für den TN von Interesse gewesen zu sein, zu beobachten, wie in den Familie seiner Freunde bestimmte Dinge, hier z.B. der abendliche Ausgang, geregelt wurden.

Die mehrfache Bestätigung gegenüber dem I und die nachfolgende Formulierung mit „das fällt mir jetzt ein“ deuten darauf hin, dass die vorhandenen unterschiedlichen Regelungen ihm schon einmal bewusst waren, er diese Tatsache aber vergessen oder verdrängt hatte.

Sequenz B:

Der TN liefert zügig ein Erklärungsmodell für sein Vergessen oder seine erfolgreiche Verdrängung: die Argumentation der Eltern, die er sich offensichtlich sehr zu eigen gemacht hat. Er schauspielert zwar seine Eltern, indem er ein Pseudozitat anführt, doch darf interpretiert werden, dass die Eltern nicht genau diese Worte sagten, die er darbietet, wohl aber Argumentationen dieser Art. Er vermutet, dass seine Eltern so argumentierten, denn er mutmaßt mit **„Das ist sicher ein Punkt ...“**. Es handelt sich also um eine typische Aussage der Eltern, die der TN internalisiert hat und im Interview inszeniert.

Da er so zügig in die Elternrolle schlüpft und die Elternargumentation zitiert, war es offensichtlich so, dass er dieses Verhalten seiner Eltern während seiner Kindheit und Jugend oft erlebt hat. Die Eltern haben ihm oft die Gründe erklärt, wie ihr Verhalten ihm gegenüber zustande kommt und haben versucht mit diesen Begründungen seine Akzeptanz zu erreichen.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass er das älteste der Leiblichen Kinder ist. Die Eltern mussten beim ältesten ihrer Kinder am ehesten Gefolgschaft einfordern, da sich die übrigen Leiblichen Kinder vermutlich am älteren Geschwisteranteil orientierten.

Bei der vorliegenden Sequenz geht es um das Thema „Ausgangszeiten“. Es gab für den TN bestimmte Ausgangszeiten, die sich aus den Regelungen ergaben, die wahrscheinlich für alle Kinder der Kinderhausfamilie galten. Die Eltern wollten Gleichbehandlung praktizieren. Die Regeln galten für die Maßnahmekinder und für die Leiblichen Kinder gleichermaßen. Eine Ausnahme war nicht möglich. Würden die Eltern ihren Leiblichen Kindern einen freieren Ausgang gewähren, so müssten sie dies auch bei den Maßnahmekindern tun.

Der Unterschied, den die Eltern zwischen ihrem Sohn und den Maßnahmekindern machten, ist der, dass sie ihn **„laufenlassen“** würden. Dieses „Laufenlassen“ bedeutete in diesem Zusammenhang nicht, dass sie ihn vernachlässigt haben würden, sondern, dass sie ihm eigentlich zutrauten, ohne besondere Kontrolle und womöglich ohne zeitliche Begrenzung, seinen Ausgang anzutreten und selbstregulativ das Ende des Ausgangs zu bestimmen. Sie trauten ihm eigentlich zu, dass er eine so hohe Selbstkontrolle ausüben konnte, dass er im Ausgang erwünschtes Verhalten produzieren würde und auch von sich aus zweckmäßige Zeiten einhalten würde. Also gab es eigentlich ihm gegenüber ein Grundvertrauen der Eltern, das sie ihn zwar wissen ließen, es aber nicht im Verhältnis zu ihm praktisch auslebten, weil sie dann auch den Maßnahmekindern, im Sinne der Gleichbehandlung, diesen Ausgang hätten gewähren müssen.

Im Kontrast zu diesem Grundvertrauen, standen **„die Fremden“**, hier als anonymisierende Sammelbezeichnung für die Gruppe der Maßnahmekinder, die trotzdem als **„die Fremden“** bezeichnet werden obwohl sie ja immerhin über Jahre in der Kinderhausfamilie waren und dort Privatheit und Geborgenheit finden sollten. Trotz dieser konzeptionellen Vorgabe bezeichnete der TN stellvertretend für seine Eltern die Maßnahmekinder als Fremde, was daraufhin weist, dass er nie eine Beziehung zu ihnen fand.

Ob der TN es sich wünscht, dass die Maßnahmekinder auch für seine Eltern Fremde bleiben sollten oder ob die Eltern tatsächlich auch so sprachen, muss an dieser Stelle Spekulation bleiben. Die Tatsache aber, dass der TN intensiv den Perspektivenwechsel pflegt und die Rolle der Eltern vertritt, deutet darauf hin, dass er zumindest auf der emotionalen Ebene verinnerlicht hat, dass die Eltern trotz jahrelanger Kinderhausarbeit einen wesentlichen Unterschied zwischen ihm und den Maßnahmekindern machten. Interpretativ gesichert ist zumindest aber, dass diese Distanz, die sich im Begriff der Fremdheit zeigt, aus der Sicht des TN gilt, denn er empfand die Maßnahmekinder auch nach Jahren noch als Fremde. Die Maßnahmegeschwister standen ihm keinesfalls so nahe, wie dies für biologische Geschwister i.d.R. gilt.

Zur Argumentation den gewünschten Ausgang für ihren Sohn zu verwehren, verwiesen die Eltern auf ihren öffentlichen Auftrag, der sich an der Aufsichtspflicht orientierte: **„das dürfen wir nicht.“** Es gehörte zum Erziehungsauftrag der Eltern Kontrolle auszuüben. Sie trugen die Verantwortung für das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder. Um Selbst- und vielleicht auch Fremdgefährdungen zu vermeiden, waren die Ausgangszeiten reglementiert. Dies glaubten die

Eltern ihren Auftraggebern schuldig zu sein. Es gab also eine öffentliche Instanz, die die Regeln innerhalb der Kinderhausfamilie beeinflusste. Dieser Umstand musste aber nicht unbedingt auch die Leiblichen Kinder betreffen.

Bei ihren Leiblichen Kindern haben die Eltern grundsätzlich größere Freiheiten pädagogisch zu experimentieren als bei Maßnahmekindern. Es zeigt sich an dieser Textstelle der konzeptionelle Wille der Eltern, dass eine Grundlage der Kinderhausarbeit die Gleichbehandlung der Kinder sein sollte. Somit wurde die Qualität „Öffentliche Erziehung“ mit ihrer starken Reglementierung auch auf die privaten Kinder ausgedehnt.

Sequenz C.:

Nach der Begründung, warum er keinen längeren oder einen freien Ausgang hat, den er zeitlich selbst bestimmen darf, folgt die Regel. Zunächst spricht der TN davon, dass es eine Regelung gab. Eine Regelung schließt für ihn anscheinend eine Verhandlung ein, bei der die Verhandlungspartner eine Vereinbarung treffen.

Bei dieser Vereinbarung waren die Eltern die stärkeren Verhandlungspartner, denn sie stellten die Bedingungen. Sie schrieben vor, wann er zu Hause zu sein hat und welche Konsequenzen drohten, falls er nicht pünktlich sei. Eine solche Regelung lässt immer noch die Möglichkeit zu, dass der TN sich verspätet. Er kann dann abwägen, was für ihn persönlich erträglicher ist:

- auf einen längeren Ausgang verzichten und pünktlich sein = gewünschtes Verhalten.
- unpünktlich sein und die Konsequenzen ertragen = Abweichung und Strafe.

Damit wären ihm zwei Alternativen verblieben, wobei deutlich war, dass die Eltern die Pünktlichkeit durchsetzen wollten. Die Androhung von Strafe sollte in einem solchen Falle für das gewünschte Verhalten sorgen. Damit wird in dieser Textstelle der Strafmechanismus als mögliches pädagogisches Repertoire der Eltern erwähnt.

Der TN unterbricht seine Elternrolle, bevor er eine mögliche Strafe für das Zuspätkommen benennt und stellt klar: „... – **es gab keine Regelung - ...**“. Im Erzählvorgang versetzt er sich tiefer in die Situation, die er vor seinem inneren Auge rückerinnert und gewinnt die Erkenntnis, dass es keine Verhaltensalternative für ihn gab. Er konnte mit seinen Eltern nicht über den Ausgang verhandeln. Sie ordneten an: „... **Du bist um 10 Uhr hier.**“

Dies war ein Befehl, eine Verhaltensregel, die aber nichts mit einer Regelung, die womöglich demokratische Dimensionen hätte haben können, gemein hatte. Die Möglichkeit des Zuspätkommens war für seine Eltern so unmöglich, dass nicht einmal über eine Strafe nachgedacht werden muss, weil ein Zuspätkommen nicht denkbar war, nicht vorkommen durfte. Für den TN war es nicht möglich mit den Eltern über eine Regelung bzgl. seines Ausganges zu verhandeln.

6.2.2.3 Interpretativer Fokus: „... wir würden Dich ja laufen lassen ...“

Der TN zitiert seine Eltern mit: „... **wir würden Dich ja laufen lassen ...**“ und unterstellt man einmal die Richtigkeit dieses Zitats, so legt der TN damit eine pädagogische Maxime seiner Eltern offen: „Wer sein Kind liebt, schickt es in die Welt“. Dieses Postulat bringt pädagogische Grundhaltungen der Eltern zum Ausdruck:

- Nach einer ausreichenden Phase von Entwicklung und Reifung sollen die Kinder sich vom Elternhaus lösen.
- Zur optimalen Persönlichkeitsentwicklung benötigt der junge Mensch die Freiheit eigene Erfahrungen der Selbstbestimmung machen zu können.
- Eltern sollen ihr Kind nicht an sich binden, sondern ihnen Mut machen, sich experimentell und explorativ zu verhalten.
- Die Liebe zum eigenen Kind drückt sich in besonderer Weise im planvollen Loslassen aus.
- Der Erziehungsauftrag der Eltern endet erst, wenn das Kind jenseits der elterlichen Kontrolle in der Freiheit der „Welt“ einen Platz eingenommen hat.
- Pädagogischer Optimismus führt den Prozess der Sozialisierung und Enkulturation zum gewünschten Erfolg.

Dem TN gegenüber verhielten sich die Eltern jedoch anders, denn sie „ließen ihn nicht laufen“. Sie unterbanden sehr bewusst seinen Wunsch nach selbstreguliertem Ausgang und damit seinen Wunsch nach Freiheit. Sie wussten oder spürten zumindest diese fundamentale Antinomie in

der Erziehungsarbeit ihrem eigenen Kind gegenüber: Freiheit gewähren wollen vs. Freiheit einschränken. Den inneren Konflikt beendeten sie mit einem Befehl an den Sohn. So erteilten sie nicht nur seinen Ansprüchen auf eine optimalere pädagogische Ausgestaltung seiner Sozialisation eine Absage, sondern agierten gegen ihre eigene pädagogische Grundüberzeugung.

Es darf unterstellt werden, dass eine philanthrophe Haltung der Eltern, ein gewisser pädagogischer Altruismus, das Motiv der Eltern für die Kinderhausarbeit war. Die Kinderhäuser entstanden ab der Mitte der 60iger Jahre als Beitrag zur Differenzierung im stationären Jugendhilfefeld, nicht als Ersatz für Heime aber als Alternative zu diesen.

Die Betreiber wollten den speziellen Bedürfnissen der Kinder entsprechen, die in die Obhut der Öffentlichen Ersatzerziehung gerieten und sahen diese Möglichkeiten gegeben, wenn sie sie in ihrer eigenen Familie aufnahmen. Mit der Aufnahme übernahmen sie die persönliche Verantwortung für diese fremden Kinder. Ein Element dieser Verantwortung war die Aufsichtspflicht. Die Aufsichtspflicht ist in der Öffentlichen Erziehung immer wieder ein viel diskutiertes Problem, da sie bei der Führung fremder Kinder häufiger als bei Leiblichen Kindern zu einer Einschränkung der pädagogischen Kreativität führt. MÜNDER (1995) verweist allerdings auf den Vorrang des pädagogischen Handelns, da die Aufsichtspflicht nur eine Nebenpflicht der Erziehung sei: „Von keiner Erziehungs- oder Betreuungsperson kann verlangt werden, daß die Aufsicht den gesamten Erziehungsprozeß beherrscht und pädagogische Überlegungen vorrangig unter dem Gesichtspunkt aufsichtsrechtlicher Aspekte erwogen werden.“ (1995, S. 70).

Die Eltern des TN haben sich offensichtlich bei ihrer Kinderhausarbeit sehr weit von ihren pädagogischen Grundüberzeugungen entfernt und ihren Erziehungsalltag durch aufsichtsrechtliche Aspekte beherrschen lassen.

Ihre pädagogische Grundhaltung war angesichts der vermeindlichen Pflichten in der Öffentlichen Erziehung nicht so couragiert ausgeprägt, dass sie ihre pädagogischen Überzeugungen vom privaten Bereich her auf den öffentlichen Anteil ausgeweitet oder übertragen hätten. Es scheint eine umgekehrte Tendenz gegeben zu haben.

Die Kinderhaus-Eltern glaubten den Auftrag der Öffentlichen Erziehung so verstehen zu müssen, dass sie eine restriktive Handhabung bei der Aufsichtspflicht praktizieren müssen, um ihre Pflicht zu erfüllen. Dieser Selbstanspruch hat mit seinem Auftrag an das Familiensystem private Aspekte verdrängt, denn die Eltern agierten ihrem eigenen Kind gegenüber unfrei, weil sie sich an eine Aufsichtspflicht gebunden fühlten, die etliches experimentelle Elternverhalten verunmöglichte.

Wie diese Haltung der Eltern sich entwickelte und verfestigte, muss an dieser Stelle Spekulation bleiben. Ein latenter Grund kann allerdings die grundsätzliche Perspektive gewesen sein, dass eine Familie, die einen Öffentlichen Erziehungsauftrag übernimmt, kontrollierbarer ist als eine rein private Familie, sie erhält einen institutionellen Charakter.

Ein institutioneller Aspekt an der Kinderhausfamilie, der für den TN spürbar wurde, war die Unfreiheit der Eltern, sich ihm gegenüber gemäß ihrer pädagogischen Überzeugung zu verhalten. Damit wurde die Bedeutung seiner eigenen Person gegenüber dem Zweck der Institution nachrangig, sie wurde dem Zweck des Kinderhauses untergeordnet. Der TN dürfte von seinen Eltern enttäuscht gewesen sein, da ihre Bereitschaft sich einem familienfremden Zweck unterzuordnen, ihn als (erstes) Leibliches Kind zurücksetzte.

Der TN hatte bei seinen Eltern eine großzügigere Ausgangsregelung angemahnt. Es dürften eine Reihe von Diskussionen stattgefunden haben, da die Eltern formulieren „... **wir würden Dich ja ...**“. Seine Bemühungen auf die Eltern Einfluss zu nehmen, sie umzustimmen, waren nicht erfolgreich, denn sie ließen ihn nicht „laufen“, sondern sie wandten auf ihn die gleichen Regeln an, wie auf die Maßnahmekinder. Mit der Ausgangsregelung wurde er gewissermaßen gefesselt und zwar an die Institution. Er erlitt auf diesem Wege einen für ihn erheblichen Nachteil durch die Kinderhausfamilie. Durch ihre Argumentation versuchten die Eltern seine Enttäuschung, durch den in ihren Augen vermutlich sachlichen Hinweis auf ihre Pflichten, zu mindern. Sie fühlten sich aber nicht wohl dabei, denn mit der Aussage „**Wir würden Dich ja laufen lassen**“ kommt auch eine gewisse Sehnsucht zum Ausdruck, im Handeln frei sein zu wollen. Im Hinblick auf eine adäquate Ausgangsregelung für den fast erwachsenen Sohn empfanden sie selbst das Kinderhaussetting als Einschränkung.

Der TN hat ein starkes Bedürfnis Aspekte aus seiner Kinderhauszeit zu bearbeiten. Der Weg des Perspektivenwechsels, also immer wieder in die Rolle der Eltern zu schlüpfen, offenbart seine hohe innere Beteiligung bei diesem Thema. Die Technik des Perspektivenwechsels ist eine Möglichkeit des self-coachings, um eine nicht tatsächlich stattfindende Kommunikation mit den Eltern zu ermöglichen. Er hat offensichtlich unter der Tatsache gelitten, dass seine Eltern ihm gegenüber aufgrund der angestrebten Gleichbehandlung von Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern nicht flexibel reagiert haben.

Er bemüht sich mit dem Perspektivenwechsel ausdrücklich um Verständnis für die Handlungsweise der Eltern. Er hat demnach die vermeintlichen Anforderungen, die das System Kinderhaus an die Betreiber-Eltern und deren Leibliche Kinder stellte, internalisiert. Obschon ihm die straffen Regeln der Eltern widerstrebten und er vermutlich in dem Aspekt des freien Ausgangs neidisch auf seine Freunde in „normalen“ Familien war, verhielt er sich angepasst, begehrte nicht gegen diese Regeln auf. Der TN war somit aktiver Träger für das Setting Kinderhaus, denn hätte er massiv gegen die Anordnungen der Eltern verstoßen, dann hätte er die Arbeit der Eltern zumindest erschwert. Die elterliche Autorität vor den Maßnahmekindern zu erhalten, sie nicht zu erschüttern, war für den TN eine akzeptierte Pflicht. Mit diesem solidarischen Handeln lieferte er einen maßgeblichen Anteil am Gelingen der damit gemeinsamen Arbeit. Seine spezielle Leistung für das System bestand in seiner Bereitschaft auf Verzicht. Konkret verzichtete er auf eine flexible Ausgangsregelung, die mit dem Ausgang seiner Freunde vergleichbar gewesen wäre. Abstrahierend kann gefolgert werden, dass er während seiner Kindheit und Jugend kontinuierlich Verzicht eingeübt hat. Der Verzicht auf seine Mutter scheint dabei für ihn das größte Problem gewesen zu sein.

6.2.3 Textstelle 3 „Persönliche Bilanz“

(Interviewtranskription S. 23 /Zeilen 6 – 21)

6.2.3.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I : **„Wenn Sie mal einzelne Aspekte aus Ihrer Vergangenheit benennen sollten nach den Möglichkeiten, es gab Aspekte im Zusammenleben, unter denen ich gelitten habe und es gab Aspekte, die waren für mich förderlich ?“**

Der I unternimmt schrittweise eine vorsichtige Annäherung an den TN. Er fordert ihn nicht direkt (**„Wenn Sie ... benennen sollten“**) auf, sondern lässt ihm die Möglichkeit, sich schrittweise auf die Frage einzulassen.

Mit dem Begriff **„Aspekte“**, der dreimal im Text vorkommt, erfragt der I sehr abstrakt aber dennoch nach konkreten Strukturen oder Geschehnissen ohne dem TN mögliche Beispiele zu nennen, was er sich unter solchen Aspekten genauer vorstellt. Der I will vom TN **„Aspekte im Zusammenleben“** erfahren, wobei er auch nicht genauer ausführt, welches Zusammenleben gemeint ist. Aus dem Interviewzusammenhang scheint für den I festzustehen, dass nur das Zusammenleben der Kinderhausfamilie in ihrer Gesamtheit gemeint sein kann.

Um beim TN die Ebene der Reflexion zu erreichen, greift der I zum Mittel des Perspektivenwechsels, wenn er in die Frage das Personalpronomen „ich“ einfügt und den Frageteil abschließt mit der Formulierung: „... die waren für mich förderlich?“ Es genügt dem I offenbar nicht die Frage an den TN zu richten, sondern durch den Perspektivenwechsel überbrückt er die Distanz zum TN, begibt sich in dessen Person, um dort stellvertretend die Frage zu implantieren. Dies geschieht offenbar in dem Bestreben, dass der TN umfassend die Rolle desjenigen einnehmen soll, der gebeten ist zu reflektieren.

Der I konstruiert in seiner Frage ein Gegensatzpaar von Begriffen, das er aber nicht komplettiert. Er fragt nach Aspekten im Zusammenleben, unter denen der TN **„gelitten“** habe und stellt als Pendant gegenüber Aspekte, die für den TN **„förderlich“** waren. Damit unterstellt er allerdings gleichzeitig in dieser Frage, dass **„leiden“** für die Persönlichkeitsentwicklung nicht förderlich sein kann, denn er intendiert, dass es im Gegensatz zum **„leiden“** angenehme Aspekte des Zusammenlebens sein müssten, die förderlich seien.

Insofern ist die Frage manipulativ, denn es wird unterstellt, dass „**förderlich**“ das Gegenteil von „**leiden**“ sei.

Der I gibt dem TN die Analysefrage zur Reflexion vor: „... **es gab Aspekte ..., unter denen ich gelitten habe und es gab Aspekte, die waren für mich förderlich.**“ Diese Frage soll zur Bilanz anregen und zwar zu einer Bilanz, bei der der I die Dimensionen der Reflexion bestimmen will. Er fragt nicht etwa neutraler nach Vor- und Nachteilen des Zusammenlebens für den TN. Mit „**leiden**“ benennt er eine emotionale Kategorie, was einen gewissen Ausstrahlungseffekt auf die Antwort des TN erwarten lässt. Mit „**förderlich**“ wird die pädagogische Bilanzierung angeregt. Da das Gegenteil von „**leiden**“ „sich an etwas erfreuen“ wäre, vom I nicht aber nach Aspekten der Freude im Zusammenleben gefragt wird, öffnet diese Frage lediglich mit „**leiden**“ die vorbenannte Dimension eher negativ gefärbter emotionaler Aspekte und mit „**förderlich**“ die Dimension einer eher pädagogisch-professionellen Sichtweise. Wenn der TN erfreuliche, positive Aspekte im Zusammenleben anführen möchte, dann kann er sie im logischen Abgleich mit der Frage nur als pädagogisch förderliche Aspekte subsumieren, es sei denn, er folgt nicht dem Pfad, auf den der I mit seiner widersprüchlichen Frage geführt hat.

Sequenz B:

TN: „**Also, im Nachhinein, kann ich sagen, ich habe ein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten, will ich mal von mir selber, unter allem Vorbehalt, behaupten. ...**“

Die Verwendung des Wortes „**Also**“ zu Satzbeginn weist darauf hin, dass nachfolgend eine Aussage folgt, derer sich der TN recht sicher ist oder zumindest schon eine bilanzierende Abwägung vorangegangen ist.

Er benennt mit „**im Nachhinein**“ die Zeit nach seiner Phase im Kinderhaus. Er hat einen gewissen Abstand zu dieser Lebensspanne und ist heute in der Lage, eine Bilanz zu ziehen.

Bei dieser Bilanz ist er sich persönlich sicher, wie er mit „**kann ich sagen**“ ausdrückt, was aber noch keine positive Färbung seiner Bilanz anzeigt.

Die eigentliche Aussage „...**ich habe ein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten...**“ ist eine allgemein-bilanzierende Antwort, die nicht konkret auf die Frage nach Aspekten des Leidens und der Förderlichkeit eingeht. Der TN präsentiert ein Ergebnis seiner Sozialisation. Diese Antwort entspricht der in der Frage angelegten pädagogischen Gesamtreflexion; d.h. er geht mit dieser Antwort auf die Förderung ein, die er im Setting erfahren hat. Nach dem vorbereitenden „**kann ich sagen**“ folgt nun die klare und sichere Selbsteinschätzung, wobei die Worte „**sehr**“ und „**ausgeprägt**“ das „**Sozialverhalten**“ näher bestimmen. Diese Qualitätsbeschreibung deutet auf eine besonders gelungene Förderung seiner Person und besonders erfolgreiche soziale Lernprozesse hin. Der TN benutzt dabei ein typisch sozialpädagogisches Vokabular; es ist ihm selbstverständlich, geläufig.

Anschließend schränkt er die Selbstaussage mit „**will ich mal von mir selber, unter allem Vorbehalt, ...**“ doppelt ein. Die Formulierungen „**will ich mal**“ und „**unter allem Vorbehalt**“ stehen im klaren Gegensatz zur vorangegangenen deutlich klaren Selbsteinschätzung. Es sind zwei Lesarten möglich:

- Er ist sich demnach doch nicht so sicher, wie er vorgegeben hat.
- Seine Selbsteinschätzung mußte unbescheiden wirken; den Eindruck überheblich zu sein, will er mit den Einschränkungen vermeiden.

Das Verb „**behaupten**“ zum Ende dieses Satzes rahmt die Einschränkungen und unterstreicht wiederum die Richtigkeit seiner Selbsteinschätzung.

Der TN hat die Frage und Bitte des I ohne Widerspruch akzeptiert. Die manipulative Kraft der Frage wirkt sich aus, denn der TN benennt eindeutig als einen Effekt seiner Sozialisation im Kinderhaus sein „**ausgeprägtes Sozialverhalten**“.

Sequenz C:

TN: „... **Und ich denke, es ist nicht zuletzt dadurch zustande gekommen, also eine Sache, die man bisher irgendwie positiv bewerten kann aber bestimmt auch nicht selbstlos, also, da geht's auch zu weit. ...**“

Der TN stellt seine Gedanken darüber vor, wie er zu seinem „**sehr ausgeprägten Sozialverhalten**“ gekommen ist. Es gab anscheinend mehrere Faktoren, die zur Entwicklung dieses Sozialverhaltens beigetragen haben. Mit der Formulierung „**nicht zuletzt dadurch zustande kommen**“ bereitet er den Hinweis auf einen speziellen Aspekt vor, der eine gewisse Bedeutung beim Zustandekommen des Sozialverhaltens beigetragen hat. Diese Erzählspannung bleibt aber zunächst erhalten, denn er stellt anschließend nicht konkret diesen Aspekt vor, sondern weicht auf eine Formulierung mit „**man**“ aus. Damit verlässt er die ganz persönliche Perspektive, die er zuvor eingeschlagen hatte, als er zum Satzanfang sagte: „**Und ich denke, ...**“. Neben seiner eigenen Einschätzung ist es ihm wichtig, auch zu äußern, wie die Allgemeinheit urteilt. Damit bleibt aber an diesem Punkt der angedeutete Aspekt, wie denn sein „**sehr ausgeprägtes Sozialverhalten**“ zustande gekommen war, unbenannt.

Er spricht sehr unbestimmt von einer „**Sache**“, die die Allgemeinheit „**man**“ „**bisher irgendwie positiv beurteilt**“. Die Zeitangabe „**bisher**“ schließt ein, dass eine spätere Beurteilung auch anders ausfallen könnte. „**Irgendwie**“ zeigt an, dass der TN nicht genau die Grundlage der Beurteilung kennt, für ihn ist die Beurteilung diffus, er kann sie nicht nachvollziehen.

Letztlich wird „**es**“, wodurch sein „**sehr ausgeprägtes Sozialverhalten**“ zustande gekommen ist, von einer nicht näher bestimmten Allgemeinheit nach für ihn nicht nachvollziehbaren Kriterien „**positiv**“ bewertet.

Die folgende Passage „**aber bestimmt auch nicht selbstlos**“ passt in keiner Weise in einen logischen Zusammenhang des Satzbaus oder des Sinnzusammenhangs. Bis zum Verb „**bewerten**“ war er dabei einen bestimmten Aspekt zu benennen.

An dieser Stelle leitet er durch die Verwendung eines „**aber**“ auf einen Gedanken über, der für ihn im Gegensatz zum „**sehr ausgeprägten Sozialverhalten**“ steht. Er benennt auch gleich diesen Gegensatz, indem er äußert, dass damit „**bestimmt**“ keine selbstlose Haltung verbunden werden darf. Selbstlosigkeit geht für ihn zu weit und hat nach seiner Auffassung nichts mehr mit „**Sozialverhalten**“ zu tun.

Nach den wenig klaren Aussagen in der ersten Sequenzhälfte wird er im letzten Teil sehr verbindlich, was durch das eingeflochtene „**also**“ belegt ist, mit dem er wie schon im ersten Satz eine aus seiner Perspektive richtige und ihm wichtige Aussage vorbereitend einleitet.

Das „**Sozialverhalten**“ kann nach seiner Ansicht auch „**zu weit**“ gehen.

Sequenz D:

TN: „**... Em – es gab schon Kinder, die mich tierisch genervt haben, dass ich – vor allem geärgert. Die Martina zum Teil, der (unverständlich, vermutlich ein Jungename), die haben mich doch sehr genervt, geärgert. ...**“

Seine Anmerkung, dass das „**Sozialverhalten**“ auch „**zu weit**“ gehen kann, führt den TN in der Rückerinnerung zu einem bestimmten Maßnahmekind, das ihn „**tierisch genervt**“ hat. Ein weiterer Kindername ist unverständlich, so dass hier unklar bleibt, ob es sich um ein Maßnahmekind oder um ein leibliches Geschwisterteil gehandelt hat. Es waren auf jeden Fall mehrere Kinder.

Die Umstandsbeschreibung mit „**tierisch**“ in diesem Verwendungszusammenhang soll einen sehr starken Ärger ausdrücken. Was der TN auszuhalten hatte, war offenbar für ihn schon nicht mehr menschlich. Es kommt ein ungezügelter Tun zum Ausdruck, das er mehreren Kindern aus dem Kinderhaus zuschreibt.

In der folgenden Passage „**die mich tierisch genervt haben, dass ich -**“ bricht der TN bevor er den Satz ausführt ab. Es bleibt offen, welche Handlung er am liebsten vollbracht hätte, um sich von dem vermeindlichen Terror zu befreien. Es steht zu vermuten, dass eine sozial unerwünschte Handlung hinter „**dass ich**“ gefolgt wäre, die er aber nicht artikuliert.

Der TN beschreibt nicht, ob auch andere Systemteilnehmer sich genervt fühlten. Er bezieht den Ärger alleine auf sich.

Sequenz E:

TN: „... **Dass man mit denen jetzt mit denen sogar klarkommen musste, weil jetzt meine Eltern standen (unverständlich, Gerätestörung)... oder zumindest schwer zu verhalten, ne, also wenn ich die hätte gegen die Wand klatschen können, also, es war schon schwierig. ...**“

Die Maßnahmekinder werden vom TN zweimal mit „**denen**“ bezeichnet. Damit kommt eine deutliche Polarisierung zwischen ihm und den Maßnahmekindern zum Ausdruck. Während in der Sequenz D noch unklar blieb, welche Kinder ihn „**tierisch genervt**“ haben, benennt er nun mit „**denen**“ und dem Umstand, dass „**man ... jetzt**“, also der eindeutigen Zuordnung, dass eine Gruppe von Kindern hinzugekommen ist, die Maßnahmekinder als die Kinder, die ihn geärgert haben. „**Jetzt**“ bezieht sich auf die Phase der Kinderhauszeit, in der der TN nicht nur mit „**denen**“ zusammenleben musste, sondern „**sogar klarkommen musste**“. Der TN kommt zum Kern seiner Aussage, indem er darauf verweist, dass sein „**sehr ausgeprägtes Sozialverhalten**“ dadurch zustande kam, dass er dem Zusammenleben mit den Maßnahmekindern nicht ausweichen konnte. Sein Lernfeld kam unter dem Zwang zustande „**klarkommen**“ zu müssen. „**Klarkommen**“ steht für einen störungsfreies und möglichst harmonisches Miteinander.

(Die Passage von „weil“ bis „verhalten“ wird beim weiteren Vorgehen ausgeblendet, da die Textlücke – Gerätestörung - keine Sinnkonstruktion zulässt.)

Der TN entwickelte so starke Aggressionen, dass er die Maßnahmekinder „**hätte gegen die Wand klatschen können**“. Unterstellt man, dass der TN dies nicht buchstäblich meint, so ist doch seine aufgestaute Aggression offenbar. Anscheinend wurde er daran gehindert, seine Wut auf die Maßnahmekinder an ihnen auszulassen. Wer oder was ihn gehindert hat, die Aufsicht der Eltern oder internalisierte Selbstkontrolle, bleibt offen. Die Wut auf die anderen Kinder im Setting Kinderhaus steigt in ihm innerhalb der Rückerinnerung wieder so stark auf, dass er die obige drastische Formulierung im Interview nicht filtert.

Mit diesem stark emotionalen Beitrag geht der TN auf die Ausgangsfrage des I ein und benennt neben pädagogisch bilanzierenden Aspekten einen klaren Lebensumstand unter dem er gelitten hat und erfüllt damit einen Frageteil.

Etwas moderater schließt der TN diese Sequenz, indem er darauf verweist, dass „**es schon schwierig war**“. Es darf analysiert werden, dass es nicht zu Gewaltausbrüchen wie etwa „**gegen die Wand klatschen**“ gekommen ist, er fühlte aber wohl eine hohe Anforderung an sich gestellt, den Stressfaktor, nämlich die Störung durch die Maßnahmekinder, zu bewältigen.

Sequenz F:

I: „**War es ein günstiges Übungsfeld für Ihr späteres Leben?**“

Der I wiederholt die Polarisierung seiner Eingangsfrage nicht und geht auf die Antwort des TN ein, indem er in Form einer offenen, diesmal positiv gefärbten Frage die Ausführungen des TN spiegelt. Er greift damit den Aspekt auf, dass der TN den Umstand des Leidens funktional für das Zustandekommen seines Sozialverhaltens hält.

Sequenz G:

TN: „**Ja, es war damals ein saures Übungsfeld, weil man auch gezwungen zu üben war, obwohl man es gar nicht wollte, weil ich mich ja auch nicht entziehen konnte.**“

Der TN bestätigt die Frage des I voll, ändert jedoch ohne weiteren Kommentar das Adjektiv „**günstiges**“, wie es der I verwendet hat, in „**saures**“ um. Günstig war das Übungsfeld also für den TN dadurch, dass es „sauer“ war. Dieses Übungsfeld war ihm nicht angenehm aber es war förderlich.

Zweimalig verwendet er wieder „**man**“, also eine allgemeine Form, die geeignet ist, im Plural ggfls. die leiblichen Geschwister und auch die Maßnahmekinder zu subsumieren.

Die allgemeine Form mit „**man**“ in der Passage „**obwohl man es gar nicht wollte**“ deutet darauf hin, dass nicht nur der TN das Zusammenleben in dieser Form nicht wollte, sondern aus

seiner Sicht galt dies ebenso für andere Systemteilnehmer. Erst im letzten Satzteil stellt der TN deutlich seine subjektive Situation dar mit „... **weil ich mich ja auch nicht entziehen konnte.**“ Zum verwendeten „**auch**“ lassen sich zwei Lesarten benennen:

- Dem TN blieb keine Verhaltensalternative im Sinne von „Was ich ja auch hätte machen können...“
- Es konnten sich auch andere Systemteilnehmer nicht entziehen und mussten in der Zwangsgemeinschaft verbleiben.

Der TN hatte keine Möglichkeit sich zu entziehen, er musste am Setting teilnehmen. Der Zwang teilnehmen zu müssen, benachteiligt ihn als Leibliches Kind, da für die Maßnahmekinder sehr viel eher die Variante des Ausstiegs aus dem Setting vermutlich eher gegeben war.

Die Textstelle im Zusammenhang:

I: „**Wenn Sie mal einzelne Aspekte aus Ihrer Vergangenheit benennen sollten nach den Möglichkeiten, es gab Aspekte im Zusammenleben, unter denen ich gelitten habe und es gab Aspekte, die waren für mich förderlich?**“

TN: „**Also, im Nachhinein, kann ich sagen, ich habe ein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten, will ich mal von mir selber, unter allem Vorbehalt, behaupten. Und ich denke, es ist nicht zuletzt dadurch zustande gekommen, also eine Sache, die man bisher irgendwie positiv bewerten kann aber bestimmt auch nicht selbstlos, also, da geht's auch zu weit. Em- es gab schon Kinder, die mich tierisch genervt haben, daß ich – vor allem geärgert. Die Martina zum Teil, de r (*unverständlich*), die haben mich doch sehr genervt, geärgert. Dass man mit denen jetzt mit denen sogar klarkommen musste; weil jetzt meine Eltern standen (*unverständlich*) oder zumindest schwer zu verhalten, ne, also wenn ich die hätte gegen die Wand klatschen können, also, es war schon schwierig.**“

I: „**War es ein günstiges Übungsfeld für Ihr späteres Leben?**“

TN: „**Ja, es war damals ein saures Übungsfeld, weil man auch gezwungen zu üben war, obschon man es gar nicht wollte, weil ich mich ja auch nicht entziehen konnte.**“

6.2.3.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Der I will vom TN eine pädagogisch reflektierte Stellungnahme über dessen Sozialisationschancen im Setting Kinderhaus. Im Kern ist mit der Frage des I sein Forschungsinteresse benannt. Der TN ist für den I ein Fachmann bzgl. familienorienter Ersatzerziehung.

Die schon in der textanalytischen Annäherung beschriebene Diskrepanz beim I die Ebenen des emotionalen Erlebens und der pädagogischen Reflexion unkorrekt gleichzusetzen, lässt eine gewisse Spannung dahingehend entstehen, inwieweit der TN dem angelegten Gedanken folgt, negativ bewertete Erlebnisse seien für den Sozialisationserfolg dysfunktional.

Sequenz B:

Der TN folgt nicht der Analysevorgabe des I, sondern bilanziert ohne konkrete Aspekte zu nennen auf einem sehr allgemeinen Abstraktionsniveau indem er das Gesamtergebnis der Sozialisation präsentiert: „... **ich habe ein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten...**“. Diese Hinwendung zur allgemeinen und abstrakten Aussage anstatt wie vom I auch provoziert, konkrete Aspekte zu nennen, lässt vermuten, dass in seiner Vergangenheit weniger die Einzelaktion als vielmehr die generelle Aufgabe prägend war, weniger das Individuum als vielmehr das Funktionieren der Gruppe im Vordergrund stand. Der TN reflektiert an dieser Stelle sein soziales Gruppenverhalten und scheint in dieser Reflexion geübt zu sein.

Die Verwendung des sozialpädagogischen Vokabulars weist darauf hin, dass dieser Terminus zum Sprachschatz im Setting Kinderhaus gehörte. Der Begriff „**Sozialverhalten**“ als Erziehungsziel ist ein üblicher Begriff, wenn es innerhalb der Hilfeplanung (KJHG, § 36) Ziele der Arbeit zu formulieren gilt. (*Etliche Formblätter für Entwicklungsberichte enthalten den Berichtspunkt „Sozialverhalten“. Die Aufgabe der Kinderhausbetreiber sog. Entwicklungsberichte über die Maßnahmekinder zu schreiben, kann hinsichtlich der verwendeten Fachbegriffe einen Beitrag zur Professionalisierung der Sprache erbracht haben.*)

Es dürfte auch so gewesen sein, dass mit dem TN als dem ältesten der Leiblichen Kinder pädagogische Reflexionsgespräche über die Maßnahmekinder geführt wurden und so ein allgemeiner sozialpädagogischer Kompetenzerwerb beim TN eingeleitet wurde. Ein Hinweis auf diese Möglichkeit liefert die Aussage aus der Sequenz E, wonach der TN mit den Maßnahmekindern **„klarkommen musste“**; diese Formulierung lässt die plausible Deutung zu, dass es zwischen dem TN und seinen Eltern zu erheblichen Diskussionen kam, in deren Verlauf die Eltern eine Akzeptanz des gesamten Projektes „Kinderhaus“ abverlangten.

Der TN benutzt den Begriff **„Sozialverhalten“** in einer positiven Färbung, im Sinne eines erwünschten Verhaltens. Der Begriff **„Sozialverhalten“** an sich, sieht man ihn wertneutral, kann ja sowohl erwünschtes als auch unerwünschtes Verhalten umfassen. Durch den Zusatz **„... will ich mal von mir selber, unter allem Vorbehalt, behaupten ...“** macht der TN deutlich, dass er sein **„Sozialverhalten“** in einer funktionalen sozialen Qualität als erwünschte und erstrebenswerte Kompetenz ansieht.

Demnach hat er sich nach seiner Einschätzung im Kinderhaus im Hinblick auf seine soziale Kompetenz optimal entwickelt.

Sequenz C:

Der TN will im folgenden aufzeigen, wie sein soziales Lernfeld beschaffen war und somit begründen, wie es zu seinem Lernerfolg kam. Bevor er jedoch diesen analytischen Gedanken weiterverfolgt, begibt er sich zunächst auf die definitorische Ebene, um abzugrenzen, was in seinem Sinne unter dem Begriff **„Sozialverhalten“** zu verstehen oder auch nicht zu verstehen ist. **„Sozialverhalten“** ist demnach auf keinen Fall gleichzusetzen mit Selbstlosigkeit. Ab einem gewissen Punkt, bis zu dem soziales Verhalten dadurch qualifiziert ist, dass man eigene Bedürfnisse zurückstellt, kann es für das soziale Gefüge insgesamt und für innewohnende Individuen kontraproduktiv sein, wenn ein Systemmitglied seine persönlichen Bedürfnisse zu sehr zurückstellt. Umgekehrt heisst dies, dass ein stabilisierendes Sozialverhalten ausgewogen hergestellt sein will zwischen den beiden Polen: Altruismus und Egoismus.

Es darf an dieser Stelle spekuliert werden, ob der TN im Passus **„... bestimmt auch nicht selbstlos...“** seine Eltern kritisiert, die das Setting „Kinderhaus“ ins Leben gerufen haben und damit die Privatheit der Familie zugunsten der Hereinnahme der Maßnahmekinder und damit der Hereinnahme der öffentlichen Ersatzerziehung weitgehend aufgaben.

Der TN selbst war bis zu einem gewissen Grade gewillt und in der Lage sich im Sinne der Erwartungen, die an ihn gerichtet wurden **„irgendwie positiv“** zu verhalten, Selbstlosigkeit durfte aber nicht von ihm abverlangt werden. Er hat diese Grenzüberschreitung entweder selbst erlebt oder im Setting beobachtet, da er sich sicher ist, dass diese Form von sozialem Verhalten in keinem Falle angemessen ist. Zu einem gesunden Sozialverhalten gehört nach seiner Ansicht ein gewisser Grad an Selbstbehauptung und ein Festhalten an der Befriedigung eigener Bedürfnisse.

Es ist die Lesart zulässig, dass er das gesamte Unternehmen „Kinderhaus“ als einen Akt übergroßer Selbstlosigkeit und damit in seinem Sinne falsch verstandenen Sozialverhaltens kritisierte und ablehnte. Seine Eltern waren demnach in seinen Augen zu altruistisch, gaben zu viel her – sie gaben sogar ihre eigene Privatheit und damit auch die der eigenen Kinder auf - und überschritten eine Grenze, die man im Sinne eines gesunden und ausgewogenen Lebensstiles nicht überschreiten sollte.

Sequenz D:

Der TN greift den Gedanken wieder auf, Aspekte zu nennen, die es ihm ermöglichten ein positives Sozialverhalten zu entwickeln. Damit wird er konkreter und erfüllt den Auftrag der Interviewerfrage. Als konkrete Entwicklungsaspekte benennt er, dass ihn Kinder des Settings **„tierisch genervt ... geärgert“** haben.

Seine Lebenswelt als Kind und Jugendlicher war demnach prägnant bestimmt vom Stressfaktor **„Ärger“**. Er lernte diesen Dauerärger zu erdulden, denn zu einer explosiven Befreiung, einem radikalen Stressabbau durch eine entsprechende Handlung kam es offenbar nicht. Was er früher nicht tun dürfen, fällt ihm heute noch schwer zu artikulieren (siehe Sequenz D, Textanalytische Annäherung), denn er führt in dieser Sequenz noch nicht aus, was er am

liebsten mit den Maßnahmekindern gemacht hätte. Er arrangierte sich in irgendeiner Form mit den Personen, die ihn nervten und ärgerten.

Die reflektorische Perspektive, die damaligen Umgebungspersonen positiv in dem Sinne zu bewerten, dass sie ihm durch ihre Existenz letztlich zu einem optimalen Sozialverhalten mitverholfen haben, diese Sicht der Dinge dürfte dem TN tatsächlich erst mit wachsendem Alter gekommen sein. Die aktuelle Phase des Nervens und Ärgerns durch die Kinder im Kinderhaus, hat bei ihm damals zumindest Ablehnung provoziert. Er dürfte damit nicht nur die Kinder abgelehnt haben, sondern das gesamte Projekt „Kinderhaus“.

Sequenz E:

Es kommt eine massive Ablehnung der Maßnahmekinder zum Ausdruck. Dabei wird nicht individualisiert, sondern pauschal abgelehnt. Er scheint heute noch fassungslos über den Anspruch der Eltern, dass er mit den Maßnahmekindern „**klarkommen**“ musste. Er arrangierte sich nicht freiwillig mit den Kindern, sondern nur notgedrungen, weil ihm keine andere Wahl blieb. Die Eltern kontrollierten das Geschehen. Sein Sozialverhalten entwickelte sich nicht aus freiwilliger Einsicht in die Sinnhaftigkeit des Geschehens im Kinderhaus, auch nicht aus einem empathischen Nachempfinden von eventuellen Notlagen der Maßnahmekinder, sondern einzig und allein aus der Tatsache, dass er der Situation nicht ausweichen konnte.

Diese Unausweichlichkeit im pädagogischen Alltag führt, wie MERCHEL (1987) beiträgt, zu authentischen Reaktionen bei den Systemteilnehmern. Im Sinne eines „Sozialen Lernens“ war die Lebenswelt des TN geeignet Sozialverhalten zu internalisieren, wiewohl er sich in der Lernphase gänzlich unwohl fühlte und seine Sozialpartner am liebsten „... **hätte gegen die Wand klatschen können** ...“. In diesem Zitat kommt blanker Hass zum Ausdruck. Die damalige Ablehnung der Maßnahmekinder durch den TN war so dramatisch, dass er, um in ein emotionales Gleichgewicht zu kommen, diese Kinder am liebsten physisch vernichtet hätte. Sie waren ihm so lästig wie überflüssige Fliegen, die zerklatscht werden. Sie hatten für ihn keinen Wert. Welche Hemmung die Maßnahmekinder vor Übergriffen durch den TN bewahrte, bleibt Spekulation und auch die Frage ob es doch zu physischen Übergriffen kam, die weniger massiv waren, als jemanden an die Wand zu klatschen. Im Hinblick auf die definitorische Frage, was der TN unter „Sozialverhalten“ versteht, teilt er in dieser Sequenz mit, dass für ihn ein Element von sozialem Verhalten ist, dass man Menschen, selbst wenn man sie hassbesetzt ablehnt, nicht physisch verletzt.

Unter dem Ärger und dem Nerven durch die Maßnahmekinder hat der TN gelitten. Er hat gelernt mit diesen Menschen seinen privaten Raum zu teilen, indem er zumindest ein Mindestmaß an sozialem Miteinander praktizierte.

Sequenz F:

Die Nachfrage des I ist im Gegensatz zu seiner Ausgangsfrage in dieser Textstelle korrekt. Es zeigt sich in dieser Frage, dass der I dem TN folgt und nicht umgekehrt. Der TN hat in seiner Antwort die Antinomie der Ausgangsfrage überwunden, indem er klarstellt, dass auch negativ erlebtes soziales Geschehen im Sinne einer gelungenen Sozialisation funktional sein kann. Der I korrigiert seine manipulative Frage und formuliert offen. Er greift mit seiner Begriffswahl „**Übungsfeld**“ die prozesshafte Darstellung des TN auf und kapriziert damit auf die gruppenspezifischen Vorgänge im Kinderhaus. Er hat erkannt, dass der TN den Zwang zum Üben als Chance zum Lernen bewertet.

Der I zeigt mit seiner Frage, dass es ihm nicht an psychodramatischer Aufarbeitung gelegen ist, denn dann hätte er an dieser Stelle den konkreten Aspekt „**an die Wand klatschen**“ tiefer thematisiert. Es genügt ihm der dokumentarische Hinweis durch den TN, wichtig ist ihm die allgemeine Ebene abstrakter Reflexion und bilanzierender Aussage, die er mit seiner Nachfrage weiter beschreiten will.

In einer zusammenfassenden, spiegelnden Nachfrage regt der I eine Gesamtbilanz an, ob die Zeit im Kinderhaus ein günstiges Übungsfeld für das spätere Leben des TN gewesen sei.

Sequenz G:

Diese Frage wird vom TN bejaht, wobei er das Übungsfeld als „**sauer**“ bezeichnet und näher definiert, warum es sauer war:

- „weil man auch gezwungen zu üben war“,
- „obschon man es gar nicht wollte“,
- „weil ich mich ja auch nicht entziehen konnte“.

Mit dem Begriff „Übungsfeld“ hat der I offenbar den Kern der vorangegangenen Aussagen des TN konzentriert abgebildet, da dieser den Begriff sofort übernimmt. Allgemein wird mit Übungsfeld ein Ort assoziiert, an dem Kompetenzen erlernt und trainiert werden, damit man sie später in einer möglichst guten Qualität anwenden kann.

Diese Assoziation ist dem TN anscheinend sympathisch, wobei er die Begriffe „günstig“ und „sauer“ einfach austauscht. Durch den Austausch bleibt stehen, dass das Übungsfeld auch günstig war, wobei er dazu nochmals näher seine negativen emotionalen Erlebnisse zum Ausdruck bringt.

Wiederholt spricht er vom Lern-Zwang, der nicht nur für ihn gegeben war. Lieber hätte er sich entzogen, weil er selbst diese Situation nicht wollte. Er nahm unfreiwillig am Unternehmen „Kinderhaus“ teil. Er hatte keine Mitbestimmungsmöglichkeiten. Die Eltern setzten ihn unter Zwang. Dabei nicht nur unter den Zwang anwesend zu sein, sondern unter den Zwang, dass die Anwesenheit unter dem Aspekt der Rücksichtnahme auf andere akzeptabel sein musste, also als Systemmitglied zu funktionieren.

Der TN sollte nicht nur anwesend sein, sondern er hatte auch die Aufgabe, sich mit den übrigen Systemteilnehmern, zu denen maßgeblich auch die Maßnahmekinder gehörten, zu arrangieren.

Es wurde ein konstruktives Mitmachen erwartet, auf keinen Fall ein Boykott.

Das Unternehmen „Kinderhaus“ war somit ein Familienunternehmen, bei dem die Eltern die Leitlinien bestimmten und von allen familiären Organisationsmitgliedern betriebliche Loyalität einforderten. Individuelle Bedürfnisse mussten dabei zurückstehen. Der resultierende Gruppenzwang war für den TN emotional belastend, wird aber in der Retrospektive von ihm als förderlich bewertet. Diese Bewertung kann für den TN den bedeutungsvollen Sinn haben, in eine ausgewogene Gesamtbilanz zu kommen: er hat viel einstecken und viel zurückstecken müssen; diese temporären Einschränkungen haben ihn aber ein „sehr ausgeprägtes Sozialverhalten“ erreichen lassen, ggfls. ein Kriterium für gelingendes Erwachsensein, womit Reziprozität für ihn gegeben sein kann (BIERHOFF und MONTADA, 1988).

6.2.3.3 Interpretativer Fokus: „Üben, obwohl man es gar nicht will“

Die Praxis „üben, obwohl man es gar nicht will“, setzt voraus, dass ein Machtgefälle vorhanden ist, innerhalb dessen jemandem das Üben abverlangen kann. Im Falle des Kinderhauses, sind die Rollen klar verteilt: die Eltern verlangen von ihrem Leiblichen Kind zu üben. Geübt werden soll ein erwünschtes Sozialverhalten, insbesondere gegenüber den Maßnahmekindern. Zumindest soll das Leibliche Kind mit den Maßnahmekindern „klarkommen“ und sie nicht physisch schädigen.

Kennzeichnendes Merkmal für das hier zu betrachtende Übungsfeld ist, dass der Übende in keiner Weise freiwillig übte und die Maßnahmekinder sogar hasste, sie physisch ablehnte und deutliche Aggressionen ihnen gegenüber aufbaute.

Üben unter der Voraussetzung von Zwang bringt in der Regel nicht soviel Erfolg, wie üben, das unter dem Kriterium des freiwilligen Wollens zustande kommt. Die Güte des Gelernten ist im ersteren Falle gemeinhin technokratischer Natur, während freiwilliges und spasshaftes Üben virtuosere Ergebnisse erbringt. Wiewohl keine direkte Vergleichbarkeit gegeben ist, kann im Sinne freier Assoziation an dieser Stelle das erzwungene Klavierüben betrachtet werden, um den Vergleich zwischen technokratischem und virtuosem Übungserfolg zu illustrieren. Zweifelslos kann das Kind, das in der Kindheit unter Zwang Klavier üben musste, als Erwachsener seine erworbene Kompetenz genießen und es im Nachhinein für gutheißen, dass das Üben Pflicht war. Ein begnadeter Klaviervirtuose wird dieser Erwachsene aber gemeinhin nicht sein.

Ähnlich mag die Kompetenz beim TN einzustufen sein. Das Erlernen und praktizierende Üben des Sozialverhaltens ist dem Wesen nach aber anders als das Klavierspiel. Sozialverhalten vollzieht sich in Interaktionen, bei denen Individuen miteinander kommunizieren. Die Qualität der Kommunikation ist direkt abhängig von der Akzeptanz, die die Sozialpartner einander entgegenbringen. In einer Organisation, die arbeitsteilig angelegt ist und die demzufolge auch

ein Mindestmaß an kommunikativer Kompetenz benötigt, um zu funktionieren, kann die Kommunikation durch festgelegte Regeln soweit organisiert werden, dass die Akteure zumindest für die Arbeitszeit produktorientiert zusammenarbeiten. Kontrastiert man diese Sichtweise einmal mit dem Leben in einer Familie, so kann man angesichts familiärer Merkmale wie „intimes Bezugssystem“ und „emotionale Geborgenheit“ zu dem Ergebnis kommen, dass familiäre Verhaltensmuster im Hinblick auf Sozialverhalten anders gelagert sind, als in einer Institution. Es gibt zum Beispiel keinen Feierabend. Menschen, die in einer Institution miteinander „klarkommen“ müssen, erleben diesen Zwang nur für die Länge der Arbeitsphase. Nach Feierabend kann man sich seine Sozialpartner freiwillig aussuchen und erfahrenen Beziehungsstress des Berufslebens abbauen.

Der TN hatte es in seinem Kinderhaussetting ungleich schwieriger. Er musste ein Mindestmaß an Sozialverhalten praktizieren obschon er einen Teil seiner Sozialpartner, die Maßnahmekinder, ablehnte. Da diese dauerpräsenzte Systemmitglieder waren, konnte er sich nicht entziehen oder erholen.

Das Kinderhaus ist eine Institution, bei der es keine geregelten arbeitsfreien Phasen gibt. Das Leibliche Kind kann sich evtl. abgrenzen, indem es sich in sein eigenes Zimmer zurückzieht, sofern dies vorhanden ist.

(Dies war beim TN in der Kindheitsphase nur teilweise der Fall; als Jugendlicher hatte er immer ein eigenes Zimmer.)

Spätestens zur Einnahme der Mahlzeiten oder bei der Annäherung an die Eltern musste wieder mit der Präsenz von Maßnahmekindern gerechnet werden.

Eine Ausgrenzung von den Ansprüchen der Kinderhausarbeit konnte das Leibliche Kind nur partiell erreichen. Es war ein Teil des Systems „Akteure“ und musste dabei persönliche Bedürfnisse gegenüber der funktionierenden Einheit zurückstellen. Eine solche Unterordnung eigener Bedürfnisse gegenüber dem Anliegen der Familiengemeinschaft findet man in vielen Familien, bei denen geschäftliche Anteile in das Familienleben hineinragen. Einer der Wesensunterschiede zwischen einem geschäftlichen Unternehmen, wie z.B. einer Gastwirtschaft, wo solche Überschneidungen auch vorkommen und einem Kinderhaus ist der, dass sich bei einer Gastwirtschaft „nur“ Familienzeit und Familienraum zeitlich mit der Dienstleistung überschneiden, wobei hingegen im Kinderhaus neben diesen Aspekten noch die Inanspruchnahme der Kinderhauseltern durch die Nutzer (=Maßnahmekinder) als Bezugspersonen hinzukommt und u.a. damit ein Totalitätsgeschehen im Kinderhaus zu verzeichnen ist.

In diesem so gekennzeichneten Felde totalitärer institutionell-professioneller Beanspruchung übte der TN Sozialverhalten ein, ohne dies selbst zu wollen, sondern unter Zwang, der geeignet war, den Zweck der Einrichtung nicht zu gefährden.

Was wäre geschehen, wenn er diesen Minimalkonsens gefährdet hätte, indem er nicht kooperierte? Er hätte zumindest ein für ihn unattraktives Feedback durch die Eltern erfahren, die als Kinderhausbetreiber dann hätten strukturierend und strategisch reagieren müssen.

Die größte Anerkennung durch die Eltern konnte er durch systemkonformes Verhalten erreichen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er sich also systemkonform verhielt, ist deshalb besonders groß.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der TN als Leibliches Kind im Kinderhaus in seiner Kindheit und Jugend Sozialverhalten gegenüber Menschen eingeübt hat, die er eigentlich ablehnte und dabei internalisierte, systemkonform zu funktionieren, indem er seine individuellen Bedürfnisse dem System unterordnete. Für diese Haltung erfuhr er Verstärkung durch seine Eltern, die Systembetreiber.

6.2.4 Kontrastive Zusammenführung der Zuordnungen

„Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern“

Textstelle „Aufnahme von Maßnahmekindern“	Textstelle „Zusammenleben“	Textstelle „Persönliche Bilanz“
<ul style="list-style-type: none"> • Die Integration in die Familie wird aus der Perspektive des Leiblichen Kindes um so schwieriger zu verarbeiten, je mehr Maßnahmekinder gleichzeitig aufgenommen werden. Die Aufnahme eines einzelnen Kindes ist für das Leibliche Kind einfacher. • Das Leibliche Kind wird nicht mit in die Aufnahmesituation einbezogen. Es entsteht schon in dieser Situation eine Distanz zwischen dem Maßnahmekind und dem Leiblichen Kind. • Der Ausschluß von Systemmitgliedern (Leibliche Kinder) an familiärer Veränderung bewirkt Nicht-Akzeptanz der Veränderung. Die Distanz zwischen Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern bleibt bestehen. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind bezeichnet die Maßnahmekinder als „Fremde“. (Sequenz B) • Anstatt Zuneigung erfahren die Maßnahmekinder Ablehnung. (Sequenz B) 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Maßnahmekinder bildeten eine Konkurrenz-gruppierung innerhalb der Familie. (s. 1.1. Sequenz E) • Das Leibliche Kind lehnte die Maßnahmekinder ab, hasste zumindest einige dieser Kinder und verspürte Aggressionen ihnen gegenüber. (s. 1.2. Sequenz G)

Das Leibliche Kind empfand die Maßnahmekinder als von ihm unerwünschte Personen, die sich in sein und das Leben der Familie drängten. Mutter und Vater mussten plötzlich viel Zeit für die Maßnahmekinder investieren. Diese brachten auch sonst die familiäre Ordnung durcheinander. Die Regeln des Zusammenlebens änderten sich nachhaltig. Der Privatraum der gesamten Familie wurde eingeschränkt. Bereits ab der geschilderten Aufnahmesituation bestand beim Leiblichen Kind ein negatives Bild von den Maßnahmekindern. Dieses Bild korrigierte es auch nicht mehr. Die Kinder blieben ungeliebte Fremde, es lehnte diese ab und hasste sie. Zu physischen Übergriffen kam es nicht, da dies die Regeln des Kinderhauses und die Verhaltensansprüche der Betreibereltern untersagten.

Zusammenfassung:

- Das Leibliche Kind lehnte die Maßnahmekinder insgesamt ab.
- Die Maßnahmekinder hatten beim Leiblichen Kind auch im Verlaufe der Zeit keine Chance akzeptiert zu werden.
- Ein gewisser Anteil an Ablehnung kam womöglich durch die Beeinflussung der Eltern zustande, die ihre Kinder vor den Maßnahmekindern warnten.
- Das Leibliche Kind hasste einzelne Maßnahmekinder.

„Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern“

Textstelle „Aufnahme von Maßnahmekindern“	Textstelle „Zusammenleben“	Textstelle „Persönliche Bilanz“
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind internalisiert die Unsicherheit der Eltern, ob sie durch die Aufnahme von Maßnahmekindern womöglich die Sicherheit der eigenen Kinder gefährden. Die Eltern gehen das Risiko ein. • Die heimliche Koalition zwischen Mutter und Sohn ist ein Ausgleich der Mutter gegenüber ihrem Sohn für verlorengegangene Intimität der Familie. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Maßnahmeeltern begründen gegenüber ihrem Leiblichen Kind ihr erzieherisches Verhalten, um auf diesem Wege dafür Akzeptanz zu erhalten. (Sequenz B) • Die Eltern bilden ein pädagogisches Team, in welches sie ihren Sohn einbinden wollen. (Sequenz B) • Der Rollenkonflikt gipfelt in der Antinomie einerseits pädagogische Kompetenz besitzen zu sollen und andererseits eine restriktive Regel akzeptieren zu müssen. (Sequenz B) • Die starke Reglementierung der Öffentlichen Erziehung, wie sie von den Eltern praktiziert wird (Beispiel: Ausgangszeiten), dehnen sie auf die Leiblichen Kinder aus. (Sequenz B) • Das positive Grundvertrauen der Eltern gegenüber ihrem Leiblichen Kind konnten diese in Bezug auf eine freiere Ausgangsregelung nicht durch Handeln belegen. (Sequenz B) • Das pädagogische Verhalten der Kinderhauseltern war nicht optimistisch- 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind war in seiner Eigenschaft als systemstabilisierendes Mitglied von den Eltern anerkannt. (s. 1.2. Sequenz G) • Die Kinderhauseltern ließen das Leibliche Kind nicht sein Kind-sein ausleben, sondern forderten eine Orientierung an ihrem Erwachsenenverhalten. (s. 1.2. Sequenzen B-G)

	<p>experimentell angelegt sondern pessimistisch- restriktiv. (Interpretativer Fokus)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Kinderhauseltern enttäuschten das Leibliche Kind, indem sie wider besseren Wissens das störungsfreie Funktionieren der Einrichtung dem Anliegen ihres Sohnes überordneten. (Interpretativer Fokus) • Das Kinderhaussetting bewirkte Unfreiheit der Eltern im erzieherischen Handeln gegenüber den Leiblichen Kindern. (Interpretativer Fokus) 	
--	---	--

Das Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern litt darunter, dass die Eltern ihm, aus seiner Sicht, zumuteten, die Eltern und das gesamte Familienleben mit fremden Kindern zu teilen. Die Eltern liebten ihren Sohn und vertrauten ihm und dennoch verlangten sie ihm ab, sich in die neue Struktur der (Pflegefamilie) des Kinderhauses zu integrieren, gewährten ihm keinen Sonderstatus; sie wollten ihn über argumentative Wege zu einer größeren Akzeptanz der Maßnahme „Kinderhaus“ führen. Insofern nahmen sie ihn ernst, konnten aber dennoch seine vitalen Ansprüche nicht befriedigen und forderten Gehorsam ein.

Das Leibliche Kind spürte die Zuneigung seiner Eltern, deren Selbstzweifel und verstand rational deren Anliegen. Dennoch kritisierte er sie wegen ihrer Entscheidung das Kinderhaus zu gründen. Die Mutter wollte ihn in besonderer Weise für seine Nachteile entschädigen, indem sie ihm ihre besondere Zuwendung schenkte und mit ihm heimlich eine individuelle Koalition bildete. Die Opferbereitschaft der Mutter, ihre Person auf so viele Kinder „aufzuteilen“ blieb ihm unverständlich.

Aufgrund der Zwänge, die aus dem Kinderhaussetting resultierten, fanden die Eltern keinen Weg mit ihrem Sohn seine Ansprüche auf Individualität zu befriedigen. Das Leibliche Kind war von seinen Eltern tief enttäuscht, dass sie die Intimität der Familie durch die Gründung eines Kinderhauses preisgaben, indem diese die Öffnung der Familie für öffentliche Ersatzerziehung vollzogen hatten.

Zusammenfassung:

- Das Leibliche Kind ist von seinen Eltern tief enttäuscht.
- Die Mutter versucht die Enttäuschung ihres Sohnes durch besondere Zuwendung wett zu machen.
- Inhaltliche Diskussionen zwischen den Eltern und dem Sohn sollen Akzeptanz bei diesem erzeugen.

„Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst“

Textstelle „Aufnahme von Maßnahmekindern“	Textstelle „Zusammenleben“	Textstelle „Persönliche Bilanz“
<ul style="list-style-type: none"> • Die Familie als Helfersystem bietet Chancen zum Aufbau eines positiven Selbstwertgefühls. Gleichzeitig besteht aber die Gefahr einer Grundhaltung permanenter Omnipotenz gegenüber Hilfebedürftigen. • Das Leibliche Kind sieht sich als Mitglied des Helfersystems. • Die Aufnahme von Maßnahmekindern schränkt den Lebensraum des Leiblichen Kindes ein. Helfen bedeutet persönliche Opfer bringen. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Maßnahmeeltern begründen gegenüber ihrem Leiblichen Kind ihr erzieherisches Verhalten, um auf diesem Wege dafür Akzeptanz zu erhalten. (Sequenz B) • Die starke Reglementierung der Öffentlichen Ersatz-erziehung, wie sie von den Eltern praktiziert wird (Beispiel: Ausgangszeiten), dehnen sie auf die Leiblichen Kinder aus. (Sequenz B) • Die Technik des Perspektivenwechsels beim TN weist auf dessen starken Bedarf nach psychischer Bewältigung seiner Kinderhauszeit hin. (Interpretativer Fokus) 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind ist Fachmann für das Konzept „Kinderhaus“ und trägt somit Fachkompetenz. (s. 1.2. Sequenz A) • Sozialpädagogische Fachkompetenz wurde vom Leiblichen Kind übernommen. Hierzu zählt: <ul style="list-style-type: none"> - Soziales pädagogisches Vokabular ist eingeübt; - Pädagogische Reflexion geschieht auf einem hohen Abstraktionsniveau; - das Leibliche Kind hat gelernt mit dem Klientel trotz Nähe eine professionelle Distanz herzustellen. (s. 1.2.)

Das Leibliche Kind konnte die Entscheidung der Eltern, ein Kinderhaus zu betreiben, nie akzeptieren. Die Nichtakzeptanz belastete es die gesamte Kindheit und Jugend über, seit das Kinderhaus in Betrieb genommen wurde. Die vergleichsweise lange Zeitspanne, die das Leibliche Kind gegen seinen Willen im Kinderhaussetting zubringen musste, war für dieses eine nicht endende Kette persönlicher Opfer.

Es konnte sich nicht allgemein mit den anwesenden Kindern identifizieren und sich als Kind gleichstellen, sondern es rechnete sich zum Helfersystem ohne aber aus dieser selbstgewählten Zugehörigkeit Kapital schlagen zu können, denn aus Gründen der Gleichbehandlung gab es aus der Perspektive der Betreibereltern ausschließlich „gleiche,, Kinder. Dies war zumindest offiziell so, denn es gab inoffiziell (heimlich) besondere Zuwendungen der Mutter gegenüber ihrem Sohn. Für diesen war das Verhalten der Eltern prägend, denn die Widersprüche der Eltern wurden von ihm übernommen; als das Leibliche Kind musste es sich aus pragmatischen Gründen mit den Verhältnissen abfinden und sich in ihnen einrichten. Es machte beim Konzept „Kinderhaus“ mit, entwickelte eine professionell-distanzierte Haltung gegenüber den fremden Kindern und funktionierte als Mitglied der Gesamtgruppe aber stetig die Entwicklung bedauernd.

Hinsichtlich eines sozialen Lernens verzeichnete das Leibliche Kind durchaus einen Zugewinn, bedingt durch die Unausweichlichkeit, dass es mit allen Systemteilnehmern klar kommen musste. Dieser Zugewinn genügte aber nicht, um die erlebten Nachteile insgesamt in eine reziproke Stabilität zu bringen, denn das Leibliche Kind hat seine Kindheit und Jugend im Kinderhaus als unglücklich erlebt.

Die allgemeine Unzufriedenheit, das tiefe Enttäuscht-Sein und etliche Episoden der Kindheit und Jugend wirken im retrospektiven Interview beim TN sehr stark nach; es zeigt sich ein großes Bedürfnis an Aufarbeitung der offensichtlich zum Teil belastenden Erlebnisse.

Zusammenfassung:

- Das Leibliche Kind bilanziert seine Kindheit und Jugend im Kinderhaus als unzufrieden.
- Es gab einen persönlichen und fachlichen Kompetenzgewinn im Bereich des Sozialen Lernens und professioneller Fähigkeiten im Bereich der Fremderziehung.
- Beim heute Erwachsenen gibt es ein großes Bedürfnis nach psychischer Verarbeitung seiner Kinderhausvergangenheit.

„Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting“

Textstelle „Aufnahme von Maßnahmenkindern	Textstelle „Regeln im Zusammenleben“	Textstelle „Persönliche Bilanz“
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind sieht sich als Mitglied des Helfersystems. • Die Aufnahme von Maßnahmenkindern schränkt den Lebensraum des Leiblichen Kindes ein. Helfen bedeutet persönliche Opfer bringen. • Die Mutter übt mit ihrem Leiblichen Kind gegenüber den Maßnahmenkindern eine heimliche Solidarität. Sie bezieht so ihr Kind in das Helfende Setting „Kinderhaus“ mit ein. Das Leibliche Kind gehört deutlich zur Betreiber-Familie und gehört erst innerhalb dieses Subsystems zum System Kinderhaus. 	<ul style="list-style-type: none"> • Für das Leibliche Kind ergibt sich zwischen der Gruppenzugehörigkeit als Mitglied im pädagogischen Team und gleichzeitiger Mitgliedschaft in der Kindergruppe ein Rollenkonflikt. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind im Kinderhaussetting muß persönliche Bedürfnisse zugunsten der Funktionalität der Gesamtmaßnahme zurückstecken. (Sequenz B) • Die Maßnahmealtern wollen eine Gleichbehandlung der Maßnahmenkinder und der leiblichen Kinder praktizieren; es gelten für alle die gleichen Regeln. (Sequenz B) • Das pädagogische Verhalten der Kinderhauseltern war nicht optimistisch-experimentell angelegt sondern pessimistisch-restriktiv. (Interpretativer Fokus) • Die Kinderhauseltern enttäuschten das Leibliche Kind, indem sie wider besseren Wissens, das störungsfreie Funktionieren der Einrichtung, dem Anliegen ihres Sohnes überordneten. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind ist Fachmann für das Konzept „Kinderhaus“ und trägt somit Fachkompetenz. (s. 1.2. Sequenz A) • Sozialpädagogische Fachkompetenz wurde vom Leiblichen Kind übernommen. Hierzu zählt: - Sozialpädagogisches Vokabular ist eingeübt; - Pädagogische Reflexion geschieht auf einem hohen Abstraktionsniveau; - das Leibliche Kind hat gelernt mit dem Klientel trotz Nähe eine professionelle Distanz herzustellen. (s. 1.2.)
...		
...		

	(Interpretativer Fokus) • Die Technik des Perspektivenwechsels beim TN weist auf dessen starken Bedarf nach psychischer Bewältigung seiner Kinderhauszeit hin. (Interpretativer Fokus)	
--	--	--

Die biologische Zugehörigkeit zur Betreiberfamilie war der ausschließliche Grund für die Mitgliedschaft des Leiblichen Kindes im System „Kinderhaus“. Die Unfreiwilligkeit bei diesem Projekt anwesend sein zu müssen, prägte seine Mitwirkung. Diese war minimal aber dennoch ausreichend. Die motivationale Ebene musste seitens der Eltern stetig bedient werden. Es entwickelte sich ein status quo innerhalb dessen das Leibliche Kind seine persönlichen Bedürfnisse zurücksteckte und sich pflichtgemäß zwischen seinen Eltern und den Maßnahmekindern einpasste. Ein besonderes Engagement, das womöglich von Lust und Spaß an der Mitarbeit beim Projekt der Eltern geprägt gewesen wäre, gab es nicht. Es gab vielmehr eine minimale Einpassung gemäß der Anforderungen der Eltern. Diese Spielart von passiver Unterstützung der Arbeit kam lediglich den Eltern zuliebe zustande. Das Wesensmerkmal der Kinderhausarbeit, nämlich in einer ganzheitlichen Weise beansprucht zu sein, wobei es für die Mutter keinen Unterschied zwischen privater Zeit und beruflicher Zeit gab, bedingt durch den umfassenden Betreuungsauftrag für die Maßnahmekinder, wurde für das Leibliche Kind zu einer Arbeitsqualität, die es entschieden ablehnte. Die Hereinnahme von Arbeit in den privaten Lebensbereich erlebte das Leibliche Kind als völlig unattraktiv, weil diese Tatsache für seine Lebensqualität nur Nachteile erbrachte. Seine professionelle Haltung, dennoch ein Mindestmaß an „duldender Aktivität“ zugunsten des Settings zu erbringen, musste sich das Leibliche Kind im Verlaufe der Zeit durch Disziplin erarbeiten. In diesem Punkt erlebte es einen Zugewinn durch die Unausweichlichkeit der Situation, die es erforderlich machte, sich zu arrangieren. Auch wenn der Zwang am Kinderhaus teilnehmen zu müssen letztlich unangenehm war, so kann das Leibliche Kind im Nachhinein der latenten Professionalisierung seiner Person, die sukzessive stattfand, eine positive Seite abgewinnen.

Zusammenfassung:

- | |
|--|
| <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind wirkte im Kinderhaus ausschließlich mit, weil es musste. • Die Unausweichlichkeit der Situation machte ein Arrangement erforderlich. • Einen resultierenden Zugewinn an Professionalität bewertet das heute erwachsene ehemalige Leibliche Kind in der Retrospektive als positiv. |
|--|

„Wesensmerkmale des Settings Kinderhaus aus der Sicht des Leiblichen Kindes“

Textstelle „Aufnahme von Maßnahmekindern“	Textstelle „Zusammenleben“	Textstelle „Persönliche Bilanz“
<ul style="list-style-type: none"> • Die Familie, die mit dem Beginn der Kinderhausarbeit zur Maßnahmefamilie wird, passt ihre Wohnsituation vollkommen an die Erfordernisse der Kinderhausarbeit an. • Die Maßnahmefamilie stellt sich flexibel auf die neue Aufgabe ein. • Die Familie als Helfersystem bietet Chancen zum Aufbau eines positiven Selbstwertgefühls. Gleichzeitig besteht aber die Gefahr einer Grundhaltung permanenter Omnipotenz gegenüber Hilfebedürftigen. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind stellt strukturelle Unterschiede zwischen seinem Kinderhaussetting und „normalen“ Familien fest (Beispiel Ausgang). (Sequenz A) • das Leibliche Kind konstatierte bzgl. der Familienregeln Unterschiede zwischen seiner Kinderhausfamilie und den Familien seiner Freunde; dort reagierte man flexibler. (Sequenz A) • Das positive Grundvertrauen der Eltern gegenüber ihrem Leiblichen Kind konnten diese in Bezug auf eine freiere Ausgangsregelung nicht durch Handeln belegen. (Sequenz B) • Das Kinderhaus unterlag bis in das Private hinein der öffentlichen Kontrolle. (Sequenz B) • Das pädagogische Verhalten der Kinderhauseltern war nicht optimistisch-experimentell angelegt sondern pessimistisch-restriktiv. (Interpretativer Fokus) • Die Kinderhauseltern enttäuschten das Leibliche Kind, indem sie wider besseren Wissens das störungsfreie Funktionieren der Einrichtung dem Anliegen ihres Sohnes überordneten. (Interpretativer Fokus) • Das Kinderhaussetting bewirkte Unfreiheit der Eltern im erzieherischen Handeln gegenüber den Leiblichen Kindern. (Interpretativer Fokus) • Die Technik des Perspektivenwechsels beim TN weist auf dessen starken Bedarf nach psychischer Bewältigung seiner Kinderhauszeit hin. (Interpretativer Fokus) • Das positive Grundvertrauen 	<ul style="list-style-type: none"> • Das leibliche Kind sieht bei sich ein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten. Das Sozialverhalten wurde im Setting eingeübt, weil das Lernfeld unausweichlich war. Dieses Lernen hatte für ihn den Effekt, dass er als heute Erwachsener in der Lage ist, auch mit Menschen klar zu kommen, die er eigentlich hasst. (s. 1.2. Sequenz B-G) • Dem Leiblichen Kind als heute Erwachsenen gelingt es, durch eine positive Bewertung des Übungsfeldes, das sein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten ermöglichte, erlebte Nachteile in der Kindheit in eine für ihn stimmige und damit stabilisierende Lebensbilanz zu bringen. (s. 1.2. Sequenz G)

	<p>der Eltern gegenüber ihrem Leiblichen Kind konnten diese in Bezug auf eine freiere Ausgangsregelung nicht durch Handeln belegen. (Sequenz B)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das pädagogische Verhalten der Kinderhauseltern war nicht optimistisch-experimentell angelegt sondern pessimistisch-restriktiv. (Interpretativer Fokus) • Die Kinderhauseltern enttäuschten das Leibliche Kind, indem sie wider besseren Wissens das störungsfreie Funktionieren der Einrichtung dem Anliegen ihres Sohnes überordneten. (Interpretativer Fokus) • Das Kinderhaussetting bewirkte Unfreiheit der Eltern im erzieherischen Handeln gegenüber den Leiblichen Kindern. (Interpretativer Fokus) • Die Technik des Perspektivenwechsels beim TN weist auf dessen starken Bedarf nach psychischer Bewältigung seiner Kinderhauszeit hin. (Interpretativer Fokus) 	
--	---	--

Mit der Gründung des Kinderhauses veränderte sich für das Leibliche Kind die eigene Familie räumlich und inhaltlich. Die Familie stellte sich voll auf den Bedarf ein, der von außen an sie gerichtet wurde. Aus der Perspektive des Leiblichen Kindes wurden seine Bedürfnisse und Ansprüche an die Eltern von diesen nicht ausreichend befriedigt. Als Leibliches Kind im Kinderhaus muss man seine Eltern mit vielen anderen teilen. Darüber hinaus geht die Privatheit der Familie verloren.

Das gesamte Reglement wurde auf die neue Situation „Kinderhaus“ zugeschnitten. Der totalitäre Anspruch des Systems führte dazu, dass auch das Leibliche Kind wie in einer Jugendhilfemaßnahme lebte.

Dabei registrierte es die Unfreiheit der Eltern in diesem System, nicht frei handeln zu können, sondern den Gesetzmäßigkeiten der öffentlichen Erziehung extrem verpflichtet zu sein.

Zusammenfassung:

- Für das Leibliche Kind gab es im Kinderhaus keine Freiwilligkeit sondern Zwangsmitgliedschaft.
- Die Privatfamilie wurde mit ihren Ansprüchen den Systemanforderungen des Projektes „Kinderhaus“ untergeordnet.
- Für die Eltern resultierte aus der öffentlichen Erziehung eine erzieherische Unfreiheit den eigenen Kindern gegenüber.

6.2.5 Synopse der drei Textstellen zum Interview Kinderhaus

- Das Leibliche Kind lehnte die Maßnahmekinder ab.
- Die Maßnahmekinder hatten beim Leiblichen Kind auch im Verlaufe der Zeit keine Chance akzeptiert zu werden.
- Ein gewisser Anteil an Ablehnung kam womöglich durch die Beeinflussung der Eltern zustande, die ihre Kinder vor den Maßnahmekindern warnten.
- Das Leibliche Kind hasste die Maßnahmekinder. Das Leibliche Kind ist von seinen Eltern tief enttäuscht.
- Die Mutter versucht die Enttäuschung ihres Sohnes durch besondere Zuwendung wett zu machen.
- Inhaltliche Diskussionen zwischen den Eltern und dem Sohn sollen Akzeptanz bei diesem erzeugen.
- Das Leibliche Kind bilanziert seine Kindheit und Jugend im Kinderhaus als unzufrieden.
- Es gab einen persönlichen und fachlichen Kompetenzgewinn im Bereich des Sozialen Lernens und professioneller Fähigkeiten im Bereich der Fremderziehung.
- Beim heute Erwachsenen gibt es ein großes Bedürfnis nach psychischer Verarbeitung seiner Kinderhausvergangenheit.
- Das Leibliche Kind wirkte im Kinderhaus ausschließlich mit, weil es musste.
- Die Unausweichlichkeit der Situation machte ein Arrangement erforderlich.
- Einen resultierenden Zugewinn an Professionalität bewertet das heute erwachsene ehemalige Leibliche Kind in der Retrospektive als positiv. Für das Leibliche Kind gab es im Kinderhaus keine Freiwilligkeit sondern Zwangsmitgliedschaft.
- Die Privatfamilie wurde mit ihren Ansprüchen den Systemanforderungen des Projektes „Kinderhaus“ untergeordnet.
- Für die Eltern resultierte aus der öffentlichen Erziehung eine erzieherische Unfreiheit den eigenen Kindern gegenüber.

6.2.6 Paraphrasierung entsprechend der Auswertungskategorien

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

Das Leibliche Kind lehnte die Maßnahmekinder von Beginn an und auf Dauer ab. Ausschließlich dem Anspruch der Eltern folgend, pendelte sich ein wohl distanziertes aber sozial akzeptiertes Verhalten zu den Maßnahmekindern ein.

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

Das Leibliche Kind war von seinen Eltern enttäuscht. Nach seinem Willen hätten die Eltern nie das Unternehmen „Kinderhaus“ gründen dürfen. Auch Bemühungen der Eltern in argumentativer Hinsicht oder durch besondere Zuwendungen konnten die globale Kritik und Ablehnung durch das Leibliche Kind nicht mindern.

Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:

Das Leibliche Kind war mit seiner Kindheit und Jugend unzufrieden. Ursache war im wesentlichen die Öffnung der Privatfamilie für öffentliche Ersatzerziehung. Der einzig positive Effekt der Kinderhauszeit war aus der Sicht des Leiblichen Kindes der persönliche Zugewinn an sozialer Kompetenz.

Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Das Leibliche Kind war ein unfreiwilliges Mitglied. Aus diesem Zwang heraus waren keine konstruktiven Beiträge für das Kinderhaus möglich, sondern lediglich eine dulddende Haltung, die die schwierige Arbeit nicht zusätzlich belastete. Insofern übernahm das Leibliche Kind trotz seiner Ablehnung eine dienliche Haltung ein, deren Adressat allerdings direkt die Eltern waren und nicht die Maßnahmekinder.

Wesensmerkmale des Settings Kinderhaus aus der Sicht des Leiblichen Kindes:

Das Setting „Kinderhaus“ erbrachte für die Familie zwanghafte Zustände in allen familiären Bereichen. Die Betreiber und deren Kinder werden unfrei in ihren Handlungen und leiden unter Rollenkonflikten.

6.2.7 Interpretatives Fallverstehen

Martin hat bis zum Interviewzeitpunkt die Entscheidung der Mutter nicht akzeptiert bzw. verstehen können, warum sie so viele Kinder aufgenommen hat und ihn damit gleichzeitig zurücksetzte, so zumindest hat er es empfunden. Als erstgeborenes Kind glaubte Martin einen primären Anspruch auf seine Mutter haben und leben zu können, der ihn zum Zentrum der mütterlichen Aufmerksamkeit hat. Es spricht eine große und überdauernde Enttäuschung darüber aus ihm, dass die Mutter die fremden Kinder als seine permanente Konkurrenz zugelassen hat.

Die älteren Mädchen, die während der frühen Kindheit (bis 6 Jahre) in der Familie weilten, bedeuteten noch keine Konkurrenz für ihn. Der Altersabstand war offenbar zu groß und es kam hinzu, dass diese Mädchen ihn, wie bei älteren Schwestern durchaus üblich, mitbetreuten. Dieser Zustand entsprach damals wie heute einer Sicht von familiären Normalität, nach der sich Martin sehnte und es auch noch tut. Es waren in dieser frühen Phase zudem immer nur einzelne Mädchen gewesen, die in die Familie kamen. Die Familie konnte in der Wahrnehmung von Martin diese Einzelintegrationen gut leisten und wurde erst später mit der Wandlung zum Kinderhaus und der damaligen Aufnahme von vielen Kindern überfrachtet. Die Fortführung der Pflegefamilie wäre vermutlich nur dann für Martin problematisch geworden, wenn gleichaltrige Kinder in die Familie gekommen wären.

Mit der Kinderhausphase kamen die Maßnahmekinder in einer für Martin großen Zahl und zudem handelte es sich um erziehungsschwierige Kinder, die mit ihrem Verhalten bedrohlich auf ihn wirkten.

Bis in sein Erwachsenenalter hinein hadert Martin mit seinem Schicksal. Er blickt auf eine missglückte Kindheit und Jugend zurück. Die Schuld gibt er seiner Mutter, die er vehement kritisiert. Er hat aber trotz der Schuldzuweisung nie mit ihr gebrochen, sondern sie stets als wichtigste Bezugsperson empfunden und emotional begehrt.

Die Aufmerksamkeit, die seine Mutter den anderen Kindern schenkte und die anscheinende Selbstverständlichkeit mit der sie die fremden Kinder an ihre Seite nahm, frustrierten ihn über viele Jahre hinweg bis heute.

Die Mutter spürte seine Enttäuschung und gab ihm durch besondere Zuwendungen ihre spezielle Nähe zu ihm dennoch zu verstehen. Diese Bestätigung war offenbar bedeutsam für Martin, wiewohl sie ihm nicht genügte. Gewünscht hätte er sich die Beendigung des Kinderhauses und die klare Reduzierung auf die biologische Kernfamilie und wenn nicht auf die Kernfamilie, so doch zumindest auf den Status einer Pflegefamilie, da er diese Phase noch als positiv erlebt hatte. Doch die Mutter bemühte sich auf Dauer lediglich um einen Spagat, bei dem sie einerseits die selbstgestellten Anforderungen eines Kinderhauses erfüllte und gleichzeitig zu ihrem Sohn eine besonders enge Beziehung herstellte, die sie zu den Maßnahmekindern, aus der Sicht von Martin, nicht hatte.

Die notgedrungene Duldung seiner Lebensumstände, die eine minimale Form von Mitwirkung im Setting des Kinderhauses (z.B. „Ämter ausführen“ = hauswirtschaftliche Arbeiten nach Organisationsplan erledigen oder Ausgehzeiten einhalten) bewirkte, kam als pflichtgemäße Aufgabe zustande, derer sich Martin als Sohn seiner Eltern nicht entziehen konnte. Insbesondere seiner Mutter wollte er den Gefallen tun, funktionales Verhalten zu zeigen.

Er lernte es seine Pflicht zu tun und diese Pflicht ergab sich aus der biologischen Zugehörigkeit. Er fühlte sich ohnmächtig und machtlos die Situation zu verändern, entwickelte kein Aufbegehren, sondern passte sich an die Forderungen an, die das System – personifiziert in seiner Mutter – an ihn richtete. Es resultierte bei ihm keine aktive Auflehnung sondern eher passives Leiden.

Martin gehorchte sein Leben lang und tut es auch noch als inzwischen 29jähriger Mann, der sich immer noch dem Willen seiner Mutter unterordnet.

Er hat es gelernt mit der Enttäuschung zu leben. Er bemüht sich seiner Kindheit und Jugend im Kinderhaus einen Sinn durch eine nachträgliche positive Bilanzierung zu geben, indem er auf seine Fähigkeit verweist, mit Menschen klar zu kommen, die er eigentlich nicht mag. Diese vermeintliche Kompetenz kann allerdings eher als sein Unvermögen gedeutet werden, eigene Interessen dynamisch im Sinne einer gesunden Selbstverwirklichung durchzusetzen. Martin präsentiert sich als Ich-schwach, denn er scheint durch die fortwährenden Anpassungsleistungen, die kontinuierliche Frustration und das permanente Unterordnen in das Reglement einer Institution, die er aus tiefem Herzen ablehnt, sehr wenig dynamisch und Selbstmotivierend.

Entscheidend für seine fundamentale Frustration war wohl der Umstand, dass er in den ersten sechs Jahren seines Lebens als ältestes Kind eine familiäre Phase internalisiert hat, die ihm einen besonderen, gesicherten Platz einräumte. Die jüngeren leiblichen Geschwister und die sehr viel älteren, wenigen „Pflegeschwestern“ bedeuteten noch keinen Verzicht für ihn. Frustration kann nur dann zustande kommen, wenn man einen elementaren Standard von Befriedigung der Grundbedürfnisse erfahren hat und diesen Zustand dann nicht mehr erreicht. Bei Martin waren es wohl die ersten sechs Jahre, die für ihn zufriedenstellend waren und die er nicht sukzessive und von sich aus im Rahmen einer Entwicklung zur Autonomie hinter sich lassen konnte, sondern diese Phase wurde abrupt durch die Etablierung des Kinderhauses beendet. Martin verkraftete die massive Veränderung nicht, war noch zu jung um eine Strategie zur Selbstentlastung zu entwickeln, die ihm geholfen hätte selbstbestimmt das Verhältnis zu seiner Mutter zu lockern.

Fazit: Die Kinderhauszeit war für das Leibliche Kind „Martin“ eine Lebensphase in der er erleben musste, wie die Familie sich zu einer Organisation entwickelte und dabei familiäre Qualitäten wie Intimität, Schutz und individuelle Zuwendung zu Gunsten fremder Kinder, die er ablehnte, eingeschränkt wurden.

6.3 Interview Erziehungsfamilie

Interviewrahmung

Die Kontaktabstimmung zu Kurt (= ehemaliges Leibliches Kind einer Erziehungsfamilie) lief über den Einrichtungsleiter einer Jugendhilfeeinrichtung in Norddeutschland. Die Einrichtung betrieb zu diesem Zeitpunkt seit etwa 15 Jahren „Erziehungsfamilien“ als familienorientierte Hilfeform öffentlicher Ersatzerziehung und es gab erste Leibliche Kinder, die inzwischen als Erwachsene die Settings verlassen hatten.

Der Einrichtungsleiter vermittelte über einen Mitarbeiter der Einrichtung, der eine Erziehungsfamilie gemeinsam mit seiner Ehefrau betrieben hatte, den Kontakt zu deren Sohn. Dieser zeigte sich interviewbereit.

Telefonisch wurde zwischen dem Forscher und Kurt ein separater Gastraum in einem Restaurant als Treffpunkt verabredet. In diesem Raum war es möglich sich ungestört zu unterhalten und einen Tonbandmitschnitt zu machen.

Beide Parteien waren pünktlich und es kam zu einem etwa zweistündigen Gespräch.

Ein neutraler Ort war für das Interview notwendig, da der Forscher selbst von außerhalb angereist war und Kurt zu diesem Zeitpunkt im Haushalt von Freunden wohnte.

Der narrative Ansatz des Interviews wurde von Kurt akzeptiert, wobei ihm der Fokus – sein Leben in der Erziehungsfamilie – bewusst war.

Es machte ihm Spaß sich über seine Lebenszeit in der Erziehungsfamilie zu unterhalten, da er diese Phase als durchweg positiv beurteilt und er gerne einer außenstehenden Person die Vorzüge dieses Settings erklärte.

Fallrahmung

Kurt lebte die ersten sechs Jahre seines Lebens mit den Eltern in einer Dienstwohnung einer Jugendhilfeeinrichtung in Süddeutschland.

Die Eltern suchten zum damaligen Zeitpunkt eine neue Herausforderung. Sie hatten beide im Schichtdienst gearbeitet und wollten im Sinne der oben skizzierten Hinwendung der traditionellen Heimerziehung zu familienorientierten Settings eine solche Aufgabe annehmen.

Diese wurde per Zeitungsanzeige in der Form von Erziehungsfamilien der Einrichtung in Norddeutschland angeboten und das Ehepaar war erfolgreich mit einer Bewerbung. Die Eltern hofften innerhalb der neuen Tätigkeit Vorteile für die Familie zu erschließen, indem sie nicht mehr Schichtdienste in der Erziehungsgruppe eines Heimes leisten mußten, demgemäß all ihre Zeit in die eigene Familie einbringen konnten und gleichzeitig wollten sie Heimerziehung betreiben, die unter den qualitativen Merkmalen einer Familie gelingen sollte.

Mit seinen Eltern bezog Kurt eine Immobilie des Trägers, die ein Teil einer Siedlung gleicher Häuser war, die allesamt zum Zweck der Erziehungsfamilien auf einem eigenen Heimcampus gebaut worden waren. Die einzelnen Häuser waren einem Verwaltungsgebäude zugeordnet. Von diesem Haus aus wurden verschiedene Dienstleistungen an die Erziehungsfamilien gerichtet, z.B. Versorgung mit Mittagessen, hausmeisterliche Funktionen u.a.m..

Das Heimgelände bot für die Freizeit eine Infrastruktur mit Sportplatz, Sporthalle, Spielplatz und weitere Spiel- und Beschäftigungsmöglichkeiten in weiteren Räumen des Verwaltungsgebäudes.

Kurt erlebte seine Eltern zu Beginn der Maßnahme als enthusiastisch und eine engagierte Arbeitshaltung, geprägt von Arbeits- und Leistungsfreude, scheinen sich die Eltern auch die gesamte Phase der Erziehungsfamilienarbeit über bewahrt zu haben.

Während dieser Zeit vergrößerte sich die biologische Kernfamilie durch die Geburt eines zweiten Kindes.

Als Kurt 15 Jahre alt war, beendeten die Eltern das Projekt und arbeiteten beim gleichen Einrichtungsträger in anderen Funktionen weiter.

Kurt zog damals mit seinen Eltern in ein eigenes Haus am gleichen Ort, absolvierte eine handwerkliche Ausbildung und ging zur Bundeswehr.

Nach zweijähriger Zeit bei der Bundeswehr wurde er nicht übernommen und war zum Zeitpunkt des Interviews (23 Jahre) arbeitslos; er hatte sich aber neuerlich bei der Bundeswehr beworben und hoffte dort wieder unterzukommen.

6.3.1 Textstelle 1 „Aufnahme von Maßnahmenkindern“

(Interviewtranskription Seite 1/ Zeile 19 – 46 und Seite 2 Zeile 1 – 21)

6.3.1.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I: „Ihre Eltern haben also zunächst eine stationäre Heimgruppe betreut, Sie haben in einer Dienstwohnung gelebt und dann sind Sie mit Ihren Eltern ins Heim gezogen, weil Ihre Eltern das Konzept Erziehungsfamilie anbieten wollten?“

Der Interviewer fasst die vorangegangenen Aussagen zusammen (s. *Originaldokument*), wonach dem Teilnehmer öffentliche Erziehung zum Zeitpunkt des Einzugs in die Erziehungsfamilie bekannt war.

Seine Eltern waren in einer ähnlichen Jugendhilfeeinrichtung tätig gewesen, und zwar im Schichtdienst mit direkter Nähe zum Heimgeschehen, da die Familie in einer Dienstwohnung auf dem Heimgelände lebte. Die Tätigkeitsaufnahme der Eltern im „neuen Heim“ war zustande gekommen, weil diese Einrichtung ausdrücklich Ehepaare suchte, die das vorhandene Konzept „Erziehungsfamilie“ anbieten wollten (Kontextwissen).

Sequenz B:

TN: „Ja, ja es war halt so. Wir sind als Familie in die große Familie hineingekommen...“

Der TN bestätigt mit einer doppelten Bejahung und einem bestätigenden Zusatz.

Er bezieht sich mit „**Wir**“ in die Familie ein, die als Einheit in „**die große Familie**“ hineinkommt. Die Institution Heim wird als große Familie bezeichnet (*Kontextwissen: Die Erziehungsfamilien bewohnen jeweils einen großen Bungalow auf dem Heimgelände, so dass die Wohnanlage für sich mit dem zentralen Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude ein deutlich begrenztes Viertel bildet*).

Der TN nimmt eine sozialräumliche Verortung der eigenen Familie im System Heim vor, das als eine größere, umgebende Familie bezeichnet wird. Offenbar sieht er sich und seine Kleinfamilie inmitten darin, keineswegs randständig.

„**Wir sind ... hineingekommen**“ lässt die Lesart zu, dass er sich dort zügig und nachhaltig beheimatet fühlte. Als Familie in ein Heim zu kommen ist ungewöhnlich, da i.d.R. Einzelne oder Geschwisterreihen „ins Heim kommen“, nicht aber ganze Familien. Für den TN war die Veränderung seiner Familiensituation, nämlich als Familie in ein Heim zu ziehen, nicht bedrohlich, sondern attraktiv.

Er formuliert ausdrücklich „**in die große Familie**“, sagt nicht etwa „in eine große Familie“, was anzeigt, dass diese Einrichtung ein ganz bestimmtes Umfeld für ihn bedeutet hat. Diese Einrichtung war für ihn unverwechselbar einmalig und identitätsstiftend.

Sequenz C:

TN.: „...**Und diese große Familie hat sich dann um uns herum aufgebaut.**“

Der TN sieht sich und seine Familie als Mittelpunkt in einem prozesshaften Geschehen, in dessen Fortschreiten sich die Institution Heim aufbaut. Es wird die egozentrische Perspektive der kindlichen Wahrnehmung deutlich, die die eigene Person und die eigene intime Primärgruppe als Mittelpunkt begreift (SCHNEEWIND in SCHMIDT-DENTER, 1991).

Sequenz D:

TN.: „**Ja, wir sind also eingezogen da war das Haus leer; ich glaube ein Mädchen war da und dann kamen die anderen so nach und nach, in was für einem Zeitraum weiß ich gar nicht mehr. Na ich denk mal, das wird nicht länger gedauert haben, als ein halbes Jahr...**“

Der TN weist darauf hin, dass innerhalb der Einrichtung ein bestimmtes Haus bezogen wurde, das für die Erziehungsfamilie vorgesehen war. Zunächst stellt er fest, dass das Haus leer war, korrigiert dann aber, dass wohl „**ein Mädchen da war**“. Die Korrektur wird nicht in Worte eingekleidet, wie etwa „Ich muss mich korrigieren...“ sondern die Aussage „**ich glaube ein Mädchen war da**“ reiht sich übergangslos an die Aussage „**da war das Haus leer**“. Es bieten sich an diesem Punkt zwei Lesarten an:

- Der TN kann sich nicht mehr genau erinnern.
- Es war für ihn nicht so bedeutsam, ob schon ein Kind in diesem Haus war oder nicht.

Mit „**und dann kamen die anderen so nach und nach**“ bezieht sich der TN auf die vorangegangene Aussage „**und diese große Familie hat sich dann um uns herum aufgebaut**“. Damit wird klar, dass nicht nur die Institution als solche konzentrische Bedeutung hat, sondern die Erziehungsfamilie selbst besteht aus einem Kern, nämlich der biologischen Familie des TN und einem erweiterten Personenkreis, der die Familie umgibt. Die Anlagerung als Kreisbild zu beschreiben, lässt Deutungen zu:

- Die hinzukommenden Kinder und Jugendlichen begrenzen die Familie im Sinne einer Einengung oder Umzingelung.
- Die Maßnahmekinder „docken“ an die Familie kompatibel an, wobei sie dies nicht bei einem bestimmten Systemteilnehmer z.B. Vater, Mutter oder Kind (=TN) tun, sondern an das System an sich.

An den Zeitraum, in der die Erziehungsfamilie durch die Aufnahme von Maßnahmekindern komplettiert wurde, kann er sich nicht genau erinnern, mutmaßt allerdings, es könne sich nicht länger als um ein halbes Jahre gehandelt haben (*Kontextwissen: die Erziehungsfamilien haben in dieser Einrichtung eine generelle Kapazität von 8 Plätzen*).

Sequenz E:

TN.: „...**Und über die ganze Zeit hinaus war auch immer ein ständiger Wechsel da, bis auf wenige Kinder, die also vom ersten bis zum letzten Tag dageblieben sind. Ansonsten war immer, ja also ein ständiger Wechsel war immer da, 3, 4 sind immer für kurze Zeit – teilweise waren auch Kinder nur für 2 oder 3 Wochen da oder so...**“

Der TN weist auf eine kontinuierliche Fluktuation von Maßnahmekindern hin, wobei sich ein „harter Kern“ als Stammbesetzung etablierte, dies war aber jeweils der kleinere Teil der Erziehungsfamilie. Er wiederholt die Formulierung vom permanenten „**ständigen Wechsel**“ und unterstreicht diesen Aspekt nochmals mit dem Hinweis auf die kurze Verweildauer von durchschnittlich 3-4 Kindern die teilweise auch nur für wenige Wochen kamen.

Sequenz F:

TN: „... In der Regel, so alle 2-3 Jahre waren immer so 3-4 neu gekommen. Das war denn irgendwie für uns immer so was Besonderes also nicht nur für uns, sondern auch für die anderen Kinder, also nicht nur für mich sondern auch für meine Eltern, das immer irgendwie ein Ereignis, fast wie Weihnachten, also irgendwie - urkomisch.“

Spätestens nach 2-3 Jahren waren 3-4 Kinder neu gekommen. Der TN erwähnt nicht, dass dann gleichzeitig einige Kinder die Erziehungsfamilie verlassen haben. Dies lässt darauf schließen, dass die Tatsache des Ausscheidens von Kindern für ihn nicht emotionshaft war, sondern gleichsam als regelhaft normal begriffen wurde, denn er formuliert den Wechsel auch sprachlich so: „**In der Regel ...**“

Die Neuaufnahme von Kindern war (trotz der anscheinenden Häufigkeit) „**immer so was Besonderes**“ und zwar nicht nur für den TN, sondern für „**uns**“ wie er ausführt und näher bestimmt, dass die In-Group, die sich der Aufnahme gegenübersteht, aus ihm selbst, den Eltern und den schon etablierten Maßnahmekindern besteht.

Das besondere Ereignis – die Aufnahme eines Maßnahmekindes – ist „**fast wie Weihnachten**“. Mit dieser Formulierung kommt zum Ausdruck, dass die Aufnahmen zumindest aus der Wahrnehmung des TN anscheinend nicht durch sog. Vorstellungsgespräche vorbereitet waren, denn nicht nur für ihn, sondern auch für die Eltern, die ja i.d.R. zumindest eine Vorakte (Aufnahmeanfrage) kennen, war das neue Kind unbekannt.

Mit „**Weihnachten**“ ist grundsätzlich eine positive Überraschungssituation verbunden. Dies lässt die Deutung zu, dass Neue grundsätzlich willkommen waren, zuallererst vom TN als potentielle Spielpartner erwartet wurden.

Mit „**also irgendwie – urkomisch**“ schränkt der TN den Umstand ein, dass er die neuen Maßnahmekinder mit Weihnachtsüberraschungen gleichgesetzt hat. Es scheint ihm selbst nicht ganz zu passen, Menschen als Geschenke bezeichnet zu haben. Aber im Kern des Vorganges war seine Empfindung ganz so.

Sequenz G:

I: „**Also ein positives Erlebnis, wenn neue Kinder gekommen sind?**“

Der I fragt die Aufnahmesituation nach, indem er pointiert spiegelt, dass die Aufnahmen für den TN grundsätzlich positiv waren. Er geht nicht auf die Besonderheit ein, dass vom TN Maßnahmekinder als Weihnachtsgeschenke oder mit Weihnachtsüberraschungen verglichen wurden, sondern löst den Aspekt des positiven Moments heraus, der mit einer Neuaufnahme verbunden zu sein schien.

Sequenz H:

TN: „**Ja, ja, wenn neue Kinder kamen, dann waren wir alle immer unheimlich neugierig und konnten es eigentlich gar nicht erwarten, die endlich zu sehen oder das Kind zu sehen. Das war, ja gerade wenn man so kleiner ist so mit 10 – 12 Jahren denn – die neuen Kinder hatten meistens ganz schön zu leiden (Lachen).**“

Der TN bestätigt doppelt und rekurriert auf die Weihnachtssituation, indem er die Erwartungshaltung „Weihnachten“ aller mit „**unheimlich neugierig**“ und „**konnten es eigentlich gar nicht erwarten**“ skizziert.

Mit „**die neuen Kinder hatten meistens ganz schön zu leiden**“ bietet der TN eine Erklärung an, warum alle so auf die neuen Kinder gespannt waren. Die Aussage deutet in die Richtung, dass die neuen Maßnahmekinder mit einem Aufnahmeprivileg konfrontiert wurden und/oder mit der Aufnahme ein besonderes Freizeitvergnügen für die angestammten Mitglieder gegeben war.

Das anschließende Lachen lässt eine Deutungsbreite von spaßigem Geschehen bis hin zur Schadenfreude zu.

Sequenz I:

I: **„Gab es so ein Ritual für die neuen Kinder?“**

Der Interviewer vermutet ein Ritual als festen Automatismus bei Aufnahmen und fragt gezielt nach.

Sequenz J:

TN: **„Nee, nee, das eigentlich nicht. Sagen wir mal, wir haben, wir haben halt immer auf die übelste Weise, nein übel war das eigentlich nicht, wie, wie Kinder eigentlich so sind, die versuchen, die Normen so auszuloten, was das eigentlich für einer ist und was er gerne macht und so. ...“**

Der TN verneint doppelt und schränkt mit **„eigentlich“** ein. Die Verwendung des Wortes **„eigentlich“** lässt aber wieder alle Deutungsmöglichkeiten offen. Es steht zu vermuten, dass sich der TN selbst erst darüber klar werden will, was genau in den Aufnahmesituationen geschah. Es gab kein klares Ritual im Sinne eines standardisierten Vorgehens, sondern, wie der TN sukzessive informiert, ein eher lockeres Verhaltensschema mit der Tendenz grundsätzlich neue „zu testen“.

Für kennzeichnend hält er zunächst, dass **„immer auf die übelste Weise ... Normen“** ausgelotet wurden, eine Beschreibung, die dem TN offenbar zu hart klingt und deshalb revidiert wird mit dem Hinweis **„nein übel war das eigentlich nicht wie, wie Kinder eigentlich so sind“**.

Zum wiederholten Male macht der TN eine Aussage, die er sofort abmildert. Dennoch weist die Formulierung **„übelste Weise“** auf Praktiken hin, die neue Systemmitglieder in ihrer neuen Umwelt eher vor Integrationsprobleme stellen.

Mit **„Wie Kinder eigentlich so sind“** klassifiziert der TN kindliches Verhalten zumindest in 2 Kategorien:

- Zunächst gibt es eine Ebene des erwünschten Sozialverhaltens (z.B. sich auf ein neues Kind freuen)
- und auf einer nächsten Ebene, die offensichtlich nicht so zutage tritt, gibt es eine Verhaltensebene, auf der Kinder sich untereinander messen, austesten, die **„Normen ausloten“**.

Dieser Prozess dient dazu jemanden kennenzulernen. Zum Kennenlernen benötigt man mehr als den sog. „ersten Eindruck“. Die Gesamtaussage des TN lässt den Schluss zu, dass das Verhaltensrepertoire neuer Kinder in einer zumindest ansatzweise provokanten Form ausprobiert wurde. Die Ebene des Austestens wird mit der Formulierung **„was das eigentlich für einer ist“** subsumiert, während die Ebene des vordergründigen, sozial eher erwünschten Verhaltens mit **„was er gerne macht und so“** bedient wird.

Sequenz K:

TN: **„...Und gerade ich habe immer und das war eigentlich so das Wichtigste bei mir, weil ich bin halt Autofreak ohne Ende und was hat der denn überhaupt für Modellautos, ne? Was hat der so für Spielzeugautos, das war immer so mein erster Blick und wenn das interessant war, dann wars eigentlich ein guter Freund und hat er keine gehabt, dann konnst de ihn in der Tonne drehen, das war immer gleich so eine erste Beurteilung.“**

Der TN outet sich als Autofreak, was er schon als Kind war und auch weiter gilt **„bin halt Autofreak ohne Ende“**; auffällig ist hier die sprachliche Zeitwahl, da eine nicht vollendete Vergangenheit benutzt wird, die über die aktuelle Gegenwart bis in die Zukunft reicht, eine Zeitwahl mit der der TN zeigen will, dass er **„Autofreak ohne Ende“** bleiben wird, was auf einen dominanten Lebensinhalt hinweist.

Sein erstes Interesse galt insofern stets der Ausstattung an Spielzeugautos des neuen Maßnahmekindes. Der Besitz oder Nichtbesitz von einer den TN interessierenden Menge und

Qualität an Modellautos war ausschlaggebend für die Attraktivität des neuen Maßnahmekindes, ausschlaggebend für gute Freundschaft oder für Ablehnung, wobei die Ablehnung umgangssprachlich formuliert wird mit „... **konnst de ihn in der Tonne drehen**“. Für die Erstbeurteilung war der Besitz von Autos entscheidend.

Der TN benutzt fast ausschließlich maskuline Personenbezeichnungen in der Dritten Person z.B. „er“ „ihn“.

Sequenz L:

I: **„Bei Jungens?“**

Der I fragt nach, ob sich das geschilderte Schema der Annäherung an Maßnahmekinder ausschließlich auf Jungens bezog. Die kurze, prägnante Frage gefährdet einerseits den Erzählfluss nicht und führt andererseits wieder in die allgemeine Betrachtung der Aufnahmesituation zurück. Inhaltlich wird das Rollenverhalten hinsichtlich der Geschlechter nachgefragt.

Sequenz M:

TN.: **„Ja. Bei Mädchen, gut, da haben wir, da haben wir eigentlich so nichts mit gemacht. Wir hatten eigentlich auch immer wenig Mädchen, immer nur 2-3, es waren eigentlich immer mehr Jungens...“**

Der TN führt aus, dass die ankommenden Mädchen nicht in der Weise ausgetestet wurden wie Jungens. Dieser Umstand lässt zumindest vier Lesarten zu:

- Mädchen erfahren grundsätzlich einen schonenderen Umgang als Jungens, was als Gefühl der Überlegenheit gegenüber Mädchen interpretiert werden kann.
- Nicht ein Wesensunterschied ist entscheidend, sondern einfach die Tatsache, dass Mädchen seltener aufgenommen wurden.
- Aus seiner „Autofreakperspektive“ waren Mädchen offenbar nicht so interessant, weil er bei ihnen keine Modellautos vorfand oder vermutete.
- Als Jungs bietet man den Mädchen einen besonderen Schonraum, man beschützt sie.

Der TN leitet seine Information mit den Worten **„Wir hatten“** ein, womit er auf die Aufgabe der Erziehungsfamilie rekurriert und sich mit **„Wir“** in das Setting einschließt. Die Familie hat den professionellen Auftrag „Kinder zu haben“, im vorliegenden Falle mehr Jungens als Mädchen. Die Kernfamilie nimmt Kinder auf und wird dadurch zur Erziehungsfamilie, die als neues System Kinder abgibt und aufnimmt.

Sequenz N:

TN: **„...Ja, mit denen hat man halt gespielt und wenn die neu gekommen sind, sag ich mal, da hat uns das eigentlich nicht so interessiert, das kam eigentlich alles erst viel später, so im Zeitraum 14-15, wo das losging, da wurde es lustig, da ging es ja schon über in die xxx-Straße.“**

Der TN umschreibt sein Verhältnis zu Mädchen zunächst mit, dass **„man halt gespielt“** hat, eine Spieltätigkeit, die aber offensichtlich nicht so attraktiv war. Dass dies nicht nur für ihn galt, sondern Standard der jugenddominierten Gruppe war, stellt er mit der ersten Person Plural **„uns“** dar. Ein besonderes Interesse an Mädchen stellte sich erst mit **„14-15“** ein. Ein Interesse an Mädchen, das offenbar pubertierend gefärbt war: **„wo das losging, da wurde es lustig“**. Es bleibt bei dieser Andeutung, wonach die Verarbeitung von Aufnahmen durch die Gesamtgruppe in dieser Phase eine neue, gegenüber der vorherigen Form ggfls. unerwünschtere Form annahm. Im Umkehrschluss kann davon ausgegangen werden, dass die zuvor thematisierten Aufnahmen in den Zeiten, da der TN noch jünger war, nicht immer lustig waren, zumindest nicht für die ankommenden Maßnahmekinder.

Die Textstelle im Zusammenhang

I: „Ihre Eltern haben also zunächst eine stationäre Heimgruppe betreut, Sie haben in einer Dienstwohnung gelebt und dann sind Sie mit Ihren Eltern ins Heim gezogen, weil Ihre Eltern das Konzept Erziehungsfamilie anbieten wollten?“

TN: „Ja, ja es war halt so. Wir sind als Familie in die große Familie hineingekommen. Und diese große Familie hat sich dann um uns herum aufgebaut.“

Ja, wir sind also eingezogen da war das Haus leer; ich glaube ein Mädchen war da und dann kamen die anderen so nach und nach, in was für einem Zeitraum weiß ich gar nicht mehr. Na ich denk mal, das wird nicht länger gedauert haben, als ein halbes Jahr.

Und über die ganze Zeit hinaus war auch immer ein ständiger Wechsel da, bis auf wenige Kinder, die also vom ersten bis zum letzten Tag dageblieben sind. Ansonsten war immer, ja also ein ständiger Wechsel war immer da. 3, 4 sind immer für kurze Zeit – teilweise waren auch Kinder nur für 2 oder 3 Wochen da oder so. In der Regel, so alle 2-3 Jahre waren immer so 3-4 neu gekommen. Das war denn irgendwie für uns immer so was Besonderes also nicht nur für uns, sondern auch für die anderen Kinder, also nicht nur für mich sondern auch für meine Eltern, das immer irgendwie ein Ereignis, fast wie Weihnachten, also irgendwie - urkomisch.“

I: „Also ein positives Erlebnis, wenn neue Kinder gekommen sind?“

T: „Ja, ja, wenn neue Kinder kamen, dann waren wir alle immer unheimlich neugierig und konnten es eigentlich gar nicht erwarten, die endlich zu sehen oder das Kind zu sehen. Das war, ja gerade wenn man so kleiner ist so mit 10 – 12 Jahren denn – die neuen Kinder hatten meistens ganz schön zu leiden (*Lachen*).“

I: „Gab es so ein Ritual für die neuen Kinder?“

TN: „Nee, nee, das eigentlich nicht. Sagen wir mal, wir haben, wir haben halt immer auf die übelste Weise, nein übel war das eigentlich nicht, wie, wie Kinder eigentlich so sind, die versuchen, die Normen so auszuloten, was das eigentlich für einer ist und was er gerne macht und so. Und gerade ich habe immer und das war eigentlich so das Wichtigste bei mir, weil ich bin halt Autofreak ohne Ende und was hat der denn überhaupt für Modellautos, ne? Was hat der so für Spielzeugautos, das war immer so mein erster Blick und wenn das interessant war, dann wars eigentlich ein guter Freund und hat er keine gehabt, dann konnst de ihn in der Tonne drehen, das war immer gleich so eine erste Beurteilung.“

I: „Bei Jungens?“

TN: „Ja. Bei Mädchen, gut, da haben wir, da haben wir eigentlich so nichts mit gemacht. Wir hatten eigentlich auch immer wenig Mädchen, immer nur 2-3, es waren eigentlich immer mehr Jungens. Ja, mit denen hat man halt gespielt und wenn die neu gekommen sind, sag ich mal, da hat uns das eigentlich nicht so interessiert, das kam eigentlich alles erst viel später, so im Zeitraum 14-15, wo das losging, da wurde es lustig, da ging es ja schon über in die xxx-Straße.“

6.3.1.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Die Zusammenfassung des I weist mit „stationäre Heimgruppe“ und „Konzept Erziehungsfamilie“ fachliche Begriffe auf, die zwischen ihm und dem TN keine Sprachbarrieren darstellen. Der TN kann für den Professionsbereich „heimerzieherische Tätigkeit“ als kundig bezeichnet werden.

Der I fasst die bis dahin im Interview besprochenen Aspekte zusammen, geradeso als wolle er mit dieser Zusammenfassung die einleitende Interviewpassage beenden und zum eigentlichen Interviewinhalt kommen. Bei Formulierung der konkreten Nachfrage, differenziert er sprachlich mit dem Hinweis auf die Eltern, dass diese das Konzept Erziehungsfamilie anbieten wollten und nicht die Familie in ihrer Gesamtheit als Anbieter vertragliche Aufträge übernahm.

Sequenz B und C:

Der TN geht nicht auf die Trennung der dienstlichen Aufgabe der Eltern und der Existenz der Familie ein, sondern sieht die Familie als eine Gruppe, die in das Heim zieht. Der dienstliche

Auftrag, den der TN als Kind vermutlich nicht wahrgenommen hat, war für den TN anscheinend unbedeutend. Die umfassende, ganzheitliche Arbeit umfasst alle Familienmitglieder.

Der TN akzeptiert die Familiensituation, inmitten des Heims zu leben, gänzlich. Das Heim umgibt die Familie wie ein Hülle, so dass der TN gut behütet in einer Kern-Familie lebt, die wiederum eingebettet ist. Dies scheint seinem Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit zu entsprechen.

Zum Zeitpunkt des Einzuges mit der Familie als Erziehungsfamilie auf das Heimgelände ist der TN ca. 6 Jahre alt. Seine frühkindliche Sozialisation innerhalb der intimen Primärgruppe Familie ist abgeschlossen und somit ist die grundlegende Entwicklung hinsichtlich der Sozialisierung und der Enkulturation weitgehend erfolgt.

Das Leibliche Kind zieht nun in einer Lebensphase, in der sich ein Individuum im Regelfall zunehmend seiner sozialen Umgebung zuwendet, in eine quasi abgeschlossene Struktur (Heimgelände), die sowohl Weite (Erkundung) als auch Abgeschlossenheit (Schutz, Territorium) bietet. Diese Struktur sagt dem TN offenbar zu. Das Heim wird von ihm als große Familie bezeichnet und nicht als Heim. Er hat das Heim als sehr positiv erlebt.

Das Leibliche Kind der Erziehungsfamilie erlebte die Organisation Heim als einen adäquaten Schutzraum.

Sequenz D und F:

Die Kernfamilie ersetzt nicht eine andere Erziehungsfamilie; sie wurde neu konstituiert, d.h. es wurde keine schon vorhandene Gruppierung von Kindern übernommen. Dass bereits ein Mädchen da war, deutet darauf hin, dass vorher schon in diesem Haus eine Erziehungsfamilie etabliert war oder aber gleich zum Einzug der neuen Betreiberfamilie dieses Mädchen miteinzog.

Relativ schnell – es wird von einem halben Jahr gesprochen – ist die Erziehungsfamilie mit 8 Maßnahmekindern und einem Leiblichen Kind des Ehepaares komplett. Bei einer Familie, die sich i.d.R. organisch über Jahre hinaus verändert, also durch biologischen Zuwachs wächst, würde ein Zuwachs von 8 Personen in einem Prozess über mehrere Jahre hin verlaufen, wobei hinreichend Zeit für die Ausbildung der Beziehungsqualität bestünde.

Im künstlichen Familiensetting der Erziehungsfamilie hingegen wird wie in einem Zeitraffer eine Familienstruktur installiert. Die Systemteilnehmer werden nicht mit allen Begleiterscheinungen einer Schwangerschaft in das System implantiert, sondern es werden mit erheblichem Zeitdruck soziale Beziehungen (u.a. Stief-Geschwisterbeziehungen) geschaffen. Die biologische Einmaligkeit von Geschwistern gibt es dabei nicht.

Neben dieser künstlichen Form sozialer Geschwisterbeziehungen weist das Interviewmaterial sehr prägnant auf die hohe Fluktuation von Maßnahmekindern hin. Es kann konstatiert werden, dass der TN keinen Überblick mehr hat, wann er mit welchem „Geschwister“ zusammengelebt hat. Der Neuzugang von Kindern kommt dem Öffnen einer Wundertüte gleich. Die neuen Geschwister werden als Spiel- und Freizeitmöglichkeit konsumiert und so zum Umgebungssystem „große Familie“ - gleichbedeutend mit der Organisationseinheit Heim – gerechnet:

Das Heim ist für das Leibliche Kind ein Totalversorger; es sichert nicht nur materiell ab, sondern bietet auch ein Angebot an personaler Abwechslung.

Das Leibliche Kind kann die Fluktuation von Maßnahmekindern wie ein Zuschauer betrachten, da es eine privilegierte Stellung einnimmt, denn es gerät nicht in die Möglichkeit oder auch Gefahr, entlassen zu werden.

In der Bezugseinheit Heim und Erziehungsfamilie mit dem Kennzeichen einer hohen Fluktuation reduziert der TN die Gesamtkomplexität aus der Perspektive seiner Bedürfnisse heraus. Es ist eine sinnstiftende Reaktion des Leiblichen Kindes, seine Bedürfnisse in diesem Setting in der ihm angebotenen Weise zu realisieren, indem es die ankommenden Kinder ausschließlich als willkommene Spielpartner attraktiv findet und danach akzeptiert oder ablehnt. Mit diesem Verhalten reduziert es die Komplexität seines Umgebungssystems (LUHMANN, 1984).

Die hohe Fluktuation wird vom Leiblichen Kind als normaler Vorgang in diesem Setting erlebt. Sie vermag eine recht oberflächliche Beziehungsgestaltung zu den Maßnahmekindern beim Leiblichen Kind provoziert haben, schmälert aber nicht die Attraktivität des Settings.

Es etabliert sich innerhalb der Erziehungsfamilie um die Kernfamilie ein erster Ring von Personen. Analog einem Atommodell bildet demnach die Kernfamilie (mit Vater, Mutter und dem TN) einen harten Atomkern. Auf einer ersten Schale sind die Maßnahmekinder angesiedelt, die nicht fluktuieren. Hinzu kommen bei diesem Modell Maßnahmekinder auf einer zweiten Schale, die aber nicht mehr so systemtreu ist. Die Teilnehmer der zweiten Schale, gehören wohl dem System der Erziehungsfamilie an, sind aber auf einer Ebene angedockt, die instabil ist, da die Mitglieder kontinuierlich fluktuieren.

Der TN hat seine identitätsstiftende Sicherheit, dass er zum nicht fluktuierenden, sondern zum Kern des Systems gehört. Aus dieser sicheren Haltung heraus wendet er sich je nach deren Attraktivität den „Trabanten“ zu. Das Leibliche Kind hat in diesem System einen sehr sicheren Platz in einem ansonsten unsicheren Milieu. Um diese Sicherheit zu erhalten, muss es keine Anstrengung investieren, sondern kann in einer gewissen Konsum-Grundhaltung die Angebote des Settings (= Maßnahmekinder) testen und als Spielgefährten annehmen oder ablehnen.

Die hohe Fluktuation des Settings lässt verschiedene Deutungen zu:

- Das Setting arbeitete so erfolgreich, dass Maßnahmekinder schon nach kurzen Zeiträumen wieder entlassen werden konnten, da Verhaltensdefizite abgebaut waren. Gegen diese Deutung spricht andererseits:
- dass Verhaltensauffälligkeiten üblicherweise nur innerhalb längerer Verweildauern zu korrigieren sind;
- der Hinweis, dass manchesmal Kinder nur für 2 bis 3 Wochen kamen, was eher auf sog. Schnupperbesuche, die ein gegenseitiges Kennenlernen ermöglichen sollen, denn auf eine Aufnahme, hinweist;
- möglicherweise mussten auch Kinder schnell wieder das Setting verlassen, weil sie nicht „passten“;
- gegebenenfalls wollten sie auch schnell wieder weg, weil
 - das System zu geschlossen war oder weil
 - der unter Umständen verdeckte Aufnahmeritus über die professionellen Integrationsbemühungen dominierte und die Kinder überfordert waren.
- Das Setting zeigte die selbstreferentielle Tendenz sich zu stabilisieren. (LUHMANN, 1984)

Eine soziale Gruppierung hat bei allem Willen zur lebendigen Veränderung (hier: eine auftragsgemäße fortwährende Integration von Kindern) auch die Tendenz eine gewisse Stabilität zu haben, um so auf lange Sicht effektiv zu sein.

Diese Tendenz zur Stabilität zeigt sich in der Erziehungsfamilie des TN in der nicht beabsichtigten Strukturierung einer recht stabilen ersten Schale von Maßnahmekindern (Atommodell) und einer fluktuierenden Schale. Eigentlich hat das System hinreichend an Veränderungen zu verarbeiten. Es möchte vermutlich kleiner, intimer sein, muss sich aber aufgrund des professionellen Auftrages immer wieder öffnen, um neue Mitglieder zu integrieren.

Diese Deutung weist darauf hin, dass die Erziehungsfamilie mit 8 Maßnahmekindern offensichtlich zu groß dimensioniert war, so dass eine Reduzierung auf vermutlich 4 Plätze eine Optimierung der Arbeit bedeutet hätte. In jedem Falle hätte sie den Fakten entsprochen, denn der TN erwähnt mit keinem Wort die ausscheidenden Kinder, die ja alle zur „fluktuierenden Schale“ gehörten.

Die These der selbstreferentiellen Systemevaluation in diesem Setting lässt sich mit dem Hinweis auf eine Arbeit von FREIGANG (1986) mit dem Titel „Verlegen und Abschieben“ erhärten. Er arbeitet heraus, dass Heimgruppen die Tendenz haben, zur eigenen Stabilisierung im Sinne des Sündenbocktheorems von Zeit zu Zeit Teilnehmer als potentielle Träger dysfunktionaler Störelemente zu eliminieren.

Das Leibliche Kind lebte über Jahre in einem Feld des Kommens und Gehens, von dem einerseits Wachstum (mit jeder Aufnahme wächst wegen der Fluktuation zwar nicht die Gruppe aber die Zahl der insgesamt geleisteten Aufnahmen und Integrationsversuche wächst) als professionelle Aufgabe erwartet wurde, das sich andererseits durch immanente Strategien gegen das Wachstum wehrte. Als sozialisationsrelevanter Effekt darf gefolgert werden, dass das Leibliche Kind offene oder versteckte Strategien zu dieser Konfliktbewältigung internalisierte.

Als eine versteckte Strategie kann das verheimlichte, offensichtlich sozial unerwünschte Austesten neuer Kinder begriffen werden. Im Zuge dieser Vorgänge konnten die etablierten Kinder (incl. des Leiblichen Kindes) die neuen Kinder spüren lassen, wenn sie unerwünscht waren.

Sequenz G-J:

Der TN formuliert mehrfach sehr drastisch Aspekte des sozialen Geschehens und mildert diese Aussagen durch Umformulierungen ab. Dieses Schema findet seine Parallele in der Sichtweise, dass es eine Ebene des erwünschten Verhaltens gibt. Das erwünschte Verhalten ist konzeptionell vorgesehen. Neben dem konzeptionell erhofften Verhalten der Kinder gibt es aber anscheinend auch ein Verhaltensrepertoire, das heimlich abläuft, also eine verborgene aber dafür womöglich auch authentischere Ebene tatsächlich stattfindender Aktion darstellt. Die Existenz der beiden konfligierenden Ebenen schimmert konstant im Material der Interviewsequenz durch.

Der TN lernte, dass es in diesem Setting erwünschte Verhaltensweisen gab, deren Einhaltung eingefordert wurde. Auch in der Retrospektive als inzwischen Erwachsener lässt der TN es nur ansatzweise zu, dass er selbst auch gelegentlich unerwünschtes Verhalten produzierte. Die „**übelste Weise**“ des Austestens war offenbar üblicher, als es sich der TN heute eingestehen will. Die Reglementierung der Vergangenheit wirkt immer noch, denn sonst würde er als Erwachsener das „Üble“ als solches erkennen wollen und kritisieren, nicht aber kaschieren.

Sich in diesem skizzierten Spannungsfeld der Antinomie zwischen konzeptionell Erwünschten und einer konträren Ebene sozialer Handlung (= des unerwünschten Verhaltens) zu bewegen, war Realität für den TN. Um sich gegenüber den Eltern erwünscht zu verhalten, musste der TN die erwarteten Verhaltensweisen zeigen, sich aber gleichzeitig im Feld der hierarchischen Selbstbehauptung innerhalb der Gruppendynamik orientieren und auch dort behaupten.

Das Leibliche Kind lernte es, sich in einem Feld solch divergierender Ansprüche zu organisieren und erwarb damit eine Strategie zur Lebensbewältigung.

Sequenz K-N:

Es wurden weniger Mädchen als Jungen aufgenommen. Diese waren für den TN in jüngeren Jahren keine attraktiven Spielpartnerinnen. Für den TN ist es wichtig auf seine damalige Peer-group hinzuweisen. Er führt aus, dass deren Normen für ihn handlungsleitend waren. Erst mit der Pubertät entwickelte sich ein stärkeres Interesse an den Mädchen. In dieser Phase wurde das Projekt Erziehungsfamilie allerdings beendet, was mit der Anmerkung angezeigt wird „... **da ging es ja schon über in die xxx-Straße.**“ (*Die Eltern hatten zu diesem Zeitpunkt eine andere Betreuungsaufgabe in der Einrichtung übernommen, verließen also mit ihren beiden Kindern das Haus der Erziehungsfamilie auf dem Heimgelände und zogen in eine private Wohnung.*)

6.3.1.3 Interpretativer Fokus: „...ein Ereignis, fast wie Weihnachten...“

Der Gebrauch der Assoziation des TN, die Aufnahme von Maßnahmekindern sei ein Ereignis, das sich fast mit dem Weihnachtsfest vergleichen lässt, weist im Grundsatz darauf hin, dass Aufnahmen ebensolche Charakteristika, wie sie das Weihnachtsfest allgemeingültig hat, für ihn aufwiesen.

Da der TN aus der Perspektive des 6jährigen antwortet, ist es angezeigt, sich an das vermutliche Bild eines solchen Jungen anzunähern, dass er wahrscheinlich in unserem Kulturkreis von Weihnachten hat. Aus dem Textzusammenhang dürfte es dem TN bei seiner Äußerung darum gegangen sein, den Überraschungsaspekt zu benennen, der gemeinhin an Weihnachten insbesondere für Kinder beim Erhalt der Geschenke eintritt. In der Regel wünschen sich die Kinder schon vor dem Fest vermittels eines Wunschzettels ganz bestimmte Geschenke.

Dieser Gesichtspunkt ist bei der Aufnahme von Maßnahmekindern auszuschließen. Der Umstand der Überraschung für alle schließt eher ein, dass selbst die Eltern vorher nicht wussten, was für ein Kind neu in die Erziehungsfamilie kommen würde. Wenn dies zutrifft, dann sind zwei Lesarten möglich:

- Es gab kein Kennenlernen zwischen den Maßnahmekindern und den Leiblichen Kindern vor der Aufnahme.

- Die Eltern haben das Kind zuvor gesehen, erleben aber erst nach der Aufnahme die Eigenarten des Kindes.

In jedem Fall scheint es so, dass das Leibliche Kind keine Möglichkeiten der Mitsprache hatte, wenn es um die Aufnahme von Maßnahmekindern ging und weiterhin kann festgestellt werden, dass die fremden Kinder so überraschend waren, wie der Inhalt von Weihnachtsgeschenken.

Es gilt, dass man erst dann beurteilen kann, ob ein Geschenk gefällt oder nicht, wenn das Geschenk ausgepackt ist. Dies trifft anscheinend auch für die neuen Maßnahmekinder zu. Als Weihnachtsgeschenk könnten aber auch die Dinge gemeint sein, die neue Kinder mit in die Jugendhilfemaßnahme brachten.

Diese packten weniger sich, als vielmehr ihre Mitbringsel aus und dann entschied sich für den TN ob das „Geschenk“ attraktiv war oder nicht. Das sinnbildliche „Auspacken des neuen Kindes“ wurde dann in der Phase des Austestens vollzogen.

Ein Kind in dem Alter des TN glaubt nicht mehr an das Christkind oder den Weihnachtsmann und weiß letztlich, wer die Geschenke bringt. Da aber nach seiner Aussage auch die Eltern nicht wussten, was für ein Kind käme, kommt die Rolle des Bescherenden der Heimleitung zu, der damit aus kindlicher Sicht eine besondere Autorität zuzugestehen war. Die Heimleitung füllte das erweiterte Familiensystem mit Mitgliedern. Die Familie selbst schien in diesem Prozess weitgehend passiv zu sein. Dieser Umstand machte zum Teil den öffentlichen Charakter der Familie deutlich: nicht das Familiensystem der Erziehungsfamilie selbst entscheidet über seine Mitglieder, sondern Außenstehende, die zwar zum System Heim gehören, aber nicht zum Familiensystem. Die Kernfamilie des TN gibt durch die Übernahme des Konzeptes Erziehungsfamilie die Möglichkeit der Selbstbestimmung weitgehend ab. Es kann wohl noch selbstbestimmt werden, ob man weiterhin eine Erziehungsfamilie sein will. Solange man sich aber dafür entschieden hat, Erziehungsfamilie zu sein, werden die familieninternen Grundlagen - und hierzu gehört die Frage eines neuen Mitgliedes konstituierend - externalisiert.

Für den TN scheint der Aspekt der Externalisierung kein Problem gewesen zu sein, da er eher in positiver Spannung ein neues Kind erwartet bzw. „empfangen“ hat. Unterstellt man, dass der TN nicht so sehr an Personen interessiert war, sondern an dem, was die Kinder mitbrachten, (was sich später in der Sequenz K zeigt: wer keine Autos zum Spielen mitbringt **„kannste in der Tonne drehen“**) dann ist bei der erwähnten Vielzahl neuer Kinder, die in einem (im Vergleich zur „Normalfamilie“) recht schnellem Zeittakt kamen, der Gedanke berechtigt, dass der TN diese Kinder – wie das manche Kinder an Weihnachten mit ihren Geschenken tun – konsumierte. Bei dieser Art Geschenke zu rezipieren, steht der kurzfristige Lustgewinn beim Beschenken im Vordergrund.

6.3.2 Textstelle 2 „Zusammenleben“

(Interviewauszug Seite 14 Zeile 42 bis Seite 16 Zeile 26)

6.3.2.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

TN: „... **Dadurch dass auf der Hauptschule, auch gleichzeitig Grundschule, da war ich ja mit vielen Heimkindern in einer Klasse sagen wir mal. Diese Klasse, wo die Kinder, die mich während meiner Schulzeit begleitet haben aus dem Kinderheim, die, die, ja kann man ruhig so sagen. Von der ersten bis zur neunten Klasse waren wir eigentlich immer die gleiche Gruppe von Heimkindern in dieser Klasse. ...**“

(Der I hatte zuvor nach Freunden oder Spielkameraden gefragt, die nicht aus dem Heim kamen, also nach „externen Freundschaften“. Diese konnte der TN in der Schule finden, da er, wie auch die anderen Kinder, die im Heim wohnten, sei es als Maßnahmekinder oder als Leibliche Kinder, die zuständige Regelschule im Stadtviertel besuchte.)

Der TN berichtet über seinen Schulbesuch in der öffentlichen Grund- und Hauptschule. Die Kinder aus dem Kinderheim haben ihn dorthin begleitet. Er ist demnach nicht alleine gegangen, sondern war in einer Gruppe aufgehoben. Er sagt nicht, sie seien gemeinsam gegangen, sondern die Kinder aus dem Heim hätten ihn begleitet. Hierzu lassen sich zwei Lesarten formulieren:

- Er betrachtete sich als Hauptperson, die begleitet wird oder
- er erfuhr Schutz durch eine nahestehende Peer-group.

Die Gruppenzugehörigkeit war konstant von der ersten bis zur neunten Klasse, wobei das verwendete Wort **„eigentlich“** auf offensichtlich geringfügige Änderungen innerhalb der Gruppierung verweist. Der TN bezeichnet sich in diesem Zusammenhang als gruppenzugehörig und als Heimkind.

Sequenz B:

TN: **„Die Klasse war eigentlich immer von jeher so gut fünfzig-fünfzig, sagen wir mal. 50% Heimkinder und 50% ja normale Kinder sagen wir mal. Das war eigentlich, zumal wir immer den gleichen Heimweg hatten, bis auf wenige Meter, wo wir mit den anderen Kindern auf dem Heimweg oder auf dem Weg zur Schule Kontakt hatten, ist eigentlich wenig gelaufen. Andere Heimkinder, die hatten viel mehr Kontakt zu Außenstehenden. Die waren halt eben im Sportverein oder so oder sind nach der Schule irgendwie nochmal in die Schule zurück. Da war dann sowas wie eine Turnveranstaltung oder so.“**

I: **„Das haben Sie dann nicht gemacht?“**

TN: **„Nein. Ich habe zwar mal was angefangen, ich hab Musikunterricht hab ich gehabt, den hab ich wieder abgebrochen. Und dann hatte ich Reitunterricht, den habe ich auch abgebrochen. Also sagen wir mal diese Vereinsmeierei hat mir eigentlich noch nie recht zugesagt. –Das war also nie was für mich. Für mich stand eigentlich nachmittags nach der Schule im Vordergrund, nach den Hausaufgaben, raus spielen. Das war also für mich oberste Priorität.“**

Die Klasse des TN weist nach seiner Aussage mit 50% eine hohe Quote von „Heimkindern“ auf, die nicht repräsentativ für Schulen im allgemeinen sein dürfte. Es scheint plausibel lediglich bei Schulen im Umfeld von Heimen einen prozentual hohen Anteil von „Heimkindern“ anzunehmen.

Der TN rechnet sich wiederum zur Gruppe der Heimkinder. Um die Schüler sprachlich differenzieren zu können, bezeichnet er alle Kinder, die im Heim wohnen, als Heimkinder, also auch Kinder des Heimpersonals, die wie er auf dem Heimcampus wohnen und Kinder des Stadtbereiches, die aus Familien kommen als **„normale Kinder“**. Mit **„sagen wir mal“** umschreibt er die nicht ganz zutreffende sprachliche Abgrenzung und vereinbart mit dem Zuhörer einseitig einen common sense.

Er hatte Kontakte zu Schülern, die nicht im Heim wohnten, aber **„eigentlich wenig“**. Der TN verweist auf **„Andere Heimkinder“**, die im Gegensatz zu ihm **„viel mehr Kontakt zu Außenstehenden“** hatten. Er wechselt in der sprachlichen Bezeichnung, um die Gruppe der Schüler zu benennen, die in seiner Klasse waren, aber nicht im Heim wohnten, vom vormaligen verwendeten Begriff **„normale Kinder“** hin zu **„Außenstehenden“**. Es steht zu vermuten, dass ihm die eigene Formulierung **„ja normale Kinder“** nun doch als etwas unglücklich gewählt erschien, was schon der Zusatz **„ja ... sagen wir mal“** angedeutet hatte. Die neue Bezeichnung **„Außenstehenden“** ist qualitativ nicht verfänglich, da sie das objektive Kriterium der geographischen Lage erfüllt. Dieser Wechsel lässt plausibel analysieren, dass es dem TN ein Anliegen ist, auch die Kinder, die im Heim wohnen, zu denen er ja selbst zählt, als normal gelten zu lassen. Dennoch ist es als bemerkenswert festzuhalten, dass nach seiner ersten und impulsiv gewählten Formulierung andere Schüler, die nicht im Heim wohnen, **„normale Kinder“** seien. Mit dem Begriff **„Außenstehenden“** klassifiziert er diese Kinder nicht aus schulischer Sicht, sondern ganz aus der geographischen Perspektive des Heims als dort nicht zugehörig, weil außen wohnend. Sein Lebensmittelpunkt ist also das Heim.

Gelegenheit mit **„Außenstehenden“** mehr Kontakt zu haben, vor allem auch außerhalb der Schule, ergab sich nach Darstellung des TN durch nachmittägliche Schulveranstaltungen und durch die Zugehörigkeit zu Vereinen.

Er teilt mit, dass er diese Gelegenheiten nicht genutzt hat. Er hatte wohl Musik- und Reitunterricht, beides aber abgebrochen. Es lässt sich hervorheben, dass er offensichtlich Leistungsanforderungen, die schulischen Charakter haben, in der Freizeit nicht freiwillig auf sich nimmt. Es wurde ihm von seinen Eltern zugestanden, dass er selbst diese Entscheidungen treffen durfte, da die Abbrüche der Unterrichte im Freizeitbereich nicht als problematisch

beschrieben wurden, d.h. die Eltern haben ihm dabei keine Schwierigkeiten gemacht, indem sie von ihm mehr Kontinuität einforderten.

Die „**Vereinsmeierei**“ hat dem TN „**nicht zugesagt**“. Statt dessen wollte er gleich nach den Hausaufgaben immer „**raus spielen**“. Was ihn an der „**Vereinsmeierei**“ störte, war anscheinend der unterrichtliche Anspruch. Er will spätestens nach den Anforderungen der Hausaufgaben alles Reglementierende hinter sich lassen und die Freiheit des Spiels genießen, dies ist seine „**oberste Priorität**“. Damit erweist er sich als sehr pflichtbewusst, denn er differenziert die Grenze zwischen Pflichtaufgaben und Freizeit konkret mit der Zeitnennung „**nach den Hausaufgaben**“. Es gab demnach die Regel, dass erst die Hausaufgaben erledigt werden, bevor gespielt werden durfte.

Sequenz C:

I: „**Sie hatten viele Angebote da und hatten gar nicht das Bedürfnis nach draußen zu gehen?**“

TN: „**Nein, eigentlich nicht.**“

I: „**Woanders dann Freizeitaktivitäten zu suchen oder Freunde?**“

TN: „**Es war ja wirklich, es war ja genug da. Und direkt vor der Haustür. Oder im Haus.**“

I: „**Ja.**“

Der I fragt nicht danach, was konkret gespielt wurde, wenn der TN zum Spielen das Haus verließ, sondern er will wissen, ob viele Angebote im Heim vorhanden waren.

(Diese Nachfrage ist im Kontext mit vorangegangenen Interviewinhalten zu sehen. Zum Zeitpunkt der Nachfrage meint er, es sei zwischen ihm und dem TN klar, dass mit „draußen“ gemeint war: außerhalb des Heims. Der TN hatte also wohl das Bedürfnis, das Haus zum Spielen zu verlassen, aber nicht unbedingt nach „draußen“, also nach außerhalb des Heims.)

Der TN fragt aus diesem Grunde noch einmal ausdrücklich mit „**woanders**“ nach, um Eindeutigkeit zu erreichen, dass der TN nicht außerhalb der Einrichtung nach Freizeitmöglichkeiten und Freunden suchte.

Der TN bleibt auf der unkonkreten Ebene, die der I mit seiner Frage eingeschlagen hat, indem er nicht beschreibt, was an dem Freizeitangebot innerhalb des Heims für ihn so attraktiv war, aber er sagt eindeutig aus, dass es eine gesättigte Fülle an Angeboten für ihn war, und zwar im Hause oder direkt vor der Haustüre; er musste also nicht die Einrichtung verlassen, wenn er attraktiv spielen wollte.

Sequenz D:

TN: „**Es war wirklich, es war, sagen wir mal für ein Kind, wenn ich so heute darüber nachdenke, kann eigentlich keinem Kind was Besseres passieren, als dass es ins Heim kommt. Wirklich wahr, weil ich weiß nicht wie es heute ist, ich habe eigentlich wenig Einblick noch im x-Heim, aber wie es bei uns früher war, das war eigentlich, das war phantastisch, ne. Du bist rausgegangen, hattest immer irgendwas und irgendwen zum Spielen. Es kam selten vor, dass wir Langeweile gehabt haben, ne. Wirklich wahr.**“

Der TN schwärmt in dieser Teilsequenz von den optimalen Spielmöglichkeiten innerhalb des x-Heimes. Er lenkt auf die kindliche Sicht der Welt, aus der offensichtlich das Spiel das wichtigste Bedürfnis darstellt. Dieses Bedürfnis wurde für ihn im x-Heim völlig gedeckt, so dass der TN sogar folgert, dass keinem Kind etwas Besseres passieren könne, „**als dass es ins Heim kommt**“. Es erfolgt unmittelbar die Versicherung mit „**Wirklich wahr**“. Die Aussage, es könne keinem Kind etwas besseres passieren, „**als dass es ins Heim kommt**“, wirkt beim ersten Hören ungewöhnlich oder gar provokant, da gemeinhin ein Heimaufenthalt nicht als attraktiv gilt. Es ist gar eine Art allgemeiner Redensart, die mitunter gegenüber Kindern mit auffälligem Verhalten gebraucht wird: „Du kommst ins Heim, wenn Du Dich nicht besserst!“ In der Öffentlichkeit war die populistische Forderung der Heimkampagne (s. Kap. 3) präsent: „**Holt die Kinder aus den Heimen.**“ Diese oder ähnliche Allgemeinplätze sind dem TN eventuell gegenwärtig, denn er bekräftigt seine Aussage mit „**wirklich wahr**“. Der TN bilanziert deutlich in der Retrospektive, da er sagt: „**wenn ich so heute darüber nachdenke**“.

Dennoch gerät seine Aussage nicht zum absoluten Postulat, da er seine Meinung mit einer dreifachen „**eigentlich**“-Formulierung „abfedert“ (s.o.).

Innerhalb von 8 Zeilen versichert der TN drei mal mit „**wirklich**“ das Zutreffen seiner Aussage. Zumindest gilt diese Information für seine Zeit als Kind im x-Heim, wie er durch den Beisatz „**wie es bei uns früher war**“ erläutert. Mit diesem Zusatz steigert er die Seriosität seiner Aussage. Seine allgemeine Regel, es könne keinem Kind etwas Besseres passieren, als ins Heim zu kommen, wird als zutreffend auf den Zeitabschnitt bezogen, für den der TN als Zeitzeuge Auskunft geben kann. Aber für diesen Zeitabschnitt beansprucht er die Richtigkeit seiner Meinung, zwar mit „**eigentlich**“ versehen, aber dafür noch gesteigert, indem er die Beurteilung der damaligen Spielmöglichkeiten im Heim mit „**das war phantastisch**“ noch steigert.

Sequenz E:

TN: „**Wenn dann halt, wie angesprochen, Freundschaften zu einem Kind ausserhalb des x-Heimes da war, und ich dann gesagt habe: ‚Kommst du zu mir.‘ Und dann waren die immer alle hellauf begeistert. Weil die halt ja eben, weil das ja, durch Erzählungen in der Schule wussten die ja, was bei uns abläuft. Und das war ja alles, so, die hieß y-Schule, die ist ja alles so im Einzugsbereich sagen wir mal, die ganzen Kinder haben ja nicht weit entfernt vom x-Heim gewohnt. Die haben das dann mal, die haben das dann irgendwann mitgekriegt, die wussten, dass da ein Kinderheim ist und was da abläuft. Die waren dann immer hellauf begeistert. Also die, ich kann mich nie dran entsinnen, das mal jemand hat nicht kommen dürfen ...**“

Der TN hält sich selbst im Erzählfluss, indem er die Ausgangsfrage nach externen Freundschaften bzw. Freizeitaktivitäten aufgreift. Er hatte verzeinkelte externe Freundschaften, wie aus der Formulierung „**zu einem Kind außerhalb**“ zu ersehen ist. Für diese Freunde war nach Darstellung des TN das Kommen-dürfen in die Einrichtung ein Grund „**hellauf begeistert**“ zu sein, was der TN gleich zweimal so formuliert. Diese Begeisterung war ausnahmslos, da laut TN „**immer alle hellauf begeistert**“ waren. Ohne einen Superlativ zu gebrauchen, klassifiziert er in seinen Anmerkungen die Spielmöglichkeiten als das Optimum. Der Gebrauch eines Superlatives, der an dieser Textstelle passen würde, käme als nächste Steigerungsstufe nach einem Komperativ infrage. Dieser wiederum bezieht seine Wirkung immer aus einem Vergleich. Schlussfolgernd kann der Nichtgebrauch eines Superlatives dahingehend analysiert werden, daß der TN nicht verglichen hat, vielleicht auch nicht vergleichen konnte, weil er sein Lebensfeld „Spiel“ freiwillig auf den Heimcampus beschränkte. Dass externe Freunde ohne vorherige Einladung ins Heimgelände kamen, scheint nicht der Fall gewesen zu sein, denn zuvor mußte offenbar eine „halbformelle“ Einladung erfolgen. Der TN formuliert: „**... und ich dann gesagt habe: ‚Kommst du zu mir.‘**“ Da die Kinder grundsätzlich von der Attraktivität des Spielens im Heim wussten – „**was bei uns so abläuft**“ – wirkt die Einladung ins Heim zu kommen, wie eine ersehnte Eintrittskarte. Der TN, als Mitglied des vermeintlich sehr begehrten Freizeitgeländes, übte eine gewisse Gatekeeper-Funktion aus, konnte entscheiden, wie andere Kinder des Heimes auch, wer kommen durfte. Die Freundschaft eines solchen Kindes teilen zu dürfen, das über diese Entscheidungsmacht verfügte, war offensichtlich für die Kinder im Stadtviertel sehr attraktiv.

Von den Pädagogen war die Vernetzung mit der Öffentlichkeit anscheinend erwünscht, da alle Kinder als Gäste willkommen waren. Es hat sich dabei wohl um eine große Anzahl von Kindern gehandelt, da der TN über „**die ganzen Kinder**“ berichtet und diese so als anonyme Gruppe kategorisiert, die ähnlich wie in der Schule (s.o.) den Kindern, die im Heim wohnen und auch eine Gruppe bilden, gegenübersteht.

Sequenz F:

TN: „**... Der einzige, der zum Schluss nicht mehr hat kommen dürfen, das war Rudi. Rudi ist so ein Typ gewesen als Kind, der hat, man kann das eigentlich gleichsetzen hier mit dem, ich komme jetzt nicht auf den Namen. Diese Fernsehfilme da, im Bayerischen spielen die, vom Thomalla. Wie heißt dieser – Hansi oder so?**“

I: „**Das könnte sein, ja. Dieser Paukerfilm ja.**“

TN: „**Ja, ja.**“

I: **„Der eine Junge, der diese Schwester hat und immer so die Titelrolle spielt und die Pauker dann linkt.“**

TN: **„Ja.“**

I: **„Reinlegt und lustige Anweisungen, so ein Typ war das?“**

TN: **„Ja, genau.“**

I: **„Ja, ich glaube Hansi hieß der, ich glaube es auch.“**

Der TN bricht die Anonymität der externen Kinder auf, indem er beginnt, einen konkreten freundschaftlichen Kontakt zu beschreiben, ein Freund, der **„nicht mehr hat kommen dürfen“**. Nachdem der TN recht enthusiastisch über die Attraktivität des Spielens im Heim gesprochen hat und auch darstellte, wie gerne externe Kinder zum Spielen ins Heim kamen, wirkt die Information über diesen Freund dramaturgisch wie ein Gegenpol und weckt so die Neugier des Zuhörers. Der TN möchte diesen Freund näher beschreiben, indem er ihn mit einem charakteristischen Typus aus dem Genre der Paukerfilme vergleicht. Er geht davon aus, daß der I Feldkenntnis besitzt und befragt diesen, ob der Name, der ihm einfällt, der richtige Name sei.

Die Narration wird durch eine wechselseitige Verständigung zwischen TN und I über den anvisierten Titelhelden unterbrochen. Beiden Teilnehmern des Interviews scheint diese Detaillklärung wichtig zu sein. Die Verständigung läuft auf den Schauspieler Hansi Kraus hinaus in seiner Rolle als „Pepe, der Paukerschreck“. Aus der Sicht von I und TN stellt dieser in seiner Rolle einen lustigen Schüler dar, der die Lehrer auf sympathische Art und Weise „reinlegt“. Der Freund, **„der zum Schluss nicht mehr hat kommen dürfen“**, war ein ebensolcher Typ.

Die Formulierung **„zum Schluss“** ist mehrdeutig:

- es könnte gemeint sein, nachdem der Freund eine Zeitlang seine Späße auch im Heimbereich getrieben hatte, dass irgendwann die Entwicklung auf ein Heimverbot hinlief;
- es könnte aber auch sein, dass sich die Kindheitsphase mit den phantastischen Spielmöglichkeiten mit zunehmendem Alter dem Ende zuneigte.

Sequenz G:

TN: **„Und der hat uns auch irgendwann, ich weiß gar nicht wie es gekommen ist oder wie es rausgekommen ist, der hat wie das halt ist, irgendwann ist man mal vierzehn, fünfzehn und dann will man mal rauchen. Ich wusste ja, wie meine Mama raucht. Und dann hab ich, die hat immer Stangen gekauft damals oder drei-vier Päckchen, und ich wusste ja, die raucht ziemlich viel. Dass sie manchmal losgelaufen ist und sich Zigaretten gekauft hat, weil sie zu Hause keine mehr hatte. In der Schublade, wo die Süßigkeiten lagen, da obendrüber in der Schublade, da lagen die Zigaretten. Dann habe ich eine mitgehen lassen.“**

I: **„Eine?“**

TN: **„Eine Schachtel.“**

I: **„Also eine Schachtel.“**

Der TN erinnert sich nur sehr diffus daran, wie der Gedanke aufkam, gemeinsam mit seinen beiden Freunden zu rauchen. Zunächst will er den gedanklichen Ursprung beim zuvor beschriebenen externen Freund angeben, schwenkt aber um mit der Formulierung **„ich weiß gar nicht, wie es gekommen ist“**. Seine Erinnerung kommt nicht präzise, denn er weiß auch nicht mehr, **„wie es rausgekommen ist“**. Im dritten Satz will er zu Beginn wieder den gedanklichen Ursprung der Rauchaktion beim externen Freund anlasten, ehe er dann zu einer Lösung umschwenkt, die vermutlich auch in der damaligen Situation den Erwachsenen als Erklärung angeboten wurde: **„irgendwann ist man mal vierzehn, fünfzehn und dann will man mal rauchen“**. Diese Sicht der Dinge schließt einen gewissen Automatismus der Neugierde ein und kann so als ein altersadäquates Normalverhalten eingestuft werden, selbst wenn es sich um eine „Verfehlung“ handelt, da in der Öffentlichkeit geraucht wurde, ohne ein ausreichendes Alter zu haben. Das vorzeitige, ausprobierende Rauchen kann als entwicklungstypisch für das Alter von 14 bis 15 Jahren angesehen werden und wurde vom TN auch nicht zur Diskussion gestellt. Für ihn passt das Bild der heimlich rauchenden Jugendlichen zum Typus der Flegeleien und Streiche, die anscheinend entwicklungsbedingt zwangsläufig

auftreten und insofern eher als Spiel anzusehen sind und deshalb das Vergehen des heimlichen Rauchens in seiner Ausprägung als unerwünschtes Verhalten verharmlosen.

Mit „**Ich wußte ja, meine Mama raucht.**“ wird die Erinnerung wieder konkret. Die Bezeichnung „**Mama**“, die der TN als inzwischen Erwachsener in diesem Zusammenhang gebraucht, weist darauf hin, dass er sich über das narrative Erzählen in die Retrospektion begeben hat. Ebenso weist der Präsens im Verb „rauchen“ auf die erlebte Rückerinnerung hin. Im dritten Satz setzt der TN an, um zu sagen, dass er Zigaretten bei seiner Mutter gestohlen hat mit „**Und dann hab ich, ...**“. Dieses Geständnis unterbricht er, um zunächst über die Gewohnheiten seiner Mutter zu informieren.

Seine Mutter rauchte „ziemlich viel“, denn „die hat immer Stangen gekauft damals“ oder „drei-vier Päckchen“. Dieser Hinweis soll darüber informieren, dass die Mutter selbst kaum einen genauen Überblick über ihren Zigarettenvorrat hatte und demzufolge das Fehlen von Zigaretten kaum bemerken würde.

Neben dem möglichen, indirekten Hinweis auf Stress bei der Mutter (Rauchen als Stressreaktion ?), durch die Information auf ihr starkes Raucherinnenverhalten, weist er weiter auf grundsätzlichen Stress hin, da die Mutter „**manchmal losgelaufen ist und sich Zigaretten gekauft hat**“. „**Losgelaufen**“ spricht dafür, daß sie unsystematisch ihren Zigarettenkonsum plante, sie ein unkontrolliertes Suchtverhalten nach Zigaretten hatte und sie die Zigaretten in Hektik holen musste, was auf eine hohe Arbeitsauslastung hinweist. Sie hat nicht die Kinder zum Zigarettenkaufen geschickt.

Die Mutter vertraute ihren Mitbewohnern oder zumindest ihrem Sohn, denn die Zigaretten lagerten so, dass er ohne Probleme Zugriff darauf hatte. Dass der TN vordem größeres Interesse an Süßigkeiten gehabt hatte, erschließt sich aus der Reihenfolge, wie er die Lagerstätten dieser Produkte aufzählt: „**In der Schublade, wo die Süßigkeiten lagen, da obendrüber in der Schublade, da lagen die Zigaretten.**“

Der Hinweis, wie einfach es für ihn war, an die Zigaretten zu kommen, mag von ihm als zusätzliche Schuldentlastung eingeflochten worden sein.

Als Ende dieses Redebeitrages schließt er erst den Kreis, den er 3 Sätze zuvor mit „**Und dann hab ich ...**“ begonnen und unterbrochen hatte, indem er bekennt „**Dann habe ich eine mitgehen lassen.**“, „... **eine mitgehen lassen**“ kann hier als eine mildernde Form gegenüber dem Bekenntnis „ich habe eine gestohlen“ gelesen werden.

Die Menge der Zigaretten bleibt dem I zunächst unklar. Da der TN zuvor aber von Päckchen gesprochen hatte, meinte dieser auch mit „**eine**“ eine ganze Schachtel, was sich durch Nachhaken schnell klärt.

Während zu Beginn dieser Teilsequenz noch der externe Freund anfänglich als derjenige benannt wird, der „etwas anstellt“, ist es zum Ende der TN selber.

Im Gegensatz zu etlichen anderen Passagen in dieser Gesamtsequenz, in denen der TN unklar formuliert und unverbindliche Informationen gibt, beschreibt er diesen für ihn „schuldbefrachteten“ Erzählteil detailliert.

Sequenz H:

TN: „**Und irgendwann haben wir dann auf dem Schulweg morgens dann geraucht. Das war ja (?unverständlich auf dem Tondokument). Mir war es speiübel danach und dann habe ich das Rauchen aufgegeben. Und habe gedacht, ich wäre kuriert. Aber bin ich ja doch nicht. Der Rudi und der Alex, die haben dann heimlich immer noch weitergeraucht. Und irgendwann, ich weiß noch, wir haben dann immer Zahnpasta dabeigehabt, irgendwann hat der Rudi ein Heimverbot gekriegt, weil er uns angeblich zum Rauchen verführt hat. Dabei war das eigentlich gar nicht Rudi. Gut, die Idee ist irgendwann mal entstanden, da haben wir drei irgendwie draußen im Wald rumgetobt und haben gedacht, wir können ja mal rauchen. Da hab ich gesagt, na gut, ich guck, dass ich was besorge. ...**“

Erstmals erzählt der TN, dass in diese Episode 3 Personen involviert waren:

- er, als Sohn eines Erzieherehepaares,
- Rudi, der externe Freund und
- Alex (*Sohn des Heimleiters*).

Das gemeinsame, heimliche Rauchen erfolgt auf dem Schulweg. Dem TN wurde schlecht vom Rauchen und er unterließ es in der Folge. Später hat er jedoch wieder begonnen, wie sein Hinweis **„Aber bin ich ja noch nicht.“** belegt, womit er meint, er sei bis heute nicht vom Rauchen „kuriert“.

Das heimliche Rauchen wird durch Tricks wie Zahnpasta vertuscht, anscheinend fällt es dennoch auf. Wie es auffiel, weiß der TN bis heute nicht, wie er schon in der vorangegangenen Sequenz versichert hat. Der externe Freund erhielt ein Heimverbot, **„weil er uns angeblich zum Rauchen verführt hat. Dabei war das eigentlich gar nicht Rudi.“** Durch das **„angeblich“** verdeutlicht der TN das damalige Fehlurteil. Rudi hat keinesfalls zum Rauchen verführt. Dass er aber an der Meinungsbildung beteiligt war, zeigt die Einfügung mit **„eigentlich“**. Eine größere Schuld sieht er bei sich selbst, da er durch den Diebstahl zum Akteur wurde, wenn es um die konkrete Realisierung des Vorhabens ging.

Die Entstehung des Rauch-Vorhabens war offensichtlich ein Gruppenprodukt, da der TN kein Gruppenmitglied ausdrücklich hervorhebt: **„... da haben wir drei irgendwie draußen im Wald rumgetobt und haben gedacht, wir können ja auch mal rauchen. ...“** Es scheint sich beim gemeinsamen Spiel um eine sehr homogene Gruppe gehandelt zu haben. Von einer hierarchischen Struktur ist keine Rede, im Gegenteil, die drei Gruppenmitglieder scheinen einen gleichen Status zu genießen.

Es bleibt unklar, warum der TN den weiteren Gruppenmitgliedern in Aussicht stellt, dass er Zigaretten besorgt.

Sequenz I:

TN: **„... Alex hat irgendwie, irgendwoher, ich weiß gar nicht wie der das angestellt hat, hat der mir nie erzählt, der hat dann auch Zigaretten organisiert gehabt. Eigentlich waren Alex und ich mehr die Auslöser. Und Rudi hat dann damals aufgrund der Tatsache, weil er ein Außenstehender war, irgendeiner musste ja die Schuld kriegen und schon gar nicht das Heimleiterkind, ne. Dann liebe r der Außenstehende, damit in der Einrichtung der Frieden herrschte. Dass es nicht von uns kommt, sondern von dort. Das war dann der Einzige, der wirklich mal, in meinem Freundeskreis, wo ich so mitgekriegt habe, also ein richtiges Heimverbot hat der gekriegt.“**

I: **„Vom Heim aus dann, ne?“**

TN: **„Wegen dem Rauchen auch, weil ich dann in der Zeit einige andere, ich muß (?/unverständlich auf dem Tondokument) darüber nachdenken, was wir da alles angestellt haben.“**

Der TN berichtet, dass auch der Sohn des Heimleiters Zigaretten beschafft hatte, wobei dieser ihm aber nie berichtete, wie er dies bewerkstelligte. Er urteilt nochmal, dass er selbst und der Sohn des Heimleiters die Auslöser für das heimliche Rauchen waren und nicht der externe Freund Rudi.

Rudi erhält die Schuld zugesprochen, nicht weil ein Beweis dafür vorlag, sondern weil er ein **„Außenstehender“** war. Mit **„Irgendeiner mußte ja die Schuld kriegen...“** spricht der TN einen Strafmechanismus an, der anscheinend mit einer gewissen Eigendynamik funktionierte. Es darf geschlossen werden, dass das heimliche Rauchen seitens der Heimpädagogen geahndet werden mußte. Es konnte nicht als Spielform eines gesunden Neugieverhaltens „übersehen“ werden, sondern wurde als ernstzunehmende Fehlverhaltensweise bewertet und bemaßnahmt. Der externe Freund wird zum Sündenbock.

Für die Einrichtungsvertreter, vermutlich den Heimleiter selbst, war dieses Problem bequem zu lösen, da der externe Jugendliche schon deshalb einen geeigneten Sündenbock darstellt, weil er von außen kommt; dies alles nach Darstellung des TN.

Der TN differenziert wieder zwischen der Innenwelt des Heimes mit **„von uns“** und der Außenwelt **„dort“**.

Die Textstelle im Zusammenhang

TN: **„... Dadurch dass auf der Hauptschule, auch gleichzeitig Grundschule, da war ich ja mit vielen Heimkindern in einer Klasse sagen wir mal. Diese Klasse, wo die Kinder, die mich während meiner Schulzeit begleitet haben aus dem Kinderheim, die, die, ja kann**

man ruhig so sagen. Von der ersten bis zur neunten Klasse waren wir eigentlich immer die gleiche Gruppe von Heimkindern in dieser Klasse. Die Klasse war eigentlich immer von jeher so gut fünfzig-fünfzig, sagen wir mal. 50% Heimkinder und 50% ja normale Kinder sagen wir mal. Das war eigentlich, zumal wir immer den gleichen Heimweg hatten, bis auf wenige Meter, wo wir mit den anderen Kindern auf dem Heimweg oder auf dem Weg zur Schule Kontakt hatten, ist eigentlich wenig gelaufen. Andere Heimkinder, die hatten viel mehr Kontakt zu Außenstehenden. Die waren halt eben im Sportverein oder so oder sind nach der Schule irgendwie nochmal in die Schule zurück. Da war dann sowas wie eine Turnveranstaltung oder so.“

I: „Das haben Sie dann nicht gemacht?“

TN: „Nein. Ich habe zwar mal was angefangen, ich hab Musikunterricht hab ich gehabt, den hab ich wieder abgebrochen. Und dann hatte ich Reitunterricht, den habe ich auch abgebrochen. Also sagen wir mal diese Vereinsmeierei hat mir eigentlich noch nie recht zugesagt. Das war also nie was für mich. Für mich stand eigentlich nachmittags nach der Schule im Vordergrund, nach den Hausaufgaben, raus spielen. Das war also für mich oberste Priorität.“

I: „Sie hatten viele Angebote da und hatten gar nicht das Bedürfnis nach draußen zu gehen?“

TN: „Nein, eigentlich nicht.“

I: „Woanders dann Freizeitaktivitäten zu suchen oder Freunde?“

TN: „Es war ja wirklich, es war ja genug da. Und direkt vor der Haustür. Oder im Haus.“

I: „Ja.“

TN: „Es war wirklich, es war, sagen wir mal für ein Kind, wenn ich so heute darüber nachdenke, kann eigentlich keinem Kind was Besseres passieren, als dass es ins Heim kommt. Wirklich wahr, weil ich weiß nicht wie es heute ist, ich habe eigentlich wenig Einblick noch im x-Heim, aber wie es bei uns früher war, das war eigentlich, das war phantastisch, ne. Du bist rausgegangen, hattest immer irgendwas und irgendwen zum Spielen. Es kam selten vor, daß wir Langeweile gehabt haben, ne. Wirklich wahr.“

TN: „Wenn dann halt, wie angesprochen, Freundschaften zu einem Kind außerhalb des x-Heimes da war, und ich dann gesagt habe: „Kommst du zu mir.“ Und dann waren die immer alle hellauf begeistert. Weil die halt ja eben, weil das ja, durch Erzählungen in der Schule wußten die ja, was bei uns abläuft. Und das war ja alles, so, die hieß y-Schule, die ist ja alles so im Einzugsbereich sagen wir mal, die ganzen Kinder haben ja nicht weit entfernt vom x-Heim gewohnt. Die haben das dann mal, die haben das dann irgendwann mitgekriegt, die wußten, daß da ein Kinderheim ist und was da abläuft. Die waren dann immer hellauf begeistert. Also die, ich kann mich nie dran entsinnen, daß mal jemand hat nicht kommen dürfen

Der einzige, der zum Schluß nicht mehr hat kommen dürfen, das war Rudi. Rudi ist so ein Typ gewesen als Kind, der hat, man kann das eigentlich gleichsetzen hier mit dem, ich komme jetzt nicht auf den Namen. Diese Fernsehfilme da, im Bayerischen spielen die, vom Thomalla. Wie heißt dieser – Hansi oder so?“

I: „Das könnte sein, ja. Dieser Paukerfilm ja.“

TN: „Ja, ja.“

I: „Der eine Junge, der diese Schwester hat und immer so die Titelrolle spielt und die Pauker dann linkt.“

TN: „Ja.“

I: „Reinlegt und lustige Anweisungen, so ein Typ war das?“

TN: „Ja, genau.“

I: „Ja, ich glaube Hansi hieß der, ich glaube es auch.“

TN: „Und der hat uns auch irgendwann, ich weiß gar nicht wie es gekommen ist oder wie es rausgekommen ist, der hat wie das halt ist, irgendwann ist man mal vierzehn, fünfzehn und dann will man mal rauchen. Ich wußte ja, wie meine Mama raucht. Und dann hab ich, die hat immer Stangen gekauft damals oder drei-vier Päckchen, und ich wußte ja, die raucht ziemlich viel. Daß sie manchmal losgelaufen ist und sich Zigaretten gekauft hat, weil sie zu Hause keine mehr hatte. In der Schublade, wo die Süßigkeiten lagen, da

obendrüber in der Schublade, da lagen die Zigaretten. Dann habe ich eine mitgehen lassen.“

I: „Eine?“

TN: „Eine Schachtel.“

I: „Also eine Schachtel.“

TN: „Und irgendwann haben wir dann auf dem Schulweg morgens dann geraucht. Das war ja (?/unverständlich auf dem Tondokument). Mir war es speiübel danach und dann habe ich das Rauchen aufgegeben. Und habe gedacht, ich wäre kuriert. Aber bin ich ja doch nicht. Der Rudi und der Sigg, die haben dann heimlich immer noch weitergeraucht. Und irgendwann, ich weiß noch, wir haben dann immer Zahnpasta dabeigehabt, irgendwann hat der Rudi ein Heimverbot gekriegt, weil er uns angeblich zum Rauchen verführt hat. Dabei war das eigentlich gar nicht Rudi. Gut, die Idee ist irgendwann mal entstanden, da haben wir drei irgendwie draußen im Wald rumgetobt und haben gedacht, wir können ja mal rauchen. Da hab ich gesagt, na gut, ich guck, daß ich was besorge. Sigg hat irgendwie, irgendwoher, ich weiß gar nicht wie der das angestellt hat, hat der mir nie erzählt, der hat dann auch Zigaretten organisiert gehabt. Eigentlich waren Sigg und ich mehr die Auslöser. Und Rudi hat dann damals aufgrund der Tatsache, weil er ein Außenstehender war, irgendeiner mußte ja die Schuld kriegen und schon gar nicht das Heimleiterkind, ne. Dann lieber der Außenstehende, damit in der Einrichtung der Frieden herrschte. Dass es nicht von uns kommt, sondern von dort. Das war dann der Einzige, der wirklich mal, in meinem Freundeskreis, wo ich so mitgekriegt habe, also ein richtiges Heimverbot hat der gekriegt.“

I: „Vom Heim aus dann, ne?“

TN: „Wegen dem Rauchen auch, weil ich dann in der Zeit einige andere, ich muß (?/unverständlich auf dem Tondokument) darüber nachdenken, was wir da alles angestellt haben.“

6.3.2.2 Interpretative Annäherung

Sequenz A:

Der TN bezeichnet sich für die Zeit des Schulbesuches als Heimkind; offenbar wurde er dort in der Gruppe der Heimkinder wahrgenommen und von Schulkameraden und Lehrern während seiner Schulzeit als Heimkind betrachtet. Vom 6. bis zum 15. Lebensjahr war seine Identifikation mit den Maßnahmekindern demnach sehr umfassend.

Er fühlte sich offensichtlich wohl in der Gruppierung der Heimkinder.

Sequenz B:

In der Schule gab es „Heimkinder“ und „normale Kinder“. Das Unterscheidungskriterium zwischen diesen beiden Gruppen ist die Mitgliedschaft im Heim. Kinder, die nicht im Heim wohnen, sind „normale Kinder“, die aber außenstehend sind. Bei diesen Kindern handelt es sich um den Personenkreis, nach dem der I gefragt hatte. Der TN sucht den Kontakt zu diesen Kindern nicht. Er konzentriert seine Freizeit und seinen Freundeskreis vollständig auf das Heim. Wenn die Schule nicht extern gewesen wäre, so scheint es, hätte er sich vermutlich selten aus dem Heim begeben. Seine Bedürfnisse werden anscheinend erschöpfend vom Heim mit all seinen personellen und sächlichen Angeboten befriedigt.

Sequenz C:

Die Freizeitmöglichkeiten im Heim sind attraktiv und ausreichend für den TN. Aus diesem Grunde muss er sich nicht an andere Stellen außerhalb des Heimes wenden. Es scheint ihn aber auch sonst kaum einen Reiz zu geben, der ihn nach draußen zieht. Er scheint sich andererseits im Heim so wohl zu fühlen, dass ihn nichts dazu veranlasst, vom Heimalltag zu entfliehen. Das Heim wirkt wie eine beschützende, behütende Hülle, die den TN vollständig absorbiert. Dabei verhält er sich durchaus aktiv, er nutzt sehr bewusst die sich bietende Möglichkeit und weiß so die Vielfalt des Angebotes zu schätzen.

Sequenz D:

Der TN empfiehlt sein damaliges Heim als Aufenthalt für alle Kinder, denn er formuliert sehr total, wenn er sagt, es könne „**eigentlich keinem Kind was Besseres passieren, als dass es ins Heim kommt**“. Er hat demnach das Heim als absolut positiv erlebt. Für unsere Gesellschaft formuliert er einen revolutionären Gedanken, nämlich mit dem von ihm empfohlenen Schritt die gesamte private Sozialisation als gesellschaftliche Ersatzerziehung in Heimen zu konzeptionieren, allerdings müssen die Heime so sein wie jenes, in das die Familie einzog.

Freilich geht er immer von seinem Erfahrungsbereich aus: seine Erziehungsfamilie mit seinen Eltern und seinem leiblichen Bruder. Wenn alle Kinder in Heimen solch günstige Bedingungen antreffen würden, wie der TN sie erlebt hat, dann hätten alle Kinder sehr gute Sozialisationsbedingungen, so seine Meinung.

Auf diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum er keine Kontakte nach außerhalb des Heimes suchte. Seine Familie stand ihm zur Verfügung und diese wurde komplementär um etliche Attraktionen ergänzt. Nach seiner Wahrnehmung, hatte er alles, was sich ein Kind nur wünschen kann. Die Umstände für ihn waren nicht nur optimal, sondern sie waren sogar „**phantastisch**“, wie er formuliert. Also selbst Steigerungen, wie sie in der Phantasie möglich sind, würden die damaligen Gegebenheiten nicht unbedingt noch steigern können.

Sequenz E:

Der TN sieht sich in einem, auch für die Kinder außerhalb des Heimes, attraktiven Setting. Er selbst wird durch seine Zugehörigkeit und der damit verbundenen Möglichkeit gate-keeper zu sein, zu einem attraktiven Freizeitpartner. Seine Spielwelt schränkt er freiwillig auf das Heimgelände ein. Er wendet sich nicht nach außerhalb, um seine Freizeit zu gestalten, sondern lässt die Kinder ins Heim kommen, er steht somit im Mittelpunkt. Auch bei diesen Kindern gibt es die Tendenz diese als Gruppe zu anonymisieren. Es scheint so, dass für ihn nicht Einzelne bedeutsam waren, sondern ihm die Tatsache genügte, dass Spielpartner kamen.

Es ergaben sich dennoch in der Schule Freundschaften zu externen Kindern, die der TN aber anscheinend nicht selbst suchte, sondern die externen Kinder kamen i.d.R. auf ihn zu, um ins Heim zum Spielen kommen zu dürfen. Eindeutig ist, dass er nicht zu ihnen ging, sondern sie kamen zu ihm ins Heim.

Das Heim war somit gut in die Gemeinde integriert und es gab, zumindest nach der Wahrnehmung des TN, keine Berührungsängste seitens der Kinder. Deren Kommen war sowohl von den Entscheidungsträgern im Heim als auch von den Eltern der Kinder gestattet.

Die Gastkinder waren „**begeistert**“, wenn sie ins Heim kommen durften. Der TN selbst war vom Heim und seinen Möglichkeiten begeistert, in einer gewissen Totalität symbiotisch mit dem Heim verwachsen. Im Heim zu sein bedeutete für den TN eine unbeschwerte Zeit des Spielens zu genießen. Gleichzeitig war es eine Zeit, in der er ein mit Macht ausgestatteter Mensch war. Für diese Macht musste er selbst keine Anstrengung investieren, denn sie war eine verliehene Macht, die ihm vermittels seiner Zugehörigkeit zum Heim und der Erziehungsfamilie zufiel.

Sequenz F:

Der TN durchschreitet chronologisch seine „Spielezeit“ im Heim und berichtet vom Ende der unbeschwerten Zeit. Er spricht vom „**Schluss**“, so als habe seine Kindheit ein abruptes Ende gehabt. Er erwähnt nun namentlich einen externen Jungen, der offensichtlich eine besondere Sympathie bei ihm erworben hatte, denn es ist ihm anscheinend wichtig, ihn durch einen Vergleich zu illustrieren.

In der kurzen Gesprächssequenz, die sich zwischen dem TN und dem I entwickelt, zeigt sich der Interviewfluss und darin die entspannte Atmosphäre, in der das Gespräch stattfindet. Der TN fühlt sich nicht ausgefragt, sondern er gibt bereitwillig Auskunft.

Sequenz G:

Im Sinne einer „späten Beichte“ berichtet der TN vom Diebstahl einer Schachtel Zigaretten, den er an seiner Mutter zugunsten seiner Freunde und für sich begangen hat. Der Diebstahl selbst war einfach, weil er die Gewohnheiten seiner Mutter gut kannte und außerdem der Zugang zu den privaten Sachen seiner Mutter offen war. Ein Detail ist bemerkenswert: er spricht von „**die**

Süßigkeiten“ als er den Lagerplatz der Zigaretten beschreibt. Es ist zu vermuten, dass die Süßigkeiten der Erziehungsfamilie gemeint waren, die aber im Privatbereich der Mutter und nicht in einer Vorratskammer vorgehalten wurden. Es scheint, dass Süßigkeiten „halböffentlich“ waren, d.h. es waren Süßigkeiten vorhanden, der Zugang zu ihnen wurde aber dadurch erschwert, dass die Mutter sie verwaltete. Zumindest er als biologisches Kind konnte offensichtlich ohne Probleme sowohl an die Süßigkeiten als auch an die Zigaretten gelangen. Da er nichts darüber aussagt, ob auch die Maßnahmekinder diesen heimlichen Zugang in gleicher Weise hatten, lässt sich nicht weiter interpretieren, ob in diesem Bereich seitens der Mutter/der Eltern Unterschiede zwischen den Leiblichen und den Maßnahmekindern gemacht wurden.

Der TN verharmlost den Diebstahl. Der Anstoß zum Rauchen kam offensichtlich vom externen Freund Rudi. Dieser bringt somit in die „heile Kinderspielewelt im Heim“ von außen die Versuchung zu rauchen. Der TN gesteht zwar die Tat, sieht sich aber als verführt an. Er erliegt den Peer-Group-Kräften. Es kann spekuliert werden, dass er die Tradition fortsetzen wollte ein attraktiver Freizeitpartner zu sein. Wenn er nicht die neue Gruppennorm erfüllt, nach der diejenigen zur Gruppe gehören, die rauchen und auch Zigaretten organisieren, läuft er Gefahr seine zentrale, anerkannte Stellung innerhalb der Gruppenhierarchie zu verlieren.

Die in dieser Sequenz sehr genaue Schilderung des Ortes, an dem die Zigaretten der Mutter lagerten, lässt die interpretative Folgerung zu, dass der TN damals und heute sein Fehlverhalten gegenüber der Mutter bereut, denn die kleinteilige Beschreibung des Zigarettenlagers steht im Gegensatz zur Verharmlosung mit „**Dann habe ich eine mitgehen lassen.**“

Sequenz H:

Der TN versichert, ihm es sei es nach dem heimlichen Rauchen auf dem morgendlichen Schulweg „**speiübel**“ gewesen. Diese Versicherung klingt so, als habe er unverzüglich nach der Tat seine natürliche Strafe im Sinne einer direkten Konsequenz erfahren. Wäre es alleine nach ihm gegangen, so macht seine folgende Äußerung - nur die beiden Freunde hätten weitergeraucht - glauben, dass sein Wiedereinstieg ins Rauchen durch das Verhalten seiner Freunde verursacht worden sei. Damit externalisiert er die Schuldfrage für die Fortsetzung des Rauchens auf die Freunde.

Die Phase des Nicht-Rauchens bei ihm kann vermutlich nicht lange angedauert haben, denn er berichtet in der Wir-Form, die Mitglieder der Gruppe hätten „**immer Zahnpasta dabeigehabt**“. Dies kann bedeuten, dass er wohl der Gruppe angehören wollte, wenn es aber um das Zugeben eines Fehlverhaltens ging, hatte er die Tendenz nicht zu seinem Verhalten zu stehen, sondern es zu verschleiern.

Es wird deutlich, dass sich die Gruppe bestehend aus dem Heimleitersohn, dem externen Freund und dem TN von der gesamten vom TN vormals geschilderten Vielzahl von möglichen Spielkameraden weitgehend gelöst hatte und so eine eigene Gruppe bildete, wie die mehrmalige Verwendung von „**wir**“ anzeigt. Wie eng die Gruppenmitglieder zusammengedrückt waren, zeigt die Formulierung „**da haben wir irgendwie draußen im Wald rumgetobt und haben gedacht, wir können ja mal rauchen**“. Das gemeinsame Rumtoben als Gruppe ist eine übliche Form des Agierens in einer kindlich-jugendlichen Gruppe, das gemeinsame Denken hingegen weist auf eine sehr starke Homogenität der Gruppe hin.

Es waren bei dieser Gruppe keine „normalen“ Heimkinder beteiligt, sondern der Sohn des Heimleiters, der Sohn eines Betreiberehepaares und ein externer Freund. Diese Mitgliederstruktur weist auf eine besondere Exklusivität der Gruppe hin. Es ist anzunehmen, dass sich im Verlaufe der Zugehörigkeit des TN zum System Heim seine hierarchische Stellung im Kontext der anwesenden Kinder zu einer Sonderstellung entwickelt hat, die sich gleichsam beim Sohn des Heimleiters zeigt. Die Leiblichen Kinder finden sich zusammen und sind anscheinend die attraktivsten Freizeitpartner für externe Freunde. Für den TN resultiert somit aus seiner Position als Leibliches Kind eine Sonderstellung, die innerhalb des Heimes die Chance zum sozialen Aufstieg bietet, nämlich mit der intensiven Freundschaft zum Sohn des Heimleiters zum „Zentrum der Macht“ aufzusteigen und für besondere externe Kinder oder Jugendliche, wie Rudi es nach der vorhergehenden Schilderung wohl einer war, attraktiv zu sein.

Der TN scheint in diese exponierte Gruppe am meisten investieren zu müssen, um seine Stellung zu stärken und ggfls. zu erhalten, denn er ist derjenige, der erstmals Zigaretten organisiert. Er äußert im Interview: „... **na gut, ich guck, dass ich was besorge. ...**“ Die Formulierung mit „**na gut**“ lässt den Schluss zu, die beiden anderen Gruppenmitglieder haben nachhaltig beim TN insistiert, um ihn soweit zu bringen, dass er die Zigaretten organisiert. Anscheinend musste er sich also „die Finger schmutzig machen“, indem er Zigaretten „mitgehen lässt“, um sein Engagement für die Gruppe zu dokumentieren. Er nimmt damit eine dienende Funktion in der Gruppe ein, um seine Mitgliedschaft zu sichern und seine Attraktivität zu erhalten.

Darüber, warum ihm die Mitgliedschaft in der Gruppe so wichtig ist, dass er sogar seine Mutter bestiehlt, kann spekuliert werden. Wenn er dieser Gruppe nicht mehr angehört hätte, dann wären lediglich andere Freizeitpartner im Heimgeschehen für ihn möglich gewesen. Diese Partner boten aber offensichtlich nicht die Kontinuität, die Leibliche Kinder für ihn hatten. Es handelte sich bei den anderen möglichen Spielpartnern, wie im vorstehenden Text spürbar wurde, um eine gewisse Masse an Personen, die vom TN nicht individuell identifiziert wurde. Diese Tatsache weist auf die Fluktuation der Kinder im Heim hin. Er wendet sich u.U. auch aus diesem Grunde dem Sohn des Heimleiters zu, der offensichtlich auch zeitliche Kontinuität bot. Die Dreiergruppe bestehend aus Leiblichen Kindern – auch der externe Freund war ja kein fremdplatziertes Kind – war innerhalb des Heimes für den TN neben seiner biologischen Familie eine konstante Größe.

Sequenz I:

In dieser Sequenz lebt der eingangs bereits beschriebene Zustand der „Heilen Welt“ des Heimes wieder auf. Diesmal setzt sich der TN allerdings kritisch mit dieser Heimwelt auseinander, denn er benennt deutlich einen Schutz-Mechanismus wonach eine selbstkritische Binnendifferenzierung der verantwortlichen Heimprotagonisten nicht stattfand, sondern der bequemere Weg der Externalisierung problematischen Verhaltens genutzt wird. Nach Darstellung des TN sind er und der Sohn des Heimleiters die „**Auslöser**“ und trotzdem wurde die Schuld dem externen Freund angelastet. Dieser „**musste**“ die Schuld bekommen. Die Externalisierung problematischen Verhaltens war demnach im Heim ein bereits verfestigtes Verhaltensmuster. Problemverhalten hatte seine Ursache außerhalb der Einrichtung und wurde in die Einrichtung hineingetragen. Vermutlich hatten die professionellen Pädagogen eine systemimmanente Verpflichtung, in Erziehungsfragen besser zu sein als die Laien außerhalb der Einrichtung. Sie konnten demnach schlecht zugeben, dass die eigenen Kinder Problemverhalten selbst produzierten, sondern Fehlverhalten dann übernahmen, wenn Quellen von außerhalb die Kinder im Heim – im vorliegenden Falle die Leiblichen Kinder – „verführten“.

Dieser Umstand legt den Schluss nahe, dass die Leiblichen Kinder im Heim mit der Verhaltenserwartung aufwachsen stets sozial erwünschtes Verhalten zu zeigen, da sie ja Kinder der professionellen Pädagogen waren und als solche vorbildhaft zu funktionieren hatten. Selbst wenn diese Verhaltenserwartung einmal versagte, fanden die Verantwortlichen einen Weg den Schein zu wahren, indem – wie in der vorliegenden Sequenz – das Fehlverhalten negiert und ein Sündenbock bestimmt wurde. Dieser Mechanismus wirkte sehr stark, denn in der Einrichtung sollte „**der Frieden**“ herrschen. Impulse für abweichendes Verhalten mussten demnach außerhalb des Heimes verortet werden, wie der TN ausführt: „**Dass es nicht von uns kommt, sondern von dort.**“ Mit dieser Äußerung wird wiederum die Zweiteilung seiner kindlichen Welt aufgezeigt: innerhalb des Heimes die „Heile Welt“ und außerhalb des Heimes die „Unheile Welt“.

Dem starken Willen der Pädagogen können sich weder der Sohn des Heimleiters noch der TN entziehen, denn sie entwickeln keine Zivilcourage, um die falsche Maßnahme ihrer Eltern zu korrigieren und ihren externen Freund zu rehabilitieren. Sie selbst waren Systemmitglieder, die ihr Verhalten den Interessen der Einrichtung nachordnen mussten.

Während der TN in seiner Kindheitsphase anscheinend die Innenwelt des Heimes uneingeschränkt positiv beurteilte, scheint sich in der Jugendzeit eine kritische Haltung gegenüber den Betreibern der Einrichtung zu etablieren. Die Unfreiheit als „Bestandteil des Systems Heim funktionieren zu müssen“ und damit einen totalitären Anspruch des Systems zu erfüllen, wurde vom TN mit zunehmenden Alter erkannt. Er registrierte die vormals „Heile

Welt“ der Einrichtung als eine Scheinwelt, hatte sie aber trotzdem wegen ihrer Annehmlichkeiten internalisiert. Eine Auseinandersetzung mit dem System „Heim“ brauchte er aber nicht mehr eingehen, da er ja zu dieser Zeit die Einrichtung gemeinsam mit den Eltern verließ.

In seinem Verhältnis zum Sohn des Heimleiters offenbart sich eine gewisse Spannung, denn der TN äußert, dass **„schon gar nicht das Heimleiterkind“** die Schuld zugesprochen bekommen durfte. Das Leibliche Kind des Heimleiters stand demnach unter einer ganz besonderen Protektion. Die Kinderhierarchie in dieser Einrichtung scheint an der Spitze den Sohn des Heimleiters gehabt zu haben, auf einer mittleren Ebene Leibliche Kinder der Erziehungsfamilien und als unterste Ebene die Maßnahmekinder.

Der TN lebte in dieser Hierarchie und entwickelte durchaus eine gewisse Missgunst gegenüber dem Sohn des Heimleiters, der aber dennoch sein Freund war, weil er vermutlich ein attraktiverer Freizeitpartner war als die übrigen Kinder.

Die Sequenz endet mit dem Hinweis darauf, dass innerhalb seines Freundeskreises in der Freizeit einiges angestellt wurde. Wenn man unterstellt, dass der Sohn des Heimleiters überdauernd zu diesen Freunden gehörte, kann resümiert werden, dass die beiden Leiblichen Kinder sicher der Systemdynamik „Musterknaben“ sein zu müssen, aktiv entzogen haben.

6.3.2.3 Interpretativer Fokus: „Heimverbot“

Der TN berichtet sehr enthusiastisch über die Attraktivität seiner kindlichen Lebenswelt Heim. Nach seinen Ausführungen **„kann eigentlich keinem Kind was Besseres passieren, als daß es ins Heim kommt“**. Die Formulierung schließt die Passivform ein, nach der ein Kind **„ins Heim kommt“**. Diese Äußerung versinnbildlicht den Geist des Jugendwohlfahrtsgesetzes, das zur Zeit des Heimaufenthaltes des TN Gültigkeit hatte, wonach Heimaufenthalte in der Regel obrigkeitstaatliche Eingriffe mit dirigistischem Charakter waren. Kinder wurden zur Erziehung in eine Einrichtung verbracht. Aus Sicht des Leiblichen Kindes im Heim ‚kamen sie ins Heim‘. Der TN hat die Aufnahme von Kindern im Laufe seines etwa 10jährigen Heimaufenthaltes vielfach so erlebt. Aus seiner Sicht waren die Aufnahmen eher ein positiver Vorgang für die Maßnahmekinder, da die Kinder regelmäßig in ein behütendes und sehr gut ausgestattetes Setting kamen, in denen es ihnen anscheinend an nichts mangelte.

Dass diesen Kindern womöglich familiäre und heimatliche Kontakte fehlten, verschloss sich offenbar seiner Wahrnehmung, da er selbst die familiären Kontakte ja hatte und das Heim tatsächlich zu seiner konkurrenzlosen Heimat geworden war. Er konnte umfassend seine Zugehörigkeit zum Setting bejahen, sich bedingungslos einlassen und alle Attraktionen für sich nutzen. Für ihn hatte das Leben im Heim anscheinend nur Vorteile, da das Heim ihn mit allem Lebensnotwendigen umfassend versorgte.

Ein aus seiner Sicht sehr erwähnenswerter Vorgang war ein **„Heimverbot“**, dass gegenüber einem externen Freund verhängt wurde. Mit diesem Verbot wurde einem Jugendlichen der Zugang und der Aufenthalt ins Heim verwehrt. Angesichts der globalen Beurteilung, es könne einem Kind nichts Besseres passieren, als ins Heim zu kommen, musste diese Maßnahme der Heimleitung sehr drastisch auf den TN wirken, da in seiner Beurteilung dem Betroffenen ein besonderes Privileg verwehrt wurde. Die Menschen im Heim hatten nach Sicht des TN einen besonders beneidenswerten Status, von dem der externe Freund mit dem Heimverbot ausgeschlossen wurde. Vom Heim ausgeschlossen zu sein, bedeutete für den externen Freund auf attraktive Strukturen der Freizeit verzichten zu müssen.

Neben diesem individuell sehr schweren Einschnitt für den externen Freund, wie er aus der Sicht des TN verstanden werden muss, hat das Heimverbot aber noch eine weitere strukturelle Dimension. Das Heimverbot offenbarte dem Leiblichen Kind die begrenzte Leistungsfähigkeit des Settings. Es musste sich der drastischen Maßnahme eines Verbotes bedienen, um den inneren **„Frieden“** bewahren zu können. Um eine „Heile Welt“ für die Kinder im Heim sein zu können, musste im Krisenfälle eine Isolation erzeugt werden. Die eingangs vom TN als wohlthuend empfundene „Heim-Insel“ wird mit zunehmenden Alter für ihn fragwürdig. Als Kind konnte das übersichtliche Umgebungssystem Heim die Komplexität der Realität reduzieren helfen und so ein Umfeld bieten, dass dem kindlichen Horizont sehr entsprach. Mit der Hinwendung der älter werdenden Kinder und Jugendlichen nach außen scheint das System

überfordert zu sein, zumindest was das Setting der Erziehungsfamilie auf dem Heimterretorium anbelangt.

Der TN kritisiert das Heimverbot gegenüber seinem externen Freund und kritisiert damit den Kopf der Einrichtung, den Heimleiter, der das Verbot ausgesprochen hat. Diese Kritik ist Personal- und Systemkritik zugleich. Für ihn als Jugendlichen kann diese Regel, die das Heim in Person des Heimleiters erlässt, nicht akzeptabel sein, da sein Bedürfnis nicht mehr angemessen befriedigt wird. Seine Erwartungen an das System Heim, wie sie einmal so umfassend vom Heim während seiner Kindheit positiv erfüllt wurden, werden nun in der Jugendphase enttäuscht.

Diese Interpretation widerspricht nicht der eingangs zitierten Äußerung des TN, wonach es für ein Kind nichts Besseren geben könne, als ins Heim zu kommen. Die Betonung liegt im Sinne der Interpretation auf „Kinder“: für diese bietet das Heim kindgemäß alles Notwendige, nicht aber für Jugendliche.

Als Jugendlicher benötigt der TN andere Angebote des Heimes als zu Zeiten der Kindheit und diese werden ihm nicht geboten. Das Heim ist für Kinder konzipiert, nicht aber für Jugendliche. Diese konzeptionelle Gewissheit ist bereits im Vorspann (s.o.) zum Interview dargelegt und wurde vom TN erlebt. Der in der Konzeption gewollte Wechsel von Jugendlichen in Jugend-Wohngruppen hinein wurde bei den Maßnahmekindern umgesetzt, nicht aber bei den Leiblichen Kindern in Betracht gezogen. Dass die Leiblichen Kinder sich kontinuierlich mit dem Gefühl, ein Systemmitglied des Heimes zu sein, identifizierten und diesen Umstand in ihr Selbstbild integrierten und demnach eigentlich auch das Bedürfnis entwickelten, so wie die übrigen Jugendlichen in diesem Heim mit zunehmenden Alter in eine andere Wohnform zu wechseln, wurde von den Verantwortlichen als Möglichkeit nicht antizipiert.

Das ungerechte Heimverbot für den externen Freund symbolisiert den Widerspruch von privater Familie und dem System Heim. Das Heim dominiert im vorliegenden Fall die Souveränität der Familie, greift in die Interaktion zwischen Familie und Öffentlichkeit ein, indem ein Kommunikationspartner eines Familienmitgliedes ausgegrenzt wird. Nicht die Familie selbst handelt hoheitlich und macht von ihrem Hausrecht Gebrauch, sondern das Heim bestimmt diese Grenze. Der TN ist in dieser Situation ohnmächtig, denn er lehnt sich nicht direkt gegen das omnipotente System auf. Eine indirekte Auflehnung kommt jedoch zustande, denn der TN denkt darüber nach „**was wir da alles angestellt haben**“. Die für das Kind im Heim vormals gerne akzeptierte Begrenzung und Fremdbestimmung ist für das inzwischen „jugendliche Leibliche Kind“ nicht mehr bedarfsgerecht und akzeptabel.

6.3.3 Textstelle 3 „Wir in der Familie ...“

(Interviewauszug: Seite 19/Zeile 20 – Seite 20/Zeile 17)

6.3.3.1 Textanalytische Annäherung

Sequenz A:

I: „**Hatten Sie in Ihrer Familie ein Wir-Gefühl?**“

Mit „**Hatten**“ lenkt der I die Erinnerung des Teilnehmers deutlich in die Retrospektive. Der Interviewer fragt nach einem emotionalen Phänomen: dem Wir-Gefühl. Die Frage lässt verschiedene Möglichkeiten offen:

- Der Teilnehmer kann die Frage individuell auf sich beziehen („**Sie in Ihrer**“).
- Er kann auch aus Sicht der Gruppe „Familie“ antworten („**Sie in Ihrer Familie**“).
Beim Begriff „Familie“ definiert der I nicht, welche Familie er meint:
 1. Die biologische Familie des TN.
 2. Die soziale Gruppe „Erziehungsfamilie“.

Der I verwendet den Fachterminus „**Wir-Gefühl**“, ohne ihn zu erläutern. Mit dieser Formulierung wird der TN fachlich gefordert und als Gesprächspartner zum fachlichen Dialog eingeladen.

Sequenz B:

TN: „**Ja. Die Familie hat man, mit seinen drei Personen, also ich, meine Eltern, später vier halt, mit meinem Bruder,...**“

Der TN bestätigt mit einem klaren „**Ja**“. Er benötigt keine Erläuterung zum Begriff „**Wir-Gefühl**“. Durch die eindeutige Antwort weist er sich als informiert aus. Es ist sich seiner Meinung sicher. Er erläutert weiter „**Die Familie hat man...**“. Der TN bezieht sich auf die biologische Unabänderlichkeit, dass man in eine biologische Abstammungsreihe, eine Familie hineingeboren wird. Die Familienzugehörigkeit ist ein „wertfreier Besitz“; „man hat sie“. Die biologische Mitgliedschaft in der Familie kann man nicht erwerben, sondern sie wird durch die Geburt erreicht. Damit werden soziologisch gesehen alle „Nicht-Eingeborenen“ über das Merkmal „biologische Zugehörigkeit“ ausgeschlossen. Er beschreibt anschließend seine biologische Familie, indem er die Mitglieder aufzählt. Dabei fließt die chronologische Entstehung der Familie ein, die er erlebt hat. Zunächst bestand die ursprüngliche Familie aus drei Mitgliedern und später, als sein Bruder auf die Welt kam, vier. Die Aufzählung beginnt er bei sich selbst, ergänzt die Eltern als Kleingruppe und dann den Bruder. Es ist für den TN bedeutsam, sich im Mittelpunkt der Gruppierung anzusiedeln. Als Familie, die ein Wir-Gefühl hatte, weist er die biologische Familie aus. Dies ist seine eigentliche Familie.

Sequenz C:

TN: „**...aber auch die anderen Kinder...**“

Die Maßnahmekinder gehören für den TN zum Familiensystem, bilden quasi eine Erweiterung der Familie jenseits der biologischen Zugehörigkeit. Mit dem relativierenden Wort „**aber**“ wird sehr ausdrücklich darauf verwiesen, dass die Erziehungsfamilie an sich auch ein Wir-Gefühl entwickelte. „**aber**“ betont auch, dass es nicht selbstverständlich ist, dass die Maßnahmekinder zur Familie des TN hinzugehören. Offensichtlich kennt der TN Erziehungsfamilien, bei denen die Distanz der Maßnahmekinder zur familiären Kernfamilie weitaus größer war, als in dem System, dem er angehörte.

Während zur Beschreibung der biologischen Familie des TN die einzelnen Systemteilnehmer näher mit Eltern und Bruder in ihren System- und Positionsbezeichnungen bezeichnet werden, mit Verzicht auf namentliche Benennung, werden die Maßnahmekinder noch anonym als „**andere Kinder**“ angeführt. Die anderen Kinder gehören nicht zum engeren, biologischen Familiensystem; eine hierarchische Zuordnung unterbleibt.

Sequenz D:

TN: „**... die waren eigentlich immer für mich und auch für meine Eltern, bis auf die angesprochenen Ausnahmen, eigentlich immer eins. ...**“

Die Verwendung von „**Die**“ in der 3. Person im Plural lässt verschiedene Lesarten zu:

- Der TN betrachtet seine biologische Familie und die Erziehungsfamilie von „außen“ und stellt eine Einheit fest.
- Er betrachtet die Gruppierung der Maßnahmekinder, die eine Einheit bilden.
- Er betrachtet die Gruppierung der Maßnahmekinder aus der Perspektive seiner biologischen Familie als eine andere Gruppierung von Menschen, die eine andere Gruppe ist, als solche aber im System mit seiner biologischen Familie eine neue, dann gemeinsame Gruppe bildet.

Das Wort „**eigentlich**“ schränkt die Allgemeingültigkeit der Aussage ein; er bezieht sich zur Erläuterung auf „**die angesprochenen Ausnahmen**“ (*Kontextwissen des I.: Es handelt sich bei diesen Ausnahmen um Maßnahmekinder, die aus verschiedenen Gründen die Erziehungsfamilie vorzeitig verlassen mussten.*), für die seine Einschätzung nicht gilt.

Der TN glaubt bei seiner Aussage auch die Perspektive seiner Eltern (der Bruder ist ausgeblendet) zu diesem Aspekt mitvertreten zu können, wobei er sich zuerst nennt. Bezogen auf die Ausgangsfrage des I ist der Einbezug der Familienmitglieder zum Phänomen „Wir-Gefühl“ gewünscht. In dieser Antwortsequenz isoliert der TN sich und seine Eltern als die für ihn unmittelbare Familiengruppierung.

Die Möglichkeit des Ausschlusses von Familienmitgliedern weist auf den künstlichen Charakter der Familienkonfiguration „Erziehungsfamilie“ hin, da ein Ausschluss aus einer biologisch zusammenhängenden Gruppe „Kernfamilie“ nicht so ohne weiteres möglich ist.

Sequenz E:

TN: „... **Es gab eigentlich, es war wirklich wenig Unterschied: Es war wirklich wenig. ...**“

Die Rückerinnerung produziert einen Erzählfluss. Der TN erinnert sich an eine Vorbedingung zurück, die ihm für die Etablierung eines Wir-Gefühls als wichtig erscheint, nämlich, dass es **„wenig Unterschied“** gab. Die Worte **„eigentlich“** und **„wenig“** weisen darauf hin, dass es dennoch Unterschiede gab. Aus dem Kontext der vorangegangenen Zeilen ist zu schließen, dass es sich bei diesen Unterschieden auf die Stellung der Teilnehmer im sozialen Verbund „Erziehungsfamilie“ handelte: alle Teilnehmer hatten weitgehend die gleichen Rechte und Pflichten. Damit sagt er, dass er als Mitglied der biologischen Erzieherfamilie mit den übrigen Kindern gleichgestellt war, also keine Sonderrechte oder Sonderpflichten hatte.

Die Doppelung mit **„wirklich wenig“** unterstreicht die Bedeutung des angestrebten Standards der Gleichbehandlung von Maßnahmekindern und Familienkindern.

Der TN ist bestrebt als glaubhaft zu gelten, da es ihm ein Anliegen ist, mit **„wirklich“** die Wahrheit seiner Aussage zu versichern. Im Umkehrschluss zeigt dieses Anliegen, dass der TN vermutet,

- der I zweifele womöglich an seiner Wahrheitsliebe oder
- seiner Kompetenz
- oder aber die Tatsache der weitgehenden Gleichbehandlung sei eine solch unwahrscheinliche Möglichkeit, dass ein nachdrückliches Glaubhaftmachen notwendig ist.

Sequenz F:

TN: „... **Da bin ich eigentlich froh drum, ne. ...**“

Der TN wechselt ins Präsens und versichert damit, nicht in der Vergangenheit, sondern heute darüber Freude zu haben, dass es **„wenig Unterschied“** gab. Ob er früher Freude über die Gleichbehandlung hatte, bleibt unklar. Die erneute Verwendung des Wortes **„eigentlich“** verhindert eine eindeutige Aussage. **„Ne“** ist ein Füllwort oder auch eine Rückvergewisserung beim I, dass dieser wohl diese Aussage für zustimmenswert hält.

Sequenz G:

TN: „... **Weil, wenn ich das so aus anderen Familien immer mitgekriegt habe und auch heute noch, wenn z.B. Albert oder Christian was erzählen von früher, da hat es wirklich drastische Unterschiede gegeben. ...**“

Der TN begründet seine Aussage einleitend mit **„Weil“**. Dabei spricht er nicht von Erziehungsfamilien, sondern von Familien, was darauf hinweist, dass er dieses Setting nicht nur als professionell installierte Gruppe gesehen hat, sondern als seine „erweiterte Familie“. Mit **„immer“** lässt er wissen, dass er gut informiert war, viel Einblick in den Alltag der übrigen Erziehungsfamilien auf dem Campus hatte. Diese Informiertheit setzt sich bis in die Gegenwart fort, da er Kontakte zu ehemaligen Maßnahmekindern hat (*Kontextwissen: Albert und Christian sind ehemalige Maßnahmekinder; außer zu diesen hat der T. weitere Kontakte zu ehemaligen Maßnahmekindern und auch Leiblichen Kindern.*), mit denen er über die gemeinsame Vergangenheit in der Institution spricht.

Die **„Unterschiede“**, die es in seiner Familie **„wirklich wenig“** gab, wie er ausführt, waren in **„anderen Familien ... wirklich drastisch“**. Der TN löst sich zur Beantwortung der Ausgangsfrage in seiner Begründung von der eigenen Familie, indem er mit anderen Erziehungsfamilien vergleicht. Der Begriff **„drastisch“** ist eine negative Bewertung der Verhältnisse und weist auf eine polarisierende Beurteilung zwischen der eigenen Familie und den **„anderen Familien“** hin. Auch diese Aussage wird von TN mit **„wirklich“** attribuiert, womit der Wirklichkeitsgehalt der Aussage unterstrichen wird.

Sequenz H:

TN: „... **Was das angeht, vom heutigen Standpunkt her muss ich einfach, nein, man sagt immer Eigenlob stinkt aber ich denke mal, wir waren wirklich die Musterfamilie. ...**“

Der TN reduziert die Nachfrage nach dem Wir-Gefühl in der eigenen Familie auf das Phänomen der unterschiedlichen Behandlung zwischen Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern durch die Erziehungsstellenbetreiber (*Kontextwissen: Es wäre falsch, hier ausschließlich von Erziehungsstelleneltern zu sprechen, da i.d.R. in diesen Settings auch sog. Drittkräfte arbeiten.*). In Bezug auf „**drastische Unterschiede**“ möchte der TN eine retrospektive Bewertung mit „**muss**“ einleiten. Die Verwendung dieses Verbs in einem passiven Sinne, als bleibe ihm keine andere Möglichkeit - „**muss ich einfach**“ -, soll seine subjektive Einschätzung auf eine objektivierende Ebene, eine gewissermaßen „gutachterliche“ transportieren. Diese verlässt er gleich wieder mit der Einschränkung „**nein, man sagt immer Eigenlob stinkt**“, um aber aus der subjektiven Perspektive - „**aber ich denke mal**“ - seine positive Einschätzung der Gleichbehandlung von Kindern in der eigenen Familie mit der Bezeichnung „**Musterfamilie**“ zu versinnbildlichen. Mit diesen Formulierungen bekräftigt der TN nochmals seine Aussage, dass seine biologische Familie im Sinne ihres Erziehungsauftrages höchst funktional war. Sein Wir-Gefühl lässt sich am Begriff „**Musterfamilie**“ festmachen.

Sequenz I:

TN: „... **Zumindest empfinde ich das so. ...**“

Nochmalig verweist der TN auf die Subjektivität seiner Aussage. Dass es sich nicht um eine sachlich objektive Feststellung handelt, impliziert er mit dem Gefühlswort „**empfinde**“. Die Empfindung entspricht dem Begriff „Wir-Gefühl“ aus der Fragestellung, auf die der TN damit an dieser Stelle auf die Ausgangsfrage rekurriert.

Die optimale Leistungsfähigkeit der Erziehungsfamilie, der der TN angehörte, hatte er bereits damals empfunden und dieses Gefühl überdauert bis in die Zeit des Interviews.

Sequenz J:

TN: „... **Bei den anderen hat das alles viel krasser ausgesehen. Zwischen Eigen- und Heimkindern. Wirklich wahr. ...**“

Der TN befindet sich in einem Erzählfluss. Er bezieht sich auf den Kontext der vorangesprochenen Sätze, indem er „**Bei den anderen**“ gleichsetzt mit den anderen Erziehungsfamilien und „**das alles**“ mit dem Phänomen der Gleichbehandlung der Kinder. Der Komperativ „**krasser**“ beinhaltet, dass es in seiner Erziehungsfamilie auch Unterschiede gab, die von der Grundform der Adjektives mit „krass“ bezeichnet werden können. Das unbestimmte Numeral „**viel**“ beschreibt aber wieder den deutlichen Unterschied zwischen dem eigenen und den anderen Familiensystemen.

Sowohl für die eigene als auch für die anderen Erziehungsfamilien differenziert er die beiden Subsysteme „**Eigenkinder**“ und „**Heimkinder**“. Dabei werden die „**Eigenkinder**“ zuerst genannt. Der Begriff „**Eigenkinder**“ ist eine Wortschöpfung, die der TN aus dem Umstand generiert, die Subsysteme einander gegenüberzustellen und zu dem gängigen Begriff „**Heimkinder**“ ein sprachliches Pendant schafft. Er verwendet den Begriff „**Eigenkinder**“ nicht tatsächlich, sondern in Form einer Auslassung in gedanklicher Einpassung eines Gedankenstriches. Der unvollständige Satz „**Zwischen Eigen- und Heimkindern**“ ergänzt erläuternd den vorangegangenen Satz im ausgelassenen Passus wo „**das alles viel krasser ausgesehen**“ hat.

Zum fünften mal innerhalb von 10 Schriftzeilen versichert der TN anschließend in einer weiteren nachgeschobenen Anmerkung die Wahrheit seiner Auskünfte mit „**wirklich**“. Erstmals gebraucht er ausdrücklich das Adjektiv „**wahr**“ zu diesem Zweck.

Sequenz K:

TN: „... **Das war bei uns, das war wirklich ein unheimlich schmaler Grat (?)** (*Es folgt im Tondokument ein unverständliches kurzes Wort; es könnte ein Füllwort wie „Ne“ sein.*) **Das**

war unheimlich schmal. Wo, sagen wir mal ich und die anderen Kinder, wo wir da irgendwo getrennt wurden.“

Der TN kehrt bei seinen Ausführungen zur eigenen Familie zurück, was vom I mit der Frage intendiert war. Er gebraucht eine bildhafte Sprache mit **„schmaler Grat“**, um die Unterscheidung zwischen Leiblichen Kindern der Erziehungsfamilie und Maßnahmekinder zu beschreiben. Mit **„Das war bei uns, ...“** nähert er sich zunächst an diese Äußerung an, worin eine Suchbewegung zum Ausdruck kommt, eine zutreffende Aussage finden zu wollen. Der „schmale Grat“ wird zur Steigerung seiner Feinheit mit **„unheimlich“** umschrieben und erhält wiederum die Zusicherung, das auch dies wahr sei, indem **„wirklich“** eingefügt wird. Die Aussage ist diffus, da sie nicht konkret die vorhandenen Unterschiede skizziert. Durch Wiederholung wird die Aussage in ihrer Bedeutung forciert.

Die Trennung zwischen dem TN und den Maßnahmekindern war vorhanden, mit **„irgendwo“** bleibt der TN wieder unbestimmt, benennt keine trennenden Merkmale oder Phänomene, mit denen die Trennung beschreibbar würde. Sie wurde aber veranlasst, denn nach seinen Ausführungen gab es eine steuernde Instanz, die die Trennung aktivierte: **„Wo wir da irgendwo getrennt wurden.“** Diese Instanz können vermutlich nur die Betreuer innerhalb der Erziehungsfamilie gewesen sein, die anscheinend von sich aus einen Unterschied zwischen ihren Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern machten, der aber sehr subtil war, so dass der TN dies selbst gar nicht als offensichtlich registrierte.

Die Textstelle im Zusammenhang:

I: **„Hatten Sie in Ihrer Familie ein Wir-Gefühl?“**

TN: **„Ja. Die Familie hat man, mit seinen drei Personen, also ich, meine Eltern, später vier halt, mit meinem Bruder, aber auch die anderen Kinder, die waren eigentlich immer für mich und auch für meine Eltern, bis auf die angesprochenen Ausnahmen, eigentlich immer eins. Es gab eigentlich, es war wirklich wenig Unterschied: es war wirklich wenig. Da bin ich eigentlich froh drum, ne. Weil, wenn ich das so aus anderen Familien immer mitgekriegt habe und auch heute noch, wenn z.B. Albert oder Christian was erzählen von früher, da hat es wirklich drastische Unterschiede gegeben. Was das angeht, vom heutigen Standpunkt her muss ich einfach, nein, man sagt immer Eigenlob stinkt aber ich denke mal, wir waren wirklich die Musterfamilie. Zumindest empfinde ich das so. Bei den anderen hat das alles viel krasser ausgesehen. Zwischen Eigen- und Heimkindern. Wirklich wahr. Das war bei uns, das war wirklich ein unheimlich schmaler Grat (?) (Es folgt im Tondokument ein unverständliches kurzes Wort; es könnte ein Füllwort wie „Ne“ sein.) Das war unheimlich schmal. Wo, sagen wir mal ich und die anderen Kinder, wo wir da irgendwo getrennt wurden.“**

6.3.3.2 Interpretative Annäherung

Sequenzen A - C:

Der TN hat eine Vorstellung vom Begriff „Wir-Gefühl“. Er hinterfragt ihn nicht. Die Frage des Interviewers kann das klare „Ja“ des Teilnehmers zur Bestätigung des „Wir-Gefühls“ in seiner Familie provoziert haben, da gemeinhin in intimen Beziehungssystemen (SCHNEEWIND, 1987) emotionale Nähe angenommen wird. Ein „Nein“ zu dieser Ausgangsfrage hätte einen allgemeinen Emotionsmangel in seiner Familie vermuten lassen, was der TN ausdrücklich nicht will. Er ist sich seiner Familienmitgliedschaft sehr sicher. Diese Sicherheit mag sich speisen aus dem Erleben der Familie als Kleingruppe, bevor sie zur Erziehungsfamilie wurde. Denkbar ist auch, dass seine identifikatorische Familien-Sicherheit von der Tatsache beeinflusst wird, dass die Maßnahmekinder, die der (Erziehungs)Familie nicht biologisch, sondern „nur“ sozial angehören, auswechselbar sind.

Eine erste, identitätsstiftende „Hülle“ umgibt ihn zunächst in Form „seiner“ biologischen Familie; die Erziehungsfamilie hingegen ist ein künstlich-soziales Konstrukt. Er selbst sieht sich in einer sehr zentralen Stellung, um die herum sich die biologische Familie als eine erste Hülle und die Erziehungsfamilie als eine zweite Hülle aufbauen. Das originäre und erste Wir-Gefühl, dass der TN als Familien-Wir-Gefühl benennt, bezieht sich auf seine biologische Familie, die

den Kern der Erziehungsfamilie bildet. Auch das, durch das Konzept „Erziehungsfamilie“ erweiterte Familiensystem, bildet ein Wir-Gefühl aus. Der TN unterstellt, dass es für die Entwicklung eines Wir-Gefühls eine Voraussetzung ist, dass die Eltern (und weitere Bezugspersonen) die eigenen Kinder und die Maßnahmekinder gleichbehandeln. Das Kriterium der Gleichbehandlung ist für den TN ein zentrales Merkmal, denn er kapriziert seine Ausführungen fast ausschließlich in diesem Fokus. Gleichbehandlung drückt sich aus als wahrnehmbare Verhaltenskategorie zunächst in Verhaltensweisen wie gleiche Regeln, gleiche Rechte und Pflichten für alle. In diesem Punkt scheint seine Erziehungsfamilie ein konsequentes Konzept realisiert zu haben, da keine drastisch wahrnehmbaren Unterschiede feststellbar waren. Die Unterschiede waren aber nach seinen Ausführungen vorhanden, und zwar subtil, was darauf hindeutet, dass der TN Aufmerksamkeiten erfuhr, z.B. emotionale (nonverbal/nicht offensichtlich) oder auch physische (by the way) Zuwendungen der BetreuerInnen/Eltern erhielt. Ihm selbst scheint die frühere Realität in diesem Punkt nicht transparent zu sein. Die Frage des I scheint die Frage nach einer unterschiedlichen Behandlung von eigenen Kindern und den Maßnahmekindern aufgeworfen zu haben; der TN hatte sie sich selbst offenbar nicht in dieser Klarheit zuvor gestellt. Ihm wird im Erzählprozess bewusst, dass es Unterschiede gab. Ihm scheint letztlich selbst nicht klar zu sein, wann die Eltern ihm wie anders begegnet sind als den Maßnahmekindern.

Auf der Gefühlsebene entspricht die Äußerung „eins“ zu sein, am ehesten der gängigen Vorstellung eines Wir-Gefühls. Dieses Gefühl war und ist da und spricht dafür, dass die Verschmelzung von „Biologischer-Betreiber-Familie“ und „Installierter-Erziehungsfamilie“ sehr weit ging. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass Maßnahmekinder mitunter das Setting verlassen mussten. Diese Fluktuation war konzeptuell möglich und gehörte zu den allgemeinen Regeln des Zusammenlebens; der TN kann leicht über diese hinweggehen, da sie für ihn keine Gültigkeit hatte. Vermutlich hat sie ihm eher noch existentielle Sicherheit vermittelt, da er als Leibliches Kind nicht potentiell zu dem fluktuierenden Personenkreis gehörte.

Die Kehrseite der häufigen Fluktuation, die vom TN wie eine selbstverständliche Begleiterscheinung erwähnt wird, kann eine gewisse Oberflächlichkeit hinsichtlich der Empathie gegenüber den Maßnahmekindern bedeuten. Für den TN waren die Schicksalsfragen der Maßnahmegeschwister unter dem Aspekt eines gesunden Egoismus auch nicht so wichtig, denn für ihn war zunächst entscheidend, dass die Lebensumstände für ihn günstig waren.

Sequenzen D - H:

Der TN gibt sich besondere Mühe, die Gleichbehandlung von Kindern der Erziehungsfamilie herauszustellen. Deutlich sichtbar wird dieses Bemühen durch die Wahrheitsbeteuerungen der Aussage. Es können mehrere Deutungen zutreffend sein:

- er vermutet im I einen Kritiker des Konzepts, den er überzeugen will;
- angesichts anderer Zustände in vergleichbaren Erziehungsfamilien will er dieses Qualitätsmerkmal besonders hervorheben;
- konzeptuell war Gleichbehandlung intendiert; der TN möchte das Konzept als optimal darstellen.

Der TN bezieht sich bei seinen Ausführungen intensiv auf den Gesichtspunkt der Gleichbehandlung und lässt andere mögliche Aspekte außen vor. Über eine Spirale subjektiver Selbsteinschätzung und vorgestellter Fremdeinschätzungen, die objektiven Charakter tragen sollen, kumuliert er seine Aussage im Begriff „**Musterfamilie**“. Diese Einschätzung bezieht er auf ein vermeintliches Leistungsmerkmal, nämlich Gleichbehandlung, die in vielen Ersatzfamilien zwar ein konfliktreiches Thema ist, aber seltenst durch eine externe Instanz bewertet wird. Dies war bei der beschriebenen Erziehungsfamilie aber anscheinend der Fall. Der Kreis der Bewertenden kann im Umfeld bei anderen Betreibern von Erziehungsfamilien und/oder auch deren Leiblichen Kindern sowie den Maßnahmekindern vermutet werden, ggfls. auch bei den Auftraggebern innerhalb der Heimleitung. Die Erziehungsfamilie des TN hat den konzeptuell angestrebten Zustand der Gleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern so perfekt erreicht, dass sie im Kontext der gesamten Erziehungsfamilien als „**Musterfamilie**“ gelten konnte, zumindest gilt dies für die Wahrnehmung der Realität durch den TN.

Insofern gehörte er einem sehr leistungsfähigen Setting „Erziehungsfamilie“ an, dass aus seiner Sicht vorbildlich funktionierte.

Sequenz I – K:

Es darf interpretiert werden, dass die Erziehungsfamilien im Gesamtheim unter einem starken Konkurrenzdruck standen. Die Familie des TN erfüllte das evtl. informelle Leistungsmerkmal „Gleichbehandlung von Leiblichen und Maßnahmekindern“ am besten; die Tatsache zum kompetentesten Setting gehört zu haben, trug vermutlich wesentliche Anteile zum Selbstbild von TN bei, da es ihm auch heute noch ein vordringliches Anliegen ist, dies glaubhaft zu versichern.

Familie wird in diesem Prozess zu einer Institution, die einen professionellen Auftrag erfüllt. Der TN gehört durch seine unverrückbare Mitgliedschaft im Leistungssystem zu den Akteuren, die für die Zielerreichung mitverantwortlich waren.

Auf die Frage des I, ob der TN in seiner Familie ein Wir-Gefühl gehabt habe, lässt sich global feststellen, dass für den TN im Kern das Gefühl dominierte, zu einer Musterfamilie zu gehören.

6.3.3.3 Interpretativer Fokus: „Musterfamilie“

Ein Muster erfüllt bereits ein Ideal, dem nachgehende Projekte zu folgen haben. Ein Muster ist nicht zu übertreffen, erfüllt alle Anforderungen in optimaler Weise. Es werden in ihm Standards und Normen gesetzt, die vorbildlich sind. Bis man ein Muster hat, bedarf es in der Regel eines Entwicklungsprozesses, in dessen Verlauf Irrtümer korrigiert und Erreichtes verbessert wird.

Das Beispielhafte wird in einem Muster so dargeboten, dass Nachahmer in der Lage sind, mit diesem Muster die gleiche Güte erreichen zu können. Insofern übertrifft ein Muster das Modell. Bei einem Modell ist lediglich das zu erreichende Ziel abgebildet. Das Muster hingegen ist Modell und konkruente Arbeitshilfe gleichzeitig. Wenn jemand mit einem Muster in der richtigen Weise arbeitet, wird das Ergebnis dieser Arbeit ebenso mustergültig sein.

Wir kennen viele Begriffe, die das Muster zum Grundprinzip haben: Musterhaus, Musterprozess, Schnittmuster, Frau Mustermann in standardisierten Formularvordrucken, Musterstoffe, Mustertapete, Produktionsmuster, Musterknabe usw.

Der TN verwendet den Begriff Muster im Zusammenhang mit der Erziehungsfamilie. Diese Familie erfüllte seiner Meinung nach alle Kriterien, die für eine Erziehungsfamilie in der damaligen Situation Gültigkeit hatten. Ein klares Kriterium für die Güte der Arbeit ist für den TN der Umstand, dass in seiner Erziehungsfamilie die Leiblichen Kinder und die Maßnahmekinder nahezu gleich behandelt wurden. Dies wird ihm deutlich, wenn er die eigene Erziehungsfamilie mit anderen Erziehungsfamilien im Heim kontrastiert.

Doch das Kriterium der Gleichbehandlung ist nur ein Aspekt des Systems, denn er idealisiert die eigene Erziehungsfamilie sehr umfassend als Musterfamilie. Dabei benutzt er nicht die Formulierung „eine Musterfamilie“, sondern **„wir waren wirklich die Musterfamilie“**, d.h. also: „diese Erziehungsfamilie war die beste im Heim“. Er selbst als Zugehöriger war bei den Besten. Seine Familie setzte einen Standard.

Um konfliktfrei in einer solchen Musterfamilie leben zu können, müssen sich die Systemmitglieder sehr stark den gemeinsamen Normen und Verhaltensmustern anpassen. Wer in seinem Privatbereich einem Muster entsprechen will, sieht einen besonderen Sinn darin, die Musterfamilie gegenüber den eigenen Impulsen, der Selbstverwirklichung und Selbstentwicklung zu favorisieren. Das Selbst wird dabei in den Dienst der Gemeinschaft gestellt. Die Vergemeinschaftung anstatt Individualisierung kann als Merkmal einer Musterfamilie gelten, die im Kontext eines Heimes als mustergültig klassifiziert wird.

Die Erziehungsfamilie des TN wurde nicht als eine Musterfamilie vom Heimträger installiert, sondern sie entwickelte sich prozesshaft während ihrer Laufzeit im Vergleich zu anderen Erziehungsfamilien – nach Einschätzung des TN – zu einer Musterfamilie. Da sich die Kultur einer Einrichtung stets von ihrer Leitung her definiert (MÜLLER-SCHÖLL, 1983), waren für den Erfolg der Erziehungsfamilie in erster Linie die Eltern die Leistungsträger. Dementsprechend groß dürfte die Bewunderung des TN und sein Stolz auf seine Eltern gewesen sein. Die familiäre Veränderung zur Erziehungsfamilie war sehr attraktiv für den TN. Er hatte,

im Gegensatz zu den Maßnahmekindern, anwesende Eltern, die zudem noch die interne Führerschaft sehr erfolgreich erfüllten.

6.3.4 Kontrastive Zusammenführung der Zuordnungen

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern

Textstell 1	Textstell 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind differenzierte eindeutig zwischen Mitgliedern der biologischen Kern-familie und den übrigen Mitgliedern der Erziehungsfamilie, den Maßnahme-geschwistern, die ihm nicht so wichtig waren. (Sequenz A) • Die Fluktuation von Maßnahme-geschwistern war für das Leibliche Kind eine Normalität innerhalb der Erziehungsfamilie. (Sequenz E – F) • Das Leibliche Kind begegnete neuen Maßnahme-geschwistern mit der positiven Vorerwartung, sie als attraktive Spielpartner zur Verfügung zu haben. (Sequenzen F – H) • Neue Maßnahme-geschwister wurden in der Erziehungsfamilie im Rahmen eines informellen Aufnahmeprocederes von den schon etablierten Kindern incl. des Leiblichen Kindes „getestet“. (Sequenz J) • Das Leibliche Kind akzeptiert diejenigen Maßnahmekinder, die über hinreichend Spielzeug verfügten. (Sequenz K) • Das Leibliche Kind reduzierte die Komplexität der für ihn damals unüberschaubaren Geschwisterschar, indem es attraktive Spielpartner auswählte. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind gehörte zum „stabilen Kern“ des 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind bezeichnete sich als Heimkind. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind empfand die Gruppe der Heimkinder als Schutzraum. (Sequenz A) • Die selbstgewählten kindlichen Sozialkontakte beschränkten sich beim Leiblichen Kind auf Kinder im Heim. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind bestahl seine Mutter um seine Peer-group zu versorgen und damit attraktiv für die Gruppe zu sein. (Sequenz G) • Das Leibliche Kind empfand seine Kategorisierung als Heimkind nicht als ein negatives Stigma, da es den Umstand ein Heimkind zu sein, als attraktiv empfand. (Sequenzen A – E) • Innerhalb des Heimes bildete sich innerhalb der Kinder eine Hierarchie aus, bei der die Leiblichen Kinder über den Maßnahmekindern standen. (Sequenz H) • Im Jugendalter war es für das Leibliche Kind wenig attraktiv der Gruppe der Maßnahmekinder anzugehören, wobei als mögliche Gründe die Fluktuation von 	<ul style="list-style-type: none"> • In der Erziehungsfamilie war eine Gleichbehandlung der Maßnahmekinder und der Leiblichen Kinder konzeptuell gewollt. Die angestrebte Gleichbehandlung erreichte einen hohen Standard, war aber nicht durchgängig. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind fühlte sich in seiner Position in der direkten Nähe seiner Eltern offenbar nie von den Maßnahmekindern bedroht. (Sequenzen A – C) • Die Sicherheit in unmittelbarer Anbindung an die Eltern zu sein, positionierte das Leibliche Kind innerhalb der Erziehungsstelle ins Zentrum der Macht, an der es partizipierte. (Sequenzen A – C)

<p>Systems „Erziehungsfamilie“, denn es erlebte, dass es im Gegensatz zu etlichen anderen Kindern nicht flukierte. (Sequenzen D – F)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die hohe Fluktuation in der Erziehungs-familie überforderte das Leibliche Kind und veranlasste es zu verstecktem Handeln, das geeignet war, „unattraktiven“, neuen Kindern ihre Unerwünschtheit spüren zu lassen. (Sequenzen D – F) • Die häufige Fluktuation provozierte beim Leiblichen Kind die Beziehungen zu vielen Maßnahmegeschwister oberflächlich zu belassen. An neuen Kindern interessierte ihn das Materielle und nicht die Beziehung. Beziehungen wuchsen nicht, da der Weggang eines Kindes anscheinend kein besonderes Problem für das Leibliche Kind war. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind konnte im Schutze seiner Eltern Macht gegenüber neuen Kindern ausüben. (Sequenzen D – F) • Die ankommenden Maßnahmekinder waren wie Weih-nachtsgeschenke eine Verfügungsmasse, die sich dem Macht-anspruch der etablierten Kinder unterordnen mussten. (Sequenz F) 	<p>Maßnahmekindern und der geringere Status angenommen werden können. (Sequenz H)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind entzog sich mit zunehmenden Alter der Systemdynamik ein Musterknabe sein zu müssen. (Sequenz I) • Die starke Homogenität der Peer-group des Leiblichen Kindes, bestehend aus ihm selbst, dem externen Freund und dem Sohn des Heimleiters (trotz der unterdrückten Konkurrenzgefühle diesem gegenüber), lässt schließen, wie sehr diese Jugendlichen auf diese Peer-Group-Beziehungen angewiesen waren im Gegensatz zu Sozialkontakten zu Jugendlichen der Kategorie der Maßnahmekinder. (Sequenz H) 	
---	--	--

Der Umstand, den Eltern näher zu stehen als die Maßnahmekinder, gab dem Leiblichen Kind eine bedeutsame Sicherheit in seiner Kindheit und Jugend. Solange die Maßnahmekinder einen hinreichenden Abstand zu den Eltern hielten, waren sie aus der Perspektive des Leiblichen Kindes nicht gefährdend und die Maßnahmekinder konnten attraktiv für das Leibliche Kind sein. Besonders attraktiv waren neu ankommende Kinder, da diese als potentielle Freizeitpartner angesehen wurden. Je mehr Spielzeug ein Kind mitbrachte, desto mehr war es willkommen. Zu den meisten Maßnahmekindern pflegte das Leibliche Kind lediglich eine oberflächliche Beziehung, da wegen einer starken Fluktuation Vorsicht geboten war, tiefere Freundschaften

einzugehen. Dauerhafte Kontakte, im Sinne langfristiger Freundschaften, gab es tatsächlich nur mit anderen Leiblichen Kindern (z.B. Sohn des Heimleiters).

Das Leibliche Kind hatte gegenüber den Maßnahmekindern Überlegenheitsgefühle, da es zum Helfersystem der Eltern gehörte. Eine gewisse Gleichstellung war durchaus gewollt, da sich das Leibliche Kind selbst, zumindest extern des Heimes, als Heimkind darstellte. Die Zugehörigkeit zum Heim und damit die äußere Gleichschaltung mit den Heimkindern vermittelte einen gewissen Schutz. Dennoch beanspruchte das Leibliche Kind innerhalb des Heimes gewisse Privilegien für sich, die den Maßnahmekindern verstellt waren.

Grundsätzlich konnte das Leibliche Kind die Maßnahmekinder als familienerweiternde Dauergäste akzeptieren, denen er einen besonderen Status zusprechen konnte, wobei sich seine Akzeptanz daran orientierte, dass diese Kinder in der Familie randständig, wenn auch graduell verschieden, blieben.

Zusammenfassung:

- Die Maßnahmekinder sind keine direkte Konkurrenz für das Leibliche Kind innerhalb der Familie.
- Das Verhältnis des Leiblichen Kindes zu den Maßnahmekindern ist oberflächlich.
- Das Interesse des Leiblichen Kindes an den Maßnahmekindern ist im wesentlichen konsumorientiert (attraktive Spielsachen, Freizeitpartner, Schutz in der peer-group).
- Das Leibliche Kind fühlt sich den Maßnahmekindern überlegen.

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind differenzierte eindeutig zwischen Mitgliedern der biologischen Kernfamilie und den übrigen Mitgliedern der Erziehungsfamilie, den Maßnahmegeschwistern, die ihm nicht so wichtig waren. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind rechnete sich zum Setting „Erziehungsfamilie“, dass Erziehungsleistungen anbot. (Sequenz M) • Das Leibliche Kind gehörte zum „stabilen Kern“ des Systems „Erziehungsfamilie“, denn es erlebte, dass es im Gegensatz zu etlichen anderen Kindern nicht flukuierte. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind konnte im Schutze 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind akzeptierte während der Kindheitsphase die Familienregeln, die gleichzeitig Heimregeln waren. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind bestahl seine Mutter um seine Peer-group zu versorgen und damit attraktiv für die Gruppe zu sein. (Sequenz G) • Die Eltern der Leiblichen Kinder übergingen Problemverhalten beim eigenen Kind indem sie Probleme externalisierten. (Sequenz I) • Die Betreibereltern begegneten ihrem Leiblichen Kind mit positiven Verhaltenserwartungen. Es sollte eine Vorbildfunktion für die Maßnahmekinder haben. Trat dennoch unerwünschtes Verhalten beim eigenen Kind auf, wurde es u.U. negiert. (Sequenz I) • Die Verhaltenserwartungen der Eltern 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich im Zentrum der Erziehungsfamilie inmitten der biologischen Herkunftsfamilie geborgen. (Sequenz B) • Für das Leibliche Kind kam ein Ausschluss aus der Erziehungsfamilie nicht infrage, weil es dem Kern des Systems angehörte. (Sequenz D) • Das Leibliche Kind definierte seine Position über die direkte Nähe zu seinen Eltern, da es zu den „Eigenkindern“ gehörte und insofern im Kern des Settings einen privilegierten Status innehatte. (Sequenz J) • Das Leibliche Kind fühlte sich in seiner Position in der direkten Nähe seiner Eltern offenbar nie von den Maßnahmekindern bedroht. (Sequenzen A – C) • Die existentielle Geborgenheit des Leiblichen Kindes wurde vermutlich noch dadurch

<p>seiner Eltern Macht gegenüber neuen Kindern ausüben. (Sequenzen D – F)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind erlebte den Start der Projektarbeit bereits bewusst mit, war demnach auf seinem Niveau gut informiert, insofern einbezogen und aktiv neugierig, eine Gesamthaltung die sich von seinen Eltern übertragen haben dürfte. Diese positive Erwartungshaltung war eine günstige Vorbedingung für die gesamte weitere Arbeit, da hiermit self-fullfilling-prophecies unterstellt werden können. (Sequenzen A – N) 	<p>wirkten beim Leiblichen als subtile Zwänge, die es veranlassten sich als Systemmitglied den vermeindlichen Bedürfnissen der Einrichtung unterzuordnen. (Sequenz I)</p> <ul style="list-style-type: none"> • In der Kindheitsphase erlebte das Leibliche Kind seine Eltern als omnipotente Personen; in der Jugendphase hingegen erkannte er, dass sie im System Heimweisungsgebunden handeln mussten. (Interpretativer Fokus) 	<p>verstärkt, dass Maßnahmekinder kontinuierlich das Setting verlassen mussten, es selbst aber bleiben konnte. (Sequenzen D – H)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Sicherheit in unmittelbarer Anbindung an die Eltern zu sein, positionierte das Leibliche Kind innerhalb der Erziehungsstelle ins Zentrum der Macht, an der es partizipierte. (Sequenzen A – C) • Das Leibliche Kindes stellte seine Eltern nicht infrage, akzeptierte sowohl deren Grundsatzentscheidung sich als eine Erziehungsfamilie verpflichten zu lassen, als auch deren Entscheidungsmanagement im Verlaufe der Ausgestaltung des Sozialisationsgeschehens. (Sequenzen A – E) • Sich mit den Eltern gemeinsam in einem verschmolzenen Kern darzustellen, deutet auf eine große Harmonie innerhalb der Kernfamilie hin. Diese Deutung schließt ein, dass die Eltern neben stimmigen privaten Beziehungen auch die kollegiale Kooperation optimal organisiert hatten. (Sequenzen A – C)
---	---	--

Das Leibliche Kind war gemeinsam mit den Eltern neugierig auf die Projektarbeit innerhalb der Einrichtung, die von den Eltern ausgewählt wurde, als ihr Kind etwa 6 Jahre alt war. Dieses hat seinen sicheren Platz an der Seite der Eltern. In der Phase des Projektes „Erziehungsfamilie“ gelingt es den Eltern das System der Kernfamilie zu sichern, indem die Maßnahmekinder angenommen werden aber nicht so nahe an die Eltern angesiedelt sind, dass sie für das Leibliche Kind zu einer Konkurrenz werden. Trotz eines weitgehend gleichen Reglements gegenüber den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern, gelingt es mitunter für die Leiblichen Kinder eine Sonderbehandlung oder eine begünstigende Sonderregel zu praktizieren. Das Leibliche Kind entwickelt angesichts des anscheinend vorzüglichen Ansehens dieser Erziehungsfamilie im Kontext der übrigen Erziehungsfamilien des Gesamtheimes einen gewissen Stolz auf seine Eltern. Der Vater hat für das Leibliche Kind Vorbildfunktion, eine

Tatsache, die sich beim TN während Kindheit und Jugend gewachsen und auch noch im Erwachsenenleben Gültigkeit hat. Der TN erlebte seine Eltern als omnipotent, mit einer der wenigen Einschränkungen, dass auch diese sich dem Reglement der Gesamteinrichtung unterordnen müssen.

Innerhalb des Systems der Erziehungsfamilie und darüber hinaus im Gesamtsystem Heim verhilft die Zugehörigkeit des Leiblichen Kindes zu seinen Eltern diesem zu einem besonderen Status, mit dem dieses in der Lage ist sich Vorteile zu erschließen und Macht auszuüben. Das Leibliche Kind bewunderte seine Eltern während seiner Kindheit und Jugend bis hinein ins Erwachsenenalter und begrüßte dauerhaft deren Entscheidung das Projekt „Erziehungsfamilie“ zu betreiben bzw. betrieben zu haben.

Zusammenfassung:

- Das Leibliche Kind erlebte seine Eltern als machtvolle, geschickte Menschen und bewunderte sie.
- Die biologischen Bande der Elternschaft stifteten hinreichend existentielle Sicherheit für das Verhältnis zwischen Eltern und Kind.
- Die Eltern boten ihrem Kind durch das Projekt „Erziehungsfamilie“ einen attraktiven Rahmen für Kindheit und Jugend.
- Das Leibliche Kind stellte die Entscheidung der Eltern das Projekt „Erziehungsfamilie“ zu betreiben nie in Frage.

Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst

Textstelle 1	Textstell 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind differenzierte eindeutig zwischen Mitgliedern der biologischen Kernfamilie und den übrigen Mitgliedern der Erziehungsfamilie, den Maßnahmegeschwister n, die ihm nicht so wichtig waren. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind rechnete sich zum Setting „Erziehungsfamilie“, dass Erziehungsleistungen anbot. (Sequenz M) • Das Leibliche Kind hat im Laufe seiner Zugehörigkeit zur Erziehungsfamilie Fachbegriffe internalisiert. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind der Erziehungsfamilie erlebte die Organisation Heim als einen adäquaten Schutzraum. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind bezeichnete sich als Heimkind. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind empfand die Gruppe der Heimkinder als Schutzraum. (Sequenz A) • Kinder aus dem Heim waren für das Leibliche Kind Heimkinder und Kinder außerhalb des Heimes „normale Kinder“. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind agierte sein Bedürfnis nach kindlichem Spiel lustbetont aus. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind bejahte als Kind umfassend und begeistert sein Leben im Heim. (Sequenz D) • Das Leibliche Kind war ein beehrter Spielpartner für Kinder, die von außerhalb ins Heim zum Spielen kamen. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind verfügte im Rahmen einer „Gate-keeper-Funktion“ 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte sich im Zentrum der Erziehungsfamilie inmitten der biologischen Herkunftsfamilie geborgen. (Sequenz B) • Ein Maßnahmekind in diesem Heim konnte nach Einschätzung des Leiblichen Kindes froh sein, wenn es in dessen Erziehungsfamilie kam, weil es in anderen Settings viel „krasser“ war. (Sequenz J) • Das Leibliche Kind war früher – ist es zum Zeitpunkt des Interviews noch – stolz auf die eigene Erziehungsfamilie. (Sequenz J) • Die Eltern machten feine Unterschiede zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern. Sie reichten offenbar aus, dem eigenen Kind die Privilegiertheit zu signalisieren und waren gleichzeitig geeignet ein Wir-Gefühl für die

<p>(Sequenzen B – C)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind konnte die Fluktuation von Maßnahmekindern wie ein Zuschauer betrachten, da es eine privilegierte Stellung einnahm, denn es geriet nicht in die Situation entlassen zu werden. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind reduzierte die Komplexität der für ihn damals unüberschaubaren Geschwisterschar, indem es attraktive Spielpartner auswählte. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind gehörte zum „stabilen Kern“ des Systems „Erziehungsfamilie“, denn es erlebte, dass es im Gegensatz zu etlichen anderen Kindern nicht flukuierte. (Sequenzen D – F) • Während die Maßnahmekinder gewünschtes Verhalten produzieren mussten, um ihren Platz in der Erziehungsfamilie zu behalten, musste das Leibliche Kind diesbezüglich keine Anstrengungen unternehmen. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind lernte sich in einem divergierenden Feld zwischen sozial erwünschtem Verhalten und dem real gelebten Verhalten, das mitunter sozial unerwünscht war, zu orientieren und zu organisieren. 	<p>über die Macht externen Kindern das attraktive Spiel innerhalb des Heimes zu ermöglichen. (Sequenz E)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Der Übergang von der Kindheit in die Jugendphase vollzog sich für das Leibliche Kind in der Phase als das erste Rauchen attraktiv wurde. (Sequenz F) • Das Leibliche Kind bestahl seine Mutter um seine Peer-group zu versorgen und damit attraktiv für die Gruppe zu sein. (Sequenz G) • Mit zunehmenden Alter vernetzte das Leibliche Kind seine Erfahrungswelt Heim mit dem externen Umfeld und löste sich so schrittweise vom Heim. (Sequenz I) • Das Leibliche Kind empfand seine Kategorisierung als Heimkind nicht als ein negatives Stigma, da es den Umstand ein Heimkind zu sein, als attraktiv empfand. (Sequenzen A – E) • Das Setting Heim verlieh dem Leiblichen Kind Macht und das Gefühl attraktiv zu sein. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind konnte eine bequeme Konsumhaltung einnehmen, da viele spielwillige Kinder zu ihm ins Heim kamen und er sich nicht um Spielpartner bemühen musste. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind hatte die Tendenz Fehlverhalten zu verschleiern anstatt dazu zu stehen. (Sequenz H) • Die Unfreiheit als Bestandteil des Systems Heim funktionieren zu 	<p>Erziehungsfamilie aufkommen zu lassen. (Sequenz K)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind will im Interview ein sehr positives Bild der Erziehungsfamilie und seiner Lebenszeit in ihr an den Interviewer vermitteln. (Sequenzen A – C) • Das Leibliche Kind fühlte sich in seiner Position in der direkten Nähe seiner Eltern offenbar nie von den Maßnahmekindern bedroht. (Sequenzen A – C) • Das Leibliche Kind empfand das Lebensfeld „Familie innerhalb dieser Erziehungsfamilie innerhalb dieses Heimes“ umfassend als einen günstigen Lebensraum, eine heile Welt, anscheinend ohne Konflikte. (Sequenzen A – E) • Der Erfolg der Erziehungsfamilie war auch ein Erfolg des Leiblichen Kindes, da es zum dauerhaften Kern des Settings gehörte. Es konnte kontinuierlich diesen Erfolg im Rahmen seines eigenen komplexen Sozialisationsgeschehens internalisieren. (Sequenzen I – K) • Die existentielle Geborgenheit des Leiblichen Kindes wurde vermutlich noch dadurch verstärkt, dass Maßnahmekinder kontinuierlich das Setting verlassen mussten, es selbst aber bleiben konnte. (Sequenzen D – H) • Die Sicherheit in unmittelbarer Anbindung an die Eltern zu sein, positionierte das Leibliche
--	--	---

<p>(Sequenzen G – J)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind konnte im Schutze seiner Eltern Macht gegenüber neuen Kindern ausüben. (Sequenzen D – F) • Die Erziehungsfamilie währte etwa 9 bis 10 Jahre, was sowohl hinsichtlich der Zeitdauer als auch im Hinblick auf die Lebensphase des Leiblichen Kindes in dessen Beurteilung so in Ordnung war, da er sich rückhaltlos positiv äußert. (Sequenzen A – N) • Das Leibliche Kind erlebte den Start der Projektarbeit bereits bewusst mit, war demnach auf seinem Niveau gut informiert, insofern einbezogen und aktiv neugierig, eine Gesamthaltung die sich von seinen Eltern übertragen haben dürfte. Diese positive Erwartungshaltung war eine günstige Vorbedingung für die gesamte weitere Arbeit, da hiermit self-fulfilling-prophecies unterstellt werden können. (Sequenzen A – N) 	<p>Heim funktionieren zu müssen und damit einen totalitären Anspruch des Systems zu erfüllen, wurde vom TN mit zunehmenden Alter erkannt und erlitten. (Sequenz I)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind entzog sich mit zunehmenden Alter der Systemdynamik ein Musterknabe sein zu müssen. (Sequenz I) • In der Phase der Kindheit hatte das Leibliche Kind eine bestimmte Macht im Rahmen seiner Gatekeeper-Funktion, die ihm aber mit der Episode des Heimverbotes für einen externen Freund genommen wurde. Dieser Machtverlust symbolisierte für das Leibliche Kind das Ende der symbiotischen Beziehung zum Heimsystem. (Interpretativer Fokus) 	<p>Kind innerhalb der Erziehungsstelle ins Zentrum der Macht, an der es partizipierte. (Sequenzen A – C)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Attraktivität des Settings ergab sich für das Leibliche Kind aus dem mustergültigen Erfolg. (Interpretativer Fokus) • Sich mit den Eltern gemeinsam in einem verschmolzenen Kern darzustellen, deutet auf eine große Harmonie innerhalb der Kernfamilie hin. Diese Deutung schließt ein, dass die Eltern neben stimmigen privaten Beziehungen auch die kollegiale Kooperation optimal organisiert hatten. (Sequenzen A – C) • Das Leibliche Kind lernte das sozialpädagogische Arbeitsfeld „Heimerziehung“ intensiv kennen und erlernte sozialpädagogische Fachsprache. (Sequenz A)
--	--	--

Das Leibliche Kind lebte gerne in der Erziehungsfamilie und im Heim. Das Heim bot eine schützende Hülle. Es fühlte sich dort zugehörig und bezeichnete sich selbst als Heimkind. Heimkinder hoben sich allerdings von den Kindern außerhalb des Heimes, die vom Leiblichen Kind als „normale“ Kinder bezeichnet wurden, ab. Ob der Unterschied zwischen den Heimkindern und den sog. „normalen Kindern“ ein Wertungsgefälle beim Leiblichen Kind beinhaltete und wenn, dann in welcher Richtung, bleibt aus den Interviewinhalten unklar. Offensichtlich bedeutete aber für den TN die Tatsache ein Heimkind zu sein keine negative Stigmatisierung. Hinsichtlich seiner erlebten Attraktivität, für sog. „normale Kinder“ ein attraktiver Spielpartner im Heim zu sein, war mit dem Label „Heimkind“ eher eine positive Identifikation verbunden.

Der kontinuierliche Wechsel von Maßnahmekindern, die ja nicht zu seiner biologischen Kernfamilie gehörten, sondern zum künstlichen System „Erziehungsfamilie“, war für das

Leibliche Kind eine Form von wiederholter Bestätigung seiner eigenen Unauswechselbarkeit. Seine existentielle Sicherheit feste an die Seite seiner Eltern zu gehören, steigerte sich vermutlich mit jedem Wechsel eines Maßnahmekindes.

Die Maßnahmekinder dürften das Leibliche Kind um seine sichere und leicht bevorzugte Stellung in der Kernfamilie der Betreiber beneidet haben. Es fielen dem Leiblichen Kind Macht und Attraktivität zu, die es sich nicht erwerben musste. Die Eltern füllten die ihnen verliehene Machtfülle aus, wobei das Leibliche Kind im Hinblick auf die Ausübung von Macht zu einem „Trittbrettfahrer“ beim Projekt „Erziehungsfamilie“ wurde. Für eine stabile Persönlichkeitsbildung an sich kann diese Partizipation an Macht eher als fraglich eingestuft werden, da das Leibliche Kind selbst wenig Anstrengung unternehmen musste, um diesen persönlichen Standard zu erreichen. Bricht mit der Beendigung des Projektes die Machtfülle zusammen, dann verfügt das Leibliche Kind ab diesem Zeitpunkt nicht mehr über eine bis dato vermutlich sehr prägende Lebensgrundlage und es muss sich zeigen, ob es dann in der Lage ist, aus eigener Kraft Autorität zu erwerben und auszuüben.

Das Leibliche Kind war es jahrelang gewohnt Maßnahmekinder „zu konsumieren“, es wurden nur oberflächliche Beziehungen innerhalb der peer-group geknüpft, eine Praxis die eine nachhaltige Beziehungsfähigkeit u.U. einschränkte.

Im Laufe der Zeit internalisierte das Leibliche Kind Verhaltensrepertoires, mit denen es gelang, sich der sozialen Kontrolle der Eltern zu entziehen: Fehlverhalten wurde nicht zugegeben, sondern verschleiert.

Zusammenfassung:

- Das Leibliche Kind fühlte sich existentiell in seiner biologischen Kernfamilie im Heim geborgen.
- Es partizipierte während der Kindheit und Jugend an der Machtstellung der Eltern; mit der Beendigung des Projektes „Erziehungsfamilie“ entfiel diese „bequeme“ Form der Autorität.
- Das Leibliche Kind verinnerlichte Verhaltensweisen, die geeignet waren keine persönliche Verantwortung für eigenes Verhalten übernehmen zu müssen.
- In der Rückerinnerung schwelgt das Leibliche Kind in der Zeit von Kindheit und früher Jugend und wünscht sich diese Zeiten für sich zurück.

Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind differenzierte eindeutig zwischen Mitgliedern der biologischen Kernfamilie und den übrigen Mitgliedern der Erziehungsfamilie, den Maßnahmegeschwistern, die ihm nicht so wichtig waren. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind rechnete sich zum Setting „Erziehungsfamilie“, das Erziehungsleistungen anbot. (Sequenz M) • Das Leibliche Kind hat im Laufe seiner Zugehörigkeit zur Erziehungsfamilie Fachbegriffe internalisiert. (Sequenz A) • Das Leibliche Kind der Erziehungsfamilie erlebte die Organisation Heim als einen adäquaten Schutzraum. (Sequenzen B – C) • Das Heim war für das Leibliche Kind ein Totalversorger; es sicherte nicht nur materiell ab, sondern bot auch ein reiches Angebot an personaler Abwechslung. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind konnte die Fluktuation von Maßnahmekindern wie ein Zuschauer betrachten, da es eine privilegierte Stellung einnahm, denn es geriet nicht in die Situation entlassen zu werden. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind gehörte zum „stabilen 	<ul style="list-style-type: none"> • Der Lebensmittelpunkt für das Leibliche Kind war das System Heim. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind akzeptierte während der Kindheitsphase die Familienregeln, die gleichzeitig Heimregeln waren. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind agierte sein Bedürfnis nach kindlichem Spiel lustbetont aus. (Sequenz B) • Das Heim bot für das Leibliche Kind eine reichliche Fülle an attraktiven Spielmöglichkeiten. (Sequenz C) • Das Leibliche Kind bejahte als Kind umfassend und begeistert sein Leben im Heim. (Sequenz D) • Das Leibliche Kind verfügte im Rahmen einer „Gate-keeper-Funktion“ über die Macht externen Kindern das attraktive Spiel innerhalb des Heimes zu ermöglichen. (Sequenz E) • Mit zunehmenden Alter vernetzte das Leibliche Kind seine Erfahrungswelt Heim mit dem externen Umfeld und löste sich so schrittweise vom Heim. (Sequenz I) • Das Leibliche Kind empfand seine Kategorisierung als Heimkind nicht als ein negatives Stigma, da es den Umstand ein Heimkind zu sein, als attraktiv empfand. (Sequenzen A – E) • Das Heim war für das Leibliche Kind eine beschützende und 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte Zentrum der Erziehungsfamilie inmitten der biologischen Herkunftsfamilie geborgen. (Sequenz B) • Das Leibliche Kind lernte das sozialpädagogische Arbeitsfeld „Heimerziehung“ intensiv kennen und erlernte sozialpädagogische Fachsprache. (Sequenz A) • Ein Maßnahmekind in diesem Heim konnte nach Einschätzung des Leiblichen Kindes froh sein, wenn es in dessen Erziehungsfamilie kam, weil es in anderen Settings viel „krasser“ war. (Sequenz J) • Das Leibliche Kind war früher – ist es zum Zeitpunkt des Interviews noch – stolz auf die eigene Erziehungsfamilie. (Sequenz J) • Das Leibliche Kind empfand das Lebensfeld „Familie innerhalb dieser Erziehungsfamilie innerhalb dieses Heimes“ umfassend als einen günstigen Lebensraum, eine heile Welt, anscheinend ohne Konflikte. (Sequenzen A – E) • Der Erfolg der Erziehungsfamilie war auch ein Erfolg des Leiblichen Kindes, da es zum dauerhaften Kern des Settings gehörte. Es konnte kontinuierlich diesen Erfolg im Rahmen seines eigenen komplexen Sozialisationsgeschehens internalisieren. (Sequenzen I – K) • Das Leibliche Kindes stellte seine Eltern nicht

<p>Kern“ des Systems „Erziehungsfamilie“, denn es erlebte, dass es im Gegensatz zu etlichen anderen Kindern nicht flukuierte. (Sequenzen D – F)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind lernte sich in einem divergierenden Feld zwischen sozial erwünschtem Verhalten und dem real gelebten Verhalten, das mitunter sozial unerwünscht war, zu orientieren und zu organisieren. (Sequenzen G – J) • Das Leibliche Kind war bei der Auswahl der neuen Kinder nicht einbezogen. (Interpretativer Fokus) • Das Leibliche Kind konnte im Schutze seiner Eltern Macht gegenüber neuen Kindern ausüben. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind erlebte den Start der Projektarbeit bereits bewusst mit, war demnach auf seinem Niveau gut informiert, insofern einbezogen und aktiv neugierig, eine Gesamthaltung die sich von seinen Eltern übertragen haben dürfte. Diese positive Erwartungshaltung war eine günstige Vorbedingung für die gesamte weitere Arbeit, da hiermit self-fulfilling-prophecies unterstellt werden können. (Sequenzen A – N) 	<p>versorgende Hülle, die es vollständig absorbierte. (Sequenz C)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Durch die totale Versorgung des Leiblichen Kindes wirkte das Heim als isolierender Faktor. (Sequenzen B –C) • Heime sind in der Bewertung des Leiblichen Kindes günstige Sozialisationsagenturen. (Sequenz D) • Das Setting Heim verlieh dem Leiblichen Kind Macht und das Gefühl attraktiv zu sein. (Sequenz E) • Die Kindheit des Leiblichen Kindes wurde durch einen externen Impuls beendet; wäre dieser Impuls unterblieben hätte das Setting Heim vermutlich die Kindheit durch seine isolierende Wirkung verlängert. (Sequenz G) • Die Betreibereltern begegneten ihrem Leiblichen Kind mit positiven Verhaltenserwartungen. Es sollte eine Vorbildfunktion für die Maßnahmekinder haben. Trat dennoch unerwünschtes Verhalten beim eigenen Kind auf, wurde es u.U. negiert. (Sequenz I) • Die Verhaltenserwartungen der Eltern wirkten beim Leiblichen als subtile Zwänge, die es veranlassten sich als Systemmitglied den vermeindlichen Bedürfnissen der Einrichtung unterzuordnen. (Sequenz I) • Das System Heim forderte vom Leiblichen Kind Konformität ein und sozialisierte nicht zum kritischen Individuum. (Sequenz I) 	<p>infrage, akzeptierte sowohl deren Grundsatzentscheidung sich als eine Erziehungsfamilie verpflichten zu lassen, als auch deren Entscheidungsmanagement im Verlaufe der Ausgestaltung des Sozialisationsgeschehens. (Sequenzen A – E)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Sich mit den Eltern gemeinsam in einem verschmolzenen Kern darzustellen, deutet auf eine große Harmonie innerhalb der Kernfamilie hin. Diese Deutung schließt ein, dass die Eltern neben stimmigen privaten Beziehungen auch die kollegiale Kooperation optimal organisiert hatten. (Sequenzen A – C)
---	---	---

	<p>(Sequenz I)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Unfreiheit als Bestandteil des Systems Heim funktionieren zu müssen und damit einen totalitären Anspruch des Systems zu erfüllen, wurde vom TN mit zunehmenden Alter erkannt und erlitten. (Sequenz I) • Das Leibliche Kind entzog sich mit zunehmenden Alter der Systemdynamik ein Musterknabe sein zu müssen. (Sequenz I) • In der Phase der Kindheit hatte das Leibliche Kind eine bestimmte Macht im Rahmen seiner Gatekeeper-Funktion, die ihm aber mit der Episode des Heimverbotes für einen externen Freund genommen wurde. Dieser Machtverlust symbolisierte für das Leibliche Kind das Ende der symbiotischen Beziehung zum Heimsystem. (Interpretativer Fokus) • Das System Heim war in der Lage die Bedürfnisse des Leiblichen Kindes in seiner Kindheitsphase zu befriedigen, nicht aber in der Phase der Jugend, da es konzeptionell auf die Maßnahmekinder zugeschnitten war und nicht auf die Leiblichen Kinder. (Interpretativer Fokus) • Das reibungslose Funktionieren der Organisation Heim war für seine Manager bedeutender als ein individuelles Schicksal. (Interpretativer Fokus) 	
--	---	--

Das Leibliche Kind erlebte sich als Mitglied beider Systeme: dem Anbietersystem und dem Nutzersystem. Es musste auf der Anbieterseite ein systemkonformes Verhalten produzieren und gewissermaßen eine Rolle als Musterknabe ausfüllen, was auch zumindest die Kindheit über weitgehend nach außen hin gelang. Global gesehen verhielt sich das Leibliche Kind so, wie es die Eltern von ihm erwarteten; gelegentlich mussten sie wohl schon mal eine Ausnahme machen bzw. heimnormabweichendes Verhalten durchgehen lassen. Bis zu einem gewissen Maße war dies möglich und üblich, wobei wahrscheinlich keine allzu großen Probleme auf die Betreibereltern zukamen, da ihr Sohn sich sehr gerne im Heim beheimatet fühlte. Aufgrund dieser großen Akzeptanz gegenüber dem Unternehmen „Erziehungsfamilie“ war es für das Leibliche Kind offenbar problemlos seine Rolle als setting-komplettierendes Privatkind einzunehmen.

Das Leibliche Kind beteiligte sich an der Gruppendynamik in allen Bereichen und wirkte stabilisierend, da es nicht zu der Gruppe der fluktuierenden Maßnahmekinder gehörte. So wurde über dieses private Kind das Gruppenreglement tradiert.

Zwischen den Maßnahmekindern und dem Betreuerehepaar nahm es als permanent anwesendes Kind eine Mittlerfunktion ein, dem eine gewisse Funktion der Disziplinierung zukam, denn für die Eltern war es u.U. eine Möglichkeit den Zugang zu einem Maßnahmekind niedrigschwelliger zu gestalten, wenn das eigene Kind als „Musterknabe“, damit als gehorchendes peer-group-Mitglied fungierte, sozusagen ein Modell des gewünschten Verhaltens darstellte.

Im Verlaufe der Jahre im Projekt „Erziehungsfamilie“ erwarb das Leibliche Kind zumindest einen Aspekt von Professionalität, indem es die einschlägige Fachsprache der Eltern übernahm. Es lernte zudem die Welt dieses Heims aus der Nutzerperspektive kennen und erwarb somit ein gründliches Wissen über dieses sozialpädagogische Tätigkeitsfeld.

Zumindest in einer einfachen und kindlichen Weise hat das Leibliche Kind die Ziele der Eltern zu Beginn der Projektarbeit verstanden und hat demgemäß aus seiner In-group-Stellung heraus zum Gelingen der Arbeit beigetragen. Die Partizipation am Erfolg hat im Sinne intrinsischer Motivation beim Leiblichen Kind die kontinuierliche Motivation gespeist das Projekt auf Dauer aktiv mitzutragen.

Individuelle Aspekte scheinen beim TN im Laufe seiner Kindheit und Jugend aber vernachlässigt gewesen zu sein, denn es lebte als funktionales Mitglied verschiedener Systeme und Subsysteme im Heim- und Familiengruppenalltag und fühlte sich dabei anscheinend eher als ein Gruppenwesen denn als Individuum. Als im Zuge der Pubertät individualisierende Ansprüche durchschlagen, verabschiedet sich das Leibliche Kind aus der gemeinsamen Arbeit. Mit zunehmenden Alter wirkte die Dynamik des Projektes nicht mehr, denn es kam zu einer stärkeren Außenorientierung, begünstigt durch ein gleichzeitiges burn-out-Gefühl hinsichtlich der permanenten Anforderung Modell sein zu sollen.

Zusammenfassung:

- Das Leibliche Kind hatte eine systemkonservierende Funktion, da es als Mitglied beider Subsysteme innerhalb der Erziehungsfamilie Regeln tradierte.
- Es kam ihm die Funktion eines Modells für die Maßnahmekinder zu, woraus ein systemunterstützender Effekt resultierte.
- Die Internalisierung von sozialpädagogischem Vokabular und den Grundzügen von Heimerziehung ereignete sich als Prozessgeschehen über Jahre hin.
- Die umfangliche Akzeptanz der Projektarbeit unterstützte die Eltern in ihrer Tätigkeit umfanglich.
- Mit dem Eintritt in die Pubertät verringerte sich für das Leibliche Kind die Attraktivität des Settings.

Wesensmerkmale des Settings „Erziehungsfamilie“ aus der Sicht des Leiblichen Kindes

Textstelle 1	Textstelle 2	Textstelle 3
<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind differenzierte eindeutig zwischen Mitgliedern der biologischen Kern-familie und den übrigen Mitgliedern der Erziehungsfamilie, den Maßnahme-geschwistern, die ihm nicht so wichtig waren. (Sequenz A) • Die Fluktuation von Maßnahmege-schwistern war für das Leibliche Kind eine Normalität innerhalb der Erziehungsfamilie. (Sequenz E – F) • Das Leibliche Kind begegnete neuen Maßnahmegeschwistern mit der positiven Vorerwartung sie als attraktive Spielpartner zur Verfügung zu haben. (Sequenzen F – H) • Neue Maßnahme-geschwister wurden in der Erziehungsfamilie im Rahmen eines informellen Aufnahme-procedures von den schon etablierten Kindern incl. des Leiblichen Kindes „getestet“. (Sequenz J) • Das Leibliche Kind der Erziehungsfamilie erlebte die Organisation Heim als einen adäquaten Schutzraum. (Sequenzen B – C) • Das Heim war für das Leibliche Kind ein Totalversorger; es sicherte nicht nur materiell ab, sondern bot auch ein reiches Angebot an personaler Abwechslung. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind konnte die Fluktuation von Maßnahmekindern wie ein Zuschauer betrachten, da es eine privilegierte Stellung einnahm, denn es geriet nicht in die Situation entlassen zu werden. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind gehörte 	<ul style="list-style-type: none"> • Der Lebensmittelpunkt für das Leibliche Kind war das System Heim. (Sequenz B) • Das Heim bot für das Leibliche Kind eine reichliche Fülle an attraktiven Spielmöglichkeiten. (Sequenz C) • Mit zunehmenden Alter vernetzte das Leibliche Kind seine Erfahrungswelt Heim mit dem externen Umfeld und löste sich so schrittweise vom Heim. (Sequenz I) • Das Heim war für das Leibliche Kind eine beschützende und versorgende Hülle, die es vollständig absorbierte. (Sequenz C) • Durch die totale Versorgung des Leiblichen Kindes wirkte das Heim als isolierender Faktor. (Sequenzen B – C) • Das Setting Heim verlieh dem Leiblichen Kind Macht und das Gefühl attraktiv zu sein. (Sequenz E) • Die Kindheit des Leiblichen Kindes wurde durch einen externen Impuls beendet; wäre dieser Impuls unterblieben, hätte das Setting Heim vermutlich die Kindheit durch seine isolierende Wirkung verlängert. (Sequenz G) • Innerhalb des Heimes bildete sich innerhalb der Kinder eine Hierarchie aus, bei der die Leiblichen Kinder 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlte Zentrum der Erziehungsfamilie inmitten der biologischen Herkunftsfamilie geborgen. (Sequenz B) • Die biologische Herkunftsfamilie des Leiblichen Kindes bildete den Kern des Settings „Erziehungsfamilie“. Die Maßnahmekinder gehörten nicht zu diesem Kern, sondern sie umlagerten den Kern wie auf Schalen (Atommodell). (Sequenz C) • Die Erziehungsfamilie verfügte über eine starke Gruppenkohäsion, was nicht ausschloss, dass einzelne Maßnahmekinder die Gruppe vorzeitig verließen. (Sequenz C) • Für das Leibliche Kind kam ein Ausschluss aus der Erziehungsfamilie nicht infrage, weil es dem Kern des Systems angehörte. (Sequenz D) • In der Erziehungsfamilie war eine Gleichbehandlung der Maßnahmekinder und der Leiblichen Kinder konzeptuell gewollt. Die angestrebte Gleichbehandlung erreichte einen hohen Standard, war aber nicht durchgängig. (Sequenz E) • Das Leibliche Kind verglich selbst die Leistungsfähigkeit der eigenen Erziehungsfamilie mit anderen

<p>zum „stabilen Kern“ des Systems „Erziehungsfamilie“, denn es erlebte, dass es im Gegensatz zu etlichen anderen Kindern nicht flukuierte. (Sequenzen D – F)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Während die Maßnahmekinder gewünschtes Verhalten produzieren mussten, um ihren Platz in der Erziehungsfamilie zu behalten, musste das Leibliche Kind diesbezüglich keine Anstrengungen unternehmen. (Sequenzen D – F) • Die hohe Fluktuation in der Erziehungsfamilie überforderte das Leibliche Kind und veranlasste es zu verstecktem Handeln, das geeignet war, „unattraktiven“, neuen Kindern ihre Unerwünschtheit spüren zu lassen. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind war bei der Auswahl der neuen Kinder nicht einbezogen. (Interpretativer Fokus) • Nicht die Erziehungsfamilie selbst entschied über seine Mitglieder, sondern Außenstehende, die zwar zum System Heim gehörten, aber weder zur Kernfamilie noch zur Erziehungsfamilie. (Interpretativer Fokus) • Die häufige Fluktuation provozierte beim Leiblichen Kind die Beziehungen zu vielen Maßnahmegeschwister oberflächlich zu belassen. An neuen Kindern interessierte ihn das Materielle und nicht die Beziehung. Beziehungen wuchsen nicht, da der Weggang eines Kindes anscheinend kein besonderes Problem für das Leibliche Kind war. (Sequenzen D – F) • Das Leibliche Kind konnte im Schutze seiner Eltern 	<p>über den Maßnahmekindern standen. (Sequenz H)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Eltern der Leiblichen Kinder übergangen Problemverhalten beim eigenen Kind indem sie Probleme externalisierten. (Sequenz I) • Die Verhaltens-erwartungen der Eltern wirkten beim Leiblichen als subtile Zwänge, die es veranlassten sich als Systemmitglied den vermeindlichen Bedürfnissen der Einrichtung unterzuordnen. (Sequenz I) • Das System Heim forderte vom Leiblichen Kind Konformität ein und sozialisierte nicht zum kritischen Individuum. (Sequenz I) • Das Leibliche Kind entzog sich mit zunehmenden Alter der Systemdynamik ein Musterknabe sein zu müssen. (Sequenz I) • In der Phase der Kindheit hatte das Leibliche Kind eine bestimmte Macht im Rahmen seiner Gatekeeper-Funktion, die ihm aber mit der Episode des Heimverbotes für einen externen Freund genommen wurde. Dieser Machtverlust symbolisierte für das Leibliche Kind das Ende der symbiotischen Beziehung zum Heimsystem. (Interpretativer Fokus) • Die Privatsphäre der 	<p>Erziehungsfamilien im Heim und kam zu dem Ergebnis, dass das eigene Setting eine bessere Leistung erbrachte. (Sequenz G)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Die Eltern machten feine Unterschiede zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern. Sie reichten offenbar aus, dem eigenen Kind die Privilegiertheit zu signalisieren und waren gleichzeitig geeignet ein Wir-Gefühl für die Erziehungsfamilie aufkommen zu lassen. (Sequenz K) • Die biologische Kernfamilie hatte sich in der Wahrnehmung des Leiblichen Kindes ab dem Zeitpunkt des Starts der Erziehungsfamilie zu einer sozialen Gruppe erweitert. (Sequenzen A – B) • Die existentielle Geborgenheit des Leiblichen Kindes wurde vermutlich noch dadurch verstärkt, dass Maßnahmekinder kontinuierlich das Setting verlassen mussten, es selbst aber bleiben konnte. (Sequenzen D – H) • Sich mit den Eltern gemeinsam in einem verschmolzenen Kern darzustellen, deutet auf eine große Harmonie innerhalb der Kernfamilie hin. Diese Deutung schließt ein, dass die Eltern neben stimmigen privaten Beziehungen auch die kollegiale Kooperation optimal organisiert
---	--	--

<p>Macht gegenüber neuen Kindern ausüben. (Sequenzen D – F)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind erlebte den Start der Projektarbeit bereits bewusst mit, war demnach auf seinem Niveau gut informiert, insofern einbezogen und aktiv neugierig, eine Gesamthaltung die sich von seinen Eltern übertragen haben dürfte. Diese positive Erwartungshaltung war eine günstige Vorbedingung für die gesamte weitere Arbeit, da hiermit self-fulfilling-prophecies unterstellt werden können. (Sequenzen A – N) 	<p>Betreiberfamilie wurde vom System Heim überlagert und u.U. eindeutig dominiert. (Interpretativer Fokus)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Das System Heim war in der Lage, die Bedürfnisse des Leiblichen Kindes in seiner Kindheitsphase zu befriedigen, nicht aber in der Phase der Jugend, da es konzeptionell auf die Maßnahmekinder zugeschnitten war und nicht auf die Leiblichen Kinder. (Interpretativer Fokus) • Das reibungslose Funktionieren der Organisation Heim war für seine Manager bedeutender als ein individuelles Schicksal. (Interpretativer Fokus) 	<p>hatten. (Sequenzen A – C)</p>
--	---	----------------------------------

Das Leibliche Kind erlebte das Setting „Erziehungsfamilie“ als einen Ort der beruflichen und privaten Selbstverwirklichung seiner Eltern. Das Projekt bot die materielle Grundlage der Familie und für das Leibliche Kind darüber hinaus etliches an attraktiven Freizeitmöglichkeiten durch eine große Angebotsvielfalt und auch personaler Abwechslung.

Zum Wesen des Settings gehörte es aus der Sicht des TN, dass die eigene Familie sich bis zu einem gewissen Grade öffnete, um auf Dauer verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche zu betreuen. Das Leibliche Kind wurde als Bestandteil der Betreiberfamilie automatisch zu einem Teil der Erziehungsfamilie und war im Gesamtkontext zur Rollenübernahme gezwungen. Die Rolle legte es erst mit dem Ende der Kindheit ab.

Um die Erziehungs- und Betreuungsleistung erbringen zu können, stellte sich die Familie flexibel auf den Bedarf ein, der vom Heimträger abverlangt wurde. Es war eine ganzheitliche, intensive Arbeit, die im Projekt „Erziehungsfamilie“ geleistet wurde.

Die Familie lebte eingebettet in einem Heimterretorium. Die Regeln des Heimes und die Regeln des Systems „Erziehungsfamilie“ bestimmten das Leben der Privatfamilie fundamental. Es gab ein „Dinnen“ und ein „Draußen“, wobei das „Draußen“, also das Umgebungssystem, nicht außerhalb der Erziehungsfamilie lag, sondern jenseits der Heimbegrenzung; die Familie war zu einem Bestandteil des Heimes geworden und die Heimorganisation war als Gegenleistung für die Dienstleistung der Erziehungsfamilie deren Totalversorger.

Der Einfluss des Heimes ging soweit, dass die Mitglieder der Erziehungsfamilie von der Heimleitung weitgehend fremdbestimmt wurden. Die Zusammensetzung der Gruppierung änderte sich relativ schnell und oft.

Die Eltern lebten und arbeiteten mit einem doppelten Mandat, da sie private Eltern des Leiblichen Kindes waren und gleichzeitig berufliche Eltern der Maßnahmekinder. Gelegentlich beobachtete das Leibliche Kind in der Gleichzeitigkeit der beiden Aufgaben Rollenkonflikte bei seinen Eltern.

Zwischen den einzelnen Familiengruppen auf dem Heimcampus gab es eine gewisse Konkurrenzsituation. Das Leibliche Kind empfand die eigene Erziehungsfamilie als eine „Musterfamilie“.

Zusammenfassung:

- Das System „Heim“ macht per Vertrag die Privatfamilie als Betreiber zu einem integralen Bestandteil mit Dienstpflichten und Versorgungsansprüchen.
- Die private Familie verändert sich als „Erziehungsfamilie“ totalitär in ihrer gesamten Anlage.
- Das Leibliche Kind erlebt die Veränderung der Familie als vorteilhaft und akzeptiert zumindest für die Phase der Kindheit seine Rolle.
- Das Konstrukt „Erziehungsfamilie“ ist ein sich dauernd veränderndes System, da die Mitglieder kontinuierlich wechseln.
- Trotz aller Auswirkungen des Settings auf die Familie bewahrt die biologische Kernfamilie ihre spezielle Identität für ihre Mitglieder.

6.3.5 Synopse der drei Textstellen

- Die Maßnahmekinder sind keine direkte Konkurrenz für das Leibliche Kind innerhalb der Familie.
- Das Verhältnis des Leiblichen Kindes zu den Maßnahmekindern ist oberflächlich.
- Das Interesse des Leiblichen Kindes an den Maßnahmekindern ist im wesentlichen konsumorientiert (attraktive Spielsachen, Freizeitpartner, Schutz in der peer-group).
- Das Leibliche Kind fühlt sich den Maßnahmekindern überlegen.
- Das Leibliche Kind erlebte seine Eltern als machtvolle, geschickte Menschen und bewunderte sie.
- Die biologischen Bande der Elternschaft stifteten hinreichend existentielle Sicherheit für das Verhältnis zwischen Eltern und Kind.
- Die Eltern boten ihrem Kind durch das Projekt „Erziehungsfamilie“ einen attraktiven Rahmen für Kindheit und Jugend.
- Das Leibliche Kind stellte die Entscheidung der Eltern das Projekt „Erziehungsfamilie“ zu betreiben nie in Frage.
- Das Leibliche Kind fühlte sich existentiell in seiner biologischen Kernfamilie im Heim geborgen.
- Es partizipierte während der Kindheit und Jugend an der Machtstellung der Eltern; mit der Beendigung des Projektes „Erziehungsfamilie“ entfiel diese „bequeme“ Form der Autorität.
- Das Leibliche Kind verinnerlichte Verhaltensweisen, die geeignet waren keine persönliche Verantwortung für eigenes Verhalten übernehmen zu müssen.
- In der Rückerinnerung schwelgt das Leibliche Kind in der Zeit von Kindheit und früher Jugend und wünscht sich diese Zeiten für sich zurück.
- Das Leibliche Kind hatte eine systemkonservierende Funktion, da es als Mitglied beider Subsysteme innerhalb der Erziehungsfamilie Regeln tradierte.
- Es kam ihm die Funktion eines Modells für die Maßnahmekinder zu, woraus ein systemunterstützender Effekt resultierte.
- Die Internalisierung von sozialpädagogischem Vokabular und den Grundzügen von Heimerziehung ereignete sich als Prozessgeschehen über Jahre hin.
- Die umfängliche Akzeptanz der Projektarbeit unterstützte die Eltern in ihrer Tätigkeit umfänglich.
- Mit dem Eintritt in die Pubertät verringerte sich für das Leibliche Kind die Attraktivität des Settings.
- Das System „Heim“ macht per Vertrag die Privatfamilie als Betreiber zu einem integralen Bestandteil mit Dienstpflichten und Versorgungsansprüchen.
- Die private Familie verändert sich als „Erziehungsfamilie“ totalitär in ihrer gesamten Anlage.

- Das Leibliche Kind erlebt die Veränderung der Familie als vorteilhaft und akzeptiert zumindest für die Phase der Kindheit seine Rolle.
- Das Konstrukt „Erziehungsfamilie“ ist ein sich dauernd veränderndes System, da die Mitglieder kontinuierlich wechseln.
- Trotz aller Auswirkungen des Settings auf die Familie bewahrt die biologische Kernfamilie ihre spezielle Identität für ihre Mitglieder.

6.3.6 Paraphrasierung entsprechend der Auswertungskategorien

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:

Das Leibliche Kind akzeptierte die Maßnahmekinder als „dienstliche“ Geschwister. Die Betreuung dieser Kinder ermöglichte der Familie ein angenehmes Leben in einer attraktiven Umgebung. Es empfand keine Konkurrenz, da diese Kinder nicht zur Kernfamilie zugehörig waren. Die Beziehungen zu den Maßnahmekindern waren oberflächlich, da es eine große Fluktuation gab. Sie boten personale Abwechslung und kamen für das Leibliche Kind gewissenmaßen einem Konsumgut gleich.

Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:

Das Leibliche Kind bewunderte seine Eltern, da es unter ihrer Leitung und Führung der Erziehungsfamilie gelang, im Kontext des Heimes eine Musterfamilie zu sein. Es unterstützte gänzlich deren Entscheidung den Auftrag für eine Erziehungsfamilie zu übernehmen.

Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:

Das Leibliche Kind betrachtet es in der Retrospektive als einen Glücksfall die Zeit in der Erziehungsfamilie erlebt zu haben. Es fühlte sich dort wohl, geborgen und optimal versorgt. Es war ein gefragter Freizeitpartner und im Schatten seiner Eltern konnte es eine gewisse Machtfülle ausüben sowie Privilegien genießen. Als inzwischen erwachsene Person bedauert der TN, dass die Zeit der Kindheit vorbei ist.

Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Als mitwirkendes Kind war dem TN nicht klar, dass er eine Rolle im System „Erziehungsfamilie“ hatte, die es zu erfüllen galt. Als Leibliches Kind funktionierte es für lange Zeit modellhaft und wirkte so systemstabilisierend. Gruppenbezogene Kompetenzen des Zusammenlebens wurden intensiv verinnerlicht. Das Leibliche Kind ist zum Ende des Projektes „Erziehungsfamilie“ ein Fachmensch für diese Art von sozialpädagogischer Arbeit. Das Setting verhalf dem Leiblichen Kind zu verliehener Macht.

Wesensmerkmale des Settings Erziehungsfamilie aus der Sicht des Leiblichen Kindes:

Das Setting verlangte dem Leiblichen etliches an Anpassungsleistungen ab. Die Öffnung der Privatfamilie für den öffentlichen Erziehungsauftrag wurde vom Heimträger durch eine Totalversorgung honoriert.

6.3.7 Interpretatives Fallverstehen

Kurt lebte die ersten sechs Jahre als alleiniges Kind bei seinen Eltern. In dieser Lebensphase konnte sich eine stabile Familienidentität entwickeln.

Die Entscheidung der Eltern sowie deren Vorfreude auf das Setting Erziehungsfamilie erlebte Kurt mit und konnte sich auf die Unternehmung mit positiven Vorerwartungen und Neugierde einlassen, ebenso wie seine Eltern es auf ihre Weise taten.

Der konkrete Rahmen der Lebensverhältnisse veränderte sich für ihn durch den Umzug, da es sich um ein völlig anderes Heim handelte. Er hatte bereits die ersten sechs Jahre zwar in einer „privaten“ Dienstwohnung aber doch innerhalb eines Heimes gelebt.

Die neue Realität schien seinen Erwartungen zu entsprechen und so entfaltete sich für Kurt eine recht angenehme und sorglose Zeit. Im beschützenden und für ihn attraktiven Rahmen der Heimumgebung fühlte er sich wohl und umfassend versorgt.

Er erlebte die übrigen Kinder anscheinend nicht als Konkurrenz, war sich der Originalität seiner Beziehung zu den Eltern sicher, war anscheinend wunschlos glücklich.

Aus dem Material kann allerdings eine Überversorgung durch das Umgebungssystem Heim geschlossen werden. Hinzu kam eine starke Fluktuation von Maßnahmekindern; er hat keine tieferen Beziehungen zu den Einzelnen geknüpft, sondern sie eher als „Freizeitangebote konsumiert“.

Bei Kurt entwickelte sich eine hedonistische Haltung. Er musste nicht um die Dinge kämpfen, sondern sie „flogen“ ihm wohl allzu leicht zu. Er verfügte über Privilegien, die andere Kinder nicht hatten und gewöhnte sich an diese.

Mit dem Ende der Erziehungsfamilie endete auch die bequeme Überversorgung für Kurt. Plötzlich fehlte die verliehene Macht im Schatten seiner Eltern und er musste Anstrengungen unternehmen, die er nicht gewohnt war.

Kurt hat seinen Vater immer bewundert und tut es noch zur Zeit des Interviews. Er hat sich aber nicht in der Modellation seiner eigenen Persönlichkeit diesem Modell angenähert.

Als 23jähriger hat er es nicht geschafft bei der Bundeswehr zu bleiben. Nachdem Kurt in der Kindheit und Jugend von Institutionen mit allem Lebenswichtigem versorgt wurde, kann er es nicht akzeptieren, dass diese bequeme Zeit nun vorbei sein soll. Er lebt in einer Wohnung bei Freunden, weil er sich keine eigene Wohnung leisten kann und versucht wieder bei der Bundeswehr unterzukommen, will also weiterhin bei einer Institution sein, die ihn umfassend versorgt: mit einer Uniform, ggfls. mit Wohnraum, mit Kantine u.a.m., alles Inhalte, an die er zeitlebens gewöhnt war. Neben dem notwendigen aktionalen Potential, scheint ihm gar die Visionsfähigkeit zu fehlen, denn er benennt kein anderes Ziel, als wieder in die Sicherheit bietende Institution Bundeswehr einzukehren.

Kurt musste in der Kindheit und Jugend nicht kämpfen, hat es nicht gelernt und befindet sich nun als 23jähriger in einer verspäteten Adosleszenz. Er wird Lernerfahrungen nachholen müssen, von denen er als Kind und Jugendlicher weitgehend ausgeschlossen war. Die sozialpädagogische Prognose könnte lauten, falls Kurt die verspätet auftretenden Entwicklungsaufgaben nicht annimmt, dass er latent gefährdet ist der Realität zu entfliehen.

Im Interview war die Bitte an ihn herangetragen worden über seine Lebenszeit in der Erziehungsfamilie zu erzählen. Dieser Bitte ist er nachgekommen, und zwar in einer solch glorifizierenden Ausprägung, bei der unter dem Aspekt einer verstehenden Interpretation schlussrichtig gefolgert werden kann, dass er als junger Mann im „Gestrigen“ verharrt und den realistischen Blick auf seine Zukunft vermeidet. Insofern hat die Facheinrichtung „Erziehungsfamilie“ einem prominenten Mitglied absichtslos einen „Bärendienst“ erwiesen, denn Kurt hat wichtige Jahre seines Lebens in einer Dynamik gelebt, in der er nicht mit den realen, systemökologischen Gegebenheiten einer Umwelt konfrontiert wurde, die mehr verlangt als eine hedonistische Grundhaltung. Das Setting mag vielleicht für etliche Maßnahmekinder seinen Auftrag einer gelingenden Sozialisation erfüllt haben, nicht aber bei Kurt, dem Leiblichen Kind.

Fazit: Die Aussagen des Leiblichen Kindes „Kurt“ sollen zwar ein positives Bild der Erziehungsfamilie als Instrument der Jugendhilfe vermitteln aber für ihn selbst hat die Sozialisation in dieser Institution eher kontraproduktiv eine gewisse Lebensuntüchtigkeit erbracht. Kurt hat die Versorgungsprinzipien der Einrichtung Heim internalisiert und es versäumt Strategien zu erlernen, mit denen er auf sich alleine gestellt, aus eigener Kraft Ziele erreichen kann.

6.4 Zusammenführung der Interviewauswertungen

Interview Kategorie	Erziehungsstelle	Kinderhaus	Erziehungsfamilie
1. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern:	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind lehnt das Maßnahmekind ab. • Es zeigt ihm gegenüber kontinuierlich seine Überlegenheit. Hilfe wird ausschließlich in diesem Sinne gewährt. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Maßnahmekinder sind für das Leibliche Kind bedrohliche Eindringlinge. • Gegenüber den Maßnahmekindern hat es ein permanentes Omnipotenzgefühl. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind ist sich seiner biologischen und sozialen Nähe zu den Eltern sehr bewusst und empfindet die Maßnahmekinder nie als Konkurrenz, sondern als attraktive Spielpartner, die gegenüber der Außenwelt einen Schutzraum bildeten.
2. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern:	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind kritisiert seine Eltern wegen deren Hinwendung zur öffentlichen Erziehung. • Es thematisiert in erster Linie die Schuld der Mutter. • Es beansprucht für sich eine hierarchische Gleichstellung mit den Eltern als Preis für seine Loyalität. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die idealistische Motivation der Eltern eine Kinderhausarbeit zu betreiben wird vom Leiblichen Kind nie verstanden. • Es kritisiert seine Eltern und geht aber insbesondere mit der Mutter eine heimliche Komplizenschaft ein, die ihm einen Sonderstatus an ihrer Seite einräumt. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind ist sich trotz der Nähe der Maßnahmekinder der Liebe und Zuwendung seiner Eltern sehr sicher. Es bewundert diese geradezu und genießt es in Kindheit und Jugend im Schutze ihrer Machtfülle privilegiert zu sein.
3. Das Leibliche Kind im Verhältnis zu sich selbst:	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind fühlt sich ausgegrenzt, ist enttäuscht, entwickelt aber in dieser Situation Techniken/Kompetenzen, um für sich die Situation in der Gesamtbilanz psycho-sozial erträglich zu gestalten. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind empfindet seine Kindheit und Jugend als ein kontinuierliches Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse. Es resultiert Unzufriedenheit, wobei die erlernte Fähigkeit zum Verzicht und zur Selbstkontrolle vom Leiblichen Kind in der Rückschau als ein bedeutsamer und richtiger Aspekt der Kinderhausarbeit bewertet wird. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Lebensphase „Heim“ war für das Leibliche Kind eine sehr positive Erfahrung, es zeigt als Erwachsener eine gewisse Sehnsucht den gekennzeichneten Zustand einer offensichtlichen Totalversorgung aller Lebensbereiche wieder erleben zu können.

<p>4. Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind erweist sich als flexibel in der Rollenübernahme. Es erkennt seine neue Rolle, die durch den Wandel der Familie verursacht wird. • Aus dem Systemwechsel folgert das Leibliche Kind für sich, die Rolle als Kind frühzeitig zu verlassen und die Rolle einer pädagogischen Betreuerin einzunehmen mit allen Professionalisierungsaspekten. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind erleidet den Wandel der Familie. • Die Veränderungen sind in keiner Weise attraktiv, sondern sie erfordern das Internalisieren einer professionellen Haltung, die es permanent ermöglicht das eigene Familienleben als organisatorische Leistung für die Kunden anzupassen. 	<ul style="list-style-type: none"> • Als Kind mit Sonderrechten sichert sich das Leibliche Kind einen Sonderstatus, der es ihm ermöglicht, das Setting umfänglich zu akzeptieren und insofern Zweck und Ziel der Unternehmung komplementär zu sichern.
<p>5. Wesens -merkmale des Settings aus der Sicht des Leiblichen Kindes:</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Das Leibliche Kind identifiziert das professionelle Setting als ein Phänomen, <ul style="list-style-type: none"> • das Privatheit einschränkt, • den Verlust elterlicher Zuwendung bedeutet, • aber auch die Chance zur Profilierung bietet. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Kinderhausfamilie verändert ihre gesamte Identität, indem zum Organisationszweck <ul style="list-style-type: none"> • Wohnort und –haus gewechselt werden, • Regeln innerhalb der Familie ihre Gültigkeit verlieren, • sich alle und alles dem Einrichtungszweck unterordnen müssen, • die öffentliche Kontrolle der Ersatzerziehung das Handeln innerhalb der Familie bestimmt. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Erziehungsfamilie ist für das Leibliche Kind <ul style="list-style-type: none"> • „mehrschalig“, wobei es selbst zur innersten Schale gehört, • ein offenes System im beschützenden Heimbereich, • eine erfolgreiche Unternehmung, an der es partizipieren kann, weil es zu den funktionalen Systemelementen gehört.

6.5 Kontrastive Betrachtung der Einzelfälle

Die retrospektiven Interviews mit je einem Leiblichen Kind aus einer Erziehungsstelle (Claudia), einem Kinderhaus (Martin) und einer Erziehungsfamilie (Kurt) weisen Parallelen und Unterschiede auf.

Die drei interviewten Personen wurden nicht in die Settings hineingeboren, sondern die Settings kamen im Verlaufe ihrer Kindheit zustande. (*Anmerkung: für die folgende fokussierte Gruppendiskussion wurden Leibliche Kinder interviewt, die in die Settings geboren wurden, um einen Kontrast zu erzeugen.*)

Martin und Kurt waren zu diesem Zeitpunkt der Setting-Gründungen beide etwa 6 Jahre alt und Claudia war bereits 13.

Das Datenmaterial zeigt, dass die beiden Jungen vom personalen und organisationsbezogenen Geschehen in ihren Settings sehr umfassend in ihrem Persönlichkeitsaufbau in einer passiven Ausformung beeinflusst wurden, da beide sich in die neu geschaffenen Systeme einfügten ohne eine emanzipierte Form von Selbststeuerung zu entwickeln, die ihre individuellen Belange stärker hätte ausprägen können: Martin passte sich an, flüchtete dabei in eine vorwurfsvolle Grundhaltung gegenüber seinen Eltern und Kurt passte sich den Gruppenanforderungen an und genoss die umfängliche Versorgung.

Claudia reagierte völlig anders, denn sie lehnte sich gegen das neue System auf, wobei aber auch sie sich der starken Feldkräfte nicht entziehen konnte, da auch sie ihre Eltern und damit das helfende Setting unterstützte. Sie nahm dabei im Gegensatz zu Kurt und Martin eine aktive Position ein und konnte letztlich als einzige tatsächliche persönliche Zugewinne aus dieser Lebensphase für sich beanspruchen.

Trotz der gemeinsamen passiven Grundhaltung erlebten Kurt und Martin die Settings extrem gegensätzlich, denn während Kurt die Zeit in der Erziehungsfamilie genoss, litt Martin im Kinderhaus.

Dieser Kontrast kann durch verschiedene Faktoren begründet sein:

- Kurt kam mit seinen Eltern in die neue Umgebung hinein, und zwar in ein Haus, das vom Träger der Familie zur Verfügung gestellt wurde. Martin hingegen lebte bereits im Haus der Eltern und es kamen fremde Kinder hinzu. Im ersten Fall war die Familie selbst ein gebetener Gast und nahm Kinder auf, die vom Träger platziert wurden und im zweiten Fall gab es ein familiäres Territorium, in das fremde Kinder hineingenommen wurden. Die strukturellen Ausgangspositionen waren somit völlig verschieden und im Falle von Kurt anscheinend problemfreier.
- Kurt erlebte den Neuanfang als Erziehungsfamilie lustbetont, weil sich seine Eltern auf die neue Arbeit und deren Begleitumstände mit ihm gemeinsam freuten. Sie zogen mit der Familie um, wechselten den familiären Lebensmittelpunkt in einen Heimcampus und für Kurt begann eine Phase, in der seine Eltern nicht mehr zur Arbeit das Haus verließen. Es kam zu einem durch die Umzugstätigkeit vorbereiteten Neubeginn als Erziehungsfamilie in einer schrittweisen Abfolge, die vom damals 6jährigen anscheinend adäquat miterlebt werden konnte.
- Martin hingegen erlebte, dass zum Zwecke der Fremdbetreuung die Eltern große Kraftanstrengungen unternehmen mussten und zwar in der Form, dass Wohnraum durch private Investitionen unter konkreter Mitarbeit des Vaters geschaffen werden musste. Die fremden Kinder waren als Notaufnahmen überraschend in die Familie gekommen. Die Eltern hatten zwar die langfristigen Weichenstellungen in Richtung einer Kinderhausgründung bereits vorüberlegt, wurden aber durch den Zwang des Faktischen unter Druck gesetzt.
- Für Kurt bedeutete der Aufenthalt im Heim eine Zeit, in der er viele Vorteile erlebte, denn er gewann aus seiner Sicht an Lebensqualität. Für Martin war es eher eine Zeit des Verlustes und des Verzichtensmüssens.

Für Claudia waren sowohl Verzicht als auch Gewinn gegeben. Sie hatte es in ihrem Setting außer ihres höheren Alters einfacher als die beiden Jungen, da sie es in der Erziehungsstelle nur mit einem einzigen Maßnahmekind zu tun hatte; in der Erziehungsfamilie und dem Kinderhaus musste hingegen eine starke Fluktuation verarbeitet werden. Auch bei dieser Anforderung

unterscheiden sich Kurt und Martin ganz klar: während Kurt die Maßnahmekinder in hedonistischer Weise „konsumiert“, lehnt Martin sie kategorisch ab. Gemeinsam ist beiden die oberflächliche Sichtweise auf die Maßnahmekinder, die mal als „Stück“ oder als „die“ bezeichnet werden. Claudia hingegen spricht immer sehr individuell von Daniela als ihrer Stiefschwester.

In Settings, die auf den ersten Blick sehr ähnlich sind, gibt es also völlig unterschiedlich verlaufende Biographien der Leiblichen Kinder. Einzelne Feldfaktoren können dafür entscheidend sein, ob ein Setting von den Leiblichen Kindern als angenehme Lebenszeit oder als belastete Zeit erlebt wird.

Weitere Feldfaktoren sind denkbar, so zum Beispiel der Umstand, dass ein Leibliches Kind in ein bereits bestehendes Setting hineingeboren wird. In diesem Fall liegt eine völlig andere Situation vor, als im Leben der drei Interviewteilnehmer.

Da die individuellen Faktoren so reichhaltig sind, wie es verschiedene Biographien gibt (systemökologischer Ansatz), kann über das tatsächliche subjektive Erleben und Verarbeiten der Leiblichen Kinder im Einzelfall keine Verallgemeinerung gemacht werden. Es wäre falsch einfache Kausalität herzuleiten, wie zum Beispiel: immer wenn Leibliche Kinder unter den Bedingungen wie Kurt aufwachsen, werden sie eine hedonistische Grundhaltung entwickeln oder wie im Falle von Martin würden Enttäuschungs- und Ablehnungseffekte auftreten, wie sie in diesem Falle abstrahiert wurden. Das Beispiel von Claudia hat gezeigt, wie subtil sich eine Bewältigungsstrategie sukzessive entwickeln kann. Deshalb wird an dieser Stelle der Arbeit die individualisierende Sichtweise der Leiblichen Kinder beendet.

Die nachfolgende Tabelle führt als Abschluss der biographischen Einzelinterviews die wesentlichen Abstraktionen fallbezogen zusammen.

Optionen	Erziehungsstelle	Kinderhaus	Erziehungsfamilie
Gründung des Settings während der Kindheit des Leiblichen Kindes	x	x	x
Settingbetreiber stellen ihr Privathaus zur Verfügung	x	x	
Immobilie ist Eigentum des Trägers			x
Fluktuation von Maßnahmekindern		x	x
Konstanz von Maßnahmekindern	x		
mehrere Maßnahmekinder		x	x
nur ein Maßnahmekind	x		
ideelle Motivation der Eltern als Arbeitsgrundlage	x	x	x
Ökonomische Notwendigkeit zum Weiterbetrieb eines Settings		x	
Beide Elternteile arbeiten im Setting			x
ein Elternteil arbeitet im Setting	x	x	
Drittkräfte arbeiten im Setting			x
Notaufnahme von Maßnahmekindern als Einrichtungsstart	x	x	
Langfristig vorbereiteter Settingstart			x

Tabelle: Individuelle Feldfaktoren für Leibliche Kinder

Die weitere Konzentration der Arbeit ist auf die Gemeinsamkeiten gerichtet, die allen drei Fällen innewohnen:

- Die Leiblichen Kinder fühlten sich gegenüber den Maßnahmekindern in einer überlegenen Position und grenzten sich in ihrer biologischen Zugehörigkeit zur Kernfamilie deutlich von den Maßnahmekindern ab.
- Bei allem unterschiedlichen Management kann festgestellt werden, dass die Leiblichen Kinder sich in keinem Falle dem System verweigert haben, sondern dass verschiedene Qualitäten von Unterstützungsleistungen durch Rollenübernahmen zustande kamen.
- Die Mindestmitwirkung fand statt, indem Standards des pädagogischen Repertoires der Eltern verinnerlicht und angewandt wurden.
- Die Familien veränderten sich für die Leiblichen Kinder - mit allen Konsequenzen - zu Organisationen.

Im Rahmen der Triangulation werden diese allgemeinen Aspekte, die als überindividuelles Erleben der Leiblichen Kinder begriffen werden können, eingehender betrachtet. Nur sie gilt es dort weiter zu vertiefen, da es in der vorliegenden Untersuchung nicht um Kasuistik geht, sondern um den Versuch ein allgemeines Verständniss der Perspektive der Leiblichen Kinder zu erarbeiten.

7 Forschungsteil 3: Fokussiertes Gruppeninterview mit „Leiblichen Kindern“

7.1 Das Fokussierte Gruppeninterview als Verfahren

Nach der Auswertung der retrospektiven Interviews, in zentralen Thesen zusammengeführt, wurden diese Inhalte zur Diskussion Leiblichen Kindern aus Settings familienorientierter Ersatzerziehung, also weiteren Fachleuten für diese Form der Fremderziehung, vorgestellt. Mit diesem Schritt sollte konsequent das Anliegen der gesamten Untersuchung beibehalten bleiben, die Perspektive der sog. Leiblichen Kinder für die Untersuchung zu erschließen und deren Informationen zum „Material-Zentrum des Vorgehens“ (FUCHS, 1984, S. 104) zu machen.

Ziel war es dabei, eine Spielart von kommunikativer Validierung zu schaffen. Eine kommunikative Validierung in Reinkultur würde nach FUCHS (1984, S. 299) dann vorliegen, wenn „... die Gültigkeit einer Interpretation oder einer auf Interpretationen beruhenden Zusammenstellung von lebensgeschichtlichem Material allein durch Diskussion und Einigung zwischen Sozialforscher und Befragtem ermittelt werden kann.“ Diese Gelegenheit verfolgte ich im Forschungsprozess nicht, d.h. ich suchte die Akteure der retrospektiven Interviews nicht mehr auf, um mit ihnen die Analysen der Interviews zu diskutieren. Dies hatte forschungsökonomische Gründe, da die Akteure im Bundesgebiet sehr verstreut wohnen. Deshalb wurde eine angelehnte Form entwickelt, bei der Ergebnisse zur Gruppendiskussion an entsprechend andere Fachleute gegeben wurden, die ebenso wie die zuvor interviewten Personen, Leibliche Kinder von Betreibern aus familienorientierter Ersatzerziehung waren.

Bei dieser Diskussionsrunde wurde eine Gruppe von jungen Leuten angestrebt, die zum Zeitpunkt des Gruppengesprächs die Phase des Ausscheidens aus ihrem entsprechenden Setting öffentlicher Ersatzerziehung gerade hinter sich hatten und als ältere Jugendliche und junge Erwachsene einen kognitiv entwickelten Blick zurück in ihr Setting werfen und sich dazu in einer Peer-Gruppe äußern konnten.

Die Homogenität der Gruppe sollte also die Anlage der gesamten Forschungsarbeit konsequent weiterverfolgen, nämlich ausschließlich Leibliche Kinder einzubeziehen. Ziel war es herauszufinden, wie junge Erwachsene oder Heranwachsende, die als Leibliche Kinder Insider waren oder noch sind, Ergebnisse der Individualinterviews kommentieren. Dieser Ansatz folgt FLICK (1998), der dazu ausführt, dass die Stimulierung einer Gruppendiskussion eine Dynamik bewirkt, die eine Erkenntnisquelle freisetzt. Gleichzeitig wirkt die Gruppe als Regulativ: „Es wird auch die Korrektur durch die Gruppe bei nicht zutreffenden, sozial nicht geteilten oder extremen Ansichten als Mittel der Validierung von Äußerungen und Ansichten einbezogen.“ (FLICK, S. 133)

Die Gruppendiskussion kann eine spezielle Form der Befragung sein. Es ist methodisch darauf zu achten, ob sich Antworten als Ergebnis eines ausgewogenen Beteiligungsprozesses entwickeln oder womöglich durch Dominanzen innerhalb der beforschten Gruppe zustande kommen.

7.2 Anmerkungen zum Rahmen der Gruppendiskussion / Gruppenbefragung

Die Veranstaltung war im Design meiner Untersuchung als Gruppendiskussion geplant und so erfolgte auch gegenüber den Teilnehmern die Ankündigung.

In der Vorbereitung hatte ich als ein Arbeitsergebnis aus den vorangegangenen retrospektiven Interviews eine Themenliste erarbeitet, die eine Grundlage für die Veranstaltung werden sollte, da die dort inhärenten Fragen von den Teilnehmern der Diskussionsrunde diskutiert und beantwortet werden sollten. Aus diesem strukturstiftenden Moment heraus beeinflusste die Strategie den Verlauf der Veranstaltung, denn die stattfindende Diskussion wurde durch konkrete Fragen gesteuert. Dennoch blieb stets Raum für Narration und Diskussion. Die Themen wurden vorgegeben, da die Veranstaltung zum Ziel hatte, für ihn anstehenden Fragen diskutierend zu vertiefen. Die Strukturgebung (vergl. auch FUCHS, 1984, S. 242) war also stets bewusst und war zielgerichtet.

Wie das Feedback durch die Teilnehmer am Ende zeigt, war die Strukturierung durch die Fragen für das Gelingen der Veranstaltung aus deren Sicht funktional. Sie äußerten: (Transkript, Zeilen 1618 – 1630)

Manfred: **„Es ist interessant, das mal zu reflektieren mit anderen Leuten, auf jeden Fall. Ich denke, sonst wäre man nicht dazu gekommen. Sonst kann man immer nur mit Leuten diskutieren oder vergleichen, die so was nicht erlebt haben, die so Situationen noch nie - die sich das nicht vorstellen können.“**

Siggi: **„Ja, genau. Das ist so. Ja, wenn ich jetzt mal z.B. meine Klassenkameraden - die fragen mich immer: 'Ist das wirklich so? Seid ihr wirklich so viele daheim?' Und ich kann mir das gar nicht anders vorstellen. Wie viel, die sind total gutgläubig, also, es war schon gut, also, das mal mit anderen hier zu besprechen.“**

Michael: **„Ja, auch mal halt die Meinung von anderen zu hören, ist ja auch mal interessant. Wie die das halt erlebt haben.“**

Aus der Forscherperspektive teile ich die die Einschätzung der Teilnehmer. Die vorangestellten Hinweise sollen erklären, warum nicht etwa von einer Gruppendiskussion oder von einer Gruppenbefragung die Rede ist: die Veranstaltung war idealtypisch keines von beiden, war aber wohl durch die Zusammenführung von Befragung (Stichwort: „Offene Fragen“) und Diskussion geeignet, das Thema adäquat zu bewältigen.

Ich hatte mich zur Vorbereitung der Gruppendiskussion/Gruppenbefragung an die Bereichsleitung einer mir bekannten Jugendhilfeeinrichtung gewandt und von dieser eine Liste von Familiengruppen erhalten, deren Betreiber Leibliche Kinder im Alter ab 15 Jahren hatten, die in die Settings hineingeboren wurden.

Aus dem infrage kommenden Personenkreis wurden 4 Personen per Zufallssystem ausgewählt und diese Personen mit einem persönlichen Anschreiben zu der geplanten Veranstaltung eingeladen. In dem Anschreiben wurde das Anliegen kurz vorgestellt und um Rückmeldung über die grundsätzliche Bereitschaft zur Teilnahme gebeten; hernach sollte dann eine telefonische Terminabsprache erfolgen. Diese Planung konnte auch so realisiert werden, da alle 4 angeschriebenen Personen ihre Teilnahme zusagten; zufällig waren alle Teilnehmer männlich. Als Ort hatte ich einen Tagungsraum der o.g. Jugendhilfeeinrichtung gewählt. Zum verabredeten Termin reiste ein Teilnehmer (Manfred) selbst mit dem eigenen Auto an. Zwei Teilnehmer (Michael und Siggi) wurden von mir jeweils zu Hause abgeholt. Beim Abholen gab es bei beiden Familien kurze Gespräche mit Elternteilen, wobei das Forschungsthema, die bevorstehende Veranstaltung und einige allgemeine Statements zur Arbeit der Familiengruppen, jeweils von den Elternteilen aus Themen waren. Dieser Umstand zeigte, dass die Einladung und die geplante Veranstaltung in den Familien zu Diskussionen geführt hatten.

Ein Teilnehmer sagte über seine Mutter erst beim Abholtermin an der Haustüre wegen eines plötzlichen Krankenhausaufenthaltes ab. Die Veranstaltung wurde dann mit 3 anstatt 4 Teilnehmern durchgeführt.

Es gab vor dem Tagungsraum eine kurze Vorstellungsrunde. Diese war notwendig, da sich die drei Teilnehmer, obwohl sie Familiengruppen einer Gesamteinrichtung angehörten, nicht persönlich kannten. Sie wussten wohl aus Gesprächen, dass es die entsprechenden Familiengruppen bei der Einrichtung gab.

Es wurde rasch gemeinsam eine Konferenzordnung hergesellt, indem einiges mitgebrachte Gebäck und Getränke auf den Tisch kamen, Kaffee gekocht wurde. Auf dem Tisch wurde eine Audio-Aufzeichnungsanlage installiert. Bei der Herstellung des äußeren Rahmens, wurde mit den Teilnehmern nochmals die bereits schriftlich zugesicherte Anonymisierung der Transkription abgesprochen, die vom Bandmitschnitt angefertigt werden sollte. Die Teilnehmer erklärten sich mit dem Vorgehen einverstanden.

Ich empfand die Zeit der konkreten Sitzungsvorbereitung und auch die ersten Minuten der Gruppendiskussion/Gruppenbefragung als unterkühlt. Die Fremdheit der jungen Leute untereinander mag dazu beigetragen haben, die Atmosphäre eines neutralen Tagungsraums und auch die relative Unsicherheit, was das Gespräch wohl bringen würde. Dennoch war

gleichzeitig eine gewisse Neugierde und auch eine Lust zu spüren, sich auf das angekündigte Thema einzulassen. Dies war bereits auf der gemeinsamen Autofahrt bemerkbar.

Die dritte Person - Manfred - , der bereits am Tagungshaus auf uns gewartet hatte, erwies sich als ein sehr extrovertierter Mensch, der am ehesten die Fähigkeit mitbrachte, das „erste Eis zu brechen“.

Die Umgebung dürfte zum Tagen entsprechend animiert haben. Die Teilnehmer waren es gewohnt, ihre Eltern seit Jahren zu Dienstgesprächen im Stammheim zu wissen; zur Veranstaltung waren sie selbst erstmals zu einer Gesprächssituation in einen dortigen Tagungsraum eingeladen und brachten eine günstige Arbeitshaltung mit.

Technische Hinweise

- Im Interviewtranskript sind die Originalnamen maskiert. Lediglich der Name des Moderators – Alfred – blieb als Original erhalten.
- Auch alle Ortsnamen wurden verändert: z.B. Anderstadt anstatt die Originalstadt. Sämtliche Namen von Personen, die weiterhin erwähnt wurden, sind als Abkürzungen und verfremdet wiedergegeben.
- Der gesamte Text wurde zur späteren Bearbeitung (Originalzitate) durchnummeriert, so dass jede Zeile eine eigene Zahl hat.
- Unverständliche Passagen wurden mit *unverständlich* beschriftet.
- Längere Pausen (ab 4 Sekunden) wurden mit *Pause* beschriftet.
- Kurze Pausen, als Sprech- oder Nachdenkpausen im Text wurden mit einem Gedankenstrich – versehen.
- Es gab nur geringfügige und nicht sinnentstellende Änderungen, z.B. aus „drauf“ wurde „darauf“.
- Insgesamt entspricht die Transkription der Güte eines „Sekretariats-Transkripts“ (HITZLER/HONER, 1997 , S. 12), verzichtet damit auf eine „hochlaborierte, konversationsanalytische Feintranskription“ (ebenda, S. 12), erfüllt aber den von den Autoren als notwendig eingeforderten Standard, dass das aufgezeichnete Material gänzlich transkribiert wird. Die Transkription erfolgte (siehe auch FUCHS, 1984, S.272) durch den Forscher.

Zum Verlauf der Veranstaltung

Nach einem etwas schleppenden Beginn wurde der Gesprächsverlauf zunehmend engagierter. Eine anfängliche Scheu voreinander konnte alsbald von den Teilnehmern abgelegt werden. Die Aufnahmegeräte schienen nicht zu stören. Es gab insgesamt das Bemühen laut und deutlich zu sprechen, eine Bitte danach hatte ich bei den Vorbereitungen geäußert, so dass die Aufnahmeapparatur die allermeisten Äußerungen gut einfangen konnte.

Natürlich eintretende Verlaufspausen wurden genutzt um nachzufragen, um ein Thema zu wechseln oder die vorbereiteten Fragen vorzustellen. An etlichen Stellen entwickelten sich Diskussionsstränge, gelegentlich schlüpfte schonmal einer der Teilnehmer in die Fragerolle und zeigte durch Nachfragen bei den übrigen Leiblichen Kindern Interesse an Details aus deren Familiengruppen.

Die Teilnehmer hatten zum Zeitpunkt der Veranstaltung folgende Lebensalter:

Siggi, 16 Jahre;

Michael, 15 Jahre;

Manfred, 18 Jahre.

Manfred, bereits im Vergleich mit den beiden anderen Teilnehmern als extrovertiert vorgestellt, übernahm die informelle Rolle eines dominierenden Teilnehmers. Eine Rolle, die er gegebenenfalls unbewusst für sich beanspruchte und von den beiden anderen überlassen bekam, da er der älteste Teilnehmer war (und mit dem eigenen Auto angereist war).

Eine Analyse der Gesprächsanteile zeigt, dass Manfred aus der Gesprächszeit der Teilnehmer mit 60,67 % den größten Teil für sich beanspruchte, gefolgt von Siggi mit 25,84 % und schließlich Michael mit 12,47 %. Diese „Rangfolge“ entspricht der Altersfolge. Die Dominanz von Manfred war während des Gespräches Anlass für den Moderator gelegentlich die beiden anderen Teilnehmer, dabei insbesondere Michael, direkt anzusprechen, um diesen Gelegenheit

zu Beiträgen zu geben und Manfred gleichzeitig leicht zu zügeln. Gleichzeitig griff der Moderator dann ein, wenn er den Eindruck hatte Manfreds' Meinung würde als Gruppenmeinung von den beiden anderen Teilnehmern übernommen. Dies war aber nur wenig der Fall, da sich im Verlaufe des Gespräches zeigte, dass sowohl Sigggi als auch Michael durchaus ihre eigenen Meinungen entwickelten, zum Teil auch gegenseitig widersprachen. Michael und Sigggi zeigten sich demnach eher zurückhaltend aber dennoch waren sie sehr konzentriert beteiligt, was ihre fundierten Beiträge belegen.

Das Gespräch kann als ein sehr geordnetes, diszipliniertes Gespräch betrachtet werden, das von allen Seiten als ein Fachgespräch geführt wurde. Vor allem Manfred brachte dabei eine Reihe von markanten Beiträgen und Begriffen ein, die zeigten, dass er, vermutlich aufgrund seines Alters aber vielleicht auch wegen der von ihm beschriebenen Diskussionsfreude in seiner Familie, die Thematik seiner Familiengruppe sehr weit durchdrungen hat.

7.3 Darstellung der Ergebnisse

Die Auswertung der Gruppenbefragung/Gruppendiskussion erfolgte analog der Auswertungskategorien der Einzelinterviews.

7.3.1 Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und den Maßnahmekindern

Vorbereiter Text:

Die Beziehungen zwischen den Leiblichen Kindern zu den Maßnahmekindern können reichen von Akzeptanz, also einem grundsätzlichen positiven Annehmen bis hin zu strikter Ablehnung. Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu den Maßnahmekindern bezeichnen?

Die vorbereiteten Texte/Fragen wurden nicht vorgetragen, sondern jeweils in den Gesprächsfluss eingebunden, in diesem Falle mit (Transkript, Zeilen 110-118):

„Das ist auch so mein erstes Thema. Und zwar das Verhältnis zu den Maßnahmekindern. Ja, das kann ja, so wie ich es erlebt habe, aus meinen eigenen Erfahrungen und meinen bisherigen Forschungen, kann das reichen von einer Beziehung, die so davon geprägt ist, dass man sagt, ziemlich gut, also ein Kind annehmen, bis dahin, dass man eher von Ablehnung spricht, aus verschiedensten Gründen. Gell, also zwischen Akzeptanz und Ablehnung der Maßnahmekinder gibt es alle Reaktionsformen der Leiblichen Kinder. Die Frage in die Runde: Wie sieht das bei Euch aus? Wie ist Euer Verhältnis zu diesen Maßnahmekindern?“

Michael führt zu diesem Thema wie folgt aus (Transkript, Zeilen 120 –125):

„Das Verhältnis war eigentlich immer ziemlich eng. Wir haben uns eigentlich immer gut verstanden. Es waren zwar auch immer weche dabei, mit denen man sich nicht so gut verstanden hat. Aber, die ersten, mit denen ich aufgewachsen bin, die waren für mich eigentlich wie Brüder und ja und sind für mich auch immer noch wie Brüder oder halt teilweise auch wie Schwestern. Ne. Sie gehören irgendwie zu meinem Leben dazu.“

Insgesamt scheint Michael ein durchweg gutes Verhältnis zu den Maßnahmekindern gehabt zu haben, wiewohl es auch Ausnahmen gab. Er differenziert danach, dass die erste „Generation“ von Maßnahmekindern eigentlich wie Brüder und Schwestern waren, demnach näher an ihm waren, als die nachfolgenden Kinder. Eine Sichtweise, die Manfred mit ihm teilt (Transkript, Zeilen 233-235):

„Mit der Zeit verwäscht sich das Gefühl dazu. Man baut einfach nicht mehr die Bindung auf wie die ers ten zwei, drei Kinder, wo man sich halt dran erinnern kann, ne.“

und er führt weiter zu diesem Thema aus, indem er auf die Fluktuation von Maßnahmekindern anspielt (Transkript, Zeilen 195-197):

„Aber mit der Zeit hat man doch gemerkt, okay, es war halt nicht ein Geschwisterkind, sondern ein aufgenommenes Kind. Und man hat, ja, man konnte sich eher dran gewöhnen. Es war also nicht so schlimm.“

Man konnte sich also, so wie er es erlebte, an die Trennungen gewöhnen; sie waren für ihn nicht so tragisch, da es sich bei den fehlenden Kindern „nur“ um aufgenommene Kinder handelte.

Für Manfred ist diese biologische Zuordnung ein übergreifendes Ordnungskriterium im zu den Maßnahmegeschwistern (Transkript, Zeilen 154-158):

„Ja, also ich sag mal, ein Verhältnis wie meine Schwester. Man muss dazu sagen. Bei uns ist mein Cousin, der ist also auch bei uns als zu erziehendes Kind und ich sag mal, das ist einfach in der Familie. Das ist also schon was anderes, als zu den Kindern selber. Wir hatten, ja, wir hatten relativ viele Kinder, sind auch viele gegangen und viele gekommen.“

Auch Siggi begegnete den Maßnahmegeschwistern mit Akzeptanz, stellt aber auch den Unterschied zu den leiblichen Geschwistern heraus (Transkript, Zeilen 176 –181):

„Ja, ich seh das so ähnlich. Als Geschwister würde ich sie jetzt nicht direkt bezeichnen, weil, das Verhältnis zu meinem Bruder ist, wie soll ich sagen, besser oder enger als zu den Kindern, aber doch wie gute Freunde würde ich sie auch bezeichnen. Sie sind halt schon zu lang da, als dass, also ich verstehe mich mit denen auch ziemlich gut, und, ja, sie sind halt, ja, Freunde.“

Aber, so wird mit den weiteren Äußerungen von Siggi deutlich, es ist für ihn ein Stück von Normalität, wenn die Maßnahmekinder wechseln, es tritt eine gewisse Neutralität ein, es sei denn, Maßnahmekinder verbleiben länger in der Familiengruppe (Transkript, Zeilen 225 – 230):

„Ja, ich bin eigentlich weder froh, noch vermisse ich die Kinder, wenn sie gehen. Weil, es waren schon zu viele bei uns. Das ist normal eigentlich, finde ich, wenn die gehen. Selbst, wenn die jetzt drei, vier Jahre da waren. Also, ich würde sagen, wenn jetzt, wir haben einen, der ist ja schon etwas länger da. Wenn der gehen würde, würde ich den schon vielleicht vermissen, ...“

Auf die allgemeine Abfrage hin wird das Verhältnis zu den Maßnahmekindern als insgesamt recht gut beschrieben, wobei aber auch ersichtlich ist, dass es eine deutliche Differenzierung nach der biologischen Zugehörigkeit innerhalb der Familiengruppen gibt. Eine detaillierte Betrachtung einer Äußerung von Siggi weist darauf hin, dass bei aller Akzeptanz eine Verortung der Maßnahmekinder außerhalb der eigenen Primärgruppe vorgenommen wird (Transkript, Zeilen 1373 1385):

„Ich würde sagen, dass auch die Familiengruppen gegenüber diesen Heimgruppen besser sind. Um darauf zu kommen, wie er sagt: 'Die wissen nicht, wie gut es ihnen geht', das stimmt, weil z.B. halt, zu Hause haben die kaum was zu essen oder so und dann kommen die zu uns und kriegen zu essen und dann sagen die: ‚Hier das mag ich nicht, das ist ekelhaft‘.“

Manfred: **„Ja, ganz genau.“**

Michael: **„Ja, bei uns ist das auch mal vorgekommen, dass die Kinder halt immer gemeckert haben, dass das da so schlimm wäre und so, und dann ist da halt auch so 'ne (unverständlich) in die Gruppe gekommen. Dann hat er auf einmal gemerkt, dass es doch gut war und viel schöner(unverständlich).“**

Siggi spricht über die Maßnahmekinder und benutzt als bezeichnenden Artikel mehrmals **die** und macht mit diesem Sprachverhalten die Gruppenzugehörigkeit offenbar: die Maßnahmekinder bilden ein eigenes Subsystem innerhalb der Familiengruppe. Eine Sichtweise, der Manfred und Michael für deren Lebenswelten zustimmen, wie der zusammenhängende Textverlauf zeigt.

Manfred betrachtet die Gruppierung der Leiblichen Kinder noch einmal etwas stärker unter dem Bedeutungszusammenhang, den diese Kinder in seinen verschiedenen Kindheitsphasen hatten (Transkript, Zeilen 157 – 170):

„Wir hatten, ja, wir hatten relativ viele Kinder, sind auch viele gegangen und viele gekommen. Früher war es so, dass die immer älter waren und da hatte ich also nicht so das Zusammengehörigkeitsgefühl zu denen, weil die einfach vom Alter her nicht so meine Wellenlinie waren. Aber mittlerweile, wo die Kinder jünger sind als ich, da würde ich sie eher als Geschwister bezeichnen. Wenn ich das sagen würde. Der M. war, als er gekommen ist, drei Jahre und da war ich knapp ein Jahr, und der war halt immer ein bisschen älter als ich und immer ein bisschen, ja bisschen weiter würd' ich nicht sagen, in manchen Dingen war er auch ein bisschen weiter zurück. Sonst, wie gesagt, er war so ein

bisschen dominanter und den hätte ich nie als meinen Bruder in dem Sinne in so eine Beziehung aufnehmen können. Aber jetzt J., T., M. sowieso, die, ja, das lässt sich schwer beschreiben, nicht direkt wie Geschwister, aber wie gute Freunde.“

Die Aussage Manfreds lässt sich dahingehend deuten, dass die Akzeptanz der Maßnahmegeschwister mit der Zunahme seines Alters einfacher wurde. Solange diese Kinder ihm körperlich überlegen waren und das dürfte für eine Reihe von Jahren so gewesen sein, da Manfred in die Familiengruppe hineingeboren wurde, war es für ihn keineswegs einfach die Maßnahmegeschwister als Geschwister oder gute Freunde zu akzeptieren. Erst allmählich und es muss hier vergegenwärtigt werden, dass Manfred als heute 18jähriger zurückblickt und vermutlich etliche Erlebnisse der Vergangenheit verdrängt und vergessen sind, kann er im gleichen Maße wie Überlegenheitsgefühle eintreten, die Maßnahmekinder wie gute Freunde ansehen.

Bei Manfred erscheint im Gesprächsmaterial ein Gesichtspunkt, der für ihn anscheinend im Verhältnis zu den Maßnahmekindern attraktiv war, der von Siggi und Michael nicht benannt wird, nämlich das Vorhandensein von Personen, an denen er besonderes Interesse hatte (Transkript, Zeilen 598 – 600):

„Ich mein, man hat ja nichts gegen die Leute. Wenn’s denen gut geht, wenn sie sich wohl fühlen, die sind ja auch locker drauf, da kann man super mit shashakern oder so, aber immer so phasenweise, wie gesagt.“

Neben der grundsätzlichen Attraktivität unter der Perspektive des „super mit shakern“ macht Manfred gleichzeitig darauf aufmerksam, dass auch das „Shakern“ nicht problemfrei läuft, denn die Maßnahmekinder sind mitunter unberechenbar, da ein stabiles Verhalten nicht ohne weiteres Grundlage der gemeinsamen Beziehungen war, denn phasenweise traten Veränderungen ein.

Dass Problemlagen auch zu einem besonderen Arrangement und zu Nähe führen können, belegt Siggi mit seiner folgenden Aussage (Transkript, Zeilen 790 – 793):

„Und die sagen auch öfters Sachen zu mir als, also, die sagen manchmal auch Sachen zu mir, die sie meinen Eltern nicht sagen würden oder was weiß ich, also was weiß ich. Es kommt schon häufiger vor.“

Das Vorhandensein der Maßnahmekinder kann demnach beim Leiblichen Kind den Effekt haben, eine besondere Vertrauensstellung einnehmen zu können, eine persönliche Auszeichnung innerhalb von sozialen Beziehungen, die nur möglich ist, wenn die hilfgewährende Person ein hinreichendes und authentisches Interesse an der hilfeschuchenden Person hat.

Die grundsätzlich differenzierte Betrachtung und Beurteilung des Verhältnisses zu den Maßnahmekindern setzt mit dem fortschreitenden Gesprächsprozess innerhalb der Gruppenbefragung/Gruppendiskussion ein, so dass eine gewissermaßen zirkuläre Annäherung an die tiefer sitzenden Überzeugen der Protagonisten erfolgt.

Neben viel Zustimmung für die Maßnahmekinder gibt es immer wieder kritische Äußerungen über das Problemverhalten Einzelner, wie zum Beispiel in Schilderungen von Manfred und Michael, die mit ihren Äußerungen ein Thema setzen, dass sich wie ein roter Faden durch die gesamte Veranstaltung hindurchzieht (Transkript, Zeilen 85 – 97):

Michael: **„Ich bin der Michael, bin 15 Jahre alt, und meine Eltern haben mit der Familiengruppe angefangen, als ich ein paar Monate alt war, und seit den Sommerferien haben sie halt aufgehört und sind jetzt ohne Kinder, konnte ich mir vorher eigentlich auch nicht vorstellen eigentlich, aber, es ist eigentlich auch nicht schlecht, mal Ruhe zu haben.“**

Manfred: **„Ja, das ist richtig, mal Ruhe zu haben. Das merkt man, wenn die Kinder mal auf’m Servicedienst³⁵ sind oder so. Man steht morgens auf, da ist absolute Ruhe im Haus. Also echt total entspannt. Wir haben ja noch einen Hund und so. Wenn man am Wochenende aufsteht und geweckt wird von, was weiß ich, Wolfgang Petry aus dem Nachbarraum, volle Pulle aufgedreht, das ist dann gewöhnungsbedürftig, ne. Manchmal Ruhe ist dann schon schön.“**

³⁵ Siehe zum Begriff „Servicedienst“ die einführenden Anmerkungen

Das Verhältnis zu den Maßnahmekindern leidet darunter, dass anscheinend viel Hektik, Lärm, ganz einfach wohl eine sehr hohe Wohndichte in den Familiengruppen vorliegt. Am ehesten dürfte der Fachbegriff des „crowding“ hier zutreffen. Neben dem generellen Bedürfnis nach mehr Ruhe, wobei die Maßnahmekinder anscheinend die Systemteilnehmer sind, die sich unangemessen laut und störend verhalten, gibt es Ablehnung in Einzelfällen.

Michael, der global die Maßnahmekinder akzeptiert, äußert mit der Erinnerung und dem Blick auf einzelne Kinder (Transkript, Zeilen 220-224):

„Das war bei uns auch einmal. Da war ein Kind, das war wirklich so schlimm. Da war ich froh, dass es weg war. Aber bei manchen, bei den meisten war man eigentlich traurig. Manchmal hat man sie zwar nicht vermisst, aber ja, war auch nicht unbedingt froh, dass sie weg waren. Man hätte sie auch noch länger ertragen können.“

Trotz punktuell nachteiliger Erfahrungen überwiegt bei ihm aber die Zustimmung zu den Maßnahmegeschwistern. Dies mutet umso erstaunlicher an, da er durchaus drastische Vorfälle rückerinnert (Transkript, Zeilen 629 – 631):

„...die waren immer so laut und haben einen immer geärgert. Teilweise haben sie es sogar drauf angelegt, dass man sie schlägt oder so.“

Ähnlich krisenhaft beschreibt Manfred das Verhältnis zu einzelnen Kindern (Transkript, zeilen 199 – 206):

„...Nur bei manchen Kindern, da war ich wirklich heilfroh, dass sie weg waren. Wir haben eins gehabt, das ist - wie alt war der? Ich glaube, der war zwei Jahre jünger als ich, und der war wirklich, also, am maximalen Rand des Erträglichen. Nach uns ist der noch, ich glaub‘ zwei Monate zu seiner Mutter und dann ist er in eine ‚Geschlossene‘ gekommen. Der war also wirklich ein Härtefall. Bei dem war ich wirklich froh, dass er weg war. Weil der hat einfach die ganze Familie auseinander gerissen. Da konnt‘ keiner mehr diesen Jungen ertragen. Der hat wirklich alle fertig gemacht. ...“

Wenn auch Einzelbeispiele das gemeinschaftliche Leben in der Familiengruppe sehr erschweren, so sind Manfred, Michael und Siggi dennoch in der Lage, in ihren persönlichen Gesamtbilanzen die Maßnahmekinder grundsätzlich als erwünscht zu akzeptieren.

Zusammenfassend:

- Die Maßnahmekinder werden von den Leiblichen Kindern aus der biologischen Primärguppe, die diese mit ihren Eltern bilden, ausgegrenzt.
- Die „erste Generation“ von Maßnahmekindern und solche, die länger in der Familiengruppe verbleiben, stehen den Leiblichen Kindern näher.
- Zu schnell fluktuierenden Kindern gibt es nur eine oberflächliche Beziehung.
- Extrem störende Kinder sind aus der Perspektive der Leiblichen Kinder unerwünscht.
- Die Leiblichen Kinder begrüßen es, wenn ein Überlegenheitsgefühl zu ihren Gunsten im Verhältnis zu den Maßnahmekindern möglich ist.

7.3.2 Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern

Vorbereiter Text:

Die Leiblichen Kinder nehmen wahr, dass sie in einer besonderen Familienform leben. Diese Familien haben sich geöffnet für öffentliche Ersatzerziehung. Die Entscheidung für diese Veränderung der Familie haben in der Regel die Eltern getroffen.

Wie stehen Sie zur Entscheidung der Eltern? Wird oder wurde Ihr Verhältnis zu ihren Eltern durch deren Entscheidung öffentliche Ersatzerziehung in die Familie zu nehmen beeinflusst?

Folgende Frage wurde vom Moderator vorgetragen, wobei es gleich Verständnisfragen als Rückfragen gab und wiederum Ausführungen dazu (Transkript, Zeilen 242 – 273):

„Ja, also sehr interessante Schilderungen. Ich gehe einfach mal weiter. Ich denke, wir kommen immer wieder mal so auf die Punkte zurück. Das war jetzt so die Frage zum Verhältnis zwischen euch als Leibliche Kinder und direkt den Maßnahmekindern. Jetzt wollte ich ganz gerne mal auf die andere Ebene gehen, nämlich über das Verhältnis zu den eigenen Eltern sprechen.“

Manfred: **„Jetzt im Vergleich zu den Erziehungskindern?“**

Alfred: **„Ja, einfach direkt Dein Verhältnis zu –,,**
 Manfred: **„Direkter Vergleich?“**
 Alfred: **„Nein, kein Vergleich aber Dein Verhältnis zu Deinen Eltern. Ja, und zwar unter dem Aspekt: Ihr nehmt ja wahr, dass ihr jetzt in einer besonderen Familienform lebt oder gelebt habt. Ja? Und diese Familien, das besondere daran sag ich mal, ist, dass sie sich für öffentliche Erziehung geöffnet hat. Diese Erziehung läuft in der Familie. Diese Entscheidung, das zu machen, wurde ja von Euren Eltern getroffen.“**
 Manfred: **„Ja.“**
 Alfred: **„Hier von euch, so wie ich den Daten entnehme, hat ja keiner jetzt mit beschlossen: ‚Wir als Familie wollen das machen‘, sondern ihr seid darein geboren worden. Ihr habt also einen Zustand vorgefunden, der nun mal einfach so da ist. Und jetzt ist die Frage von mir: Habt ihr da mal das mit den Eltern thematisiert und gefragt: ‚Warum machen wir als Familie das und warum habt ihr euch entschieden, diese Arbeit zu tun?‘ Diese Frage, ist das überhaupt ein Thema zwischen Euch zu Hause und wenn ja, hat das irgendwie euer Verhältnis zu den Eltern beeinflusst? Ja, ist das klar, was ich meine? Sonst fragt ruhig nach. Sigg, bitte.“**

Siggi und Manfred beantworten in einer Weise die Frage, wie es typisch für Leibliche Kinder sein dürfte, die in eine bestehende Form von familienorientierter Erziehung hineingeboren wurden. Die Tatsache, dass erst Nachfragen (s.o.) notwendig waren, um das Anliegen des Moderators zu verstehen, zeigt bereits, dass das gesetzte Thema eigentlich kein inhaltliches Thema für die Leiblichen Kinder, die an der Veranstaltung teilnehmen und nach ihren Schilderungen ja allesamt in die bestehenden Settings geboren wurden (Transkript, Zeilen 275 – 287):

Siggi: **„Ja, ich habe meine Eltern eigentlich noch nicht gefragt, warum sie das gemacht haben, weil, das ist halt so, seit ich geboren wurde und das ist auch eigentlich kein Thema zwischen mir und meinen Eltern. Das ist halt deren Arbeit, und ich kenn’s auch nicht anders. Ich hab‘ die noch nicht gefragt, warum sie das gemacht haben. Und ...“**

Manfred: **„Die Frage kommt irgendwie nicht auf, ne. Also, wenn ich jetzt auch von uns ausgehe, ich bin wirklich froh, dass es so ist. Wenn ich mir... wenn ich das jetzt mit anderen Familien vergleiche, da sind die Eltern irgendwie den ganzen Tag weg, und da würde ich also weniger mit klarkommen als dass die Eltern da sind und noch ein paar Kinder, die vielleicht hin und wieder auf den Nerv fallen. Also ich habe nicht den Eindruck, dass das negativ ist.“**

Manfred stimmt der Entscheidung der Eltern ausdrücklich zu und benennt Vorteile, die sich aus der Ganzheitlichkeit von Arbeit und Privatleben ergeben. Die erlebten Vorteile wiegen die erlebten Nachteile nach seiner Sicht bei weitem auf. Sowohl Manfred als auch Siggi kritisieren ihre Eltern wegen ihrer Entscheidung, die diese vor Jahren auch für ihre Kinder getroffen haben, nämlich die Familie für öffentliche Erziehung zu öffnen, nicht. Im Gegenteil, für beide ist es ein Stück ihrer Normalität, die sie nicht in Frage stellen. Siggi bringt seinem Vater ausdrücklich Wertschätzung entgegen (Transkript, Zeilen 1577 – 78):

Siggi: **„Ich hab das auch schon zu meinem Vater gesagt. Das ist schön, das du das hier machst, aber ich würde so was nie machen. Also...“**

Dass dennoch über die Grundsatzentscheidung gesprochen wurde, wird von Manfred angemerkt (Transkript, Zeilen 300 – 346):

Manfred: **„Wir haben also schon mal darüber gesprochen, aber die Frage, ob’s uns gefällt, ob wir so weiter machen wollen, auch als Kinder, die hat sich wirklich nie gestellt. Wir waren eigentlich, wir waren nicht immer so zufrieden damit, aber es war immer gut so, dass die Kinder bei uns gewesen sind. Das war einfach so. So als Grundlage halt.“**

Alfred: **„Ja, und bei euch Michael?“**

Michael: **„Ja, also, ich weiß zwar jetzt, wie das ist, seit meine Eltern das nicht mehr machen, weil seitdem hab‘ ich eigentlich ein besseres Verhältnis zu meinen Eltern, aber früher hatte ich eigentlich auch nie ein Problem damit. Ich kannte es nicht anders. Und da konnte ich mir auch nicht vorstellen, dass das Verhältnis dadurch besser werden würde. Und, ja und meine Eltern hatten auch gemeint, dass sie das gemacht haben, weil sie halt**

jetzt Kinder haben, und da sind sie den ganzen Tag zu Hause und könnten halt zu Hause arbeiten.“

Alfred: „Also, ihr habt darüber gesprochen, quasi über die Motivation der Eltern. **Darüber habt ihr schon gesprochen?“**

Michael: „Ja.“

Alfred: „**Und das waren diese Gründe, eben zu Hause bleiben können und die eigene Familie nutzen und dann auch für die eigenen Kinder da zu sein.“**

Michael: „Mmh.“

Manfred: „**Man muss halt viel teilen mit den Kindern, die jetzt da sind, auch die Eltern selber teilen. Es gab mal 'ne Zeit, da hatte ich wirklich Probleme damit, aber, ja dann hat man das den Eltern gesagt. Okay, ich hab' den Eindruck, ihr macht im Moment vielmehr mit den anderen als mit uns. Da hat man halt so Maßnahmen gemacht, wie jeden Sonntag ins Kino zu fahren nur mit den eigenen Kindern, und das hat also auch schon, war schon positiv. Da hat man wieder so ein bisschen den Draht dazu gefunden und ... war halt gut.“**

Alfred: „**Wo waren dann die anderen Kinder, wenn die Eltern mit den eigenen Kindern ins Kino sind?“**

Manfred: „**Ja, es konnte halt immer nur einer von den eigenen Eltern.“**

Alfred: „**Und da durfte aber denn ein anderes Kind nicht mitfahren?“**

Manfred: „**Prinzipiell wurde gesagt: Sonntag, Kinotag, da können Schwester, Bruder und Vater nach *Anderstadt* fahren, ein bisschen, irgendwas unternehmen, halt was besonderes, was nur prinzipiell für die Familie ist. Das war also so, ha, so was besonderes halt.“**

Manfred sah im status quo, den er in seiner Familie als Kind und Jugendlicher internalisiert hatte, eine feste und stabile Lebensgrundlage, die nicht diskutabel war. Eine andere Realität als die gegebene kam für ihn nicht in Frage. Deshalb ergab sich über die grundsätzliche Entscheidung der Eltern auch keine Diskussion. Die vermeintlichen Nachteile der Arbeit wurden bzw. mussten in Kauf genommen werden.

Bei der Durchführung der Arbeit war es allerdings den Leiblichen Kindern seiner Familiengruppe möglich, spezielle Bedarfe anzumelden, wie die Praxis dieser Gruppe signalisiert, dass nämlich Sonderregelungen anscheinend auf Signal der Leiblichen Kinder hergestellt wurden, um den Leiblichen Kindern zumindest die alleinige und uneingeschränkte Zuwendung eines Elternteiles an bestimmten Tagen verlässlich anbieten zu können.

Es war den Leiblichen Kind nicht verborgen geblieben, dass ihre Eltern auch froh darüber waren, an bestimmten Tagen mit ihren Leiblichen Kindern als originäre Familie alleine sein zu können, quasi als Privatfamilie, wie Manfred ausführt (Transkription, Zeilen 405 – 408):

„Es hat sich die Frage auch gar nicht gestellt, dass wir, dass die Leiblichen Kinder auf den *Servicedienst* kommen. Das war irgendwie, die eigenen Kinder abschieben. Das hat sie also... Das war nie der Fall. Unsere Eltern waren auch immer froh halt als eigene Familie zusammen zu sein.“

Die Familie verfügte über ganz bestimmte Zeitnischen während derer sie nicht als Familiengruppe agierte, sondern als Privatfamilie. Zu diesem Zweck mussten die Maßnahmekinder die Familiengruppe verlassen³⁶. Das Bedürfnis nach Privatheit der Kernfamilie war also vorhanden und wurde über verschiedene Strategien für alle oder partiell ermöglicht.

Zusammenfassung:

- Die Familiengruppe war von Geburt an für die Leiblichen Kinder deren normale Realität, die nicht diskutabel war.
- Die Eltern wurden von den Leiblichen Kindern wegen ihrer Entscheidung Familiengruppen zu gründen nicht kritisiert sondern eher wertgeschätzt.

³⁶ Kontextwissen: Diese Zeitnischen wurden innerhalb der Jugendhilfeeinrichtung, der die Familiengruppe angehört, zum Jahresbeginn terminlich verhandelt. Die Maßnahmekinder fuhren entweder an diesen Tagen nach Hause oder sie mussten das Angebot des Servicedienstes annehmen. Die Heimleitung zweigte aus dem Budget der Familiengruppen einen kalkulierten Betrag ab, mit dem der Servicedienst finanziert wurde. Insofern gab es einen Anspruch der Familiengruppen auf diesen Entlastungsdienst.

- Gelegenheiten, um als biologische Kernfamilie für sich zu sein, waren für alle Familienmitglieder attraktiv.

7.3.3 Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und sich selbst

Vorbereiteter Text:

Die Leiblichen Kinder arrangieren sich mit der Tatsache, in einem Setting für öffentliche Erziehung zu leben sehr unterschiedlich. Was glauben Sie für sich selbst, für Ihre Entwicklung, Ihre Persönlichkeitsentwicklung: war die Zugehörigkeit zu einer solchen Familie günstig oder ungünstig, konnten Sie profitieren oder war Ihre Zugehörigkeit abträglich?

Folgende Frage wurde hierzu von Alfred vorgetragen (Transkript, Zeilen 472 – 482):

Alfred: „Ich frag mal weiter. Ich fragte ja anfangs nach dem Verhältnis von Leiblichen Kindern zu den Maßnahmekindern, dann über das Verhältnis zu den eigenen Eltern. Jetzt die etwas vielleicht schwierige Frage: das Verhältnis zu sich selbst. Was glaubt Ihr, war es für Eure eigene Persönlichkeitsentwicklung, für Euer eigenes Aufwachsen, war es da förderlich, günstig in so einer Familiengruppe zu leben oder war es ungünstig für Euch? Hat’s was für euch selbst gebracht oder war es eher abträglich? Wie schätzt ihr das ein? Als junge Menschen, die ja doch so zwischen 15,16 und auf die 18 zugehen insgesamt, gell, und man sagt, so das ist eigentlich jetzt die Phase wo man erwachsen wird. Wenn Ihr jetzt zurück schaut, wie war das? Wie würdet Ihr das beurteilen?“

Siggi sieht sich als erster in der Lage diese Frage, die es erfordert eine Selbstschau durchzuführen und zu bilanzieren, zu beantworten. Er benennt einen aus seiner Sicht positiven Aspekt und liefert auch gleich eine Begründung (Transkript, Zeilen 484 – 489):

„Ich würde sagen, dass ich vielleicht, dass es zum Teil positiv war, weil, ich würde sagen, ich bin sozialer oder geduldiger geworden, weil man auch öfter mal wieder zurückstecken musste gegenüber den anderen Kindern. Ja, in dem Sinn war das positiv. Negativ, ja – keine Ahnung. Ich weiß nicht. Vielleicht hat es auch negative Auswirkungen. Ich weiß ja nicht, wie es anders ist. Aber ich merke eigentlich so nichts.“

Sozialer und geduldiger geworden zu sein, ist für Siggi ein direkter Effekt aus der Notwendigkeit, die sich in der Familiengruppe ergab, persönliche Wünsche zurückstellen zu müssen. Freiwillig steckte er die eigenen Bedürfnisse nicht zurück, denn er **„musste“** dies tun. Sein Bedürfnisverzicht resultierte also aus dem Zwang sich in der großen Gemeinschaft unterzuordnen. In seiner persönlichen Bilanz wird der erzwungene Bedürfnisverzicht aber nicht als Anklage gegen die Eltern oder gegen die Maßnahmekinder gerichtet, sondern positiv gewendet, sozusagen als eine Sozialisationshilfe bewertet.

Michael bestätigt Siggis` Einschätzung. Unter dem Verweis auf eine hohe und permanente Reizflut, die zum Teil bis zur Eskalation führte, stellt er die Schwierigkeit sich zurückzuhalten dar und löst damit eine kleine Diskussion aus (Transkript, Zeilen 626 – 665):

„... Es ist eigentlich eher, dass man halt Ruhe hat, weil, die waren immer so laut und haben einen immer geärgert. Teilweise haben sie es sogar drauf angelegt, dass man sie schlägt oder so.“

Manfred: **„Ja, ja – ja, ja.“**

Michael: **„Aber daraus hat man z.B. auch gelernt, sich zurückzuhalten oder einfach wegzugehen.“**

Manfred: **„Man braucht eine unheimliche Selbstbeherrschung bei denen. Das ist richtig.“**

Michael: **Mmh.**

Siggi: **„Ja, vor zwei Jahren oder so, wenn da so ein Elfjähriger gesagt hätte, wie heute, den wir so heute in der Gruppe hätten: ‚Komm her, ich hau dir eine rein‘ oder was weiß ich, hätte ich das viel ernster genommen als heute. Heute lach ich darüber, wenn der das sagt oder so oder geh einfach weg. Aber früher war das viel ernster. Also mittlerweile– „**

Manfred: **„Man muss einfach 'ne Gelassenheit entwickeln, dass man nicht da dran kaputt geht.“**

(Pause)

Alfred: **„Michael, würdest du das auch so sehen? Kannst du den Satz unterstreichen: „Man muss eine Gelassenheit entwickeln, dass man nicht dran kaputt geht?““**

Michael: **„Würde ich auch sagen.“**

Manfred: **„Früher bin ich, wie gesagt, immer raus gegangen und hab das versucht, mit mir selber auszumachen und heute, da kann ich eher mit der Situation umgehen, wenn jemand auf mich zukommt und sagt: Eh, komm her, ich mach dich platt, eh, und wenn das nur ein Hänfling von 30 kg ist oder so. Und da man selber, also ich persönlich, ich werde nicht handgreiflich. Entweder gehe ich raus, regel das, einmal tief Luft holen, regel das mit mir selber ab und dann lass ihn mal erzählen, was er will oder ich versuche das halt sinnvoll, mit ihm ausdiskutieren, wobei das bei den Kindern, die wir jetzt haben, das kann man einfach schlecht. „**

Es liegen anscheinend übereinstimmende Erfahrungen vor: als Leibliche Kinder mussten die Teilnehmer angesichts kontinuierlicher Provokation Strategien erlernen und internalisieren, die im Setting unter dem Gesichtspunkt fachlicher Standards adäquat waren. Es ist die Rede von unheimlicher Selbstbeherrschung und von Gelassenheit, tief Luft holen und sinnvoll ausdiskutieren, alles Qualitäten, die in der Regel vom Pädagogen gefordert sind, wenn professionelle Standards beschrieben werden. Dieser Umstand zeigt, wie sehr die Leiblichen Kinder den Auftrag der Familiengruppen mittragen und sich im Sinne einer „Corporate Identity“ integrieren.

Die notwendige Gelassenheit zu entwickeln hat für Manfred aber nicht nur die Dimension, sich im Setting professionell zu verhalten, sondern er sieht in der Aneignung geeigneter Reaktionsformen einen Akt von Selbstmanagement, da er ansonsten psychischen Schaden gelitten hätte, denn nur so kann seine Aussage interpretiert werden, dass man ansonsten kaputt gehen würde. Er hat also eine Strategie gegen Vulnereabilität entwickelt, die nach seiner Auffassung Systemteilnehmern droht, die dort in einem doppelten Mandat leben, nämlich einerseits privat aber andererseits gleichzeitig Mitglied einer professionellen Organisation zu sein.

Eine weitere Qualifikation, die man sich als Leibliches Kind in der Familiengruppe erwerben kann, ist ein gesundes Misstrauen, wie übereinkunftlich geäußert wird (Transkript, Zeilen 547 - 616):

„Und je länger ich das so, je länger man in der Situation so drin ist als eigenes Kind. Man hat den Eindruck als ob, egal welche Kinder das sind, irgendwann fallen sie einem in den Nacken. Da denken sie gar nicht drüber nach irgendwie, so richtig hinterhältig und gemein, in einer dieser Phasen ziehen sie einen über den Tisch.“

(Pause)

Alfred: **„Könnt Ihr das bestätigen, was Manfred gesagt hat oder ist das bei Euch anders gewesen?“**

Siggi: **„Ja, ich will nicht sagen, das ist halt schon ein paar mal vorgekommen bei uns, dass die halt gelästert haben usw. usw., und dann machen die was, was man gar nicht von denen erwartet und was man auch meint, das sie auch nicht mehr machen würden, was sie vielleicht auch vorher gemacht haben, wie klauen oder was weiß ich. Das ist schon komisch.“**

Michael: **„Das kam schon bei uns auch immer des öfteren mal vor, dass die einem in den Rücken gefallen sind, das war aber eigentlich nicht so die Regel, eher selten.“**

Manfred: **„Die Regel sicher nicht, nur den einzigen Leuten, denen ich in der Familie wirklich vertraue, das ist mein Cousin, der bei uns ist, meiner Schwester, meinen Eltern und dem Hund. Also, bei den anderen Kindern, da gibt's immer in ihren Phasen, da kann's sein, dass wirklich mal 10,00 DM verschwinden oder die Süßigkeitenkiste geplündert wird oder so was halt. Das sind so Banalitäten. Ich meine, 10,00 DM tun mir nicht weh, aber es geht halt um die Tatsache, dass - und wir haben ein Kind, das lügt ohne rot zu werden. So was nervt mich einfach. Ich mein, man muss es halt ertragen. Man kann auch nichts gegen das Kind machen oder sagen, weil das geht bei dem auf der einen Seite rein und auf der anderen Seite wieder raus. Es ist halt - mit dem kann man nicht richtig, nicht wirklich reden. Wenn, nur immer phasenweise.“**

Alfred: **„Könnt Ihr das so bestätigen, was er sagt ? Es ist schön, wenn Manfred sich so rege am Gespräch beteiligt. Ich möchte aber nicht, dass er Euch in Euren Meinungen beeinflusst. Deshalb denkt ruhig nochmal nach, ob das, was Du Manfred über Euch erzählst, ob das auch auf die anderen Zuhause zutrifft.“**

Siggi: **„Ja, also ich vertraue auch eigentlich nur meiner eigenen Familie und den Kindern, das ist schon schwerer. Also, einigen kann man teilweise vertrauen bis zu einem gewissen Maß. Also ich werde mein Portomonaie, also würde ich jetzt nicht mehr offen liegen lassen. Vorher habe ich das gemacht, bis mir mal einer was geklaut hat halt, und jetzt mache ich das nicht mehr. Also...“**

Manfred: **„Ich mein, man hat ja nichts gegen die Leute. Wenn's denen gut geht, wenn sie sich wohl fühlen, die sind ja auch locker drauf, da kann man super mit shakern oder so, aber immer so phasenweise, wie gesagt.“**

Alfred: **„Aber im Prinzip auf meine Frage, ob das jetzt auf dem Wege zum Erwachsenen hin förderlich war oder eher abträglich, der Siggi sagte, das war eher gut, weil, ‚ich habe viel gelernt daraus, ja, auch ‚ne soziale Rücksichtnahme. Man hat auch Vorsicht gelernt‘. Ist das angebracht? Muss man als Erwachsener vorsichtig sein?“**

Manfred: **„Also man verliert die Naivität zu Leuten, wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie gesagt, Geld offen liegen lassen oder so Kleinigkeiten, wie gesagt, Süßigkeiten, das ist noch das leichtere. Man lernt einfach, nicht mehr jedem zu vertrauen. Ob das nun positiv ist oder nicht, das kommt halt auf die Situation drauf an, aber man gewöhnt sich einfach so sehr da dran, immer so ein bisschen Misstrauen dabei zu haben, dass man nie vollkommen unbelastet in eine Situation reingeht. Wenn ich jetzt von mir ausgehe.“**

Siggi: **„Ja, es ist wirklich so.“**

Zunächst argumentiert Manfred sein Misstrauen gegenüber den Maßnahmekindern, denn dieses besteht nicht grundlos. Er ist mit Kindern konfrontiert, die ihm phasenweise in den Nacken fallen. Die Phasen, in denen das geschieht, sind unkalkulierbar, denn die Maßnahmekinderr reflektieren ihr Verhalten nicht, sondern lassen sich anscheinend ohne Selbststeuerung treiben, bis sie ihn **„so richtig hinterhältig und gemein“**, **„über den Tisch“** ziehen, so seine retrospektive Sicht seiner Realität. Siggi und Michael bestätigen seine Sicht der Wirklichkeit, die in folgenden Aussagen gipfelt:

Siggi: **„Ja, also ich vertraue auch eigentlich nur meiner eigenen Familie und den Kindern, das ist schon schwerer...“**

und bei Michael:

„... den einzigen Leuten, denen ich in der Familie wirklich vertraue, das ist mein Cousin, der bei uns ist, meiner Schwester, meinen Eltern und dem Hund...“

Vertrauen anderen Menschen entgegenzubringen, ein begünstigender Faktor, wenn es darum geht sich auf neue Beziehungen einzulassen, beschränkt sich zunächst einmal auf den engen Bereich der eigenen biologischen Familie. Dass Manfred den Hund im Reigen der Vertrauenspersonen mitaufzählt, kann als eine drastische Abwertung der Maßnahmekinder verstanden werden. Da Manfred immer so ein bisschen Misstrauen hegt, also ein Grundmuster in seinem Verhaltensrepertoire ausgebildet hat, geht er nie unbelastet in eine Situation. Im Sinne des Zustandekommens von Erwachsensein hat bei ihm das permanente Misstrauen zu einem Verlust an Naivität geführt. Unterstellt man im Verwendungszusammenhang dem Begriff Naivität ein Attribut von Kindheit zu sein, so hat Manfred mit dem Verlust an Naivität ein natürlich-kindliches Verhalten unter dem Eindruck der Erfahrungen mit den Maßnahmekindern abgelegt. Als Sozialisationsbeitrag wirkte das Verhalten der Maßnahmekinder und die daraus folgende Reaktion von Manfred als eine Art Katalysator im Hinblick auf Erwachsensein.

Den Aspekt „Gelassenheit“ als Qualitätsmerkmal für eine von ihm im Verlaufe der Familiengruppensozialisation erworbene Haltung, mit der es gelingen kann die Anforderungen der Familiengruppenarbeit zu meistern, beschreibt Manfred an einer weiteren Stelle (Transkript, Zeilen 738 – 750):

„Mmh. Man selber hat halt die Gelassenheit gelernt, wenn's jetzt darum geht, gerade um irgendwelche Kleinigkeiten. Und man wird von den Kindern, die man aufgenommen hat, wird man wieder wegen irgendwelcher Banalitäten genervt. Da muss man in der

Familienwohngruppe einfach drüber wegsehen. Da kann man nicht drauf eingehen, weil sie dann wieder anfangen, rumzumotzen und zu meckern und zu lamentieren. Da muss man einfach drüber wegsehen. Und das ist das, was ich denke, was den anderen Leuten, die nicht in so einer Familienwohngruppe sind, das fehlt ihnen einfach. Dass man, wie gesagt, wegen irgendwelchen Banalitäten, dass man da drüber wegsieht. Da fangen sie an zu meckern oder an zu lamentieren, und so entsteht schnell ein Zoff zwischen denen, Außenstehenden, sag ich mal, was man so einfach nicht nachvollziehen kann.“

Neben seinem grundsätzlichen Misstrauen den Maßnahmekindern und dem Management Konfliktsituationen durch Gelassenheit zu entschärfen und zu bewältigen, hat Manfred eine weitere Strategie zur Bewältigung von Krisensituationen entwickelt (Transkript, Zeilen 205 – 214):

„... Das Problem ist ja auch, wenn man ein eigenes Kind ist, man kriegt ja gesagt, dass man nicht, oder ja, man soll sich schon durchsetzen, aber man darf sich nicht, man darf nicht körperlich an jemanden rangehen. Und wenn so ein kleiner Rotzpänz von was weiß ich sieben Jahren vor dir steht und dich beschimpft wie blöd, dann bleibt das einzige, was dir effektiv übrig bleibt, ist einfach rauszugehen aus der Situation, aus der Familie. Also jetzt, den Tag über, wenn ich von der Schule gekommen bin, bin ich dann direkt... Rad geschnappt und bis abends Rad gefahren oder zu Kumpels oder so was alles. Zieht halt die Familie ein bisschen auseinander, ne.“

Der Druck auf Manfred war anscheinend oftmals so stark, dass er, wiewohl er anscheinend gerne in der Familie war und sich eventuell dort lieber aufgehalten hätte, sich der Situation durch Abwesenheit entzogen hat. Mit diesem Schritt gestaltete er für sich selbst den Alltag anscheinend einfacher, vollzog aber gleichzeitig eine gemeinschaftsdienliche Handlung, denn er ersparte mit seinem Schritt dem System Auseinandersetzungen. Eine weitere Textstelle unterstreicht die Bedeutung und die offensichtliche Häufigkeit seiner Handlung (Transkript, Zeilen 1229 – 1241):

„... Also, man wird ständig gereizt. Man braucht einfach ein Ventil, wo man die ganzen erlebten Sachen ablassen kann. Man kann die Kinder nicht dafür verantwortlich machen, dass sie so sind, wie sie sind, auch wenn's manchmal ziemlich leicht wär. Man braucht einfach was, ja... Gesetzt den Fall, ich hätte den Job von meinen Eltern, dann wär ich 24 Stunden lang immer Ansprechpartner und hätte keine Zeit, um das Erlebte einfach mal abzureagieren an irgend jemandem oder irgendwas, und das brauche ich einfach. Als Kind habe ich das mitgekriegt, da bin ich, wie gesagt, früher von der Schule gekommen und direkt raus mit dem Rad. Ich konnte dann einfach nicht mehr, ich wollte dann eigentlich nicht mehr. Ich wollte einfach nicht mehr diesen ständigen, diese ständigen Reize von den anderen Kindern. Das wollte ich einfach nicht mehr...“

Es gehörte demnach mitunter zu seinem Alltag aus der eigenen Familie zu flüchten, um Probleme zu vermeiden, sich zu entlasten und nicht neue Belastungen ertragen zu müssen. Er überließ in diesen Phasen das Terrain quasi den Maßnahmekindern. Dies konnte er tun ohne Gefahr zu laufen die Gunst seiner Eltern an die angenommenen Kinder zu verlieren, denn er hatte die Sicherheit, das Urvertrauen entwickelt, dass die Leiblichen Kinder bei den Eltern an erster Stelle stehen. Dies drückt er zum Beispiel in einer Sequenz aus, in der es darum geht, welche Kinder den *Servicedienst* besuchen müssen (Transkript, Zeilen 405 – 408):

„Es hat sich die Frage auch gar nicht gestellt, dass wir, dass die Leiblichen Kinder auf den *Servicedienst* kommen. Das war irgendwie, die eigenen Kinder abschieben. Das hat sie also... Das war nie der Fall. Unsere Eltern waren auch immer froh halt als eigene Familie zusammen zu sein.“

Obschon die Leiblichen Kinder ihre Eltern also sehr viel mit den Maßnahmekindern teilen müssen, wie im Gespräch ausgeführt wurde, haben sie eine gesicherte Identität als originäres, biologisches Familienmitglied entwickelt und unterscheiden sich durch dieses Kriterium absolut deutlich von dem System der Maßnahmekinder. Es gab in Kindheit und Jugend eine Vielzahl von Problemen auszuhalten und zu bewältigen, die das Familienleben stark prägten. Die Leiblichen Kinder berichten über ihre Strategien (Coping) die Probleme zu bewältigen und

haben dabei anscheinend durchweg positive Selbsterfahrungen gemacht, da ihnen die Problembewältigungen gelungen sind. Für ihr Selbst, für die Ausbildung ihrer heutigen Persönlichkeit, begreifen sie die Familiengruppen als funktionale Faktoren. Unsicherheit besteht hinsichtlich der Nachfrage, ob es denn auch für sie ungünstige Effekte der Maßnahme gegeben habe. Siggi verweist darauf, keinen genauen Vergleich haben zu können, da er ja lediglich die Möglichkeit in der Familiengruppe gelebt habe und nicht gleichzeitig eine andere Sozialisation in der privaten Kernfamilie hatte, einem gedanklichen Konstrukt, dass die Anforderungen an ein sozialwissenschaftliches Experiment (Kontrollgruppe) erfüllen würde (Transkript, Zeilen 487 – 489):

„Ja, in dem Sinn war das positiv. Negativ, ja – keine Ahnung. Ich weiß nicht. Vielleicht hat es auch negative Auswirkungen. Ich weiß ja nicht, wie es anders ist. Aber ich merke eigentlich so nichts.“

Negative Selbstaussagen macht Siggi nicht. Eine gewisse Unsicherheit liegt allerdings in der Formulierung mit „**eigentlich**“; er will also nichts ausschließen, was ggfls. von anderen an ihm bemerkt wird, aus seiner ganz persönlichen Wahrnehmung kann aber nichts benennen.

Manfred skizziert allerdings ein Phänomen, dass ihm aufgefallen ist und löst damit wiederum eine Diskussion aus (Transkript, Zeilen 491 – 529)

„Das würde mich mal bei Euch interessieren. Also, ich persönlich habe gemerkt, wenn ich das jetzt mit meinen Freunden das so vergleiche. Eine Beziehung aufzubauen mit Leuten, die ich nicht kenne, das fällt mir wesentlich schwerer als meinen Bekannten. Jetzt grad irgendwie Freundin finden oder so was. Ich hab mir das so'n bisschen überlegt. Das könnte da dran liegen, dass die Kinder, die bei uns sind, entweder bleiben die nicht lange oder man kann einfach nicht dieses Verhältnis aufbauen zu denen. Ich weiß nicht, ob das bei euch genau so ist. Also ich bin, das liegt auch sehr wahrscheinlich bei uns in der Familie... Meine Schwester hat auch mit 19 ihren ersten Freund gehabt und ich würde nicht sagen, dass das normal ist. Hätte mich also gewundert. Ich weiß nicht wie das jetzt bei euch ist.“

Siggi: **„Also, ich würde nicht sagen, dass es mir schwerer fällt, mit fremden Leuten 'ne Bekanntschaft, also die kennen zu lernen oder was, aber, ja, es ist vielleicht schwerer mit denen zu reden, weil zu Hause kennt man jeden, und ja es ist vielleicht schwerer als bei anderen Leuten. Aber...“**

Manfred: **„Na, ich mein jetzt eher so, ihr müsst es ja nicht sagen, aber Freundin finden. Freundin finden, das ist also das Thema, was mich jetzt interessiert.“**

Michael: **„Ja, fällt irgendwie schon schwerer. Ich weiß nicht, ob das unbedingt damit was zu tun hat. Das kann ich nicht in Verbindung bringen so. Das kann auch gut mit meiner Persönlichkeit vielleicht zusammenhängen.“**

Manfred: **„Ja, das ist ja das, wo ich mir selber die Frage stelle. Liegt das jetzt an mir persönlich? Wie gesagt, 18 Jahre, und ich hab bisher noch keine Freundin gehabt, auch keine Halbfreundin. Also ich kann schon 'ne Beziehung mit einer Bekannten aufbauen oder so, aber nicht im Sinne von Freundschaft. Das fällt mir persönlich ziemlich schwer.“**

Siggi: **„Also, das könnte schon sein, dass das damit zusammenhängt. Nämlich mein Bruder, also ich hatte jetzt auch noch keine Freundin, aber mein Bruder hat auch seine erste Freundin kurz vorm Abi erst, und es kann schon sein, dass das damit zusammenhängt. Aber... Ja, ich hab keine Ahnung.“**

Michael: **„Ich hatte auch noch keine Freundin. Aber mein Bruder z.B. ist auch ganz anders. Der hatte auch schon mehrere Freundinnen.“**

Manfred konstatiert für sich und seine Schwester eine Normabweichung, die er damit umschreibt, dass beide bzgl. des Findens einer festen Freundin bzw. Freundes altersunüblich spät agieren und sich darin Probleme zeigen eine feste Beziehung anzubahnen. Als Grund, über den er reflektiert hat, führt er die Fluktuation der Maßnahmekinder an, da durch ihre zum Teil kurzen Verweildauern der Aufbau langfristiger Beziehungen nicht möglich war. Diese Argumentation führt auf eine grundsätzliche Bindungsschwäche zurück, bedingt durch permanent oberflächliche Beziehungen im Lebensfeld Familiengruppe, eine Sichtweise, die Michael für sich durchgängig ablehnt. Er sieht sich eher als Persönlichkeit dafür verantwortlich,

wenn es ihm nicht gelingt eine Freundin zu finden. Als Beleg für ihn dient sein Bruder, *der auch in der Familiengruppe aufgewachsen ist*, allerdings anscheinend keine Probleme hatte, eine Freundin zu finden. Siggi hingegen, der zunächst äußerte, keine Probleme damit zu haben Beziehungen zu externen Menschen zu knüpfen, wirkt nach Manfreds' Äußerung mit Blick auf sich selbst und seinen Bruder etwas verunsichert, denn für sie beide trifft Manfreds' Kriterium zu. Mit „**keine Ahnung**“ wird für Siggi deutlich, dass er Manfreds' Anliegen bislang nicht als Problem für sich gesehen hat und er nicht darüber nachdachte.

Trotz der Unsicherheit beim Aspekt „Beziehungen eingehen können“ überwiegt die positive Einschätzung bei den Antworten auf die Ausgangsfrage. Manfred bringt seine Meinung im weiteren Verlauf des Gespräches auf den Punkt und erhält Zustimmung von Siggi (Transkript, Zeilen 1096 – 1137):

Manfred: **„Also, der entscheidende Vorteil. Man selber lernt so ein bisschen wirtschaftlich arbeiten, wirtschaftlich mit Geld umzugehen, Sachen spülen, abtrocknen und so Kleinigkeiten halt. Das ist bei anderen Familien... da stehen die Leute halt mit, ich sag mal, mit nichts, die wissen halt nicht: Wie bedien' ich eine Spülmaschine, wie bedien' ich eine Waschmaschine? Und das hat man halt selber... Das hat man halt alles selber schon drauf.“**

Alfred: **„Mmh. Also, Du hast lebenspraktische Kompetenz erworben?“**

Manfred: **„Ja, das ist so. So könnte man das beschreiben, genau.“**

Alfred: **„Und das wäre dann ein Vorteil gegenüber Kindern, die in einer normalen Familie aufwachsen?“**

Manfred: **„Ja, genau.“**

Alfred: **„Ja, weil wir vorhin noch drüber gesprochen haben. Welche Vorteile könnte das gehabt haben, in so einer Familiengruppe groß zu werden? Und welche Nachteile? Also, das wäre ein Vorteil, ne?“**

Manfred: **„Ja.“**

Alfred: **„Ja?“**

Manfred: **„Und man lernt auch, sich durchzusetzen gegenüber anderen Leuten, gegenüber den Kindern, die man so erzieht als auch im späteren Arbeitsleben und so. Wenn da jemand sagt: Tu dieses, tu jenes, tu dieses, jenes, solches, welches, was auch immer, und man muss das nicht machen, dann kann man klar sagen: ‚Hör mal zu, das ist interessant, was du sagst, aber, das muss ich nicht machen. Da bin ich nicht für zuständig, und da kannst du dich locker an jemand anderes wenden‘. Man lernt halt so ein bisschen selbstbewusster mit dem Umfeld umzugehen.“**

Alfred: **„Mmh, interessant. Wie sieht das bei Euch aus? Könnt ihr das bestätigen, was Manfred sagt oder eher verneinen? (unverständlich)“**

Michael: **„Das kann ich bestätigen.“**

Alfred: **„Also, auch eher nein sagen zu können und sich selbst eher durchsetzen zu können?“**

Siggi: **„Ja, ich glaub schon, dass das so ist.“**

Eine erhöhte lebenspraktische Kompetenz der Leiblichen Kinder in Familiengruppen sowie die Fähigkeit sich selbstbewusster in Konfliktsituationen durchzusetzen, sind weitere Lern- und Lebenserfahrungen, die einen Gewinn für die Persönlichkeitsentwicklung in Familiengruppen für die Leiblichen Kinder darstellen können. Die weitere Nachfrage des Moderators zielt auf einen womöglichen und von ihm anscheinend vermuteten Zugewinn an professioneller Erzieherkompetenz für die Leiblichen Kinder ab

(Transkript, Zeilen 1139 – 1155):

„Das ist mit Sicherheit ein interessanter Punkt, Kompetenzen zu erwerben. Wie sieht das aus? Das ist ja ein bestimmtes Feld, in dem ihr gelebt habt, gelebt habt halt, öffentliche Ersatzerziehung, da arbeiten halt die Eltern als Betreuer, als Erzieher. In dieser Richtung, habt ihr denn da auch Kompetenzen erworben, erwerben können oder anders gefragt: Nach den Jahren in dieser Gruppe, seid ihr heute Fachleute für diese Arbeit?“

Michael: **„Man weiß vielleicht besser, mit den Kindern halt umzugehen, aber –,“**

Manfred: **„Ja, ich glaub's eigentlich.“**

- Michael: **„Dadurch vergeht einem auch der Spaß an diesem Job. Man weiß, was einen alles stört.“**
- Manfred: **„Ja, ja.“**
- Siggi: **„Ich hab das auch schon zu meinem Vater gesagt. Das ist schön, das du das hier machst, aber ich würde so was nie machen. Also...“**
- Manfred: **„Man verliert die Kraft, so was durchzustehen.“**
- Siggi: **„Ja.“**
- Manfred: **„Wenn man immer, immer solche Situationen durchlebt hat selber, und dann soll man selber später die Sachen durchziehen, die man so als Grundlage hat, das fällt ab und zu schwer. So sehe ich das. Also, ich könnte den Job auch nicht machen. Da geh ich lieber auf den Bau und schaff' mir da den Buckel krumm, als mich psychisch noch weiter zu belasten.“**
- Siggi: **„Also ich wüßte jetzt schon, was man machen muss oder machen sollte mit den Kindern oder so, aber ich würde das nie selber machen.“**

Die Leiblichen Kinder bestätigen die Vermutung des Moderators, die in der Frage durchgeklungen ist: es hat ein Kompetenzgewinn stattgefunden, von Siggi zum Beispiel eindeutig formuliert. Gleichzeitig besteht aber auch Übereinstimmung darin, dass keines der drei Leiblichen Kinder diese Arbeit der Eltern machen will. Von Michael und Manfred kommen gar Äußerungen, die als das klassische Burn-out-Syndrom klassifiziert werden können. Die Anforderungen innerhalb der Familiengruppe kommen somit den beruflichen Erfahrungen anderer langjährig in der Erziehungsarbeit tätiger Menschen gleich und weisen auf professionelle Anforderungen hin.

Wiewohl Manfred in der obigen Textpassage unter dem Eindruck der mannigfaltigen Alltagsbelastungen für sich urteilt, diese Arbeit nicht machen zu wollen, ist für ihn in der Retrospektive seine Zugehörigkeit in der Familiegruppe grundsätzlich in Ordnung gewesen, was auch auf Siggi und Michael zutrifft, wie der folgende Gesprächsausschnitt zeigt (Transkript 1551 – 1578):

- Alfred: **„... Also, wenn ich jetzt so zusammenfasse, Ihr drei am Tisch - vielleicht so rum - der Michael sagte vorhin, letztes Jahr habt ihr aufgehört mit der Gruppe, und das findest Du ganz gut so.“**
- Michael: **„Ja, das ist auch entspannend.“**
- Alfred: **„Entspannend. Du hast neue Lebensqualität kennen gelernt, die du vorher nicht kanntest.“**
- Michael: **„Ja.“**
- Alfred: **„Kann man das so sagen, gell? Das ist so 'ne Wertung, ja? Grundsätzlich 'ne Wertung. Aber Familiengruppe war trotzdem okay in Deinem Leben?“**
- Michael: **„Ja.“**
- Alfred: **„War okay. Und bei Dir Siggi?“**
- Siggi: **„Ja, es ist und war okay. Ich denke, es wird auch so bleiben, bis mein Vater oder me ine Mutter oder beide aufhören.“**
- Manfred: **„Ja, es war auf jeden Fall gut so.“**
- Alfred: **„Ja.“**
- Manfred: **„Wenn ich's mir aussuchen würde, ich würd's genau so wieder machen, wie alles gelaufen ist. Es war also - Es war gut. Es war gut so.“**

Insgesamt, trotz etlicher Klagen über die permanente Beanspruchung durch die Maßnahmekinder bis hin zum Burn-out-Syndrom, beurteilen Siggi, Manfred und Michael ihre Lebensphase innerhalb der Familiengruppe als eine Zeit, die der Entwicklung ihrer Persönlichkeiten förderlich war.

Zusammenfassend:

- Die Leiblichen Kinder urteilen, dass sie etliche Fertigkeiten und Kompetenzen im Sozialisationsfeld „Familiengruppe“ internalisiert haben, die sie für ihre jeweilige Persönlichkeitsentwicklung als Gewinn betrachten; hierzu zählen:
- Erwerb lebenspraktischer Kompetenzen,

- gesundes Selbstbewußtsein, um Konflikte durchstehen zu können,
- gesundes Misstrauen,
- Deeskalationskompetenzen, wie ausdiskutieren und aus dem Feld gehen,
- soziale Rücksichtnahme,
- Geduld, Gelassenheit, Selbstbeherrschung.
- Manfred ist sich unsicher, ob das Beziehungsverhalten zu den Maßnahmekindern für seine Beziehungsfähigkeit abträglich gewesen sein könnte.
- Insgesamt beurteilen die Teilnehmer ihre Mitgliedschaft in den Familiengruppen als positiv.

7.3.4 Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting:

Vorbereiteter Text:

Das System Familiengruppe ist für alle Mitglieder zunächst einmal ein bestehender Fakt. Entweder wird man hineingeboren oder die Gruppe wird gegründet, während man selbst Kind oder Jugendlicher ist. In jedem Falle gehört man als Leibliches Kind der Betreibereltern hinzu. Es bilden sich in der Regel Teilsysteme aus: Kinder und Helfer. Zu welchem Teilsystem gehörten Sie? Waren Sie dabei ein Mitglied der Familie, der Gruppe der Kinder oder der Familiengruppe? Kamen Ihnen bestimmten Rollen oder Aufgaben zu?

Folgende Frage wurde vom Moderator vorgetragen (Transkript, Zeilen 754 – 759):

„Aber das berührt so auch meine nächste Frage. Du sagst, dass eine Solidarität in der Familie entsteht, in der eigentlichen Familie. Es gibt diese zwei Systeme dort. Es gibt das Helfersystem, die Eltern zumindest als Betreiber, und es gibt die Maßnahmekinder, und Ihr als Leibliche Kinder, wohin gehört Ihr? In die Gruppe der Kinder oder eher in die Gruppe der Helfer?“

Die erste Antwort zu dieser Frage kommt wieder von Manfred, der sich seiner Meinung sehr sicher ist (Transkript, Zeilen 761 – 779):

Manfred: **„Helfer.“**

Alfred: **„Als Kind. Du sagst in die Gruppe der Helfer?“**

Manfred: **„Ja. Würd‘ ich eindeutig sagen. Also, wenn, man hilft ja der Familie auch dadurch, dass man so ist wie man ist. Man strahlt so bisschen die Familienzusammengehörigkeit aus, und ich kann mir vorstellen, dass, wenn ich, wenn die Kinder manchmal Zoff mit meinen Eltern gehabt haben, da konnten sie trotzdem zu mir gehen, ohne dass sie gleich bei mir einen auf den Deckel bekommen haben, da konnten wir Kinder, sag ich mal, untereinander, konnten wir auch mal miteinander reden und sagen: Okay, das find‘ ich jetzt nicht so gut, was die Eltern gemacht haben. Man hat da halt nicht diesen Rang von den Eltern, war halt in beiden Parteien drin und konnte so ein bisschen vermitteln. Was der eine dem anderen nicht gesagt hat, das kann man intern so bisschen anhören, was der eine sagt, was der andere sagt, und man kann also schon helfen – durch die Tatsache, dass man nicht zu beiden fest gehört, sondern immer so ein bisschen springen kann, sag ich.“**

Zunächst einmal sieht Manfred ohne näher zu differenzieren, dass seine Rolle die des Helfers ist. Er als Leibliches Kind hat anscheinend die Aufgabe in diesem Setting zunächst einmal einfach anwesend zu sein und so als Leibliches Kind das gesamte Setting zu komplettieren. Mit **„Man hilft dadurch, das man so ist, wie man ist.“** liefert Manfred eine Umschreibung seiner Leistungen ohne konkret zu werden. Dennoch ist er sich sicher, dass seine Existenz als Leibliches Kind gewollt ist und begrüßt wird. Alleine bereits seine biologische Präsenz wirkt nach seiner Sicht der Dinge stabilisierend für das Gesamtsystem, da die Zusammengehörigkeit dadurch gefördert werde. Eine Funktion, die seine Rolle dabei näher belegt, ist die Mittlerfunktion zwischen den Eltern und den Maßnahmekindern, denn er gehört zu beiden Parteien, wie er es nennt. Mit dieser Aussage widerspricht er seiner Erstaussage, er rechne sich zum Helfersystem. Im Prozess des Sprechens wird ihm selbst klar, dass er offensichtlich zuzuerst in das Helfersystem gehört oder gehören möchte, er aber dennoch Mitglied im

Gesamtsystem der Kinder ist. Er betrachtet es als einen taktischen Vorzug gegenüber den Eltern und den Maßnahmekindern zwischen den Gruppen „springen“ zu können.

Diese Neutralität ermöglicht die Mittlerfunktion. Damit sagt Manfred gleichzeitig aus, dass er für das Gelingen der Familiengruppe einen nicht unwichtigen Beitrag geleistet hat, denn er hat Kommunikationsstörungen behoben. Die Rolle ist in diesem System einzigartig und insofern zumindest in der Retrospektive attraktiv.

Siggi geht direkt auf Manfred ein und unterstreicht die Mittlerrolle durch die Verwendung des Begriffes „Bindeglied“ und führt weiter aus (Transkript, Zeilen 781 – 800):

Siggi: **„Ich würd‘ auch nicht sagen, dass man in die Gruppe der Helfer gehört direkt, sondern man steht irgendwie dazwischen. Man steht zwischen diesen beiden Gruppen und ist irgendwie so Bindeglied und so.“**

Manfred: **„Mmh, mmh.“**

Siggi: **„Zwischen beiden. Und die sagen auch öfters Sachen zu mir als, also, die sagen manchmal auch Sachen zu mir, die sie meinen Eltern nicht sagen würden oder was weiß ich, also was weiß ich. Es kommt schon häufiger vor.“**

Manfred: **„Mmh, ist richtig.“**

Michael: **„Es ist echt öfter mal vorgekommen, dass die dann zu einem gekommen sind, wenn die dann mit meinen Eltern halt Ärger hatten oder angemekert wurden und ja, haben dann halt auch ihren Frust halt rausgeredet sozusagen anstatt sich irgendwo abzureagieren. Haben sie halt mit uns geredet und danach ging’s dann eigentlich auch wieder.“**

Manfred: **„Ist richtig.“**

Michael hat die gleichen Erfahrungen wie seine Vorredner gemacht und weist mit seiner Aussage **„...haben dann halt auch ihren Frust rausgeredet sozusagen anstatt sich irgendwo abzureagieren...“** auf eine externe Wirkung der Mittlerrolle der Leiblichen Kinder hin, denn wäre es nicht zu diesen Aussprachen mit ihren anscheinend moderierenden Effekten gekommen, so hätte es womöglich unerwünschte Reaktionen außerhalb gegeben.

Die Äußerungen laufen darauf hinaus, dass es aus der Sicht der Leiblichen Kinder für deren Eltern als Betreiber einfacher war die Familiengruppenarbeit durchzuführen, weil diese durch die Leiblichen Kinder aktiv unterstützt wurden.

Der Moderator geht noch einen Schritt weiter und möchte wissen, ob es außer den oben beschriebenen mehr oder weniger zufälligen Unterstützungsakten zu von den Eltern geplanter bzw. angefragter Unterstützungsleistung kam (Transkript, Zeilen 880 – 910):

„Frage: War es denn schon mal so, dass Ihr einbezogen wurdet von den Eltern, um jetzt irgendwas zu helfen oder so? Also, andere Kinder zu beaufsichtigen z.B.“

Siggi: **„Nicht so richtig. Das ist halt, wenn man auf den Fußballplatz geht oder so, also die sind auch da und die sagen, ja, pass mal auf, dass der sich hier gut benimmt oder dass er mitspielt oder so, dann - Ich würd‘ das nicht richtig als Hilfe bezeichnen. Das ist halt so – ja –,“**

Alfred: **„Quasi so als Hilfserzieher oder so was, das man dann schon mal etwas leistet, das gab’s denn nicht? Oder gab’s das schon mal?“**

Pause

Manfred: **„Also, rein, rein selber eigene Hilfe leisten, würde ich sagen, so nicht, nur so 'ne unterstützende Wirkung, würd‘ ich sagen.“**

Siggi: **„Ja, oder wenn die Eltern mal aus (*unverständlich*) oder so mal für zwei Stunden oder so halt Aufsicht übernehmen, also, dass die auch machen, was sie sollten, oder dass sie sich um die richtige Zeit hinlegen oder so“**

Michael: **„Dass man darauf achtet, dass die auch wirklich ins Bett gehen und dass die nicht die Musik so laut aufdrehen usw.“**

Alfred: **„Mmh, also, da wurde dann schon Verantwortung auf die eigenen Kinder übertragen?“**

Manfred: **„Wenn’s zu laut ist, einfach Sicherung aus oder so was. So was, dass man selber... Man selber übernimmt dann die Stelle des, des - Leittieres in der Gruppe, wenn die Eltern weg sind und muss dann halt so ein bisschen für Ruhe und Ordnung sorgen.“**

Die Leiblichen Kinder wurden mitunter von ihren Eltern zur Mithilfe angehalten. Dies geschah zum Teil durch den Anspruch an sie, sich in der Freizeit modellhaft sozial zu verhalten und auf die Maßnahmekinder zu achten. Ebenso ergab es sich, dass die Aufsicht auf die Leiblichen Kinder übertragen wurde. Die elterliche Macht, Verpflichtung und Verantwortung wurde bei diesen Gelegenheiten deutlich an ihre Leiblichen Kinder übergeben. Für diese dürfte damit das Gefühl von Auszeichnung („Leittier“) einhergegangen sein. Die Übertragung von Verantwortung an die eigenen Kinder zeigt die hierarchische Ordnung des Gesamtsystems, bei dem die Leiblichen Kinder an mittlerer Stelle rangieren.

Dass bei diesen Tätigkeiten der Leiblichen Kinder durchaus eine praktische Kompetenz ausgebildet war, zeigt die Anmerkung von Manfred: **„Wenn`s zu laut ist, einfach Sicherung raus oder sowas.“** Ihm ist auch sehr bewusst, dass es für einen Erzieher sehr darauf ankommt, einen bestimmten Habitus zu pflegen, wenn er erfolgreich sein will (Transkript, Zeilen 867 – 876):

„... Wenn ich bisschen, ja, ich will nicht sagen, aggressiver wirke, aber wenn ich bisschen, mmh, dominanter wirke, dann hören sie eher auf mich als wenn ich halt gut gelaunt bin, super lässig drauf und so halt. Ich denk, wenn man bisschen, mmh, bisschen erwachsener, bisschen, wenn man so wirkt, als hätte man viel zu sagen oder als hätte man viel, viel, als hätte man das Recht, ihnen etwas zu befehlen, ob das nun stimmt oder nicht, dann würden sie es eher machen als wenn, als wenn man halt so eher zu ihnen gehören würde. Das ist jetzt ein bisschen kompliziert formuliert, aber auf jeden Fall so einigermaßen verstanden. Ne?“

Es war Manfred bereits an einer anderen Gesprächsstelle ein Anliegen darauf hinzuweisen, dass es für ihn nicht unerheblich war, wie er sich den Maßnahmekindern gegenüber verhielt, wie er seine Rolle als erziehendes Gruppenmitglied ausfüllte. Hierzu gab es deutliche Anweisungen der Eltern, die so für ein konsistentes und kohärentes (Team)-Verhalten der Betreiberfamilie gegenüber den Maßnahmekindern sorgten (Transkript, Zeilen 205 – 211):

Manfred: **„... Das Problem ist ja auch, wenn man ein eigenes Kind ist, man kriegt ja gesagt, dass man nicht, oder ja, man soll sich schon durchsetzen, aber man darf sich nicht, man darf nicht körperlich an jemanden rangehen. Und wenn so ein kleiner Rotzpänz von was weiß ich sieben Jahren vor dir steht und dich beschimpft wie blöd, dann bleibt das einzige, was dir effektiv übrig bleibt, ist einfach rauszugehen aus der Situation, aus der Familie. ...“**

Die Mithilfe, gleichwohl ob zufällig oder geplant, war in den Familiengruppen der Gesprächsteilnehmer üblich. Der Moderator vertieft mit folgender Frage (Transkript, Zeilen 807 – 821):

„Nun könnte man sagen, es ist für die Eltern ganz gut, wenn sie eigene Kinder mit da drin haben, weil diese das begünstigen, dass der Laden läuft, wenn ich das mal so salopp sagen darf.“

Manfred: **„Mmh.“**

Alfred: **„Könnte man so sehen oder liege ich falsch mit so einer Deutung des Gesagten?“**

Siggi: **„Das ist zumindest von Vorteil.“**

Alfred: **„Aber es müsste nicht sein?“**

Manfred: **„Also, es wär schwieriger – würde ich sagen. Es wäre schwieriger, wenn die eigenen Kinder nicht da wären, ...“**

Die Leiblichen Kinder haben aus ihrer Sicht eine unterstützende und helfende Rolle eingenommen. Von ihrer Hilfe haben sowohl die Eltern als auch die Maßnahmekinder profitiert. Dies führt in der Bilanzierung der eigenen Rolle dazu, die persönliche Relevanz für das Setting zu artikulieren. Und anscheinend mit vollem Recht dürfen die Leiblichen Kinder ihre Rolle im Helfersystem verorten, denn an vielen Gesprächsstellen ist immer wieder von **wir** die Rede, wenn die Leiblichen Kinder über den als gemeinsam empfundenen Betreuungs- und Erziehungsauftrag sprechen. Ein Beispiel (Transkript, Zeilen 156 – 157):

Manfred: **„... Wir hatten, ja, wir hatten relativ viele Kinder, sind auch viele gegangen und viele gekommen...“**

oder auch (Transkript, Zeilen 739 – 741):

Manfred: „... Und man wird von den Kindern, die man aufgenommen hat, wird man wieder wegen irgendwelcher Banalitäten genervt. ...“

Manfred rechnet sich mit der Formulierung mit „man“ zu der Gruppierung, die Maßnahmekinder aufnimmt. Es war ihm offensichtlich auch stets wichtig mit den Eltern über die Situation in der Familiengruppe den Austausch zu pflegen und so die In-Group-Situation mit den Eltern zu leben (Transkript, Zeilen 1195 – 1223):

Manfred: „... Wenn wir Probleme haben, dann setzt man sich so abends beim Fernseh gucken so ein bisschen zusammen und beredet das halt, eigenfamilienintern, sag ich mal. Das ist also schon bei uns vorhanden.“

Alfred: „Das war auch schon so? Oder ist das erst seit du jetzt 18 bist?“

Manfred: ‚Nee, nee, ñe. Das ist schon immer so gewesen. Das ist also auch schon so gewesen, da war ich also noch viel, viel kleiner. Das muss man einfach. Wir wollten das auch selber so ein bisschen, bisschen halt da drüber reden, hat halt schon geholfen, muss ich sagen.“

Siggi: „Und wenn man selber Probleme mit den Kindern hat, dann sagt man das schon den Eltern halt, und das ist ja dann so was wie drüber reden und so.“

Manfred: „Mmh.“

Alfred: „Drüber reden. Ist das 'ne Teamsitzung dann? Um so einen Begriff zu gebrauchen (unverständlich)“

Siggi: „Nee, nee.“

Manfred: „Das ist kein geplantes Gespräch, über nichts, was man jetzt, wo man aufschreibt: Das muss besprochen werden, sondern eher, wenn ich jetzt von mir ausgehe, eher so locker, wie gesagt, sitzt gemütlich im Wohnzimmer, und dann sagt irgend mal was zu dem Thema, und dann fängt die Diskussion halt an, ne. Sagen wir mal, ja, okay, das ist den Tag über passiert. Fandet ihr das gut von dem, von demjenigen? Wie können wir das ändern? Was kann man so Grundlagen halt, Grundlagengespräche.“

Zumindest bei Manfred und Siggi haben diese „eigenfamilieninternen“ „Grundlagengespräche“ stattgefunden. Wiewohl der Terminus „Teamgespräch“ nicht passen kann, handelte es sich aber um eine Metaebene, auf der reflexiv Verhalten diskutiert wurde. Gesprächsteilnehmer waren ausdrücklich nicht die Maßnahmekinder, wobei anzunehmen ist, dass auch mit diesen und in großer Runde Gespräche geführt wurden. Den Leiblichen Kindern geht es aber darum zu beschreiben, dass sie gewissermaßen als Partner der Eltern fungierten.

Zusammenfassung:

- Die Leibliche Kinder betrachten sich als Bindeglieder zwischen den Eltern und den Maßnahmekindern und üben dort eine vermittelnde Funktion aus.
- Es gibt allgemeine und spezielle Unterstützungsleistungen der Leiblichen Kinder.
- Gelegentlich übertragen die Eltern ihre Verantwortung auf ihre Kinder.
- Zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern kommt es zu reflexiven Gesprächen über die Familiengruppe, die geeignet sind einen Konsens im Verhalten herzustellen.
- Die Leiblichen Kinder fühlen sich eher als Mitglieder des Helfersystems, denn als Mitglieder der Gesamtgruppe „Kinder“.

7.3.5 Wesensmerkmale des Settings „Familiengruppe“ aus der Sicht der Leiblichen Kinder

Vorbereiteter Text:

Familiengruppe und andere Familien, in denen keine öffentliche Ersatzerziehung angeboten wird, unterscheiden sich. Ist das so? Wenn ja, welches sind die Unterschiede? Ist Ihre Familie ein Unternehmen oder eine Familie? Sind Sie heute Fachleute für Erziehung? Wie würden Sie die Betreuung von verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen organisieren?

Tatsächlich brachte der Moderator folgende Fragen ein (Transkript, Zeilen 1280 – 1281 ; Zeile 1287 ; Zeilen 1310 – 1311) ; Zeilen 1319 – 1321 und Zeilen 1341 – 1344):

- Alfred: „Ja, kann man das immer so auseinander halten in der Familiengruppe, Arbeit und Privates?“
- Alfred: „Gibt's das, diese Trennung?“
- Alfred: „Ist diese Familiengruppe, ist das eine Familie oder ist das ein Unternehmen?“
- Alfred: „(unverständlich) da weiter. Ist das vergleichbar mit 'ner Familie, die z.B. 'ne Kneipe betreibt? (unverständlich) - man bleibt zu Hause, die Eltern sind immer da, und man verdient gemeinsam das Geld dort.“
- Alfred: „... Die Frage: Wie sollte öffentliche Erziehung gestaltet sein, organisiert sein? Viele Kinder kommen ins Heim. Wie sollte das sein? Jetzt aus Eurer Perspektive als in meinen Augen die Fachleute dafür?“

Folgende Wesensmerkmale der Organisationsform „Familiengruppe“ wurden von den Gesprächsteilnehmern im Kontext zu den voranstehenden Fragen oder an anderen Stellen des Gespräches geäußert.

<p>Eine Familiengruppe weist Elemente des „crowding“ auf.</p>
--

(Transkript, Zeilen 62 – 64)

Manfred: „... Wir hatten früher, wie war denn das? Das waren insgesamt 15 Leute. Wir waren also richtig – es war so richtig was los. Man hat sich mittlerweile so ein bisschen dran gewöhnt, ...“

(Transkript, Zeilen 84 – 88)

Michael: „Ich bin der Michael, bin 15 Jahre alt, und meine Eltern haben mit der Familiengruppe angefangen, als ich ein paar Monate alt war, und seit den Sommerferien haben sie halt aufgehört und sind jetzt ohne Kinder, konnte ich mir vorher eigentlich auch nicht vorstellen eigentlich, aber, es ist eigentlich auch nicht schlecht, mal Ruhe zu haben.“

(Transkript, Zeilen 90 – 96)

Manfred: „Ja, das ist richtig, mal Ruhe zu haben. Das merkt man, wenn die Kinder mal auf'm *Servicedienst* sind oder so. Man steht morgens auf, da ist absolute Ruhe im Haus. Also echt total entspannt. Wir haben ja noch einen Hund und so. Wenn man am Wochenende aufsteht und geweckt wird von, was weiß ich, Wolfgang Petry aus dem Nachbarraum, volle Pulle aufgedreht, das ist dann gewöhnungsbedürftig, ne. Manchmal Ruhe ist dann schon schön.“

(Transkript, Zeilen 402 – 403)

Michael: „Ja, ich war ja auch froh, wenn die mal ein Wochenende nicht da waren, dass ich allein mit meinem Bruder und meinen Eltern sein „konnte.“

(Transkript, Zeilen 396 – 398)

Manfred: „Da sind halt ganz andere Regeln als zu Hause, ne. Teilweise etwas gelockerter und die Freude auch bei uns, wenn sie in den *Servicedienst* konnten.“

(Transkript, Zeilen 422 – 423)

Manfred: „Aber ich sag mal, es war sowohl für sie als auch für uns gut, wenn sie mal, wenn sie mal aus der Situation rauskommen, zu Hause, aus der Familie.“

(Transkript, Zeilen 327 – 334)

Manfred: „Man muss halt viel teilen mit den Kindern, die jetzt da sind, auch die Eltern selber teilen. Es gab mal 'ne Zeit, da hatte ich wirklich Probleme damit, aber, ja dann hat man das den Eltern gesagt. Okay, ich hab' den Eindruck, ihr macht im Moment viel mehr mit den anderen als mit uns. Da hat man halt so Maßnahmen gemacht, wie jeden Sonntag ins Kino zu fahren nur mit den eigenen Kindern, und das hat also auch schon, war schon positiv. Da hat man wieder so ein bisschen den Draht dazu gefunden und ... war halt gut.“

(Transkript, Zeilen 1237 – 1265)

Manfred: „... und direkt raus mit dem Rad. Ich konnte dann einfach nicht mehr, ich wollte dann eigentlich nicht mehr. Ich wollte einfach nicht mehr diesen ständigen, diese ständigen Reize von den anderen Kindern. Das wollte ich einfach nicht mehr. Wenn man halt ein Elternteil ist, dann muss man da sein, dann muss man Ansprechpartner sein, und da kann man froh sein, wenn man einmal im Monat ein Wochenende hat, wo man mit dem eigenen Partner irgendwie in die Sauna fährt und ein bisschen relaxt, ein bisschen die

Arbeit mal abschalten kann. Und das ist das, was ich nicht könnte. Mir würde das nicht reichen. Zwei Tage von paar und dreißig richtig im Einsatz zu sein.“

Alfred: „Siggi, Du sagst, also rundrum ja, er hat recht. Würdest du das auch für dich sehen?“

Siggi: „Ja.“

Michael: „Ich auch.“

Manfred: „Brauchtet Ihr früher auch diesen Ausgleich zu der Familie oder hattet Ihr irgendwas, um das Erlebte abzureagieren oder habt Ihr das mit den Eltern besprochen?“

Siggi: „Ja, hatte ich nichts davon.“

Manfred: „Also gar nichts?“

Siggi: „Nee.“

In Familiengruppen entsteht innerhalb der Betreiberfamilie eine besondere Form der Solidarität, die auch insbesondere auf das Verhältnis der leiblichen Geschwister zutrifft.

(Transkript, Zeilen 675 – 697)

Manfred: „Nein, nein, gar nicht. Es gab einmal eine Situation, wo ich mich dran erinnern kann, dass ich wirklich sauer auf meine Schwester gewesen bin. Aber sonst haben wir wirklich ein so gutes Verhältnis. Es lässt sich also nicht vergleichen mit anderen Leuten, auch, wenn ich, wie gesagt, ich kann ja immer nur vergleichen, wie das mit anderen Leuten ist.“

Alfred: „Kannst du das erzählen, was das für eine Situation war, wo Du auf Deine eigene Schwester sauer warst?“

Manfred: „Da hat sie mir absichtlich Salatsoße in den Rücken geschüttet. Und dann, ich hab so ein Zimmer, das ist so ein Durchgangszimmer, das ist mein eigenes Zimmer. Da ist sie halt durchgegangen und hat irgend so eine gehässige Bemerkung gemacht, und da bin ich ihr an den Hals gesprungen. Aber ansonsten bin ich wirklich nie handgreiflich geworden oder so was. Das kann man eigentlich nicht vergleichen. Man ist mit den eigenen, man muss ja immer so bisschen Solidarität in der Familie selber haben, um manche Situation durchtragen zu können. Und ich kann mich... Sonst waren immer andere Leute, die haben sich mit ihrer Schwester gekloppt oder wenigstens geringfügig gezoft, aber das hatten wir gar nicht. Wir waren so gut, klingt vielleicht jetzt ein bisschen angeberisch, aber man hat irgendwie so ein gutes Verhältnis zu den eigenen Geschwistern oder der eigenen Familie, das lässt sich mit anderen Leuten nicht vergleichen, die nicht eine Familienwohngruppe haben.“

(Transkript, Zeilen 1329 – 1333)

Manfred: „Würde ich nicht sagen, nee. Also, Familienbetrieb, da arbeiten ja alle zusammen für etwas, was für alle ist, und in der Familienwohngruppe, da arbeiten die Eltern und die eigenen Kinder für den Zusammenhalt. Es gibt halt Kinder, die - aufgenommenen Kinder, die wollen einfach nicht. Die haben einfach - Bei denen fehlt das Zusammengehörigkeitsgefühl.“

(Transkript 954 – 978)

Alfred: „Und bei so einem Streit, wie du ihn jetzt grade schilderst, da ist das schon passiert, da warst du nicht direkt dabei, hast also dann die Angelegenheit in die Hand genommen?“

Siggi: „Mmh. Ja, weil, ich – habe ich gemacht, das war klar.“

Alfred: „Ja, es gibt schon mal diese Sache Babysitter. Ja, man kann sich einen Babysitter irgendwo einkaufen für ein paar Mark die Stunde. Habt ihr so was schon mal zu Hause gemacht?“

Manfred: „Wir Babysitter für die Kinder?“

Alfred: „Ja, z.B., dass die Eltern sagten: ‚Hier, ich gebe dir ein paar Mark, wenn du –,“

Manfred: „Das war bisher immer ehrenamtlich, aber das ist auch Ehrensache. Das ist okay.“

Siggi: „Geld bekommen hab ich noch nie.“

Michael: **„Das macht man von sich selber aus.“**

Manfred: **„Ja, das ist wie gesagt, wenn man so grob überlegt, wie der eigene Clan und da passt man halt drauf auf. Also, da würd‘ man kein Geld für verlangen.“**

(Transkript, Zeilen 1010 – 1017)

Manfred: **„Ich sag mal, fremde Familien habe ich den Eindruck, die zoffen sich öfters als die eigene Familie mit den zu erziehenden Kindern.“**

Alfred: **„Mmh.“**

Siggi: **„Ja, das ist auch anders, weil, die sind nicht so viele zu Hause, also meistens nur einer oder zwei Kinder haben sie, und ja, das ist halt anders. Ich kann das nicht beschreiben.“**

Familiengruppen haben aus der Sicht der Leiblichen Kinder im Vergleich zu „Normalfamilien“ ein positiv disziplinierendes Reglement.

(Transkript, Zeilen 1043 – 1087)

Manfred: **„Familien, wo altersgleiche Leute sind, da wird das - da läuft das eigentlich relativ locker ab, da können die Kinder kommen und gehen, wann sie wollen. Wenn sie was zu essen haben wollen, dann machen sie sich was, wenn nicht, dann lassen sie es halt, dann kaufen sie sich was, aber...“**

Alfred: **„Bei euch ist es anders?“**

Manfred: **„Bei uns ist es so, sollte man... Ich mache die Ausnahme, aber ansonsten hat man immer zu der Essenszeit am Esstisch zu sitzen, ob er nun Hunger hat oder nicht. Dann wird was gegessen, dann werden zusammen die Sachen weggeräumt, gespült und so was.“**

Alfred: **„Das heißt, es gibt mehr Regeln in der Familiengruppe als in anderen Familien?“**

Manfred: **„Ja, richtig. Man selber hält sich auch eher an die Regeln da in der Familienwohngruppe als andere Kinder von anderen Eltern an die Regeln von ihren Eltern halt. Ich würde sagen, es ist bisschen disziplinierter.“**

Siggi: **„Ja, wenn, wenn - also in einer anderen Familie, von Freunden meinetwegen, die sind dann mittags alleine zu Hause oder manchmal auch abends noch. Das kommt ganz drauf an, und man selber empfindet das dann so, als hätten die mehr Rechte oder mehr Freiheit, obwohl das manchmal gar nicht so ist. Also, man denkt halt, die können jetzt hier allein daheim sein, wie toll und was weiß ich, dabei ist das manchmal gar nicht so toll. Also, die selber beschwerten sich darüber, dass sie jetzt allein daheim sind und nichts zu tun haben oder was weiß ich.“**

Alfred: **„Und da ist es bei euch schon interessanter, weil eben immer etwas los ist.“**

Siggi: **„Da ist immer was los.“**

Alfred: **„Und das mit den Regeln. Du sagst, Du hast zu Hause denn Sonderregeln, sicher weil du jetzt arbeiten gehst und so –,**

Manfred: **„Mmh.“**

Alfred: **„Und brauchst dich denn nicht mehr so an diese strengen Regeln zu halten? Sind die Regeln von Euch zu Hause akzeptiert oder akzeptiert gewesen in Deinem Fall?“**

Michael: **„Ja, also, das war eigentlich auch genau so. Wenn es Mittagessen gab, sind wir alle gekommen, egal ob wir was essen wollten oder nicht. Ja, danach wurden dann halt zusammen die Ämter gemacht und dann konnten sie auch wieder rausgehen zum Spielen oder was –,**

(Transkript, Zeilen 699 – 703)

Siggi: **„Ja, das ist bei mir aber genau so, dass ich ein gutes Verhältnis zu meinem Bruder hab. Ich habe noch nie eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt. Der Altersunterschied ist vielleicht auch zu groß. Weil, na ja, heute kann ich mich halt besser mit dem unterhalten oder so als, was weiß ich, vor 10 Jahren oder so. Aber ich hab ein gutes Verhältnis zu meinem Bruder.“**

Leben in einer Familiengruppe bedeutet eine Einschränkung von Privatheit.

(Transkript, Zeilen 571 – 577):

Manfred: „... Also, bei den anderen Kindern, da gibt's immer in ihren Phasen, da kann's sein, dass wirklich mal 10,00 DM verschwinden oder die Süßigkeitenkiste geplündert wird oder so was halt. Das sind so Banalitäten. Ich meine, 10,00 DM tun mir nicht weh, aber es geht halt um die Tatsache, dass - und wir haben ein Kind, das lügt ohne rot zu werden. So was nervt mich einfach. Ich mein, man muss es halt ertragen. Man kann auch nichts gegen das Kind machen oder sagen, ...“

Transkript (Zeilen 590 – 599)

Siggi: „... Also ich werde mein Portemonaie, also würde ich jetzt nicht mehr offen liegen lassen. Vorher habe ich das gemacht, bis mir mal einer was geklaut hat halt, und jetzt mache ich das nicht mehr. Also...“

Transkript (Zeilen 210 – 214)

Manfred: „...dann bleibt das einzige, was dir effektiv übrig bleibt, ist einfach rauszugehen aus der Situation, aus der Familie. Also jetzt, den Tag über, wenn ich von der Schule gekommen bin, bin ich dann direkt... Rad geschnappt und bis abends Rad gefahren oder zu Kumpels oder so was alles. Zieht halt die Familie ein bisschen auseinander, ne.“

Transkript (Zeilen 1280 – 1308)

Alfred: „Ja, kann man das immer so auseinander halten in der Familiengruppe, Arbeit und Privates?“

Siggi: „Nee.“

Manfred: „Schwierig.“

Alfred: „Gibt's das, diese Trennung?“

Manfred: „Also, Arbeit ist zu Hause, und privat ist außer Haus. Außer man ist natürlich auf der Arbeit, wo man selber arbeitet. Also man hat zwei Arbeitsstellen und, ich weiß nicht, wenn ihr später auch mal arbeiten geht, das ist dann, dann kommst du, dann fängst du morgens früh an, dann kommst du - dann gehst du zur Arbeit, bist dann um vier Uhr fertig, kommst du dann von der Arbeit zu Hause zu der Arbeit und wenn du nichts hast, wo du den Druck, den du da erlebst, ausgleichen kannst, dann gehst du kaputt. Also musst du wieder aus der eigenen Familie auch raus.“

Siggi: „Ja, so ein Druckausgleich ist halt, wenn man zum Reiten geht oder...“

Alfred: „Also, wie er das gesagt hat, ‚Arbeit ist zu Hause und privat ist außer Haus.‘“,

Manfred: „Mmh.“

Alfred: „Dann wäre man für sich privat, wenn man außer Haus ist.“

Siggi: „Ja, privat ist auch zum Teil zu Hause, wenn Ferien sind oder(*unverständlich*).“

Leibliche Kinder in Familiengruppen erwerben vertrauliche Informationen über die Maßnahmekinder, deren Biographien und darüber hinaus spezifisches Wissen über Verhaltensauffälligkeiten.

(Transkript, Zeilen 425 – 434)

Alfred: „Was heisst Phasen durchmachen?“

Manfred: „Ja, es ist öfter der Fall gewesen, dass, wenn sie vom *Service*dienst gekommen sind, besonders in den letzten zwei, drei Jahren, da ist ein Mädchen, das hat dann immer, ja nicht immer, das hat dann Phasen gehabt, morgens oder nein andersrum. Wenn man von der Arbeit gekommen ist, Musik aufgedreht bis zum Anschlag, halt richtig Halligalli gemacht und einfach nicht auf das gehört, was meine Eltern gesagt haben, so richtig mal so rausgetreten halt. So, so Phasen. Oder einfach, wenn ein Telefonat von der Mutter kam, dann fing sie halt an zu heulen, so was.“

(Transkript, Zeilen 830 – 841):

Manfred: „Zwei ist Verdacht auf Missbrauch. Die anderen wurden vernachlässigt, also mit denen ist eigentlich nie was gemacht worden. Und für so was wird im Grunde genommen, für Misshandlung und so was wird halt immer der Vater für verantwortlich gemacht. Und deswegen hat mein Vater 'ne schwerere Stelle als meine Mutter.“

(*lange Pause*)

Alfred: „Wie war das bei Euch so?“

Siggi: „Ja, ich würd' sagen, dass - also bei uns wurde keiner von den vier Kindern, die wir haben, missbraucht, ...“

(Transkript, Zeilen 1700 – 1766)

Manfred: „Ach, da – eigentlich wollte ich noch – geht das noch?“

Alfred: „Ja, sicher, alles was Dir wichtig ist.“

Manfred: „Also ja, ich meine nur von vorhin, als es um das Alter ging. Also da meinte ich, ich glaube jetzt ist mir das klarer. Ich hatte irgendwas gesagt von Grundwissen –,“

Alfred: „Ich glaube, Du sagtest Grundwissen erworben oder irgendwie über die Grundlagen habt Ihr gesprochen.“

Manfred: „Ja. Also dass man einfach anders mit den Leuten umgeht, wenn man schon etwas älter ist - als wären das ja (*unverständlich*) - wenn man jetzt von Grund auf - also seitdem man sich erinnern kann bis zu dem Alter von zehn Jahren, da hat man ja schon so ein gewisses Wissen erworben, und ich denke, das ist besser, wenn man dieses Grundwissen hat, also das ABC der Psychologie oder wie man das jetzt nennen will, als dass man jetzt mit zehn anfängt, man wirklich gar keine Ahnung hat, wie man mit diesen Kindern umzugehen hat, und dann vor Situationen gestellt wird, die einem total fremd sind.“

Alfred: „Ja, das ist ja interessant. Wenn man sich das überlegt, es gibt junge Leute, die machen eine Erzieherfachschule; die gehen drei Jahre zur Schule und erlernen dort den Beruf des Erziehers eigentlich. Im Prinzip, so wie du das schilderst, hast du ja dann, ein Leben lang schon, dein Leben lang, 18 Jahre lang, Gelegenheit gehabt, den Beruf des Erziehers zu lernen?“

Manfred: „Im Sinne der Praxis, nicht im Sinne der Theorie. Also, jetzt, theoretische Sachen - man kennt keine Beschreibung für das, was man gelernt hat, aber man kann einfach besser mit Leuten umgehen, als Außenstehende, die womöglich noch Einzelkinder sind oder einfach, ich denke, ja - ich denke, Psychologie ist ein schöner Beruf, mach ich das mal. Man hat einfach mehr Praxiserfahrung.“

Alfred: „Du siehst schon: Es würde fehlen an theoretischer Kompetenz, weil man verschiedene Bücher noch nicht gelesen hat, aber die praktische Kompetenz, die hättest du?“

Manfred: „Richtig, richtig.“

Siggi: „Obwohl ich denke, dass man auch noch lernen kann auf dieser Schule, weil, es gibt ja auch Leute, die haben bestimmte Krankheiten oder was weiß ich, wie man sich bei denen verhalten soll.“

Manfred: „Krankheiten, die die eigenen oder die zu erziehenden Kinder, die bei Dir sind, die die nicht haben? Oder meinst Du jetzt -? Noch mal neu - also, Krankheiten oder Verhaltensstörungen, die Du aus Deiner eigenen Familie nicht kennst?“

Siggi: „Ja, richtig.“

Michael: „Die man da nicht kennen gelernt hat.“

Siggi: „Ja, was weiß ich. Es gibt ja bestimmte Syndrome oder was weiß ich, wie –,“

Manfred: „Hyperaktivität etc. –,“

Siggi: „Ja, genau“

(*unverständlich, mehrere gleichzeitig*)

Manfred: „Ja, genau, da hatten wir auch schon mehrere davon.“

Siggi: „Wie man sich da verhalten soll z.B. oder so.“

Manfred: „Ja, wir haben auf jeden Fall das - ohne die Theorie ist die Praxis weniger wert, ja. Nur ich merk' das auch bei Kindern bei uns...“

(Transkript, Zeilen 1310 – 1398)

Alfred: „Ist diese Familiengruppe, ist das eine Familie oder ist das ein Unternehmen?“
(*unverständlich*)

Manfred: „Ja, würd' ich auch sagen, eindeutig?“

(*Pause*)

Alfred: (*unverständlich*) „da weiter. Ist das vergleichbar mit 'ner Familie, die z.B. 'ne Kneipe betreibt? (*unverständlich*) - man bleibt zu Hause, die Eltern sind immer da, und man verdient gemeinsam das Geld dort.“

Manfred: „Wie ein Familienbetrieb?“

Alfred: „Zum Beispiel, genau.“

(*Pause*)

Manfred: „Würde ich nicht sagen, nee. Also, Familienbetrieb, da arbeiten ja alle zusammen für etwas, was für alle ist, und in der Familienwohngruppe, da arbeiten die Eltern und die eigenen Kinder für den Zusammenhalt. Es gibt halt Kinder, die - aufgenommenen Kinder, die wollen einfach nicht. Die haben einfach - Bei denen fehlt das Zusammengehörigkeitsgefühl.“

Siggi: „Also, es ist insofern ein Familienbetrieb, wenn man so denkt, dass die Eltern und die Kinder, die wirklichen Kinder, die Kneipe sind und die zu erziehenden Kinder halt die Gäste von der Kneipe.“

(Pause)

Alfred: „Ja gut, das ist ja ein guter Vergleich. Die Frage: Wie sollte öffentliche Erziehung gestaltet sein, organisiert sein? Viele Kinder kommen ins Heim. Wie sollte das sein? Jetzt aus Eurer Perspektive als in meinen Augen die Fachleute dafür?“

(Pause)

Manfred: „Das Problem ist, die Kinder wissen einfach nicht, wie gut es ihnen geht.“

Alfred: „Wenn sie in eine Familiengruppe kommen?“

Manfred: „Wenn sie in eine Familiengruppe kommen.“

Siggi: „Ja.“

Manfred: „Mein Vater hat früher im Schichtdienst gearbeitet und er sagte, das ist also - das ist was vollkommen anderes, das ist einfach nicht so familiär, ne. Wobei, das ist lange her. Ich kann auch nicht genau sagen, was er da gesagt hat. Ich will jetzt auch nicht den Schichtdienst³⁷ runtermachen. Das liegt mir fern, aber in der Familienwohngruppe, da werden die Leute halt -die werden halt integriert, aufgenommen. Die werden einzeln betreut. Wenn jemand ein Problem hat, dann kann er zu einem kommen, dann kann er reden. Ich kann natürlich nicht sagen, wie es jetzt bei anderen, in anderen Erziehungsgruppen, wie das da abläuft. Das weiß ich ja nicht. Ich kenn's ja nur so, wie es bei uns zu Hause ist. Nur, ich persönlich wäre sehr froh, wenn ich keine Eltern hätte, dass ich in so 'ne Familie kommen könnte.“

Siggi: „Ich würde sagen, dass auch die Familiengruppen gegenüber diesen Heimgruppen besser sind. Um darauf zu kommen, wie er sagt: 'Die wissen nicht, wie gut es ihnen geht', das stimmt, weil z.B. halt, zu Hause haben die kaum was zu essen oder so und dann kommen die zu uns und kriegen zu essen und dann sagen die: 'Hier das mag ich nicht, das ist ekelhaft'.“

Manfred: „Ja, ganz genau.“

Michael: „Ja, bei uns ist das auch mal vorgekommen, dass die Kinder halt immer gemeckert haben, dass das da so schlimm wäre und so, und dann ist da halt auch so 'ne (unverständlich) in die Gruppe gekommen. Dann hat er auf einmal gemerkt, dass es doch gut war und viel schöner (unverständlich).“

Alfred: „Dass es in der Familiengruppe schöner war?“

Michael: „Ja, das ist eher halt familiärer. Weil, da hat er immer wieder andere Leute, die auf ihn aufpassen und so - . Er hatte auch keine richtigen Bezugspersonen.“

Manfred: „Um jetzt noch mal auf den einen Jungen, den ich meinte, zurück zu kommen. Wir hatten mit dem nachher noch mal ein Telefonat und immer halt noch so ein bisschen Bezug gehabt, und trotz der Tatsache, dass der uns wirklich - , der hat unsere Familie fast fertig gemacht. Der hat aus der geschlossenen Anstalt, hat er gesagt: ‚Das war eine der schönsten Zeiten‘, die er gehabt hat, als er bei uns gewesen ist. Es war für uns wirklich super hart, und der sagt, das war die schönste Zeit, die er je gehabt hat. Ich meine, wie schlimm muss es sein, dass - , wie muss es ihm jetzt gehen, dass das die schönste Zeit gewesen ist? Und der hat uns so viel Stress gemacht.“

(Transkript, Zeilen 1498 – 1547):

³⁷ Kontextwissen: In der Jugendhilfeeinrichtung, zu der die Familiengruppe gehört, in der Manfred lebt, gibt es außer dem Bereich der Familiengruppen auch Gruppen in der Form traditioneller Heimerziehung, die als ein deutliches Merkmal hat, dass der Dienst in einer Gruppe im Wechsel- und Schichtdienst organisiert ist. Wenn in dieser Einrichtung formuliert „der Schichtdienst“, dann impliziert diese Formulierung pauschal alle Schichtdienstgruppen dieser Einrichtung.

Alfred: „... Also, ihr habt's ja erlebt. Kinder kommen zu Euch in Heimerziehung, und es kann ja dann naheliegen die Frage, die man sich dann selbst mal stellt: Wie wär' das eigentlich für mich, wenn ich selbst in Heimerziehung käme?“

Manfred: „Wenn man ab einem bestimmten Punkt - sobald man anfängt, sich freiwillig von seinen Eltern so bisschen zu trennen - ich denke, ab dem Punkt wäre es nicht mehr so schlimm, aber wenn man noch so ein bisschen geistig und körperlich auf die Eltern angewiesen ist - wenn man einfach die Nähe von seinen Eltern noch braucht, dann wäre das nicht gut. Ich würde - Wie war das? Ich bin, jetzt muss ich überlegen, wie war das? Ich war auf jeden Fall ziemlich lange ziemlich nah mit meinen Eltern zusammen. Ohne morgens umarmt zu werden, sag ich mal, ging's mir einfach nicht so gut. Ich brauchte ziemlich viel Nähe von meinen Eltern, und wenn ich das einfach nicht bekommen hätte, dann denke ich nicht, dass es positiv gewesen wäre, sondern eher negativ. Und da ich das in einer Familienwohngruppe so in der Form sehr wahrscheinlich nicht bekommen hätte, denke ich also nicht, dass es ab einem zu frühen Alter gut gewesen wäre, wenn ich weg gekommen wäre. Außer es wäre so früh, dass ich mich nicht da dran erinnern kann. Also ich denke, mit drei, vier Jahren, gut, vielleicht schon ein bisschen später, dann wär' es einfach zu spät gewesen. Also entweder von ganz Anfang an, von Kleinkind an, von richtig Kleinkind, oder halt ab dem Zeitpunkt, wo ich nicht mehr so sehr auf die Eltern angewiesen bin. Also ich denke, mit drei, vier Jahren, das ist einfach ein schlechtes Alter, um aufgenommen zu werden.“

Siggi: „Ja, du gehst jetzt davon aus, wie es jetzt bei Dir zu Hause wäre, wenn Du, was weiß ich, misshandelt wirst oder gezwungen wirst, dann denk ich, dass Du auch nicht so einen starken Bezug zu Deinen Eltern hast.“

Manfred: „Das ist richtig, ja. Ich kann mich ja nicht vergleichen mit anderen Leuten. Ich weiß es einfach nicht. Ich weiß nicht, wie ich reagieren würde, wenn es anders wäre.“

Alfred: „Und wenn in Heimerziehung, dann Schichtdienstgruppe oder Familiengruppe? Ich frage mal extra den Michael zuerst.“

Michael: „Ja, also ich kenne ja eigentlich nur richtig die Familiengruppe. Wenn, ja für mich - wenn überhaupt, dann Familiengruppe.“

Manfred: „Wenn ich von mir ausgehe, Familiengruppe. Ich bräuchte einfach diesen Bezugspartner Familie. Ich bräuchte Leute, mit denen ich mich unterhalten kann, mit denen ich immer zusammen bin, und wechselnde Leute - ich denke, das wäre es einfach nicht.“

Alfred: „Und bei Dir Siggi?“

Siggi: „Also, ich kenn' die Schichtdienstgruppen zu wenig, um das hier zu sagen. Ich würd' schon sagen, dass 'ne Familiengruppe gut ist...“

Die Leiblichen Kinder der Familiengruppen ziehen eine durchweg positive Gesamtbilanz ihres bisherigen Lebens.

(Transkript, Zeilen 63 – 69, 281 – 287, 300 – 304 und 1577 – 1578))

Manfred: „... Wir waren also richtig – es war so richtig was los. Man hat sich mittlerweile so ein bisschen dran gewöhnt, und wenn ich jetzt mal außer Haus bin und mir das vorstelle, ohne diese Situation mein Leben zu haben, es würde etwas fehlen. Also man gewöhnt sich ziemlich stark da dran. Einfach in dem Familienkreis zusammen zu sein, ob die Leute nun mal 'ne Macke haben oder nicht, das sei jetzt mal dahingestellt. Aber einfach ohne Leute, das könnte ich mir mittlerweile nicht mehr vorstellen. Ja.“

Manfred: „Die Frage kommt irgendwie nicht auf, ne. Also, wenn ich jetzt auch von uns ausgehe, ich bin wirklich froh, dass es so ist. Wenn ich mir... wenn ich das jetzt mit anderen Familien vergleiche, da sind die Eltern irgendwie den ganzen Tag weg, und da würde ich also weniger mit klarkommen als dass die Eltern da sind und noch ein paar Kinder, die vielleicht hin und wieder auf den Nerv fallen. Also ich habe nicht den Eindruck, dass das negativ ist.“

Manfred: „Wir haben also schon mal darüber gesprochen, aber die Frage, ob's uns gefällt, ob wir so weiter machen wollen, auch als Kinder, die hat sich wirklich nie gestellt. Wir

waren eigentlich, wir waren nicht immer so zufrieden damit, aber es war immer gut so, dass die Kinder bei uns gewesen sind. Das war einfach so. So als Grundlage halt.“

Manfred: „Wenn ich's mir aussuchen würde, ich würd's genau so wieder machen, wie alles gelaufen ist. Es war also - Es war gut. Es war gut so.“

(Transkript, Zeilen 76 – 80 und 1423 - 1427)

Siggi: „... ich bin da rein geboren worden, und ich bin halt da drin aufgewachsen, und ich kann es mir eigentlich nicht ohne diese Familiengruppe vorstellen. Es wär' komisch. Das Haus wär' irgendwie leerer, und zurzeit haben wir 4 Kinder. Ja, es ist zurzeit eine reine Jungengruppe, und, ja es läuft ziemlich gut. Also, ja.“

Siggi: „Also, es ist nicht schlecht, wenn man da rein geboren wird. Dann ist es nicht schlimm, weil man halt so aufwächst. Aber ich denke, wenn einer schon zehn Jahre alt ist und seine Eltern fangen damit an, dann ist es schon schwerer, weil, er muss dann viel mehr zurück stecken und kommt vielleicht auch nicht darüber. Ja.“

(Transkript, Zeilen 84 – 88)

Michael: „... meine Eltern haben mit der Familiengruppe angefangen, als ich ein paar Monate alt war, und seit den Sommerferien haben sie halt aufgehört und sind jetzt ohne Kinder, konnte ich mir vorher eigentlich auch nicht vorstellen eigentlich, aber, es ist eigentlich auch nicht schlecht, mal Ruhe zu haben“

Zusammenfassung:

- Eine Familiengruppe weist Elemente des „crowding“ auf.
- In Familiengruppen entsteht innerhalb der Betreiberfamilie eine besondere Form der Solidarität, die auch insbesondere auf das Verhältnis der leiblichen Geschwister zutrifft.
- Familiengruppen haben aus der Sicht der Leiblichen Kinder im Vergleich zu „Normalfamilien“ ein positiv disziplinierendes Reglement.
- Leben in einer Familiengruppe bedeutet eine Einschränkung von Privatheit.
- Leibliche Kinder in Familiengruppen erwerben vertrauliche Informationen über die Maßnahmekinder, deren Biographien und darüber hinaus spezifisches Wissen über Verhaltensauffälligkeiten.
- Die Leiblichen Kinder der Familiengruppen ziehen eine durchweg positive Gesamtbilanz ihres bisherigen Lebens.

7.3.6 Zusammenführung der Statements

- Die Maßnahmekinder werden von den Leiblichen Kindern aus der biologische Primärgruppe, die diese mit ihren Eltern bilden, ausgegrenzt.
- Die „erste Generation“ von Maßnahmekindern und solche, die länger in der Familiengruppe verbleiben, stehen den Leiblichen Kindern näher.
- Zu schnell fluktuierenden Kindern gibt es nur eine oberflächliche Beziehung.
- Extrem störende Kinder sind aus der Perspektive der Leiblichen Kinder unerwünscht.
- Die Leiblichen Kinder begrüßen es, wenn ein Überlegenheitsgefühl zu ihren Gunsten im Verhältnis zu den Maßnahmekindern möglich ist.
- Die Familiengruppe war von Geburt an für die Leiblichen Kinder deren normale Realität, die nicht diskutabel war.
- Die Eltern wurden von den Leiblichen Kindern wegen ihrer Entscheidung Familiengruppen zu gründen nicht kritisiert sondern eher wertgeschätzt.
- Gelegenheiten, um als biologische Kernfamilie für sich zu sein, waren für alle Familienmitglieder attraktiv.
- Die Leiblichen Kinder urteilen, dass sie etliche Fertigkeiten und Kompetenzen im Sozialisationsfeld „Familiengruppe“ internalisiert haben, die sie für ihre jeweilige Persönlichkeitsentwicklung als Gewinn betrachten; hierzu zählen:

- Erwerb lebenspraktischer Kompetenzen,
- gesundes Selbstbewußtsein, um Konflikte durchstehen zu können,
- gesundes Mißtrauen,
- Deeskalationskompetenzen, wie ausdiskutieren und aus dem Feld gehen,
- soziale Rücksichtnahme,
- Geduld, Gelassenheit, Selbstbeherrschung.
- Manfred ist sich unsicher ob das Beziehungsverhalten zu den Maßnahmekindern für seine Beziehungsfähigkeit abträglich gewesen sein könnte.
- Insgesamt beurteilen die Teilnehmer ihre Mitgliedschaft in den Familiengruppen als positiv.
- Die Leibliche Kinder betrachten sich als Bindeglieder zwischen den Eltern und den Maßnahmekindern und üben dort eine vermittelnde Funktion aus.
- Es gibt allgemeine und spezielle Unterstützungsleistungen der Leiblichen Kinder.
- Gelegentlich übertragen die Eltern ihre Verantwortung auf ihre Kinder.
- Zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern kommt es zu reflexiven Gesprächen über die Familiengruppe, die geeignet sind einen Konsens im Verhalten herzustellen.
- Die Leiblichen Kinder fühlen sich eher als Mitglieder des Helfersystems, denn als Mitglieder der Gesamtgruppe „Kinder“.
- Eine Familiengruppe weist Elemente des „crowding“ auf.
- In Familiengruppen entsteht innerhalb der Betreiberfamilie eine besondere Form der Solidarität, die auch insbesondere auf das Verhältnis der leiblichen Geschwister zutrifft.
- Familiengruppen haben aus der Sicht der Leiblichen Kinder im Vergleich zu „Normalfamilien“ ein positiv disziplinierendes Reglement.
- Leben in einer Familiengruppe bedeutet eine Einschränkung von Privatheit.
- Leibliche Kinder in Familiengruppen erwerben vertrauliche Informationen über die Maßnahmekinder, deren Biographien und darüber hinaus spezifisches Wissen über Verhaltensauffälligkeiten.
 - Die Leiblichen Kinder der Familiengruppen ziehen eine durchweg positive Gesamtbilanz ihres bisherigen Lebens.

7.3.7 Zusammenführung, interpretative Betrachtung der Paraphrasierungen und deren Engführung

1. Zum Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern

- Die Maßnahmekinder werden von den Leiblichen Kindern aus der biologischen Primärguppe, die diese mit ihren Eltern bilden, ausgegrenzt.

Die Ausgrenzung durch die Leiblichen Kinder ist ein deutlicher Akt der Zuordnung, eine Grenzziehung, die ihnen offenbar sehr bedeutsam ist. Sie definieren klar, dass die Maßnahmekinder trotz ihrer Zugehörigkeit zum Setting nicht zur Familie an sich gehören. Obschon die Leiblichen Kinder in die Settings hineingeboren wurden, der Betrieb damit bereits am Laufen war, somit auch Maßnahmekinder anwesend waren, scheinen sie in der Entwicklung ihrer Selbstidentität in keiner Weise verunsichert. Es darf spekuliert werden, dass sich Kleinstkinder in einem solchen Setting zunächst unklar über die Kategorien von Kindern sind. Sie leisten es als Orientierungs- und Entwicklungsaufgabe die Komplexität zu strukturieren und hernach die Differenzierung in Leibliche Kinder und Maßnahmekinder ausdrücklich zu betonen.

- Die „erste Generation“ von Maßnahmekindern und solche, die länger in der Familiengruppe verbleiben, stehen den Leiblichen Kindern näher.
- Zu schnell fluktuierenden Kindern gibt es nur eine oberflächliche Beziehung.
- Extrem störende Kinder sind aus der Perspektive der Leiblichen Kinder unerwünscht.

Es gibt keine allgemeine Ablehnung oder Akzeptanz von Maßnahmekindern, denn sie werden von den Leiblichen Kindern differenziert erlebt. Jenseits der Ausgrenzung, die die

Maßnahmekinder erst zur speziellen Kategorie von Kindern bzw. Systemmitgliedern macht, gibt es Beziehungsgefälle. Generell gibt es eine größere Chance zur Beziehungsgestaltung, je länger die beiden Kategorien von Kindern zusammen sind, wobei die ersten Beziehungen, die sich entwickeln können, offenbar eine gewisse Originalität haben und sich deshalb als enger etablieren. Spätere Beziehungen leiden offenbar unter der Tatsache, dass sich ein gewisser „Abnutzungseffekt“ mit zunehmender Generation an Maßnahmekindern etabliert.

Die Güte der Beziehung zwischen Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern leidet darunter, wenn Kinder nur für kurze Zeit in das Setting kommen. Dies ist plausibel, da sich in kurzer Zeit nicht soviel an kommunikativer Interaktion ereignen kann, wie in längeren Zeiträumen. Auch darf zudem der Effekt gefolgert werden, dass der Wille zu einer dauerhaften Beziehung darunter leidet, wenn immer wieder Beziehungsbrüche und Neubeginne wechseln. Es wird schlichtweg immer weniger attraktiv Beziehungen zu Maßnahmekindern aufzubauen und es mag gar eine gewisse Vorsicht vor Beziehungsgestaltung wachsen, wenn immer wieder die Besetzung an Stiefgeschwistern wechselt.

Neben der mangelnden Dauerhaftigkeit, die immerhin noch oberflächliche Beziehungen zulässt, führt ein extrem störendes Verhalten der Maßnahmekinder zu einer strikten Ablehnung. Diese Kinder sind absolut unerwünscht und es bleibt zu vermuten, dass sie oftmals schnell wieder das Setting verlassen (vgl. FREIGANG, 1986).

- Die Leiblichen Kinder begrüßen es, wenn ein Überlegenheitsgefühl zu ihren Gunsten im Verhältnis zu den Maßnahmekindern möglich ist.

Die Leiblichen Kinder leben dauerhaft in einem Dienstleistungsgefälle, denn sie rechnen sich biologisch selbst zu der Gruppierung, von der die Jugendhilfeleistung ausgeht. Von dieser strukturellen Helferstruktur aus etabliert sich in der Folge das Verhältnis zu den Maßnahmekindern. Die fremden Kinder sind die Empfänger einer Dienstleistung und geben in der Regel den Leiblichen Kindern ein strategisches Überlegenheitsgefühl, da diese dauerhaft anwesend sein können, während die Maßnahmekinder damit rechnen müssen – aus welchen Gründen auch immer – das Setting wieder zu verlassen.

Wenn die Leiblichen Kinder sich auf Dauer ein Überlegenheitsgefühl sichern wollen, dann können sie sich nicht alleinig auf den strategischen Vorteil verlassen, sondern sie werden einen gewissen Input an Anstrengung unternehmen müssen, um tatsächlich überlegen zu sein. Sie werden besonders vorbildlich die Regeln des Settings befolgen müssen, gewünschte schulische Leistungen selbstgesteuert erbringen u.a.m., was für sie dauerhaft Stress bedeuten kann oder auch dauerhafte Verstärkung im Sinne intrinsischer Motivation.

Engführung:

Leibliche Kinder betrachten sich als „Kinder erster Ordnung“, die sich gegenüber den Maßnahmekindern latent überlegen fühlen können und die eher zu den ersten und längerfristig anwesenden Stiefgeschwistern eine Beziehung zulassen, zu Störern gar nicht.
--

2. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und seinen Eltern

- Die Familiengruppe war von Geburt an für die Leiblichen Kinder deren normale Realität, die nicht diskutabel war.

Die Selbstverständlichkeit der Realität war für die Leiblichen Kinder die Grundlage einer unkritischen Haltung gegenüber ihren Eltern. Sie haben sich lange gar nicht mit der Frage beschäftigt, dass die Familie, derer sie angehörten, auch hätte anders leben können. Die Möglichkeit von Partizipation an der Grundsatzentscheidung der Eltern, die Familie in ein Setting öffentlicher Ersatzerziehung zu verändern, gab es nicht, weil schlichtweg ungeborene Kinder nicht gefragt werden können und die Eltern immer stellvertretend entscheiden.

- Die Eltern wurden von den Leiblichen Kindern wegen ihrer Entscheidung Familiengruppen zu gründen nicht kritisiert, sondern eher wertgeschätzt.

Eine Beeinträchtigung des Verhältnisses zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern ist eine Variante, die aus den retrospektiven Interviews resultierte. Eine solche Beeinträchtigung ist aber innerhalb der fokussierten Gruppendiskussion nicht auffindbar. Es ist vielmehr so, dass eine Wertschätzung der Entscheidung durch die Leiblichen Kinder vorgenommen wird. Sie erkennen in ihrer Retrospektive den gesellschaftlichen und individuellen Effekt des Settings und indem sie den Erfolg ihren Eltern zusprechen, reklamieren sie auch einen gewissen Anteil für sich selbst, da sie sich ja zum helfenden System der Eltern zurechnen. Ins Gegenteil gewendet: hätten die Eltern sich nicht für das Setting entschieden, dann hätten sie als Kinder auch nicht daran partizipieren können. Wiewohl an dieser Stelle noch nicht klar ist, worin der positive Nutzen für die Leiblichen Kinder im Setting bestand, so kann doch festgestellt werden, dass eine Attraktivität des Settings auch für die Leiblichen Kinder gegeben war und der Verdienst darum den Eltern zugesprochen wird.

- Gelegenheiten, um als biologische Kernfamilie für sich zu sein, waren für alle Familienmitglieder attraktiv.

Das Verhältnis zu den Eltern erneuerte sich kontinuierlich dann, wenn die Kernfamilie ohne die Maßnahmekinder Zeit miteinander verbringen konnte. Dies waren zweifellos Höhepunkte im Familienleben, die das Verhältnis zwischen den Eltern und ihren Kindern durch einen Umstand positiv speisten, der als „Attraktivität des faktisch Seltenen“ bezeichnet werden kann. Während in vielen „normalen“ Familien die alltägliche freie Zeit (auch wenn es nur Abende oder Wochenenden sind) zur Normalität gehört und womöglich zur Belastung, mussten die Kinder und ihre Eltern auf ungestörte miteinander zu verlebende Freizeit verzichten und konnten sich dann über die besonderen Zeitinseln des Zusammenseins besonders freuen und hier geradezu eine verschwörerische Gemeinsamkeit etablieren. Dieses Erleben mag zusammengeschweißt, die gegenseitige Attraktivität dadurch erhöht haben: diese freien Zeiten wurden stets in einem positiven Kontrast zum dienstlichen Alltag erlebt.

Aus der Perspektive der Leiblichen Kinder wurden sie selbst durch die gemeinsame Zeit mit den Eltern „aufgewertet“, da die Eltern sich anscheinend darauf freuten, mit ihren Leiblichen Kindern freie Zeit zu verbringen aber nicht mit den Maßnahmekindern. Letztlich lebten die Eltern immer in einem Dilemma: sobald sie mit den Maßnahmekindern zusammen waren, so mussten sie diese Zeit als Dienstzeit betrachten und nur die Zeit mit den eigenen Kindern war Freizeit.

Engführung:

Die Leiblichen Kinder wurden in eine Realität geboren, in der die Eltern für sie „begehrtenswerte“ Objekte waren.

3. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und sich selbst

Die Leiblichen Kinder urteilen, dass sie etliche Fertigkeiten und Kompetenzen im Sozialisationsfeld „Familiengruppe“ internalisiert haben, die sie für ihre jeweilige Persönlichkeitsentwicklung als Gewinn betrachten; hierzu zählen:

- a) Erwerb lebenspraktischer Kompetenzen,
- b) gesundes Selbstbewußtsein, um Konflikte durchstehen zu können,
- c) gesundes Mißtrauen,
- d) Deeskalationskompetenzen, wie ausdiskutieren und aus dem Feld gehen,
- e) soziale Rücksichtnahme,
- f) Geduld, Gelassenheit, Selbstbeherrschung.

Die Leiblichen Kinder ziehen eine positive Lebensbilanz. Als Effekte ihrer Sozialisation innerhalb der Settings nennen sie Bewältigungsstrategien, wie sie unter Coping subsumiert werden. Es handelt sich dabei um Kompetenzen, wie sie gefestigten Persönlichkeiten z.B. professionellen Pädagogen zugeordnet werden. Im Vordergrund steht nicht die erzieherische Absicht der Eltern ihnen die oben genannten Qualitäten anzuerziehen, sondern die Betonung der Leiblichen Kinder liegt auf dem Aspekt der Selbstsozialisation. Sie haben demnach nicht nur

bestimmte Kompetenzen erworben, sondern auch die allgemeine Kompetenz der Aneignung von positiven Bewältigungsstrategien. Die Leiblichen Kinder halten sich demnach für sehr lebensfähig, da sie in hoher Eigenbeteiligung ein robustes „generalisiertes Selbst“ aufgebaut haben.

- Manfred ist sich unsicher ob das Beziehungsverhalten zu den Maßnahmekindern für seine Beziehungsfähigkeit abträglich gewesen sein könnte.
- Insgesamt beurteilen die Teilnehmer ihre Mitgliedschaft in den Familiengruppen als positiv.

Lediglich eines der Leiblichen Kinder äußert bei Zustimmung der übrigen Kompetenzen, ob eventuell seine soziale Bindungsfähigkeit durch den permanenten Wechsel und die damit einhergehende Oberflächlichkeit von Beziehungen, nicht die sozial notwendige Qualität ausgebildet haben mag. Diese Unsicherheit speist sich aus dem jüngsten Erleben von Mißerfolg auf der Beziehungsebene. Doch trotz dieser Unwägbarkeit, die zum Zeitpunkt des Gruppengesprächs eine noch offene Situation für den Teilnehmer ist, ist auch er sich sicher, eine positive Lebenszeit im Setting verbracht zu haben.

Die fast uneingeschränkte Zufriedenheit mit dem bisherigen Leben präsentiert eine globale späte Zustimmung zu den erlebten Lebensumständen.

Engführung:

Das familienorientierte Setting war für die Leiblichen Kinder ein positives Lernfeld zum Aufbau eines stabilen Selbstbildes, wobei lediglich die Frage der Beziehungsfähigkeit offen ist.

4. Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting

- Die Leiblichen Kinder betrachten sich als Bindeglieder zwischen den Eltern und den Maßnahmekindern und üben dort eine vermittelnde Funktion aus.

Die Leiblichen Kinder haben gegenüber ihren Eltern einen tatsächlichen Leistungsvorteil, denn sie können als peers in dem Sinne funktional erziehen, wie es die Eltern von der Anlage eines familienorientierten Settings her gerne wollen, es aber in ihrer Rolle nur bedingt können. Die von den Eltern gewollten Inhalte werden von den Leiblichen Kindern im alltäglichen Miteinander z.B. durch die selbstverständliche Akzeptanz von Regeln, in den Kreis der Maßnahmekinder transportiert, modellhaft vorgelebt, wodurch sich die von den Eltern intentional beabsichtigten Prozesse des Sozialen Lernens ereignen können.

Die erlebte Mittlerfunktion wurde von den Eltern konzeptionell erhofft und in jahrelanger Entwicklung quasi „by the way“ erreicht, womit nicht gesagt ist, dass die Eltern ihre Kinder bewusst instrumentalisiert haben. Dennoch haben sie aber ihre Kinder in deren Vermittlungsfunktion genutzt. Die doppelte Systemzugehörigkeit der Leiblichen Kinder, nämlich sowohl zum „Helfenden Setting“ als auch zu den Leiblichen Kindern zu gehören, eröffnet ein besonders Leistungspotential für das Setting.

- Es gibt allgemeine und spezielle Unterstützungsleistungen der Leiblichen Kinder.
- Gelegentlich übertragen die Eltern ihre Verantwortung für das Setting auf ihre Kinder.

Wie bereits oben gesagt, kann die allgemeine Tatsache der Existenz von Leiblichen Kindern, die sich nicht gegen die soziale Dienstleistung des Settings auflehnen, sondern diese befürworten, bereits eine allgemeine Unterstützungsleistung sein, da es vielerlei subtile Effekte der Übertragung und des Modelllernens gibt. Zu diesen eher allgemeinen Effekten können spezielle Hilfeleistungen kommen, die entweder von den Leiblichen Kindern selbst ausgehen oder um die sie absichtsvoll von ihren Eltern gebeten werden. Die Hilfeleistung für die Eltern kann sogar soweit gehen, dass von einer tatsächlich stellvertretenden Mitarbeit gesprochen werden kann, wenn der Betreuungsauftrag delegiert wird. Das Zutrauen, dass die Eltern damit an ihre Leiblichen Kinder richten, nämlich auf die Maßnahmekinder aufzupassen, offenbart die zugesprochene Überlegenheit, die von den Eltern als solche durch die Delegation symbolisiert

wird. Die Leiblichen Kinder werden erhöht, indem sie in den Rang von Helfern befördert werden. Diese Beförderung ist gewissermaßen die Kumulation einer langjährigen Entwicklung, bei der die Leiblichen Kinder damit am Höhepunkt angelangt sind.

Die Anerkennung und das Zutrauen der Eltern und die sehr deutliche Überordnung über die Maßnahmekinder sind das „Entgelt“ für die konstruktive Mitwirkung (Mitarbeit).

- Zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern kommt es zu reflexiven Gesprächen über die Familiengruppe, die geeignet sind einen Konsens im Verhalten herzustellen.
- Die Leiblichen Kinder fühlen sich eher als Mitglieder des Helfersystems, denn als Mitglieder der Gesamtgruppe „Kinder“.

Ein logischer Effekt der Institutionalisierung der Leiblichen Kinder auf der Erzieherebene ist der Einbezug in die Beratungen, die auf einer semi-professionellen Ebene stattfinden, denn man setzt sich nicht zu offiziellen Teamgesprächen zusammen, sondern spricht informell abends, nachdem die Maßnahmekinder zu Bett sind oder bei anderen Gelegenheiten, wenn die Maßnahmekinder nicht dabei sind. Dass es sich im weitesten Sinne um fachliche Gespräche handelt, lässt sich aus dem Umstand schließen, dass gemeinsame pädagogische Interventionen in planvoller Absicht beraten werden. Demgemäß fühlen sich die Leiblichen Kinder nicht nur biologisch der Kernfamilie zugehörig, sondern auch sozial der Institution „Setting der familienorientierten Ersatzerziehung“, womit deutlich eine Rollenübernahme als (unbezahlter aber dennoch honorierter) Mitarbeiter verbunden ist.

Engführung:

In einer strukturell günstigen Position im Setting als Bindeglieder zwischen ihren Eltern und den Maßnahmekindern, können die Leiblichen Kinder zu wertvollen Mitarbeitern werden, die als Entgelt die besondere Anerkennung ihrer Eltern erfahren.

5. Wesensmerkmale der familienorientierten Settings aus der Sicht der Leiblichen Kinder:

- Eine Familiengruppe weist Elemente des „crowding“ auf.

Familienorientierte Fremderziehung formt ihre Settings absichtsvoll um intime Beziehungssysteme zu erzeugen. Dies geschieht in der Hoffnung sog. „unausweichliche, authentische“ Kommunikation zwischen allen Systemteilnehmern zu erreichen, mit dem Ziel positive Effekte für die Entwicklung der Maßnahmekinder zu gewinnen. Die Aussagen der Leiblichen Kinder weisen aus, dass es sehr wohl gelingt, diese dichten Beziehungssysteme aufzubauen, wobei aus ihrer Sicht anscheinend „des Guten zuviel“ geschaffen wird, denn es besteht bei etlichen das Bedürfnis sich der Veranstaltung zu entziehen. Oft scheint ein rechter Leidensdruck zu entstehen, dem es zu entfliehen gilt. In einer Atmosphäre des crowding kumulieren sich Stress, Frustration und Aggression unter Umständen bis hin zum Eklat. Leibliche Kinder lernen mit solchen Situationen umzugehen, indem sie zum Beispiel in präventiver Absicht das Stress-Feld verlassen.

Geschieht dies oftmals und bei einigen Settings scheint es der Fall zu sein, kann sich für das Leibliche Kind ein Wesensmerkmal etablieren: das erweiterte, familiäre Lebensfeld ist ein Ort der Überfrachtung, um entspannen zu können, müssen andere Orte gefunden werden.

- In Familiengruppen entsteht innerhalb der Betreiberfamilie eine besondere Form der Solidarität, die auch insbesondere auf das Verhältnis der leiblichen Geschwister zutrifft.

Der Zusammenhalt innerhalb der biologischen Kernfamilie scheint in den Settings der familienorientierten Settings sehr stark ausgeprägt zu sein. Dieser Aspekt kann aus den Beiträgen der Gruppendiskussion daraus geschlossen werden, dass sich die leiblichen Geschwister anscheinend weniger streiten als Geschwister in sogenannten Normalfamilien. Ob es so ist, bleibt zu erforschen. Wenn es so ist, dann kann es eine Reaktion auf die Existenz eines

anspruchsvollen Klientels, anspruchsvoller Träger und evtl. anspruchsvoller Herkunftsfamilien der Maßnahmekinder sein, die in ihrer Gesamtheit die biologische Kernfamilie in ihrer Leistungsfähigkeit fordern. Die Kernfamilie muss sich angesichts der von außen kommenden Belastungsproben solidarisieren, also rüsten und stark machen, um durch die gemeinsame Anstrengung die abverlangte soziale Dienstleistung „Fremderziehung“ erbringen zu können.

- Familiengruppen haben aus der Sicht der Leiblichen Kinder im Vergleich zu „Normalfamilien“ ein positiv disziplinierendes Reglement.

Der Vergleich zu „Normalfamilien“ ist für die Leiblichen Kinder mit Sicherheit nicht ganz so exotisch, wie der Blick von Kindern aus „Normalfamilien“ in ein familienorientiertes Setting der familiären Ersatzerziehung, weil es letztere sehr viel seltener gibt. Leibliche Kinder aber haben in Verwandtschaft und Freundeskreis viele Vergleichsmöglichkeiten zwischen ihrem Setting und den übrigen Familien. Sie nehmen sehr sensibel die Unterschiede wahr. Wenn auch etliche Aspekte der „Normalfamilien“ attraktiv für die Leiblichen Kinder erscheinen, so benennen sie auch – aus ihrer Sicht – Leistungsvorteile der Settings. Hierzu gehört das eindeutige Reglement einer solchen Einrichtung. Die Regeln scheinen klarer und müssen verbindlicher eingehalten werden. Sie führen unter Umständen zu Erfolgen, wie zum Beispiel zu erhöhten Kompetenzen im Hinblick auf die lebenspraktischen Fähigkeiten im Haushalt. Leibliche Kinder müssen sich in Kindheit und Jugend am arbeitsteiligen Ämterplan eines großen Haushaltes beteiligen; sie übernehmen Funktionen im organisatorischen Ablauf des Settings und stellen für sich an der Schwelle zum Erwachsensein fest, dass der Druck, der auf sie ausgeübt war, nämlich sich an allen anfallenden Arbeiten beteiligen zu müssen, sie sukzessive zu Kompetenzen befähigt hat, die andere junge Erwachsene nicht haben.

- Leben in einer Familiengruppe bedeutet eine Einschränkung von Privatheit.

Dieses Wesensmerkmal eines familienorientierten Settings wurde in der Gruppendiskussion immer wieder benannt, da sich alle Akteure konfrontiert sehen mit Besuchern, die als Trägervertreter der Einrichtung, als Kostenträgervertreter des Sozialamtes oder als Interessenvertreter (z.B. gesetzliche Betreuer und Eltern) des Maßnahmekindes mit dem berechtigten Anspruch der öffentlichen Kontrolle und mit legitimen Besucherabsichten in den Haushalt des Settings „eindringen“. Es handelt sich keineswegs um die Aufgabe sämtlicher Privatheit, da es Rückzugsmöglichkeiten gibt. Wie groß allerdings die Sehnsucht nach mehr privatem Raum teilweise bei den Leiblichen Kindern ist, zeigen die Schilderungen der Situationen, in denen die biologische Kernfamilie einmal für „sich allein“ sein kann.

- Leibliche Kinder in Familiengruppen erwerben vertrauliche Informationen über die Maßnahmekinder, deren Biographien und darüber hinaus spezifisches Wissen über Verhaltensauffälligkeiten.

Die Einbindung in die berufliche Praxis der Eltern wird besonders deutlich durch den Einbezug in vertrauliche Informationen. Hier findet man einen mehr oder weniger rechtsfreien Raum vor. Die Eltern, als Betreiber des Settings, unterstehen in der Regel über ihren Dienstvertrag einer Schweigepflicht, die sie unterzeichnet haben. Die Leiblichen Kinder hingegen können nicht zum Schweigen verpflichtet werden, da sie keine regulären Arbeitnehmer sind. Dennoch erhalten sie Kenntnisse über intime Vorgänge, über familiäre Vorgänge in den Herkunftsfamilien und dergl. mehr. Seitens aller Beteiligten kann man sich nur auf ihre Verschwiegenheit verlassen und diese einfordern. Es wird somit eine dienstliche Pflicht auf einer freiwilligen Basis erwartet.

Hinzu kommt der fachliche Zugewinn Fachleute in Aktion erleben zu können, wie sie fachlich disputieren und praktisch professionell handeln. Auf der Ebene der erzieherischen Praxis ist eine Erziehungsfamilie, Familiengruppe usw. für die Leiblichen Kinder ein lebenslanger Ort für ein intensives, umfängliches Praktikum. Wenn man so will, dauert es bei den Leiblichen Kindern die in ein solches Setting hineingeboren werden unter Umständen 18 Jahre und länger, wobei gerade in den sehr frühen Erlebensphasen das erzieherische Verhalten der Eltern

nachhaltig erlebt und internalisiert werden kann. Solange wie bei den Leiblichen Kindern dauert in der Regel keine qualifizierende pädagogische Ausbildung. Die Prinzipien „Learning by doing“ und „Training an the job“, die als effiziente Lernmodelle gelten, sind hier in einer intensiven Ausprägung aufzufinden.

- Die Leiblichen Kinder der Familiengruppen ziehen eine durchweg positive Gesamtbilanz ihres bisherigen Lebens.

Wenn die befragten Leiblichen Kinder abzuwägen haben, nach einer Lebensbilanz gefragt werden, dann benennen sie durchaus kritische Belastungsmomente als Resultate der Settings. Diese kritischen Momente reichen aber nicht aus, die Bewertung negativ zu färben, da die vermeintlichen persönlichen Zugewinne deutlich überwiegen. Die persönliche Bilanz ist überwiegend positiv und kann als verspätete Zustimmung zur Entscheidung der Eltern ein erzieherischen Setting der Fremderziehung zu betreiben, gesehen werden.

Ob die Leiblichen Kinder diese Einschätzung überwiegend nur deshalb machen, weil sie in die Settings geboren wurden, also nicht an der Entscheidung partizipieren konnten und demgemäß heute konsensuell urteilen, um nicht in einen inneren Widerspruch zu geraten, kann aus dem Datenmaterial nicht eruiert werden. Auszuschließen ist diese Möglichkeit allerdings nicht.

Engführung:

Ein familienorientiertes Setting der öffentlichen Ersatzerziehung ist aus der Perspektive der Leiblichen Kinder eine überfrachtete Organisation, die Privatheit einschränkt, aber in der persönlichen Gesamtbeurteilung eine positive Lebensbilanz zulässt, da spezielle und allgemeine Kompetenzen erworben werden können und der Aufbau einer gesunden Persönlichkeit möglich ist.

7.3.8 Zur Zusammenfassung: Die Engführungen im Überblick

- Leibliche Kinder betrachten sich als „Kinder erster Ordnung“, die sich gegenüber den Maßnahmekindern latent überlegen fühlen können und die eher zu den ersten und längerfristig anwesenden Stiefgeschwistern eine Beziehung zulassen, zu Störern gar nicht.
- Die Leiblichen Kinder wurden in eine Realität geboren, in der die Eltern für sie „begehrten“ Objekte waren.
- Das familienorientierte Setting war für die Leiblichen Kinder ein positives Lernfeld zum Aufbau eines stabilen Selbstbildes, wobei lediglich die Frage der Beziehungsfähigkeit offen ist.
- In einer strukturell günstigen Position im Setting, nämlich als Bindeglieder zwischen ihren Eltern und den Maßnahmekindern, können die Leiblichen Kinder zu wertvollen Mitarbeitern werden, die als Entgelt die besondere Anerkennung ihrer Eltern erfahren.
- Ein familienorientiertes Setting der öffentlichen Ersatzerziehung ist aus der Perspektive der Leiblichen Kinder eine überfrachtete Organisation, die Privatheit einschränkt, aber in der persönlichen Gesamtbeurteilung eine positive Lebensbilanz zulässt, da spezielle und allgemeine Kompetenzen erworben werden können und der Aufbau einer gesunden Persönlichkeit möglich ist.

8 Triangulation

8.1 Grundbegriffe drei

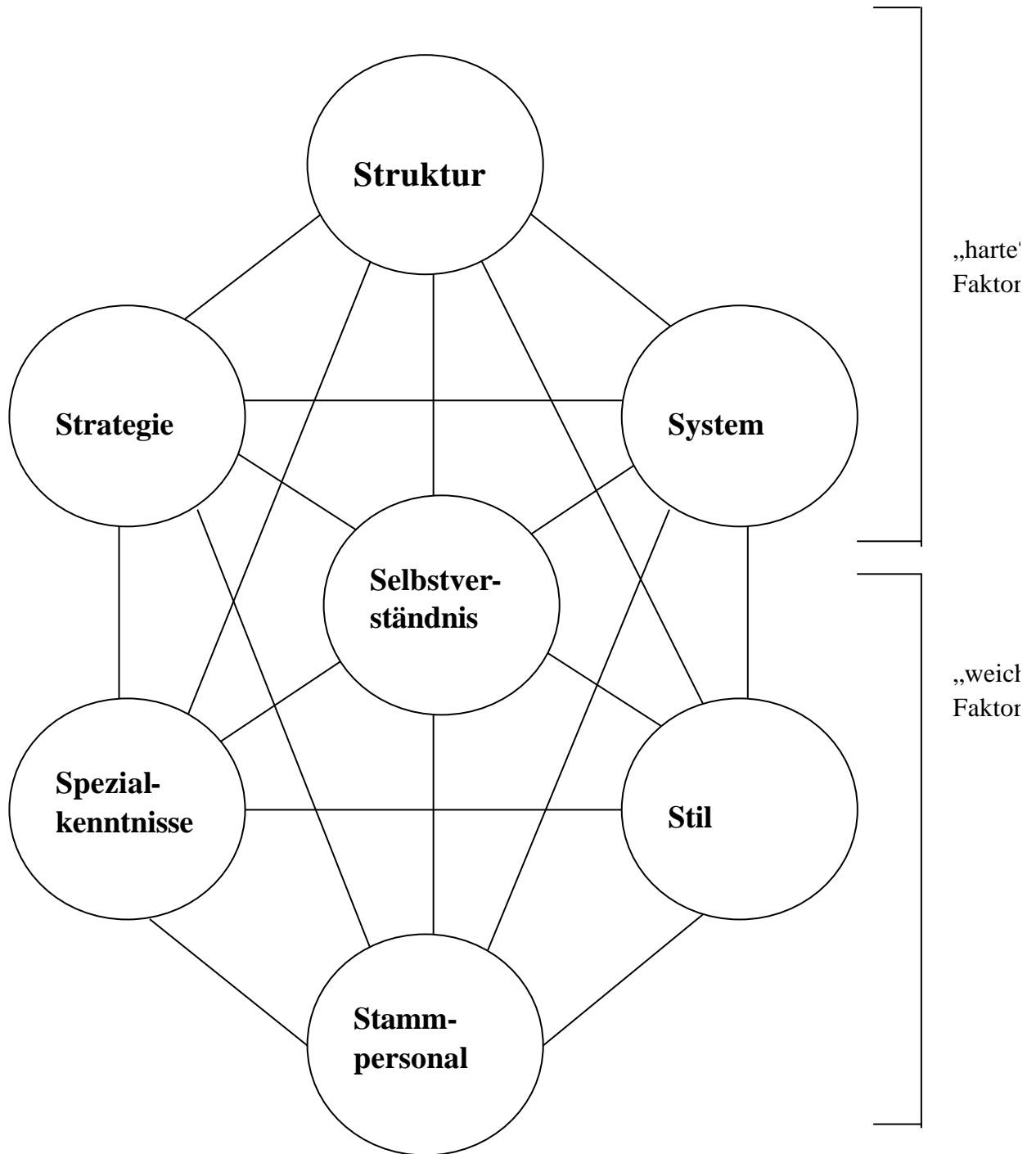
Mc.Kinsey-Modell, Corporate Identity, (Dienst)-Vertrag, Kinderarbeit, Partizipation, Selbstwirksamkeitserlebnis

Die schrittweise Erarbeitung des gestellten Themas führte zu Aspekten, die zu Beginn der Arbeit eigentlich nicht als zentral antizipiert waren, charakteristisch für eine Untersuchungsanlage, die für sich das Merkmal „data-guided“ beansprucht. Aus diesem Grunde wurde es zur Triangulation hin nochmals notwendig, einige Grundbegriffe vorzustellen, die im weiteren Verlauf Verwendung finden.

Will man die Leiblichen Kinder in sozialen Organisationen begreifen, so kann dies nur gelingen, wenn diese Organisationen mit ihren typischen Grundlagen, da ja im Sinne des umfassenden Sozialisationsbegriffes als ökologische Determinanten zu betrachten sind, transparent werden.

Eine organisationspsychologische Sichtweise, die zum Verständnis hilfreich sein kann, haben PETERS und WATERMAN (1990, S. 31 f) kreiert. Die Autoren waren langjährig für die Beratungsfirma McKinsey tätig und haben dort ein „Atom-Modell“ entwickelt, mit denen sieben Elemente einer Organisation beschrieben und in Beziehung gesetzt werden; sie bezeichnen es als das „**McKinsey-7S-Modell**“ (s. Abb. 17):

Abbildung 17: Die sieben Wesenselemente einer Organisation (Mc Kinsey-Modell):



1. Selbstverständnis:

Gemeint sind der Sinn und der Daseinszweck, die Identität der Organisation. Das formulierte Selbstverständnis bildet in Leitbild und Leitsätzen die Entscheidungsgrundlage, bewirkt Zugkraft und trägt zu einem einheitlichen Handeln der Mitglieder bei. Neben der Wirkung nach innen entfaltet das unverwechselbare Selbstverständnis der Organisation eine klar identifizierbare Identität nach außen.

Leibliche Kinder in den familienorientierten Organisationen zur Fremderziehung können nur dann funktionale Mitglieder sein, wenn sie das Selbstverständnis teilen. Organisationen legen im Rahmen der gezielten Organisationsentwicklung großen Wert darauf, dass ihre Mitglieder an der Entwicklung des Selbstverständnisses beteiligt sind.

2. Strategie

Eine Organisation muss neben der konkreten, operativen Arbeit strategische Leistungen erbringen, um sich als System handlungsfähig zu zeigen. Für Settings der Ersatzerziehung ist es bedeutsam Standards des professionellen Handelns zu entwickeln. Mit den vorliegenden Ansprüchen an Fachlichkeit können sie nicht in einer „Beliebigkeit unprofessioneller Familienerziehung“ verharren, sondern müssen ein deutliches Profil systematischer, pädagogischer Tätigkeit aufweisen. Zu den Strategien der Jugendhilfsettings gehört zum Beispiel das Element „Hilfeplangespräch“, mit dem zyklisch der Einzelfall evaluiert wird. Es werden in ihm Erziehungsziele vereinbart und gleichzeitig Maßnahmen/Methoden festgelegt, wie die Ziele realisiert werden sollen. Die strategische Planung wird allen Mitarbeitern mitgeteilt, damit das notwendige konsistente Handeln der pädagogisch Tätigen erfolgen kann.

3. Struktur

In allen Organisationen gibt es Bedürfnisse nach Ordnung und Sicherheit. Es werden Ordnungsstrukturen geschaffen, um die Organisation zu festigen. Zu konstruierten Mustern gehören zum Beispiel Organigramme, um die Strukturen darzustellen. Dies kann auch in Settings der familienorientierten Ersatzerziehung der Fall sein, wenn Drittkräfte, Praktikanten, Zivildienstleistende anwesend sind und es darum geht, die Hierarchie der Unter- und Überordnung zu fixieren. Die Struktur einer Organisation umfasst aber auch alle weiteren Beziehungen und damit auch die informellen Strukturen. In den Settings aller Interviewpartner war zum Beispiel aus Sicht der Leiblichen Kinder offenbar, dass sie selbst in der informellen Hierarchie deutlich den Maßnahmekindern überzuordnen sind.

4. Stammpersonal

Nicht Organisationen handeln, sondern Menschen in ihnen. Langjährige Mitarbeit in Unternehmen kann wegen ihrer Kontinuität ein Garant für Unternehmenserfolg sein, da die Unternehmenswerte, das entwickelte Reglement und die Spezialkenntnisse langjährig für ein stabiles Unternehmen stehen. Fluktuation von Betreuungspersonal war ein besonderer Fokus der Kritik an Heimerziehung in der gruppenbezogenen Schichtdienstarbeit. Neben dem Schichtwechsel zeigte sich in Heimen eine besonders hohe Fluktuation (vgl. SIMMEN, 1991) als einer der Hauptgründe für mangelnde Qualität der pädagogischen Arbeit. Der Reformwandel zur familienorientierten Form sollte Stammpersonal für den Erziehungsprozess erschließen. Zudem konnte durch die ganzzeitliche Einbindung der Fachkräfte, der Wechsel der Bezugspersonen durch den Schichtdienstwechsel vermieden werden.

5. Systeme

Jede Organisation ist ein komplexes System, das aus Subsystemen besteht. Innerhalb der familienorientierten Settings sind solche Systeme identifizierbar, wobei es Mehrfachmitgliedschaften gibt. Die Leiblichen Kinder gehören zum System der biologischen Kernfamilie, dort womöglich zum Subsystem der Leiblichen Kinder - Kinder, falls auch noch biologische Geschwister vorhanden sind -, weiterhin zum Kindersystem insgesamt und unter Umständen auch, wie die Ergebnisse zeigen, zum Helfersystem. Aufgabe einer Organisation ist es, Kollisionen zwischen den Subsystemen zu vermeiden, um die potentiell vorhandenen Leistungsstärken zu erhalten.

6. Spezialkenntnisse

Organisationen sind Zweckverbände, die zur Erfüllung einer bestimmten Aufgabe gegründet werden. Ein Unterscheidungsmerkmal zu anderen Organisationen sind die Spezialkenntnisse, die in einer arbeitsteiligen Welt notwendig sind, um das spezifische Ziel erreichen zu können. Innerhalb eines familienorientierten Settings der Jugendhilfe werden Spezialkenntnisse über Mindeststandards an die fachpädagogische Ausbildung zumindest eines Elternteiles erwartet. Wie in jedem anderen familiären Betrieb bestehen auch in den familiären Setting für die Leiblichen Kinder hohe Chancen zum Erlernen der Spezialkenntnisse der Eltern.

7. Stil

Die Kultur einer Einrichtung, der Arbeitsstil und vor allem der Führungsstil definieren sich in einer Organisation von oben nach unten. Die Frage, wie man miteinander umgeht, welche Arbeitsatmosphäre entsteht, ob es zu einer Mitarbeiterorientierung kommt, hängt in einem hohen Maße von der Führung selbst ab. Hier sind die Eltern Modelle für ihre Leiblichen Kinder.

Zur Unterscheidung der 7 Elemente einer Organisation, wie sie hier skizziert sind, in weiche und harte Elemente wird von den Autoren kommentiert (1990, S. 37):

„Fest steht inzwischen, unser Modell hat der Gemeinde der professionellen Manager die Erkenntnis ‚Weich ist hart‘ ins Gedächtnis zurückgerufen. Wir können jetzt praktisch sagen: ‚All das, was Sie so lange als nicht beeinflussbare, irrationale, intuitive oder informelle Elemente der Organisation abgetan haben, kann **doch** durch Führungsmaßnahmen gesteuert werden. Und diese Faktoren haben mit Sicherheit genauso viel oder noch mehr mit dem Erfolg (oder Mißerfolg) Ihres Unternehmens zu tun wie die formalen Strukturen und Strategien.“

Das Element „Stammpersonal“ ist im Atommodell als der weicheste Faktor platziert; wenn die weichen Faktoren für den Erfolg der Organisation die wichtigeren Elemente sind, so kommt dem „Stammpersonal“ die entscheidendste Rolle zu. Leibliche Kinder als Stammpersonal tragen somit eine mitentscheidende Verantwortung für das Gelingen des Settings.

Die Summe der 7 Elemente, bildet die sogenannte **Corporate Identity**. Sie ist die umfassende Philosophie eines Unternehmens. Organisationen sind dann besonders leistungsfähig, wenn alle oder zumindest viele ihrer Mitglieder die Corporate Identity leben. Da Organisationen die Eigenschaften von Systemen in sich tragen, die unter anderem immer die Tendenz haben sich selbst zu erhalten, verlangen Organisationen nach den bestmöglichen Lösungen wollen. Nun ist dies aber kein abstrakter Vorgang, denn alles was in Organisationen geschieht, wird von handelnden Menschen bewirkt. Das bedeutet, dass die Organisationsmitglieder sich gegenseitig kontrollieren, zielorientiertes Handeln einfordern, um es salopp auszudrücken: auf Linie bringen. Wenn Leibliche Kinder Mitglieder der Helferstruktur in den Organisationen sind, dann werden sie durch die Corporate Identity zu Verhaltensstandards geführt, die im Sinne der Organisation sind. Die Corporate Identity entfaltet Feldkräfte, denen sich die Mitglieder einer Organisation nicht entziehen können, tun sie es doch, so werden sie diszipliniert oder es resultieren zumindest Spannungen, da sich der Einzelne nicht im Konsens mit der ihm umgebenden Organisation besteht.

Die Corporate Identity einer Jugendhilfeeinrichtung bezieht sich zunächst auf das konkrete Setting selbst. Doch dieses Setting existiert in dem Feld der Jugendhilfe und ist somit ein „Agent“ der Jugendhilfe, wird im Lichte der Jugendhilfe wahrgenommen und sollte, da stets ein öffentlicher Auftrag übernommen wird, die Gütekriterien heutiger Jugendhilfe vertreten. Mitgliedschaft verpflichtet und insofern müssen die zeitgemäßen familienorientierten Settings wesentliche Inhalte der Corporate Identity der bundesrepublikanischen Jugendhilfe insgesamt in ihre eigene Corporate Identity integrieren. (vgl. STRAUB UTE, 2001, S. 267). Für die Leiblichen Kinder der Settings kann dies bedeuten, selbst sehr umfangreich zu einem Bestandteil der Jugendhilfe und ihrer Ziele zu werden.

Am Beispiel einer Leistungsbeschreibung (LÖWENZAHN ERZIEHUNGSHILFE, OBERHAUSEN 2002) wird die komplexe Zielstruktur im individuellen Fall aufgezeigt:

„1.1.2. Ziele des Leistungsangebotes

Auf der Grundlage eines Hilfeplans gem. § 36 KJHG werden folgende Ziele verfolgt:

- Bereitstellung eines verlässlichen Lebensortes mit konstanten Bezugspersonen
- Bearbeitung bisheriger Erziehungs- und Entwicklungsdefizite
- Entwicklung eines positiven Selbstbildes
- Entwicklung realistischer Rollenkonzepte und sozialer Kompetenz
- Klärung der Beziehungsstrukturen
- Gegebenenfalls Rückführung in die Herkunftsfamilie/Verselbständigung
- Verbesserung von Selbsthilfepotentialen und psychosozialen Kompetenzen
- Stärkung der Bereitschaft, sich auf schulisches Lernen einzulassen.“

Eine solche Zielformulierung setzt hohe Anforderungen an die familienorientierten Settings. Die Mitgliedschaft in diesen Organisationen, deren Zweck eine soziale Dienstleistung ist, verläuft gemäß der bisherigen Ergebnisse über eine biologische Zugehörigkeit der Leiblichen Kinder zu ihren Eltern und mündet in eine besondere Form von Mitarbeit. Im klassischen Fall werden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch Zahlung eines Entgeltes dazu bewegt, sich der Organisation anzuschließen. Die materielle Grundsicherung ist für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Regel das Zugangsmotiv, wobei der Mensch darüber innerhalb seiner Tätigkeiten tendenziell auch sogenannte höhere Bedürfnisse, wie die nach Selbstverwirklichung und Sinngebung verfolgt. Im Falle der familieorientierten Settings innerhalb der Jugendhilfe liegen diese motivationalen Ebenen sehr eng zusammen. Hergeleitet aus der Kritik an der traditionellen Heimerziehung in großen Einrichtungen (Anstaltserziehung, s. GOFFMANN, 1974, a.a.O.) war es für die Protagonisten der „neuen“ familienorientierten öffentlichen Erziehung ein ideelles Anliegen die Settings zu schaffen und sich mit ihrer ganzen Person in die Arbeit zu begeben. Gleichzeitig mussten diese Settings ökonomisch gesichert werden und es entstanden sukzessive wirtschaftlich durchaus lukrative Voraussetzungen innerhalb der pädagogischen Lebensgemeinschaften. Grundsätzlich ist dabei allerdings zu bedenken, dass die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dieser Settings in der Regel „rund-um-die-Uhr“ Dienst tun, was allerdings in etlichen der Organisationen dazu geführt hat, die sogenannten Drittkräfte hinzuzuziehen. Gleichwohl sind alle mitarbeitend Beteiligten sehr umfänglich beansprucht, wobei nicht nur der Dienstvertrag zur Entgeltregelung die Basis ist, sondern darüber hinaus der ausgesprochene oder nur mitgedachte Wille besteht, dass die familiären Settings eine innovative Aufgabe in der Jugendhilfe erfüllen.

Die Situation der Leiblichen Kinder in diesem Gefüge hat nun einen besonderen Zuschnitt. Die Kinder werden entweder in die bereits bestehenden Organisationen geboren oder die Familien werden im Verlaufe ihrer Sozialisation erst zu Organisationen. In beiden Fällen gehören die Leiblichen Kinder nicht zur Kategorie der Dienstleistungsempfänger, die nach Gesetzeswillen „Hilfen zur Erziehung“ innerhalb des Settings erfahren. Die Hilfen werden in und durch die biologischen Familien geboten, die einen ökologischen Rahmen bilden. In dieser Rolle ist die gesamte biologische Familie Funktionsträger in mannigfaltiger Hinsicht:

- Die Verantwortung für die Maßnahmekinder ist dem Mitglied des Settings übertragen, mit dem ein schriftlicher Vertrag zur Übernahme des öffentlichen Auftrages geschlossen wurde. Dieses Mitglied ist entweder die Mutter oder der Vater oder aber beide Elternteile haben einen **(Dienst)-Vertrag** unterzeichnet. Damit wurden sie stellvertretend für die gesamte Familie tätig, denn der übernommene Auftrag wird innerhalb der Familie als Dienstleistung angeboten. Der Auftraggeber hat ab diesem Zeitpunkt das Recht und die Pflicht die Erfüllung des Vertrages zu kontrollieren. Durch dieses Kriterium wird die gesamte Familie, die als Ort der Dienstleistung definiert ist, zu einem öffentlichen Ort, in den die soziale Administration ein Recht auf Einblick hat. Der geschlossene Vertrag birgt die Konsequenz, dass die familialen Vertragspartner weitgehend Privatleben und damit familiäre Intimität aufgeben. Die Eltern oder Elternteile vollziehen diesen markanten Schritt nicht für sich alleine, sondern für alle anderen übrigen familiären Mitglieder, die sich gleichzeitig im familiären Felde befinden. Per Vertragsabschluss wird die Familie zu einem wie auch immer gearteten Unternehmen (corporation). Die Unternehmens-Wirklichkeiten, die sich in

der Folge entwickeln, können sehr plural sein, wie bereits zur Einführung des Themas im Kapitel 3 ausführlich dargelegt wurde.

- Die Konsequenz eines Vertrages ist seine Erfüllung. Auf der Seite des familiären Settings muss nun das geleistet werden, was ein Protagonist der Familie (Eltern) stellvertretend für die gesamte Familie als Dienstleistung in Aussicht gestellt hat. Im weitesten Sinne einer Zielbestimmung handelt es sich bei den Verträgen um die Leistungsbeschreibung des Settings (a.a.O.). Zu den Leistungen, an denen die öffentlichen Auftraggeber und ggfls. die Trägeranbieter des Settings Interesse haben, zählen umfassende Versorgungsleistungen für die Maßnahmekinder. Die tatsächliche Durchführung der Versorgung mit allen nötigen Angeboten (von der hauswirtschaftlichen Grundversorgung bis hin zur psychosozialen Förderung im Rahmen des individuellen Hilfeplans) wird von allen anwesenden Personen des familiären Settings geleistet. Selbst wenn Versorgungsfunktionen wie „Wohnraum bieten“, „für Ernährung und Kleidung sorgen“ womöglich den Eltern als Dienstleistung zuzuordnen sind, kommen in einem erweiterten Verständnis von Versorgung andere Funktionen hinzu, die in einem familiär dichten Beziehungsraum von allen Mitgliedern quasi durch ihre bloße Anwesenheit gewährleisten; hierzu zählt in erster Linie die Existenz als Beziehungspartner. Soziales Miteinander zu ermöglichen ist deutlich ein Anliegen der familiären Settings. Und selbst, wenn sich ein Familienmitglied entziehen möchte, es wird kaum möglich sein, denn in einem recht engen System wie es die Settings sind, kann man nicht Nicht-Kommunizieren.

- Alle „Durchführer“ der Hilfsmaßnahme sind einer corporate identity verpflichtet, da die Familie durch die Übernahme des Auftrages in ihrer Gesamtheit als Jugendhilfeunternehmen auftritt. Es wird als solches wahrgenommen und beauftragt, die Maßnahmekinder richten gewisse Erwartungen an die Settings und ebenso die Kostengeber. Die Leiblichen Kinder in diesen Settings, deren Mitglieder sich entweder nicht den Mitverpflichtungen entziehen können oder wollen, erfüllen Funktionen. Im Kleinkind- und Kindesalter stehen sie als Sozialpartner zur Verfügung und wie das Material belegt, nehmen die Leiblichen Kinder in wohl den allermeisten Fällen mit wachsendem Alter Funktionen wahr, die der Rolle der Helferstruktur zuzuordnen sind, d.h. aus einer passiven erwächst allmählich eine aktive Mitwirkung.

Für die aktive Mitwirkung wird kein Entgelt gezahlt, denn das Entgelt erhalten die Eltern. In diesem Sinne kann von einer ehrenamtlichen Mitarbeit gesprochen werden, wobei die Leiblichen Kinder aber wissen, dass sie durch aktives Mitwirken den Eltern helfen, den Zweck des Jugendhilfeangebotes zu erfüllen und damit auch den geschlossenen Vertrag.

Wiewohl die Leiblichen Kinder durch ihre Beteiligung an der Dienstleistung nicht direkt ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen, so erbringen sie aber doch einen Anteil der gesamtfamiliären Leistung. Unter diesem Verständnis halte ich es für angemessen und notwendig den Begriff der **Kinderarbeit** vorzustellen.

Die Bundesregierung hat im Jahr 2002 einen „Bericht über Kinderarbeit in Deutschland“ vorgelegt. Intention für den Bericht war, die Einhaltung des Jugendarbeitsschutzgesetzes und der Kinderarbeitsschutzverordnung von 1998 zu überprüfen. Der Gesetzgeber hält es für richtig Kinderarbeit (bis 14 Jahre) mit dem § 5 des Jugendarbeitsschutzgesetzes zu verbieten.

Es wird von einer Entwicklungsgefährdung ausgegangen, wenn Kinder im gewerblichen Bereich dem dort herrschenden Zeitdruck und den Anforderungen von Maschinen ausgesetzt seien. Außerdem sieht die Bundesregierung die Gefahr, dass Erwachsene von ihren Arbeitsplätzen verdrängt würden. Es gibt wenige Ausnahmen:

- „Zum Zwecke der Beschäftigungs- und Arbeitstherapie,
- im Rahmen des Betriebspraktikums während der Vollzeitschulpflicht,
- in Erfüllung einer richterlichen Weisung.“
- Unter bestimmten Auflagen gibt es noch Ausnahmen im Schauspiel- und Schaustellerbereich.

Ab 15 Jahren dürfen Jugendliche beschäftigt werden, wobei eine Fülle von Jugendschutzbestimmungen in einem dichten Reglement zusammengeführt sind.

Der o.g. Bericht der Bundesregierung beschränkt sich auf die Altersgruppen der 13-15jährigen (rund 2,7 Millionen Kinder und Jugendliche). Im Bericht werden einige Fälle von Verstößen

gegen die Schutzbestimmung bedauert und es wird beklagt, dass die Informationen nur unter erheblichen Schwierigkeiten erfasst werden können, weil es sich zum großen Teil um Tätigkeiten in privaten Bereichen handle. Diese sähen zum Teil die Notwendigkeit staatlicher Kontrollen nicht ein und würden keine Auskunft geben.

Der Bericht verweist auf eine Untersuchung aus Thüringen aus dem Jahre 1999, wonach Schüler und Schülerinnen der Klassen 7-9 37,6 % einer bezahlten Tätigkeit nachgingen. In 24,3 % sei dabei gegen die Vorschriften des Arbeitsschutzes verstoßen worden. Die Eltern hätten meist keine Einwände gegen die Mitarbeit ihrer Kinder, denn diese würden auf diesem Wege ihre Freizeit sinnvoll nutzen, eigenes Geld verdienen und könnten sich auf eine spätere berufliche Tätigkeit praktisch vorbereiten. Kinder- und Jugendschutz wird von diesen Eltern als Beschränkung empfunden.

LIEBEL (1998) kritisiert die gesetzlichen Regelungen des Kinder- und Jugendschutzes als Restriktionen, mit denen man heutiger Kinderarbeit nicht gerecht werde. Er wirft der Bundesregierung vor, dass bei aller Berechtigung für die Schutzanliegen lediglich Nachteile aber nicht die möglichen Vorteile von Kinderarbeit beachtet bleiben. Als Motivation für Arbeit sieht er, dass die Kinder nicht nur Geld verdienen wollen, sondern sie wollen Erfahrungen machen, sie wollen sich nützlich machen und ernsthaften Tätigkeiten nachgehen, so wie es auch die Erwachsenen tun. LIEBEL sieht die Kinder in einer marginalen und machtlosen sozialen Stellung, die ihnen die „bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft zumute“, denen auch ihre Anerkennung als „Rechts-Subjekte“ innerhalb der von den Vereinten Nationen 1989 verabschiedeten „Internationalen Konvention über die Rechte der Kinder“ nichts nütze. Er fragt: „Muß nicht, wenn mit den Rechten der Kinder ernst gemacht werden soll, eine andere Kindheit entstehen als die, die in den sog. modernen westlichen Gesellschaften noch immer als normal und normativ betrachtet wird? Ist diese andere Kindheit möglicherweise schon insgeheim entdeckt, entschlüsselt und öffentlich gemacht worden?“ (LIEBEL, 2002) Seine argumentative Grundlage kumuliert in dem Begriff „Protagonismus der Kinder“. Dieser Begriff markiere eine Position im lateinamerikanischen Raum (protagonismus infantil), „die die Kinder ins Zentrum der Gesellschaft rückt und ihnen die Kraft und Kompetenz zutraut, in der Gesellschaft eine wesentliche Rolle zu spielen.“ Er bezieht sich auf Untersuchungen zur Kinderarbeit in der sog. Dritten Welt, die aufzeigten, dass sich Kinder dort zu „ökonomischen Subjekten“ entwickelt haben, Produzenten ihres Lebenszusammenhangs sind. „Statt bei diesen Kindern das Fehlen ihrer Kindheit zu beklagen, wie es aus eurozentristischer Perspektive nahegelegt wird, werden sie als widerstandsfähige und kompetente Subjekte wahrgenommen.“ (LIEBEL, 2002). Ganz im Sinne der „Befreiungspädagogik“ geht es darum diese Kinder bei der Entstehung von sozialen Bewegungen und Selbsthilfeansätzen arbeitender Kinder zu unterstützen.

Übertragen auf unsere Gesellschaft fordert LIEBEL mehr Vertrauen in die Urteilsfähigkeit der Kinder; die begleitende Funktion der Öffentlichkeit sollte nicht der Schutz sein, dass Kinder sich nicht unzumutbaren Risiken aussetzen, sondern der beste Schutz bestehe darin, „dass die Kinder dabei unterstützt werden, sich zu wehren und sich unter Umständen zu diesem Zweck zu organisieren.“ Damit käme man im Sinne der Kinder deren „gewachsenen Verlangen nach Selbstbestimmung und Gleichberechtigung“ nach. LIEBEL unterscheidet mit dem spontanen und dem organisierten zwischen zwei Grundformen des Protagonismus. Beim organisierten Protagonismus gehen Kinder solidarische Beziehungen ein, um ihre Interessen gemeinsam besser vertreten zu können. „Der spontane Protagonismus äußert sich im Alltagsleben der Kinder, teils in individueller, teils in kollektiver Form. Er manifestiert sich vor allem in den Überlebensstrategien, die die Kinder in Lebenssituationen hervorbringen, in denen sie auf sich gestellt sind.“ Als eine spontane Form des Protagonismus lässt sich nach LIEBEL auch verstehen, „wenn Kinder sich Zuhause gegen ungerechte Behandlung auflehnen, wenn sie darauf bestehen, ernstgenommen und respektiert zu werden, wenn sie den Haushalt führen und auf die kleinen Geschwister aufpassen, während ihre Mutter außer Haus einer Erwerbstätigkeit nachgeht ...“

Kinder arbeiten in und für die Familien - also auch sich selbst - oft mit, haben aber kein Bewusstsein über den Wert ihrer Arbeit und registrieren nicht, wenn eine Ausbeutung ihrer Arbeitskraft vorliegt. Als natürlicher „Keim für Protagonismus“ wird die anthropologische Grundannahme verstanden, dass Kinder sich von Geburt an ihrer Welt mit „Neugier und Tatendrang nähern“.

Die Sichtweise, wie LIEBEL Kinderarbeit vorstellt, lässt Anknüpfungsmöglichkeiten zum Verstehen der Situation der Leiblichen Kinder in den Settings der familienorientierten Ersatzerziehung zu und wird in der folgenden Triangulation tiefer in Bezug gebracht.

Kinder, die mitarbeiten und sich ihrer Leistung zunehmend bewusst werden, „drängen auf gleichberechtigte Beziehungen zu Erwachsenen“ und fordern mehr Mitsprache ein.

Die Mitarbeit, sowohl in Form des finanziellen Zugewinns oder als unentgeltete Unterstützungsleistung, kann Kinder dazu führen Emanzipation einzufordern, indem sie sich als kompetente und agierende Mitglieder von Familien und - im Falle der familienorientierten Settings der Jugendhilfe – Organisationen präsentieren. Diese Sichtweise von Kindheit (vgl. ZINNECKER, in HONIG u.a., 1996, S. 46) führt zu einem Begriff, der von der Jugendhilfe als Qualitätsmerkmal in der Fremderziehung aufgegriffen und integriert wurde: **Partizipation**.

Partizipation meint von der Wortbedeutung her: Anteil haben, sich beteiligen. BLANDOW, GINZEL und HANSBAUER (1999, S. 45 f) beschreiben umfassend die Partizipation für die Heimerziehung. Sie nehmen Bezug auf die Kinderrechtsdebatte und platzieren den Begriff heute in die Mitte zwischen radikalen Kinderrechtspositionen, die da reichten von radikalen Forderungen bei FARSON – freie Entscheidung der Schulwahl, des Wohnortes – und der „Abschaffung der Kindheit“ bei POSTMAN. Die mittlere Position ist vertreten durch die inzwischen moderate Forderung an Erwachsene, „sich selbst zurückzunehmen, auf Kinder zu hören und darauf, was sie zu sagen haben. ... Kinder, die inzwischen in einer Vielzahl von gesellschaftlichen Bereichen gezwungen sind – und auch dazu in der Lage -, für sich Verantwortung zu übernehmen, schlechterdings nicht davon ausgeschlossen werden können, auch in vielen anderen Dingen, die (noch) als Erwachsenenendomänen gelten, mitentscheiden zu können.“

Die o.g. Autoren beschäftigen sich mit Partizipation und haben dabei die Maßnahmekinder innerhalb der „Erziehung an einem anderen Ort“ im Blick, gehen der Frage nach, inwieweit Partizipation für diese Kinder möglich sein kann. Sie gehen davon aus, dass Kinder in Heimen an Entscheidungen beteiligt sein sollten, „die ihr Leben und die Umweltgestaltung für ihr Leben betreffen“. Eine wichtige Funktion kann für diese Kinder die Beteiligung innerhalb der Hilfeplankonferenzen sein.

Im Fokus der vorliegenden Untersuchung stehen allerdings die Leiblichen Kinder und auch hier will der Autor die Frage nach der Partizipation stellen. Wenn Partizipation im Hinblick auf die Maßnahmekinder zu einem Qualitätsmerkmal für öffentliche Erziehung erhoben wird, weil Beteiligung nicht nur gesetzlich geboten erscheint, sondern auch die Qualität des Angebotes sichern hilft, dann muss auch im Hinblick auf die Leiblichen Kinder das Phänomen näher betrachtet werden. Die Akzeptanz jeglicher Aktionen innerhalb eines Settings dürfte bei den Leiblichen Kindern höher sein, wenn sie zuvor die Möglichkeit der Partizipation an den vorgelagerten Entscheidungen hatten. Diese Frage bezieht sich auf die Bewältigung von Alltagssituationen genauso wie auf die grundlegende Entscheidung (der Eltern) ob die Familie sich als ein Setting zur Verfügung stellt, in dem gesellschaftliche Ersatzerziehung etabliert wird. Die Qualität der Mitwirkung von Leiblichen Kindern in pädagogischen Lebensgemeinschaften hängt direkt von deren Motivation ab. Es ist in allen Gesellungsformen anerkannt, gleichwohl ob es sich um Familien oder Institutionen handelt, das deren Mitglieder am ehesten die Regelungen, Absprachen, Strategien aktiv umsetzen, bei deren Entstehung sie beteiligt waren.

In diesem Punkt begegnen sich die Begriffe Partizipation und Motivation.

SCHÖPFLIN (1998, S. 80 f) weist mit GÜNTHER (1994) auf eine empirisch belegte Aussage hin: „Die Verbesserung der Qualität der pädagogischen Dienstleistungen in unseren Einrichtungen wird beinahe ausschließlich durch die Qualifikation und Arbeitsmotivation unserer Mitarbeiterinnen bestimmt.“ Er stellt nachfolgend klar, dass im Hinblick auf Motivationsförderung nicht die fremdgesteuerte (extrinsische) Motivation sondern die eigengesteuerte (intrinsische) Motivation zu fördern sei. Mit Verweis auf HECKHAUSEN (1990) wird dabei „Motivation als ein Prozeß gedacht, der zwischen verschiedenen Handlungsmöglichkeiten auswählt, das Handeln steuert, sich auf die Erreichung motivspezifischer Zielzustände richtet und den Weg dahin in Gang hält.“ Die intrinsische Motivation beinhaltet, dass das Handeln „durch selbstvermittelte Folgen gesteuert wird“. Führen Fähigkeiten und Anstrengungen, die in einer Person begründet sind, zum Erfolg, so kann die Person den Erfolg auf diese subjektiven Faktoren zurückführen, es wird in diesem Falle von

interner Attribuierung³⁸ gesprochen. Für die Motivationslage ist die interne Attribuierung entscheidend, denn „Je mehr eine Person sich selbst für die Folgen ihrer Handlungen verantwortlich fühlt und je weniger sie die Situation hierfür verantwortlich machen kann, desto mehr ist sie zu der jeweiligen Handlung zu motivieren.“ Die individuelle Anstrengungsbereitschaft und die Ausdauer in der erzieherischen Tätigkeit hängen somit eng zusammen mit einer Wirksamkeitskontrolle, die durch Praxisevaluation zu erreichen ist.

Mit Bezug auf BANDURA (1989) führt SCHÖPFLIN (1998, S. 82 f) weiter aus, dass es ein menschliches Streben gebe, über eigenes Handeln **Selbstwirksamkeit** zu erfahren. „Aus dem Selbstwirksamkeitserleben, welches die Erfahrung beinhaltet, sein eigenes Handeln und dessen Ergebnisse beeinflussen zu können, entwickelt sich die Selbstwirksamkeitserwartung. Sich selbst als handlungswirksam zu erfahren, beeinflusst das Selbstvertrauen des Handelnden, er wird optimistischer, sein Zutrauen in die eigene Fähigkeit, Anforderungssituationen zu bewältigen, steigt, sein Selbstwertgefühl wird gestärkt.“

Bezogen auf die Arbeitsmotivation bieten diese Annahmen zusammenfassend die Folgerung, dass das Ausmaß des Erlebnisses eigener Wirksamkeit die Anstrengungsbereitschaft steuert. Auf diesem theoretischen Hintergrund wird Claudias' Motivation sich für das Maßnahmekind zu engagieren sehr verständlich. Obschon sie das Maßnahmekind ablehnte, half sie die anvisierten Erziehungsziele zu erreichen, weil sie ihre Wirksamkeit erleben konnte. Insofern war sie eine im Sinne von SCHÖPFLIN geradezu modellhaft intrinsisch motivierte „Mitarbeiterin“.

8.2 Übersichten, Kommentierung und Tendenzthesen

Im Rahmen der Triangulation werden die Ergebnisse der drei Untersuchungsebenen nun zusammengeführt und über einen Quervergleich kontrastiert. Die für die Untersuchungen gewählten Kategorien bleiben beibehalten und können so ihre angedachte Funktion innerhalb der Triangulation als Ordnungskategorien weiter erfüllen.

Während beim Blick in die Konzeptionen allgemeine Informationen zu den einzelnen Kategorien zu erschließen waren, eröffnen die zusammengeführten Ergebnisse der Einzelinterviews trotz ihres hohen Abstraktionsniveaus einen deutlichen Kontrast zu den Konzeptionen, da die Perspektive der Leiblichen Kinder dokumentiert ist. Die angestrebte Polarität könnte nicht größer sein, da Allgemeines auf Individuelles trifft, die Trägerperspektive auf die Sicht der Leiblichen Kinder. Auch die Ergebnisse des Gruppeninterviews bieten wiederum einen Gegenpol zu den Konzeptionen, da auch hier ausschließlich die Perspektive der Leiblichen Kinder paraphrasiert ist. Da im Gruppeninterview die individuellen Sichtweisen gemeinhin nivelliert werden, ist auch hier ein Kontrast zu den Individualinterviews möglich.

Es wird verglichen, worin sich die Ergebnisse unterscheiden und wo Übereinstimmungen vorliegen.

Eine Zusammenfassung bilden jeweils die abschließenden „Tendenzthesen“, wobei absichtsvoll die Betonung auf Tendenz liegt, weil als Datenmaterial – bei einer rein qualitativen Studie der Regelfall – nur eine geringe Zahl authentischer Fälle vorliegt, die als Grundlage für die Verallgemeinerungen dienen. Dennoch können die Befunde für eine phänomenologische Deskription der Situation Leiblicher Kinder in Settings öffentlicher Ersatzerziehung dienen. Nachdem in den Untersuchungsteilen konkret „Fakten, Szenarien und Interpretationen“ vorgestellt wurden, liegt auf der Ebene der Triangulation die Aufgabe an, die Redundanz der Daten zu bewältigen. Notwendigerweise ist es deshalb angezeigt auf einem gewissen Abstraktionsniveau (= Zusammenfassende Sätze aus den Untersuchungsteilen) zu arbeiten. Um für den Rezipienten allerdings gleichzeitig die Verbindung zu den grundlegenden Informationen und Daten aus den Interviews herzustellen, werden gelegentlich die Namen der Interviewteilnehmer angeführt. Zur Übersichtlichkeit wird deshalb an dieser Stelle eine Übersicht gegeben:

³⁸ Von externer Attribuierung wäre zu sprechen, wenn die Ursache für Erfolg fremde Hilfe war und insofern der Erfolg nicht für sich alleine beansprucht werden kann.

- | | | | |
|----|---------|------------------|-------------------|
| a) | Claudia | Einzelinterview | Erziehungsstelle |
| b) | Martin | Einzelinterview | Kinderhaus |
| c) | Kurt | Einzelinterview | Erziehungsfamilie |
| d) | Manfred | Gruppeninterview | Familiengruppe |
| e) | Michael | Gruppeninterview | Familiengruppe |
| f) | Siggi | Gruppeninterview | Familiengruppe |

1. Zum Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern

Konzeptionen	Einzelinterviews	Gruppeninterview
<ul style="list-style-type: none"> Aus der Sicht der Träger sind die Leiblichen Kinder - bei geeigneter Führung durch das Personal (Eltern) - für die Maßnahmekinder kompatible peers innerhalb eines intimen Beziehungssystems. 	<ul style="list-style-type: none"> Die Leiblichen Kinder lehnen die Maßnahmekinder ab, betrachten sie als unwillkommene „Eindringlinge“ oder aber die Maßnahmekinder werden in hedonistischer Weise akzeptiert. 	<ul style="list-style-type: none"> Leibliche Kinder betrachten sich als „Kinder erster Ordnung“, die sich gegenüber den Maßnahmekindern latent überlegen fühlen können und die eher zu den ersten und längerfristig anwesenden Stiefgeschwistern eine Beziehung zulassen, zu Störern gar nicht.

Zwischen der konzeptionell gewollten Wirklichkeit und dem sich tatsächlich ereignenden Praxisvollzug klafft ein großer Widerspruch. Diese Feststellung gilt insbesondere für Claudia und Martin. Die beiden Leiblichen Kinder folgen zwar rollengebunden der konzeptionellen Planung, sind aber keineswegs leicht in die „Veranstaltung“ einzubinden, denn sie lehnen beide massiv die Maßnahmekinder ab. Die „geeignete Führung“ scheint bei den Eltern vorzuliegen, denn sie schaffen es, (in allen Fällen) ihre eigenen Kinder in die gewollte Richtung (Akzeptanz) zu bewegen. Intime Beziehungen, wie sie konzeptionell angestrebt und im Sinne von „Nähe und Akzeptanz“ formuliert sind, entwickeln sich nur in Ausnahmefällen, wenn – wie bei biologischen Geschwistern – über einen längeren Zeitraum die Gelegenheit zum Beziehungsaufbau gegeben ist. Eine Gewähr für eine positive Beziehung ist aber die längere Zeitdauer des Zusammenseins – ebenfalls wieder: wie bei biologischen Geschwistern – nicht. Die Beziehung ist von besonderer Art und soll hier als eine „institutionelle Geschwisterschaft“ bezeichnet werden, Kriterien für sie sind:

- Die Leiblichen Kinder können sich dem konzeptionellen Auftrag, der sich zwar nicht an sie direkt so aber indirekt über die Verhaltenserwartung der Eltern an sie richtet, nicht entziehen und lassen sich auf einer Hierarchieebene der „strukturellen Überlegenheit“ auf die Maßnahmekinder rollenerfüllend ein.
- Die strukturelle Überlegenheit ist ein Resultat der biologischen Zugehörigkeit zum Helfersystem, dem die Dienstleistungsfunktion zu helfen vom Auftraggeber – letztlich: der Jugendhilfe – zugeschrieben wird.
- Die Rollenerfüllung ist zu verstehen als Bindeglied zwischen den Maßnahmekindern und den Eltern/Drittkräften sowie als peer-Modell für adäquates Verhalten.
- Die Attraktivität zur Beziehungsaufnahme zu den Maßnahmekindern kommt tendenziell nicht um ihrer selbst willen zustande, sondern aus den In-group-Verpflichtungen als biologisches Familienmitglied.

Diese Sicht scheint zuzutreffen sowohl auf die Leiblichen Kinder, die in die Settings geboren werden (siehe Gruppeninterview) als auch auf die übrigen Leiblichen Kinder (Einzelinterviews).

Der Abgleich zwischen der Rubrik „Konzeptionen“ und „Gruppeninterview“ zeigt, dass offensichtlich auch in pädagogischen Lebensgemeinschaften „akzeptable“ Beziehungen zwischen den Leiblichen Kinder und den Maßnahmekindern zustande kommen, und zwar dann

wenn die Bedingungen stimmen. Eine Bedingung scheint zu sein, genügend Zeit für den Beziehungsaufbau zu haben. Auffällig ist, dass es eher Beziehungen zu ersten Maßnahmekindern der Settings gibt. Wenn aufgrund von Fluktuation diese Beziehungspartner die Settings verlassen, tritt eine gewisse Vorsicht bzw. Zurückhaltung ein, wenn es um das Knüpfen neuer Beziehungen geht.

Die Maßnahmekinder übernehmen auch eine Funktion, die ihnen seitens der Konzeptionen nicht zugeordnet ist, indem sie zu jenen Maßnahmekindern, die nach ihrer Auffassung die Gesamtgruppierung stören, keine Beziehung eingehen und diese als Störer ausgrenzen. (vgl. TEXTOR und WARNDORF, 1995. sowie BÜRGER, 2002) und so die Organisation bewusst oder unbewusst schützen (Manfred, Michael, Siggi).

Tendenzthese: Die Leiblichen Kinder nehmen in den Settings der familienorientierten Ersatzerziehung eine institutionelle Geschwisterschaft ein.

2. Zum Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern

Konzeptionen	Einzelinterviews	Gruppeninterview
<ul style="list-style-type: none"> Die konzeptionelle Forderung der Träger an die Leiblichen Kinder nach Unterordnung und Unterstützung der Eltern informiert darüber, dass die Träger das Verhältnis der Leiblichen Kinder und deren Eltern als ungestört und sehr belastbar einschätzen. 	<ul style="list-style-type: none"> Die Entscheidung für die Dienstleistungsfunktion der Familie haben die Eltern getroffen, wofür sie kritisiert oder auch bewundert werden. 	<ul style="list-style-type: none"> Die Leiblichen Kinder wurden in eine Realität geboren, in der die Eltern für sie „begehrten“ Objekte waren.

Das Verhältnis zu den Eltern ist nicht, wie es die Konzeptionen vorsehen, konfliktfrei. Bei zwei Leiblichen Kindern der Individualinterviews (Claudia und Martin) gibt es eine fundamentale Kritik an den Eltern. Diese Kritik lässt sich vor allem verstehen als Reaktion auf die mangelnde Partizipationsmöglichkeit bei der Grundsatzentscheidung die Familien für öffentliche Ersatzerziehung zu öffnen. Ein Leibliches Kind dieser Gruppierung hingegen (Kurt) bewundert seine Eltern für ihre Entscheidung eine pädagogische Lebensgemeinschaft eingegangen zu sein. Auffällig ist, dass für dieses Kind der Übergang von der Privatfamilie zur öffentlichen Institution schrittweise und so es bezogen auf das frühe Alter von sechs möglich ist, transparent erlebt hat. Die Eltern schafften es ihre Vorfreude und die Vorzüge der neuen Lebens- und Arbeitsform auf ihr Kind zu übertragen. Es kam hinzu, dass diese Familie ein „eigenes“ Haus innerhalb eines Heimes beziehen konnte und insofern das Leibliche Kind keinen Wohnraum abgeben musste; es lebte beim Einzug offenbar schon ein Maßnahmekind dort. Bei Claudia und Martin war es hingegen so, dass der private Lebensraum geteilt werden mussten – im Falle von Claudia sogar sehr massiv, da sie das Maßnahmekind zunächst in ihrem Zimmer aufnehmen musste.

Die Teilnehmer des Gruppeninterviews, die allesamt in bereits bestehende Settings hineingeboren wurden, stellen ihre Eltern in keiner Weise für deren Entscheidung, die Familien für den öffentlichen Erziehungsauftrag zu öffnen, in Frage. Sie erleben die Eltern als machtvolle Menschen, die ihren biologischen Kindern besondere Zugeständnisse machen, die den Maßnahmekindern verwehrt bleiben. Hierzu zählen: exklusive Nähe zu den Eltern, mit zunehmendem Alter ein kontinuierlicher Einbezug in das Helfersetting und die besondere Anerkennung bei Erfüllung der zugeordneten Rollenerwartungen. Da diese Leiblichen Kinder die gesamte Kindheit und Jugend über ihre subjektive Realität im Setting erleben, denken sie offensichtlich wenig darüber nach, dass ihre Eltern auch eine andere berufliche Entscheidung hätten treffen können. Es interessiert sie wohl ihre eigene Lebenssituation mit derer von

Kindern in „Normalfamilien“ zu vergleichen, zumindest bei den Teilnehmern des Gruppeninterviews äußerte kein Leibliches Kinder eine Kritik, geschweige denn eine massive Beschwerde wie bei den zwei Einzelinterviews, gegenüber den Eltern. Es ist vielmehr so, dass die Eltern sehr deutlich für ihre Entscheidung Beifall finden. Es mag sein, dass diese unisono Haltung aus den bekannten „egalisierenden Effekten“ einer Gruppendiskussion beeinflusst ist, dennoch bleibt die Lesart plausibel zu unterstellen, dass Leibliche Kinder, die in ein bestehendes Setting geboren werden, keine großen Probleme haben das Setting an sich und die Entscheidung ihrer Eltern zu akzeptieren.

Tendenzthesen:

1. Leibliche Kinder, die in bestehende Settings familienorientierter Ersatzerziehung hineingeboren werden, erleben diese Lebenssituation als Normalität, für deren Entstehung die Eltern nicht zu hinterfragen sind.
2. Wird ein Setting familienorientierter Ersatzerziehung erst während der Kindheit oder Jugend der Leiblichen Kinder eingerichtet, gibt es verschiedene Verhaltensweisen:
 - a) die Leiblichen Kinder beanspruchen Partizipation, unterbleibt diese, müssen die Eltern mit Reaktionen rechnen wie Ablehnung der Maße allgemein, Artikulation von erheblicher Kritik, direkter oder symbolisch ausgelebter Ablehnung der Maßnahmekinder;
 - b) Akzeptanz durch die Maßnahmekinder kann am ehesten dann erfolgen, wenn Möglichkeiten der Partizipation geboten werden oder zumindest die Entscheidung von den Eltern transparent gemacht wird.

3. Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen Kind und sich selbst

Konzeptionen	Einzelinterviews	Gruppeninterview
<ul style="list-style-type: none"> • Mit den Konzeptionen werden spezielle Sozialisationsfelder für die Leiblichen Kinder kreiert, die sowohl Chancen als auch Risiken für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung bereithalten. 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Leiblichen Kinder arrangieren sich mit der Tatsache, in einem Setting für öffentliche Erziehung zu leben sehr unterschiedlich. Alle Kinder und Jugendlichen begreifen es als Sozialisationsaufgabe Bewältigungsstrategien zu internalisieren: aktives Bewältigen, emotionale Selbstkontrolle, emotionales Coping und Lebensgenuss. 	<ul style="list-style-type: none"> • Das familienorientierte Setting war für die Leiblichen Kinder ein positives Lernfeld zum Aufbau eines stabilen Selbstbildes, wobei lediglich die Frage der Beziehungsfähigkeit offen ist.

In der vorliegenden Kategorie stimmen die Ergebnisse aus den drei Forschungsschritten weitestgehend überein. Es ist zwar so, dass nur marginal wenige Träger in ihren Konzeptionen überhaupt die Situation der Leiblichen Kinder antizipieren, wenn es aber Einschätzungen hierzu gibt, dann trifft es in einem hohen Maße zu, dass das Sozialisationsfeld „familienorientierte Ersatzerziehung“ für die Leiblichen Kinder Chancen und Risiken bereithält.

Mit den Einzelinterviews wurden Risiken aufgezeigt: im Falle des Kinderhauses stellte sich ein recht unglücklicher Erwachsener (Martin) vor und aus einer Erziehungsfamilie präsentierte sich ein eher lebensuntüchtiger Mensch (Kurt). Die Erziehungsstelle hingegen bot der Protagonistin (Claudia) die Chance ihr Selbst positiv zu stabilisieren. Die Teilnehmer des Gruppeninterviews reklamierten für sich jeweils ein stabiles Selbstbild. Die Frage der Bindungsfähigkeit allerdings verunsicherte diesen Personenkreis. Als Erklärungsmodell für diese Verunsicherung kann die oben erwähnte Fluktuation von Maßnahmekindern gelten. Die Leiblichen Kinder mussten sich von ihren „institutionellen Geschwistern“ verabschieden und hatten vielleicht gerade in jungen Jahren den Unterschied zu leiblichen Geschwistern bis dahin noch gar nicht vollständig realisiert.

Selbst aber nicht als Fluktuationsperson in Frage zu kommen, spendet den Leiblichen Kindern eine gewisse Sicherheit (alle Teilnehmer der Interviews), die allerdings auch zu überzogenen Selbstwertgefühlen führen kann (Kurt).

Die oben bereits angedeutete Helferstruktur, die sich zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern ergibt, kann die latente Gefahr einer permanenten Selbstüberhöhung der Leiblichen Kinder in sich bergen. Das Dauergefühl der Omnipotenz lässt womöglich eine Selbstüberschätzung aufkommen, die keine Grundlage hat, wenn eine Bewährung in einer anderen Lebenssituation erfolgen soll, weil in diesem Falle nicht die „verliehene Macht“ innerhalb des familienorientierten Settings als Schutzraum gegeben ist (Kurt).

Neben dieser Gefahr für die Entwicklung eines Leiblichen Kindes ist gleichzeitig die Möglichkeit der Überforderung in der gegebenen Struktur angelegt. Die Leiblichen Kinder sollen nach der Rollenzuschreibung Vorbilder für die Maßnahmekinder sein können. Es ist plausibel zu unterstellen, dass die Erziehungskunst der Erwachsenen an deren eigenen Kindern gemessen wird. Dies kann unterschwellig auch bei den Maßnahmekindern erfolgen. Sie werden die Setting-Eltern eher als Autoritäten akzeptieren, wenn die biologischen Kinder ein normgerechtes Verhalten produzieren. Dies gilt sowohl für das Sozialverhalten als auch für das Leistungsverhalten. Unter dieser Sichtweise stehen die Leiblichen Kinder unter einem gewissen Dauerstress, da sie erfolgreich sein müssen, wenn sie die besondere Anerkennung ihrer Eltern erringen wollen. Dieser Stress kann die gefährliche Variante in sich bergen, dass im Falle von Misserfolgen, eine erhöhte Vulnerabilität bei den Leiblichen Kindern vorliegt. Es dürften dann erhebliche Probleme innerhalb des Settings entstehen.

Es kann in keinem Falle von vornherein prognostiziert werden ob die Zugehörigkeit zum Setting zum Erziehungserfolg oder eher zum Misserfolg führen wird. Bedeutsam sind grundsätzliche Offenheit für beide Varianten und die notwendige Sensibilität bei den Eltern und Drittkräften die variablen Feldfaktoren so zu steuern, dass die Sozialisationschancen für die Leiblichen Kinder überwiegen können. Grundsätzlich sind übersteigerte Erwartungen an die Leiblichen Kinder zu vermeiden und ebenso die Ausstattung mit zuviel Macht. Die in Theorie (Konzeption) und Praxis gewollte Gleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern ist dabei ein Wunsch-Modell, das Chancen und Risiken ausgleichen soll, das sich aber in der Praxis nicht durchgehend findet (Kurt, Claudia) und wenn, dann auf Widerstand trifft (Martin). Für die Entwicklung des Leiblichen Kindes sind beide Dimensionen – Chancen und Risiken – beim Persönlichkeitsaufbau vom Setting zu profitieren oder Handicaps zu erfahren, latent vorhanden.

Dieses Ergebnis mag profan klingen, ist aber in seiner Bedeutung fundamental. Es zwingt zu einer differenzierenden, individualisierenden Bewertung eines Settings und des darin lebenden Leiblichen Kindes, um geeignete pädagogische Interventionen setzen zu können. Kritiker der öffentlichen familiären Ersatzerziehung können nicht pauschalisierend unterstellen, dass Leibliche Kinder unter den Bedingungen ihres Auswachsens ausschließlich leiden und zu lebensuntüchtigen Erwachsenen werden, während Befürworter einer familiären Gemeinsamkeit von Maßnahmekindern und Leiblichen Kindern nicht unkritisch glauben machen dürfen, in jedem Falle mit diesen Settings günstige Lebensfelder für die Leiblichen Kinder kreiert zu haben. Die Settings halten Probleme für die Leiblichen Kinder bereit, die für Kinder in „Normalfamilien“ nicht bestehen, deren Bewältigung aber ein konstruktives Coping ermöglichen kann, um ein stabiles und zutreffendes Selbstbild aufbauen zu können. Diese Feststellung trifft weitgehend auf Claudia zu und wird auch von Manfred, Michael und Siggi entschieden für sich beansprucht (siehe Gruppeninterview). Auch Martin bemüht sich darum seine Vergangenheit in eine positive Gesamtbilanz zu bringen, indem er vermeintliche Kompetenzen darstellt.

Tendenzthese:

Für Leibliche Kinder bietet die Zugehörigkeit zu einem Setting der familienorientierten Ersatzerziehung Chancen und Risiken zum Persönlichkeitsaufbau, die es von den Eltern und Trägern in aller gebotenen Professionalität aufmerksam und individuell zu bewerten und zu entwickeln gilt.

4. Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting

Konzeptionen	Einzelinterviews	Gruppeninterview
<ul style="list-style-type: none"> • Aus konzeptioneller Sicht fungieren Leibliche Kinder als stabilisierende Mittler zwischen den Erwachsenen und den Maßnahmekindern und werden so sukzessive zu informellen Helfern. 	<ul style="list-style-type: none"> • Es kommt regelmäßig zu Mitwirkungsformen, die von der bloßen, dulddenden Unterstützung über eine passive Rollenübernahme bis hin zum überzeugten Partizipieren reichen, wobei in der letztgenannten Kategorie teilweise mitarbeiterähnliche Leistungen erbracht werden. 	<ul style="list-style-type: none"> • In einer strukturell günstigen Position im Setting, nämlich als Bindeglieder zwischen ihren Eltern und den Maßnahmekindern, können die Leiblichen Kinder zu wertvollen Mitarbeitern werden, die als Entgelt die besondere Anerkennung ihrer Eltern erfahren.

Die in den Konzeptionen angedachte Rollenübernahme durch die Leiblichen Kinder findet in der Praxis weitgehend statt. Sie kann graduell verschiedene Formen annehmen:

1. Bereits die bloße, passive Anwesenheit³⁹ symbolisiert eine einfache Form von Akzeptanz. Das Gegenteil von Anwesenheit, nämlich der „Trebeingang“ (MEINHOF, 1976) ist in Heimen eine oft geübte Praxis, um Protest auszudrücken, indem die Probanden sich physisch entziehen und jegliche Interventionsbemühungen verunmöglichen. Die selbstverständliche Präsenz von Kindern und Jugendlichen hat bereits eine Modellfunktion. Dieses Modell wirkt allerdings nicht immer, da sich auch aus familienorientierter Ersatzerziehung Probanden unerlaubt entfernen. Dennoch wird aber in meisten Fällen eine familiäre Normalität vorgelebt, die auch für die Herkunftsfamilien verbindlich ist und von den Maßnahmekindern nachvollzogen werden kann.
2. Auch bei passiver Anwesenheit kann davon ausgegangen werden, dass die Leiblichen Kinder weitere Modelle für ein positives Sozial- und Leistungsverhalten abgeben. Erzieherwünsche werden von den biologischen Kindern erfüllt und erzeugen auf diesem Wege ein Bild von familiärer Normalität. Als Peer-group-Kräfte entfalten sie ein Kräftepotential im Hinblick auf die Maßnahmekinder. Insofern transportieren die Leiblichen Kinder über das bloße Einhalten von Regeln das familiäre Reglement. Sie stabilisieren das Setting, indem sie als Bindeglied zwischen den Erziehern (Eltern) und den Maßnahmekindern fungieren.
3. Die aktive Mitwirkung, die gezielt Verhaltensmodifikationen bei den Maßnahmekindern anstrebt, ist eine Form von Rollenübernahme, die eher bei älteren Kindern und Jugendlichen unterstellt werden kann. Claudia hat in der Erziehungsstelle diese Rolle erst für sich erschlossen, während die Teilnehmer der Gruppendiskussion ihre Sozialisation schrittweise in diese Wunschrichtung durch deren Eltern und ggfls. ältere Geschwister erfahren haben. Die Leiblichen Kinder und Jugendlichen internalisieren über Jahre hin (positive und negative Verstärkung) das von den Eltern bei ihnen erwünschte Verhalten (Lernen).
4. Als besonders entwickelte Form der Mitwirkung kann die Mitarbeit bezeichnet werden. Ein Kriterium für diese Mitarbeit ist, dass das erzieherische Verhalten reflektiert wird. Diese Reflexion hat sich Claudia extern durch den Besuch der familialen Supervision eingeholt. Die Teilnehmer der Gruppendiskussion berichten über informelle, familiäre Austausche, von denen die Maßnahmekinder ausgeschlossen sind. Weiterhin kann von Mitarbeit gesprochen werden, wenn diese Leistung eingeplant werden kann, zum Beispiel wenn

³⁹ Passive Anwesenheit soll hier verstanden werden als eine Form der Duldung von familiärer Ersatzerziehung, wie sie anscheinend von Martin im Kinderhaus gelebt wurde. Aus seinen Erzählungen (z.B. Maßnahmekinder an die Wand klatschen) ist zu schließen, dass er die Maßnahmekinder massiv ablehnt und demnach kein aktiver Mitstreiter war, wenn es um die Erreichung der Setting-Ziele ging, sondern dass er eher passiv teilnahm. Dennoch hat auch er durch seine generelle Zuverlässigkeit und Pflichterfüllung z.B. bei Ausführung von Hausdiensten, dem regelmäßigen Besuch der Schule (Abitur) ein Modell funktionaler Erziehung demonstriert.

Leibliche Kinder eine „Babysitterfunktion“ übernehmen. Ein spezielles Kriterium für professionelle Mitarbeit ist dann gegeben, wenn ein gemeinsames, systematisches, zielgerichtetes Handeln zwischen den Akteuren des Helfersettings abgestimmt und evaluiert wird. Auch diese Mitarbeiterebene wurde in den Interviews angesprochen.

Eine Mitarbeit lebt im Sinne der Austauschtheorien (a.a.O.) in der Regel vom Gleichgewicht an Leistung und Gegenleistung. Die Leistung der Leiblichen Kinder wird nicht vom Träger materiell entgolten. Dafür gibt es direkt durch die Eltern Elemente immaterieller Belohnung. Die Leiblichen Kinder erleben eine Beförderung gegenüber den Maßnahmekindern, wenn sie zum Beispiel mit deren Aufsicht betraut werden oder wenn sich die Eltern mit den Leiblichen Kindern beraten (siehe Gruppeninterview).

Selbst im Falle des Kinderhauses (Martin) kam es zumindest zu einer minimalen aber ausreichenden Mitwirkung. Martin wusste sich die spezielle, individuelle Zuwendung seiner Mutter durch die Duldung des Settings zu sichern.

Im Falle der Erziehungsstelle entwickelte sich aus einer anfänglichen Blockadehaltung eine subtile und aktive Mitwirkung durch das Leibliche Kind. Der „Lohn“ für Claudia war ihr Eindruck glauben zu dürfen, dass die Mutter/Eltern ohne ihr Mittun mit der Maßnahme scheitern würden. Die vermeintliche Abhängigkeit der Eltern verhalf ihr zu einem unbestimmten, generellen Machtgefühl.

Kennzeichnend für die Rollenübernahme als professionelle Mitarbeiter ist regelmäßig, dass die Leiblichen Kinder die Adressaten ihrer direkten oder indirekten Hilfeleistungen – die Maßnahmekinder – nicht nögen müssen, um ihre Rolle zu erfüllen, sondern sie müssen sie lediglich als Klienten akzeptieren können. Dies gelingt nicht immer, wie neben den Hinweisen in der Literatur (s. Kap. 3) auch die Interviews zeigen, denn es kam zu erheblicher Fluktuation von Maßnahmekindern. Zumindest ein Teil der Fluktuation scheint grundsätzlich verursacht durch individuelle Konflikte zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern. In diesen Fällen ist die helfende Beziehung nicht zustande gekommen.

Auf der konzeptionellen Ebene ist lediglich eine Rollenübernahme antizipiert und keine direkte Mitarbeit. Wie umfänglich und bedeutsam die Rollenübernahme für das Gelingen eines Settings werden kann, zeigen erst die individuellen Erzählungen der Leiblichen Kinder. Die Diskussion im Gruppeninterview verstärkt noch den gewonnen Eindruck und belegt, dass die Rollenübernahme mit zunehmendem Alter tatsächlich professionelle Ausmaße annimmt. Die Leiblichen Kinder sichern durch ihre Mitarbeit gemeinsam mit den Eltern den Lebensunterhalt der biologischen Kernfamilie.

Dieser Effekt wird von den Trägern gemeinhin nicht herausgestellt, sondern er ereignet sich quasi „by the way“ im Alltag eines Settings, wird als Rollenübernahme subsumiert und nicht als Mitarbeit bezeichnet. Dieser Befund stimmt überein mit BÜRGER (2002, S. 57): „Ältere leibliche Kinder spielen offensichtlich eine wichtige Rolle bei der Betreuung jüngerer aufgenommener Kinder. Sie beschäftigen sich regelmäßig mit ihnen und übernehmen ab einem bestimmten Alter auch erzieherische Verantwortung. Sie erbringen also neben ihren Eltern einen Anteil an der erzieherischen Leistung für die aufgenommenen Kinder und verdienen deshalb auch die Beachtung von Fachdiensten und Jugendämtern.“

Tendenzthese: Leibliche Kinder übernehmen in familienorientierten Settings der öffentlichen Ersatzerziehung in der Regel Rollen, in denen sie stabilisierende Vermittlerfunktionen ausüben, die von der Duldung der Jugendhilfemaßnahme bis hin zur professionellen Mitarbeit reichen.

5. Wesensmerkmale von Settings der familienorientierten Ersatzerziehung aus der Sicht der Leiblichen Kinder

Konzeptionen	Einzelinterviews	Gruppeninterview
<ul style="list-style-type: none"> Settings der familienorientierten Ersatzerziehung sind Institutionen, in denen die Leiblichen Kinder Einschränkungen (z.B. ihrer Privatsphäre) und gleichzeitig die plurale Attraktivität einer Organisation erleben können. 	<ul style="list-style-type: none"> Die biologischen Kernfamilien bilden eine identitätsstiftende Primärgruppe für die Leiblichen Kinder, erfahren allerdings Wesensveränderungen durch die Übernahme des öffentlichen Auftrages zur Ersatzerziehung. Wesensmerkmale der Settings sind: Verlust an Privatheit, Überfrachtung mit Integrationsanforderungen, Widersprüche zwischen Konzept und Realität, institutionelles Reglement, Unternehmensstrukturen, Chancen zum Erwerb von Bewältigungsstrategien, Positiveffekte einer Unternehmenskultur, professionelle Profilierung. 	<ul style="list-style-type: none"> Ein familienorientiertes Setting der öffentlichen Ersatzerziehung ist aus der Perspektive der Leiblichen Kinder eine überfrachtete Organisation, die Privatheit einschränkt, aber in der persönlichen Gesamtbeurteilung eine positive Lebensbilanz zulässt, da spezielle und allgemeine Kompetenzen erworben werden können und der Aufbau einer gesunden Persönlichkeit möglich ist.

In der Kontrastierung wirkt die in den Konzeptionen angekündigte Einschränkung der Privatsphäre verharmlosend gegenüber dem, was die Leiblichen Kinder aus der Praxis berichten. Aus den Erzählungen wird eindeutig, wie fundamental die Veränderung ist, die eine biologische Kernfamilie organisieren muss, wenn sie sich zu einem Setting der öffentlichen Erziehungshilfe verändert. Sie verändert sich in ihrem Wesen, denn die Privatheit wird nicht nur eingeschränkt, sondern sie wird aufgehoben. Die familiären Regeln gelten nicht mehr, denn es muss ein neues Reglement entwickelt werden. Die historischen Sicherheiten der Familie gehen verloren und eine neue Identität entsteht. Zum Teil werden private Bedürfnisse nach Ruhe ausgelagert, wie dies zum Beispiel in der Gruppendiskussion ausgedrückt wurde. Bei allen negativen Attributen beurteilen die Leiblichen Kinder ihre Settings allerdings nicht schlecht, denn sie formulieren gleichzeitig die Chancen der Settings für ihre individuelle Persönlichkeitsentwicklung. Die „plurale Attraktivität“, die in der Untersuchung von Konzeptionen herausgearbeitet wurde, mag die Chancen zur Persönlichkeitsentwicklung steigern, da die Settings in der Regel mehr Möglichkeiten an Sozialkontakten bereit halten als sog. Normalfamilien (Kurt).

Ausgangspunkt für eine positive Gesamtbilanz ist anscheinend die tief verwurzelte Sicherheit ein Leibliches Kind und kein Maßnahmekind zu sein. Diese Sicherheit eröffnet die Perspektive innerhalb der Institution eine frühe Karriere zu durchleben und an die Seite der Eltern treten zu können.

Es zeigt sich, dass ein Setting (Erziehungsstelle bei Claudia) ohne Fluktuation die Möglichkeit für das Leibliche Kind eröffnet, sich trotz der Ablehnung des Maßnahmekindes auf eine helfende Beziehung einzulassen. Dies ist bei Martin (Kinderhaus) weniger der Fall, der erst die große Anzahl an Maßnahmekindern beklagt und nicht generell deren Existenz. Die Überschaubarkeit der Aufgabe scheint demnach für die Leiblichen Kinder bedeutsam zu sein, damit sie sich konstruktiv einlassen können. Die Ausgangspositionen sind natürlich sehr unterschiedlich, wenn man bedenkt, dass die strukturellen Anforderungen einer pädagogischen Lebensgemeinschaft sowohl auf ganz junge Leibliche Kinder wie auch auf ältere gleichermaßen treffen.

Grundsätzlich scheinen die Leiblichen Kinder die Widersprüche zwischen Konzept und Realität zuverlässig aufzuspüren und diese Diskrepanzen deutlich an die Eltern zu melden und ihre vermeintlichen Rechte als biologische Mitglieder der Kernfamilien einzufordern. Zwischen Eltern und Leiblichen Kindern kommen über reziproke Prozesse weitgehend stabile Beziehungen zustande.

Tendenzthese: Settings der familienorientierten Ersatzerziehung sind für die Leiblichen Kinder Institutionen, die alle Merkmale von Organisationen aufweisen, die üblicherweise Mitglieder zur Mitwirkung verpflichten.

Im weiteren Verlauf der Triangulation werden die Kategorien „Das Leibliche Kind als Mitglied im professionellen Setting“ und „Wesensmerkmale der Settings aus der Sicht der Leiblichen Kinder“ eingehender betrachtet.

Das Ausblenden der übrigen Kategorien „Zum Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern“, „Zum Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Eltern“ und „Zum Verhältnis zwischen dem Leiblichen und sich selbst“ begründe ich mit dem Hinweis, dass diese sich durch ein hohes Maß an individualisierenden Faktoren auszeichnen und sich für eine kasuistische Annäherung eignen. Im Sinne des Untersuchungsziels, nämlich die generelle Situation der Leiblichen Kinder in ihrem Wesen zu durchdringen und darzustellen, erfolgt die Konzentration auf die Kategorien, die die größere Verallgemeinerung zulassen.

8.2.1 Das Leibliche Kind als Mitglied in einer Institution der Jugendhilfe

Wie die Ergebnisse zeigen, sind die Leiblichen Kinder, wenn auch ungefragt so aber faktisch doch, Mitglieder des helfenden Settings. Die Bestimmtheit mit der sie sich von den Maßnahmekindern abgrenzen, lässt schließen, dass ihnen eine Zuordnung zu den Eltern und damit den professionellen Unterstützern sehr bedeutsam ist. Sie befinden sich zwar in dem Dilemma, aufgrund ihres Alters zur Kategorie der Kinder zu gehören und damit ist in der Wahrnehmung und Beurteilung durch Dritte zunächst nicht eindeutig, dass sie nicht zu den (stigmatisierten) Maßnahmekindern gehören. Das Problem wird teilweise durch die Abgrenzung gelöst.

Der Wille nach eindeutiger Zuordnung zu den Eltern mag auch eine identitätsstiftende Funktion für die Leiblichen Kinder haben, die in bestehende Settings hineingeboren werden und zumindest als Kleinstkind vermutlich eine gewisse Verunsicherung in sich tragen können, denn sie müssen ja erst allmählich den Unterschied der Kindergruppierungen erfahren. Dieser Frage kann anhand des vorliegenden Materials nicht nachgegangen werden und müsste gesondert erforscht werden.

Ist allerdings bei den Leiblichen Kindern der Unterschied zu den Maßnahmekindern bewusst, so ist damit auch eine Art „Demarkationslinie“ bestimmt, womit eine hierarchische Ordnung hergestellt wird.

Im Gegensatz zu den Eltern ist die Mitgliedschaft der Leiblichen Kinder allerdings einem weiteren Dilemma unterworfen, denn dem Wesen nach kommt die Mitgliedschaft in einer Organisation stets freiwillig zustande. Auf die Eltern als Betreiber eines Settings der familienorientierten Ersatzerziehung trifft das Kriterium der Freiwilligkeit zu, nicht aber auf die Leiblichen Kinder. Für diese haben die Eltern stellvertretend entschieden. Die Kinder haben im Verlaufe ihrer Kindheit und Jugend auch keine Wahlfreiheit, die zum Beispiel den Maßnahmekindern vom Kinder- und Jugendhilfegesetz (Partizipationsdebatte) heutzutage weitgehend bei der Wahl des Ortes der Fremderziehung zugestanden wird. Die Leiblichen Kinder sind Zwangsmitglieder und erleben ihr Umgebungssystem als ganzheitlich – und hier erscheint gar der Begriff „totalitär“ angemessen – beanspruchend, indem intime, private Ansprüche in vielen Fällen zurückstehen müssen (z.B. Claudias‘ Stammplatz am Essenstisch; Claudias‘ Nähe zur Mutter während der Pubertät oder auch Martin, der sein kürzliches Weihnachtsgeschenk – die Eisenbahn – vor den einziehenden „Rabauken“ in Sicherheit bringen soll).

Eine typische Eigenschaft von Organisationen wird deutlich: zugunsten des gemeinsamen Auftrages muss der Einzelne unter Umständen seine vitalen Wünsche und Ansprüche

zurückdrängen. Als Lohn für den Verzicht gewährt die Organisation, vertreten durch die Eltern, Anerkennung und konditioniert die Leistungen der Mitglieder.

Die Zugehörigkeit zum helfenden Setting ist für die Leiblichen Kinder nicht über einen Arbeitsvertrag geregelt, denn die Verpflichtung zur Mitwirkung verläuft subtil über verschiedene Faktoren, wie zum Beispiel

- den Eltern näher stehen zu wollen und zu können als die Maßnahmekinder,
- die Rollenerwartungen zu erfüllen und schlichtweg
- den Eltern gehorchen zu müssen.

Es gibt einen nicht sichtbaren Vertrag, dessen Grundlage die biologische Zugehörigkeit zu den Eltern ist, der den Leiblichen Kindern als symbolische Verpflichtung Anpassungsleistungen abverlangt.

Wenn in der Triangulation innerhalb der Kategorie „Zum Verhältnis zwischen den Leiblichen Kindern und den Maßnahmekindern“ die Feststellung gemacht wurde, dass die konzeptionelle Erwartung von den Eltern erfüllt wird, ihre Kinder zur Akzeptanz der Maßnahmekinder zu führen, so kann unter dem Gesichtspunkt der Kräfte einer Organisation auf seine Systemmitglieder eine zweite Lesart hinzutreten: nicht unbedingt den Eltern gelingt es ihre eigenen Kinder zu führen, sondern die systemimmanenten und sich entfaltenden Organisationskräfte bewirken beim Leiblichen Kind die Erfüllung von Rollenerwartungen.

Der institutionelle Rahmen, wie ihn eine Organisation in ihren Merkmalen ausbildet, setzt Anforderungen an die Mitglieder/Mitarbeiter, denen sich der Einzelne nur schwerlich entziehen kann, wenn er nicht im Widerspruch zur Organisation stehen will. Die corporate identity bietet gleichzeitig Orientierung über das Ziel der Organisation und das methodologische know-how, wie Ziele erreicht werden sollen. Mitzuwirken ist bedeutungsvoll, da die corporate identity mit dem individuellen Handeln konsensualisiert werden muss. Die Fähigkeit hierzu erscheint in einer Einrichtung wie einem familienorientierten Setting öffentlicher Ersatzerziehung problematisch, weil es sich um spezielle Institutionen handelt, in denen Privatheit und öffentlicher Arbeitsauftrag (Dienstauftrag) zusammenfallen.

Leibliche Kinder wachsen somit in einem hochkomplexen Geschehen auf, wie die Beispiele aus den Interviews belegen. Während mit dem Begriff „Familie“ in der Regel bestimmte Erwartungen verbunden sind (NIEDERBERGER und BÜHLER-NIEDERBERGER, 1988) kommen typische institutionelle Ansprüche der Jugendhilfeorganisation auf die Leiblichen Kinder zu (ebenda, S. 34): „Ihr Ideal ist Leistungsbereitschaft auf Abruf – in Zeitpunkt, Dauer, Ausmass und Qualität, und indifferent gegenüber dem Inhalt.“

Die Leiblichen Kinder erleben ihre Sozialisation in einer gegenüber „Normalfamilien“ erweiterten Dimension, denn es treten normative Standards der Arbeitswelt hinzu, die zwar aufgrund des familienorientierten Settings abgeschwächt sind aber dennoch verbindliche, arbeitsweltliche Strukturen schaffen. Beispiele hierfür sind die „Klingelhosenaktion“ bei Claudia, die „Empfangsrituale“ für Maßnahmekinder bei Kurt, die „reglementierten Ausgangszeiten“ bei Martin oder auch die Technik von Manfred, der absichtsvoll der überfrachteten Settingsituation (crowding) entflieht, um seine Aggressionen nicht unkontrolliert innerhalb des Settings auszuleben.

Die Leiblichen Kinder sind Teile eines omnipotenten Systems, in dem sie sich zu orientieren, zu behaupten und zu profilieren lernen. Die Organisationselemente (McKinsey-Modell) lassen sich im Erleben und Verhalten der Leiblichen Kinder auffinden, denn sie müssen lernen mit diesen Elementen zu leben (am Beispiel von Claudia):

- Struktur: Sie selbst war strukturierend tätig, indem sie vehement Einfluss darauf nahm, die Unterscheidung nach dem „hilfebedürftigen“ Maßnahmekind und „Helfern“ zu etablieren und sich selbst zuzuordnen. Im Sinne eines Organigramms beanspruchte sie für sich eine Stellung auf der Hierarchieebene neben ihrer Mutter, die wiederum als Führerin des Settings identifiziert wurde; somit beanspruchte Claudia eine gleichberechtigte Führerschaft als Gegenleistung für ihre Mitwirkung.
- System: Aufgabe der Organisationsführer ist es die Reibungsverluste zwischen den verschiedenen Teilsystemen einer Organisation gering zu halten, um eine große Effizienz der investierten Kräfte zu erreichen. Claudia schwang sich, weil sie das elterliche System als überlastet einschätzte und gleichzeitig ihre Kompetenzen demonstrieren wollte, zur

informellen Führerin auf und versuchte ausgleichend auf das elterliche System einzuwirken.

- **Strategie:** Es gehörte zu Claudias' organisationsbezogenen Strategie sich in den Dienst des Unternehmens zu stellen, Fachberatung und Supervision als Jugendliche quasi im eigenen Auftrag bei den flankierenden Dienstleistern anzunehmen und diese Metaebene als Enrichment in das Setting einzubringen.
- **Selbstverständnis:** Die Erziehungsstelle ist ein sozialer Dienstleister, dem Probanden anvertraut werden, um ersatzweise gesellschaftliche Erziehung zu praktizieren. Diese verantwortungsvolle Kompetenz als Teil einer sich als innovativ verstehenden Jugendhilfe zu verwirklichen bestimmt das Selbstverständnis im Handeln. Claudia trug dieses Selbstverständnis mit, da sie so an der verliehenen Macht partizipieren konnte.
- **Stil:** Waren die anfänglichen Reaktionen von Claudia bei der Aufnahme des Maßnahmekindes noch sehr verletzend, egozentrisch aber auch authentisch, so veränderte sich ihr persönlicher Stil zu einer professionellen, indifferenten Haltung hin, die es ihr ermöglichte mit einer gewissen professionellen Distanz dem Maßnahmekind Unterstützung zu gewähren, die von einem Mitglied des Settings erwartet wurde. Claudia vollzog in ihrer Person den Wandel von einer privaten hin zu einer institutionellen Person.
- **Spezialkenntnisse:** Claudia erwarb sich spezielle Kenntnisse wie zum Beispiel eine Methode zur Hilfe (Konditionierung) bei Enuresisproblemen, die nur in systematischer Arbeitshaltung praktiziert werden konnte.
- **Stammpersonal:** Die Erziehungsstelle verfügte nur über Stammpersonal, zu dem sich Claudia ausdrücklich hinzurechnete, da es sich bei dem Maßnahmekind nur um ein einmaliges Engagement der Familie handelte. Sämtliche pädagogischen Lebensgemeinschaften legen Wert auf das Leistungselement „Stammpersonal“, da die übrige öffentliche Erziehung in Heimen üblicherweise über Personalfluktuations klagt und ihr dies als Leistungsdefizit angekreidet wird, da gemeinhin Stammpersonal wegen der größeren Beziehungskontinuität als günstiger für eine gelingende Sozialisation begriffen wird.

Tendenzthese: Die dynamische Organisationsform familienorientierter Settings der Ersatzerziehung führt die Leibliche Kinder zur konstruktiven, zweckerfüllenden Mitgliedschaft.

8.2.2 Das Leibliche Kind als Mitarbeiter

Im Hinblick auf die Maßnahmekinder wird Verantwortung durch die Leiblichen Kinder übernommen, was allerdings tendenziell weniger um der Maßnahmekinder selbst willen geschieht, sondern als Unternehmensauftrag mitgetragen wird.

Diese professionelle Haltung ist ein Kennzeichen für die Mitarbeiterqualitäten, die Leibliche Kinder in den Settings erwerben und in ihre Persönlichkeit integrieren (alle Interviewteilnehmer). Wie das Material aus den Interviews zeigt, kommen weitere Elemente für eine professionelle Haltung hinzu, wie zum Beispiel

- die Anwendung von Fachsprache,
- den Willen mit den Eltern arbeitsteilig im Team tätig zu sein,
- den ereignisreichen Alltag zu reflektieren,
- systematisch Ziele der Arbeit anzugehen und
- Fachkenntnisse zu erwerben.

Es gibt bei Trägern und Betreibern der Settings anscheinend keine Sensibilität dafür, dass man es zumindest bei den älteren Leiblichen Kindern mit einer „Spielart“ von Mitarbeitern zu tun hat, denn ansonsten müsste man auch bei ihnen auf übliche dienstliche Standards wie zum Beispiel Verschwiegenheitserklärungen und Qualifikationsnachweise bestehen.

Die Bereitschaft Leibliche Kinder als Mitarbeiter eines sozialen Dienstes zu klassifizieren, macht weitergehende Konsequenzen deutlich, die in das konkrete erzieherische Handeln reichen. BRUMLIK (1992, S. 252) betont: „Soziale Dienste sind im Prinzip legitim und dabei

konstitutiv an die Wahrung der Selbstachtung der paternalistischen Handlungen⁴⁰ unterliegenden Hilfsbedürftigen unterworfen.“ Es ist aus dem erhobenen Datenmaterial belegt, dass Leibliche Kinder zum Teil in erheblichem Maße den Erziehungsalltag in den Settings der familiären Ersatzerziehung beteiligt sind. Auf dem Hintergrund der Ausführung von BRUMLICK ist die Frage zu stellen, wer die Verantwortung für die gewollte erzieherische Leistung der Maßnahmekinder trägt, die schließlich nicht nur als Peer-group-Effekte (peer-education) zu bezeichnen sind, sondern deutliche Merkmale professioneller Mitarbeit tragen. Es lassen sich zwei Antworten geben:

1. Die Tatsache wird von Trägern und Betreibern nicht erkannt oder erfolgreich verdrängt.
2. Unterstellt man, dass die Betreibereltern in der Regel auch aus einer ideellen Motivation heraus die Settings gegründet haben, was die Folgerung zulässt, dass ihnen das Schicksal der Maßnahmekinder am Herzen liegt, so kann weiter gefolgert werden, dass sie ihren Leiblichen Kindern vertrauen, wenn diese ihre Rolle als „Hilfserzieher“ oder auch als „Vermittler“ ausfüllen. Die Leiblichen Kinder sind von ihren Eltern im weitesten Sinne als Kollegen akzeptiert, wenn ihnen Verantwortung übertragen wird, wie zum Beispiel im Falle von Michael, der darüber berichtet, dass er auf dem Sportplatz auf die Maßnahmekinder aufpassen sollte oder auch am Abend die Aufsicht im Auftrag der Eltern übernahm, wenn diese alleine ausgehen wollten.

Die Leiblichen Kinder wachsen im professionellen Alltag auf und erlernen Kenntnisse und Kompetenzen, die sie gleichzeitig anwenden. Es handelt sich um die effizienten Lernmodelle des „learning by doing“ und „training on the job“. Der Autor hält es für angemessen diese Kinder als „Kleine Pädagogen“ zu bezeichnen und damit auf eine Tatsache hinzuweisen, die keine fachöffentliche Beachtung findet: In den familienorientierten Settings arbeiten nicht nur die dafür vertraglich verpflichteten Kräfte, sondern auch deren Kinder. Unter den Augen der Jugendhilfe hat sich somit ein Markt von „Kinderarbeit“ entwickelt, der in keiner Weise erkannt, geschweige denn den Ordnungsämtern gemeldet ist, die für die Überwachung von Kinderarbeit zuständig sind. Dergleichen Meldungen zu erwarten oder zu initiieren liegt auch nicht in meiner Absicht, denn die in den „Grundbegriffen: drei“ vorangestellte Sichtweise zur Kinderarbeit, als eine Chance zur Partizipation an der Welt der Erwachsenen, bietet einen Weg an, die Kinderarbeit der „Kleinen Pädagogen“ zu verstehen und zu akzeptieren.

Die Leiblichen Kinder nehmen in der Regel diese Arbeit nicht freiwillig auf, denn es steht gar zu vermuten, dass sie bei freier Wahlmöglichkeit die Wandlung ihrer Familien zu Settings der familienorientierten Ersatzerziehung ablehnen würden. Die freie Wahlmöglichkeit ergibt sich aber in den allermeisten Fällen gar nicht erst, weil die Eltern für ihre Leiblichen Kinder mitentscheiden. Gleichwohl, ob freiwillig oder verpflichtet, wesentlich ist das phänomenologisch erfassbare: die Leiblichen Kinder sind Mitglieder von professionellen Institutionen, in denen sie im Verlaufe ihrer Sozialisation kontinuierlich lernen und gleichzeitig in ihren Rollen das Gelernte anwenden und so schrittweise die Qualifikation „Kleine Pädagogen“ zu sein erwerben.

Diese Kinder können im Gegensatz zu vielen anderen Kindern der sogenannten „Normalfamilien“ an der Arbeit ihrer Eltern partizipieren, diese wesentlich unterstützen, da der Erfolg der Organisation am größten ist, wenn alle Mitwirkenden sich in den Dienst der gemeinsamen corporate identity stellen. Sie erleben eine große Bestätigung durch ihre Eltern, wenn sie mitziehen, da sie mit ihrer Arbeit die Dienstleistung der Kernfamilie optimieren und auf diesem Wege auch die ökonomische Grundlage der Familie stärken.

Die Mitarbeit der „Kleinen Pädagogen“ ist nicht direkt vergleichbar mit Kindern in ähnlichen Situationen, die in anderen familiären Betrieben wie zum Beispiel in der Gastronomie mitarbeiten. Der Gastronomiebetrieb wäre auch ein solcher Betrieb, wenn die Kinder nicht vorhanden sind. Das familiäre Setting der öffentlichen Ersatzerziehung kann gerade erst durch

⁴⁰ BRUMLICK (1992, S. 233): „Unter paternalistischen Handlungen werden Handlungen verstanden, die unmittelbar in die Willkür- und Handlungsfreiheit eines Menschen eingreifen, so daß dieser Mensch sich hierdurch in seiner Handlungsfreiheit beeinträchtigt fühlt. ... Die klassische Definition des ‚Paternalismus‘ lautet folgendermaßen: ‚Paternalismus könnte als jener Gebrauch von Zwang verstanden werden, bei dem es um das Erwerben eines Gutes geht, das von der Person, für die dies Gut angestrebt wird, nicht als solches anerkannt wird.‘ (G. Dworkin 1971, S. 112).“

die Leiblichen Kinder zu einem Setting besonderer Güte werden: Leibliche Kinder sind funktionale Systemteilnehmer, die bereits durch ihre bloße Anwesenheit für positive Transaktionen sorgen können und diese systemstützende Funktion noch potenzieren, wenn sie kreativ und diszipliniert in eine Rolle als weiterer Mitarbeiter des Settings hineinwachsen.

Freilich gibt es auch pädagogische Lebensgemeinschaften ohne Leibliche Kinder, d.h. sie sind keine bedingende Voraussetzung, um ein solches Setting etablieren zu können aber von Leiblichen Kindern erwarten sich Träger die bereits vorgestellten, funktionalen Effekte, wie unter anderem zu Beginn der Arbeit mit dem Einleitungsinserat belegt wurde. Die Existenz der Leiblichen Kinder kann - und so ist es von den Trägern erhofft - ein familienorientiertes Setting zu besonderer Güte und Leistungsfähigkeit führen. Es gibt Träger, für die kinderlose Paare nicht als Betreibereltern in Frage kommen, da für diese Träger kinderlose Paare keine komplette Familie sind und damit der beabsichtigte familienanaloge Gedanke von peer-education fehlt.

Mit der Bezeichnung „Kleine Pädagogen“ sehe ich am ehesten die Wunschrolle beschrieben, wie Träger die Leiblichen Kinder konzeptionell instrumentalisieren, gleichwohl ob dies in einer schriftlichen Konzeption einen Niederschlag findet oder nicht. Im Sinne des labeling approach übernehmen die Leiblichen Kinder anscheinend sehr sensibel die an sie subtil gerichteten Erwartungen und entwickeln sich zu „Kleinen Pädagogen“, die je nach Motivationslage ihre Rolle offensiver (siehe Claudia, Kurt, Manfred, Michael, Sigg) oder defensiver (siehe Martin) ausführen.

Anknüpfend an die zu Beginn dieses Kapitels gemachten Ausführungen zur Selbstwirksamkeit lässt sich im Rahmen der Triangulation feststellen, dass die Settings der familienorientierten Ersatzerziehung geradezu ideale Voraussetzungen für Leibliche Kinder aufweisen, Selbstwirksamkeit als intrinsische Motivationsgrundlage für Mitarbeit zu entfalten. SCHÖPFLIN (1998, S. 84 f) verweist mit Ulich (1992) auf die Entwicklung von Kompetenzen, die vor allem „in der Arbeitstätigkeit durch Gestaltung von Arbeitstätigkeiten stattfindet“. Er hält es für bedeutsam den Teamaspekt dabei zu betonen, denn eine gemeinsame Aufgabenorientierung könne in einer Arbeitsgruppe nur dann entstehen, wenn „(1) die Gruppe eine gemeinsame Aufgabe hat, für die sie als Gruppe die Verantwortung übernehmen kann und wenn (2) der Arbeitsablauf innerhalb der Gruppe von dieser selbst kontrolliert werden kann.“ Beide Elemente sind in pädagogischen Lebensgemeinschaften gegeben, diese selbst sind als Arbeitsgruppen (Institutionen) identifiziert, in denen die Betreibereltern und die Leiblichen Kinder aus der Sicht eben dieser Leiblichen Kinder eine gemeinsame Helferstruktur bilden. Ob sie tatsächlich immer dieses gemeinsame Subsystem bilden, sei einmal dahingestellt, denn entscheidend ist, wie die Leiblichen Kinder die Situation für sich definieren (s. Thomas-Theorem, a.a.O.).

ULICH (in SCHÖPFLIN) benennt strukturelle Merkmale einer vollständigen Arbeitstätigkeit, die unmittelbar die Anstrengungsbereitschaft bei der Arbeitsausführung beeinflussen:

„(1) Das selbstständige Setzen von Zielen, die in übergeordnete Ziele eingebettet werden können.

(2) Selbständige Handlungsvorbereitungen im Sinne der Wahrnehmung von Planungsfunktionen.

(3) Auswahl der Mittel einschließlich der erforderlichen Interaktionen zur adäquaten Zielerreichung.

(4) Ausführungsfunktionen mit Ablauffeedback zur allfälligen Handlungskorrektur.

(5) Kontrolle mit Resultatfeedback und der Möglichkeit, Ergebnisse der eigenen Handlungen auf Übereinstimmung mit den gesetzten Zielen zu überprüfen.“

In den vorliegenden Interviews lassen sich alle diese Merkmale substantiell auffinden, denn die Leiblichen Kinder wachsen mit zunehmendem Alter in diese Arbeitsstruktur hinein. Sie können sich über Jahre in die Gegebenheiten einfinden, haben im Sinne des Zugewinns an Fachkenntnis erfahren,

zu (1): was Erziehungs- und Hilfepläne sind, kennen aus den Gesprächen und Erfahrungen die Defizite des Klientels und damit auch die lang- und kurzfristigen Erziehungsziele,

zu (2) und (3): tauschen sich mit den Eltern im Sinne von Planung über die notwendigen Schritte aus,

zu (4): wirken bei der Umsetzung konkret mit und vollziehen mit den Eltern evaluative Gespräche,
zu (5): erleben die Resultate der langfristigen Arbeit in der pädagogischen Lebensgemeinschaft und können das Handeln mit den gesetzten Zielen überprüfen.

Dies alles vollzieht sich je nach Alter der Leiblichen Kinder entwicklungsbedingt auf den unterschiedlichsten Ebenen. Während im Kleinkind- und Kindesalter die Partizipation an der Arbeit den Schwerpunkt eher im Bereich (4) hat, indem die Leiblichen Kinder zur Ausführung der elterlichen Planungen genutzt werden, weiten sich die Aktivitäten mit wachsendem Alter auf die übrigen Bereiche aus und können im höheren Jugend- bzw. dem jungen Erwachsenenalter alle genannten Ebenen erreichen.

Tendenzthese: Zumindest ältere Leibliche Kinder leisten in den Settings familienorientierter Ersatzerziehung unbemerkte aber durch die Eltern honorierte Kinderarbeit.

Zusammenführung:

- Die Leiblichen Kinder nehmen in den Settings der familienorientierten Ersatzerziehung eine institutionelle Geschwisterschaft ein.
- Leibliche Kinder, die in bestehende Settings familienorientierter Ersatzerziehung hineingeboren werden, erleben diese Lebenssituation als Normalität, für deren Entstehung die Eltern nicht zu hinterfragen sind.
- Wird ein Setting familienorientierter Ersatzerziehung erst während der Kindheit oder Jugend der Leiblichen Kinder eingerichtet, gibt es verschiedene Verhaltensweisen:
 - a) die Leiblichen Kinder beanspruchen Partizipation, unterbleibt diese, müssen die Eltern mit Reaktionen rechnen wie Ablehnung der Maßnahme allgemein, Artikulation von erheblicher Kritik, direkter oder symbolisch ausgelebter Ablehnung der Maßnahmekinder;
 - b) Akzeptanz durch die Maßnahmekinder kann am ehesten dann erfolgen, wenn Möglichkeiten der Partizipation geboten werden oder zumindest die Entscheidung von den Eltern transparent gemacht wird.
- Für Leibliche Kinder bietet die Zugehörigkeit zu einem Setting der familienorientierten Ersatzerziehung Chancen und Risiken zum Persönlichkeitsaufbau, die es von den Eltern und Trägern in aller gebotenen Professionalität aufmerksam und individuell zu bewerten und zu entwickeln gilt.
- Leibliche Kinder übernehmen in familienorientierten Settings der öffentlichen Ersatzerziehung in der Regel Rollen, in denen sie stabilisierende Vermittlerfunktionen ausüben, die von der Duldung der Jugendhilfemaßnahme bis hin zur professionellen Mitarbeit reichen.
- Zumindest ältere Leibliche Kinder leisten in den Settings familienorientierter Ersatzerziehung unbemerkte aber durch die Eltern honorierte Kinderarbeit.
- Settings der familienorientierten Ersatzerziehung sind für die Leiblichen Kinder Institutionen, die alle Merkmale von Organisationen aufweisen.
- Die dynamische Organisationsform familienorientierter Settings der Ersatzerziehung führt die Leibliche Kinder zur konstruktiven, zweckerfüllenden Mitgliedschaft.

Die Zusammenführung der Tendenzthesen lässt sich kompakt in einem zentralen Ergebnis darstellen:

Leibliche Kinder leben und arbeiten in der Regel, ohne an der dafür grundlegenden Entscheidung partizipiert zu haben, unter den Bedingungen einer familienorientierten Jugendhilfeeinrichtung in institutioneller Geschwisterschaft mit Maßnahmekindern, was Chancen und Risiken zum Persönlichkeitsaufbau eröffnet.

9 Abschließende Betrachtung und Ausblick

Mein Untersuchungsdesign ist abgearbeitet und es stellt sich die Aufgabe der Gesamtschau mit den Leitfragen:

1. **Theoriebeitrag:** Gibt es einen Theoriebeitrag? Können über die Ergebnisebenen der einzelnen Untersuchungsschritte und der Triangulation hinaus allgemeinste Folgerungen („systemökologische abstracts“) gezogen werden?
2. **Untersuchungsinteresse:** Ist die selbstgestellte Aufgabe erfüllt, die Perspektive der Leiblichen Kinder sowohl individuell als auch allgemein darzustellen? Sind alle aufgeworfenen Fragen beantwortet? Waren die Methoden geeignet?
3. **Weitere Forschungen:** Es ist nun einmal so: wer fragt, wirft weitere Fragen auf. Der Diskurs zum Thema ist marginal, deshalb drängt sich an etlichen Stellen der Untersuchung die Frage auf: Welche weiteren Forschungsaufgaben generiert das vorliegende Material?
4. **Praxisertrag:** Das Selbstverständnis der Untersuchung wurde eingehend vorgestellt: nicht für den „Elfenbeinturm der Wissenschaften“ sollte geforscht werden sondern für die Praxis, deshalb: Welche Praxisempfehlungen resultieren aus meiner Untersuchung?

9.1 Theoriebeitrag

Die induktive Vorgehensweise führte im Verlaufe der Untersuchung zu verallgemeinerbaren Erkenntnissen. Diese bezeichne ich zum Ende der Arbeit als „systemökologische abstracts“, um mit dieser Bezeichnung zweierlei zu verdeutlichen:

- systemökologisch - Leibliche Kinder verlangen von allen Beteiligten, sie in ihren Systemzusammenhängen wahrzunehmen, zu verstehen und konzeptionell einzudenken.
- abstracts - Bei den Verallgemeinerungen handelt es sich mit ihrem deskriptiven Charakter um eine überindividuelle Abstraktionsebene phänomenologischer Wesensart.

Für den Erkenntnisprozess war es von Bedeutung die individuellen zunächst zu erfassen und zu verstehen und nachfolgend diese Ebene verlassen zu können, um auf die allgemeineren Sichtweisen einzugehen, auf die die Leiblichen Kinder mit ihren Äußerungen hingeführt haben. Dabei ging es vor allem darum, diese Kinder als „Kleine Pädagogen“ zu sehen, die Mitwirkende in Organisationen sind.

Die schrittweise Annäherung und die jeweiligen Abstraktionen, die als theoretischer Zugewinn gelten können, ist nachfolgend in drei Schritten visualisiert, die als notwendigerweise aufeinanderfolgend begreifen:

1. Perspektive des individuellen Erlebens - Leibliche Kinder als Systemmitglieder - Chancen und Risiken

- von der Akzeptanz bis zur Ablehnung der Maßnahmekinder; von professioneller Distanz bis zu Freundschaft;
- Bewunderung und Ablehnung für die Eltern; in der Regel aber ein Mindestmaß an Kooperationsbereitschaft;
- Mitgliedschaft im Setting als Katalysator für Erwachsenwerden vs. „verlorene Kindheit“; Internalisierung von Coping-Strategien vs. Verunsicherung durch Zurücksetzung durch die Eltern; Zwangsmitgliedschaft (keine Mitbestimmung) vs. Partizipation in der Arbeit;
- von der professionellen Mitwirkung bis zur Verweigerung,
- Entzug von Freiheit durch die Mitgliedschaft vs. attraktiver Ort zur Persönlichkeitsentfaltung.

2. Perspektive der Mitgliedschaft in einer Organisation

- Maßnahmekinder sind Nutzer (Kunden) der Dienstleistung „familienorientierte Ersatzerziehung“;
- Eltern und Leibliche Kinder bilden eine Lebens- aber auch Dienstgemeinschaft;
- Mitgliedschaft bedeutet ein Mindestmaß an Mitwirkung; Kinderarbeit als Chance

und Risiko (Protagonismuskussion);

- Leibliche Kinder gehören zum Stammpersonal; die Settings beziehen ihr Stammpersonal in organisationstypische Prozesse ein, wie z.B. Leitbild- und Strategiediskussion, Stil- und Prozessfragen u.a.m.

3. Die systemökologische Perspektive führt zu systemökologischen abstracts

- Leibliche Kinder sind „Setting-kompletierend“. Sie werden von Eltern und Trägern instrumentalisiert, und zwar qualitativ in einem höheren Maße als in anderen „Familienbetrieben“;
- Die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Eltern und ihren Leiblichen Kindern begünstigt über Reziprozität stabile Eltern-Kind-Beziehungen.
- Die Leiblichen Kinder können in der Regel zwar nicht mitbestimmen, wenn es um die Gründung eines familienorientierten Settings geht (d.h. sie sind machtlos) aber sie können im Verlaufe der Mitwirkung sukzessive an der Elternmacht partizipieren.
- Das System „familienorientiertes Setting“ kann nur durch die Akzeptanz der Systemmitglieder „Leibliche Kinder“ selbstreferentiell sein, was für die dauerhafte Existenz unerlässlich ist. Diese substantielle Funktion der Leiblichen Kinder müssen die Agenten der Jugendhilfe erkennen und für die Zukunft in Konzeptionalisierung von familiären Jugendhilfesettings aufnehmen.
- Systemökologische abstracts:

ZÜFLE (1998, S. 95) weist mit EINSTEIN darauf hin, dass „ein Problem niemals auf der Ebene zu lösen ist, auf der es entsteht. Die Lösung des Dilemmas kann danach nur auf der Ebene der Organisation erfolgen, die diesen grundsätzlichen Widerspruch an die Praxis der einzelnen Mitarbeiter heranträgt.“ Leibliche Kinder tragen die konzeptionellen und faktischen Widersprüche, die sich ergeben, wenn Familie sich in das Dilemma begibt, gleichzeitig Familie und Institution der Jugendhilfe sein zu wollen, an die Settings bzw. Eltern heran. Sie leisten dies auch dann, wenn sie sich in einen Rückzug begeben, vor der Realität des Settings flüchten. Für diese Feststellung bieten das Interviewmaterial und deren Auswertung eine Fülle von Aussagen der Leiblichen Kinder. Sie beschreiben darin selbst ihre besondere und umfassende Rolle als Leibliche Kinder (s. Kap. Forschungsergebnisse). Diese universale Rolle der Leiblichen Kinder (Kleine Pädagogen) lässt eine theoretische Folgerung mit hoher Praxisrelevanz zu (abstract 1):

Bei den verbalen, nonverbalen und symbolischen Handlungen der Leiblichen Kinder handelt es sich um selbstreferentielle Systembeiträge, die bei zutreffendem Verständnis und Beachtung seitens der Eltern und Träger, die Settings der familiären Ersatzerziehung korrigieren, verbessern und damit leistungsfähiger machen können:

Die Leiblichen Kinder wollen gehört und beteiligt werden!

Die Beiträge der Leiblichen Kinder weisen in eine deutlich Richtung, die von der Sozialen Arbeit für den Bereich der Integration von Minderheiten bereits umfänglich diskutiert wurde. Innerhalb der familiären Settings verkehren sich oft Minderheiten und Mehrheiten. Die Majorität liegt in den Settings oftmals bei den Maßnahmekindern. Es ist die Frage berechtigt: wer integriert hier wen? Sollen Maßnahmekinder in pädagogische Lebensgemeinschaften integriert werden oder sollen Leibliche Kinder in Gruppen integriert werden? Bei den untersuchten Settings bildet die Erziehungsstelle von Claudia die Ausnahme, denn dort gab es zwei Leibliche Kinder und nur ein Maßnahmekind. Bei allen anderen Settings waren die Leiblichen Kinder in der Minorität. Im Falle von Manfred umfasste das Setting gar 15 Personen, wobei es nur 3 Leibliche Kinder und bis zu 7 Maßnahmekinder gab. Folglich stellt sich für das Gros der pädagogischen Lebensgemeinschaften, da in der Regel mehr Maßnahmekinder als Leibliche Kinder dort leben, die Frage nach der Assimilation, worunter mit in diesem Zusammenhang verstanden wird (MARKEFKA, 1982, S. 68): „Assimilation ist die Angleichung einer Minorität an eine Majorität, in welcher die Minderheit letztlich völlig aufgehen kann.“ Die im Grunde angelegte Problematik tritt zutage und erklärt die starke

Kohäsion innerhalb der Kernfamilie. Die Führerschaft für das gesamte familienorientierte Setting liegt bei der Kernfamilie und diese muss ihre gesamte Kraft darauf bündeln gegenüber der Majorität von Maßnahmekindern zu dominieren.

Aus der Perspektive der Leiblichen Kinder lässt sich feststellen und ihre Aussagen kommen einer Empfehlung an die Jugendhilfeträger gleich (abstract 2):

Wenn Familien zu Jugendhilfeeinrichtungen werden, dann ist es ein Anliegen der Leiblichen Kinder, dass der Zuwachs zahlenmäßig auf wenige Maßnahmekinder beschränkt ist, so dass tatsächlich eine Chance auf Integration bestehen kann und typische Probleme zu großer Einheiten (Fluktuation, Crowding, Distress) vermieden werden können:

Die Leiblichen Kinder sind feldekundig und können als Insider evaluativ für „ihre“ Jugendhilfeeinrichtungen sein.

Aus der Kinderrechtsdebatte wurde eine Forderung nach erhöhten Partizipationsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche abgeleitet. Partizipation ist aber immer eine Frage von Macht, Machterhalt und Abgeben von Macht. Eine freiwillige Abgabe von Macht dürfte eher die Ausnahme sein und hat unter Umständen keine nachhaltige Basis. Kommt ein ausgewogenes Machtverhältnis auf der Basis eines ausgehandelten Gleichgewichtes zustande, so ist die Wahrscheinlichkeit für Stabilität groß. Leibliche Kinder „verhandeln“ mit ihren Eltern im Verlaufe ihres Älterwerdens über verschiedenste Lebensäußerungen, d.h. es werden alle möglichen kommunikativen Mittel (sehr deutlich bei Claudia, weil offensiv-verbal), um den Eltern zu signalisieren, dass diese eine Gegenleistung schuldig sind (Kinobesuch bei Manfred; Hierarchieaufstieg bei Claudia; heimliche Koalition mit der Mutter bei Martin).

Erst dann, wenn Kinder an der Elternmacht mit Recht partizipieren können, haben sie auch die Möglichkeit einen Anspruch auf Partizipation zu stellen. Leibliche Kinder in pädagogischen Lebensgemeinschaften sehen sich dazu im Stande, haben Ansprüche an Machtbeteiligung, da sie produktiv an der Familienarbeit beteiligt sind. Die Interviews zeigen aus der Perspektive der Leiblichen Kinder, wie sie mit wachsendem Alter kontinuierlich in ihre vielfältige Rolle hineinwachsen: vom reinen Funktionsträger als Kleinkind werden sie allmählich Mitwirkende und schließlich können sie die Funktion (allerdings nicht den Status) von Mitarbeitern erreichen. In dem gleichen Maße, wie sie sukzessive Leistungen für die Settings erbringen, beanspruchen sie eine Honorierung. Diese geschieht in der Regel nicht durch Geldleistungen sondern indem die Kinder schrittweise auf die Machtebene der Eltern aufsteigen. Die Ernsthaftigkeit und Konsequenz, mit der die Leiblichen Kinder Gegenleistungen für ihre erlebten Nachteile einfordern, macht den Eltern deutlich, wie wichtig das Anliegen ist. Letztlich geht es Leiblichen Kindern dabei nicht um Macht, sondern es geht ihnen darum ein psychosoziales Gleichgewicht zu finden, ihr Leben in der Gesamtbilanz in eine Balance zu bringen, die es ihnen ermöglicht die Kindheit und Jugend als sinnvolle Zeit zu bewerten. Am ehesten gelingt diese Bewertung, wenn Selbstwirksamkeit im gemeinsamen Auftrag des Settings erlebt werden kann.

Wie die Ergebnisse der Untersuchung zeigen, lösen die Eltern die Ansprüche der Leiblichen Kinder meistens auch ein, um im Sinne der gebotenen Reziprozität ein stabiles Verhältnis zu ihren Mitarbeitern, den „Kleinen Pädagogen“ herzustellen (abstract 3):

Die „Kleinen Pädagogen“ können an der elterlichen Macht partizipieren, gestalten so eine Copingstrategie mit der sie selbstwirksam für ihre „Psychohygiene“ sorgen, indem für das von ihnen abverlangte Abtreten familiärer Anteile Gegenleistungen eingefordert werden:

Leibliche Kinder bilden Strategien aus, mit denen sie Attraktivität herstellen, um in Settings, die ihnen viel abverlangen, ein homoöstatisches Gleichgewicht zu finden.

Leibliche Kinder sind integrale Systembestandteile in den pädagogischen Lebensgemeinschaften, erfüllen zunächst Funktionen, wirken schrittweise auf der Helferebene immer stärker mit, bis sie schließlich qualifizierte, professionelle Leistungen erbringen. Sie sind mit ihren unternehmerischen Dienstleistungen Produktionsfaktoren; die Produktivität eines Unternehmens ergibt sich aus dem Verhältnis des Produktionsergebnisses zum Faktoreinsatz; d.h. je besser die Leiblichen Kind sich in den Dienst des Unternehmens stellen, desto effektiver funktioniert dieses. Leibliche Kinder gehören so gesehen zum Kapital der familienorientierten Settings. In verschiedenen Konzeptionen und Inseraten wird dies ausdrücklich so gesehen. In der Praxis wird dieser Umstand in der Regel ohne weiteren Kommentar vollzogen, da die Leiblichen Kinder Objekte darstellen, die den Eltern zugeordnet sind und nach deren Willen für die pädagogischen Prozesse institutionalisiert werden (abstract 4):

Es findet eine gemeinsame Arbeit von Eltern und Leiblichen Kindern statt (unternehmerische Dienstleistungseinheit). Damit ist eine für die „Moderne“ untypische Kind-Situation innerhalb unserer Gesellschaft real, wie wir sie eigentlich nur in archaischen Kulturen kennen, bei der die Kinder direkt an der Lebens- und Arbeitswelt der Erwachsenen beteiligt sind:

Leibliche Kinder werden im Verlaufe ihrer Zugehörigkeit zu den Settings der familienorientierten öffentlichen Ersatzerziehung zu „Kleinen Pädagogen“, sie nehmen damit eine zuge dachte Rolle umfänglich und aktiv an. Die aktive Rollenübernahme symbolisiert den Willen sich aus der zuge dachten Objektrolle zu emanzipieren und als handelndes Subjekt Anerkennung zu finden.

9.2 Untersuchungsinteresse

Die deskriptive Aufgabe der Untersuchung kann als erfüllt betrachtet werden, denn es ist gelungen, aus den individuellen Informationen sowohl

- sehr persönliche Sichtweisen der Leiblichen Kindern auf ihre Settings zu erschließen und darüber hinaus konnte
- eine Skizze der speziellen Feldstrukturen, in denen die Leiblichen Kinder aufwachsen, zu zeichnen.

Bezogen auf die konkreten Fragen, die in der Einleitung aufgeworfen wurden, ist festzustellen:

1. Familien mit eigenen Kindern werden als Settings der familienorientierten Ersatzerziehung bevorzugt, weil sich bei den Leiblichen Kindern Kompetenzen und Funktionen als Unterstützungsleistungen aufzeigen lassen, die für das Gelingen der Jugendhilfemaßnahmen bedeutsam (funktionale Transaktionen) sein können.
2. Einige Beiträge in der wenig vorhandenen Literatur weisen darauf hin, dass Leibliche Kinder andererseits die Systeme „belasten“ und mitbestimmend für Maßnahmeabbrüche sein können. Diese Sichtweise halte ich nunmehr für einseitig. Wenn Leibliche Kinder ihre Bedürfnisse einbringen, dann ist der Effekt am ehesten als systemunterstützend zu verstehen, denn der Selbstschutz der Leiblichen Kinder ist ein Systembeitrag im Sinne einer kontinuierlichen Systemkritik, die von den verantwortlichen Fachleuten als evaluative Feldkräfte anzuerkennen ist.

Die Positionen 1. und 2. werden bislang von wenigen Fachleuten öffentlich diskutiert. Während das tatsächlich vorhandene Interesse der Träger am Vorhandensein Leiblicher Kinder in Konzeptionen und Inseraten deutlich zum Ausdruck kommt, gibt es gelegentlich wie z.B. mit der FORSCHUNGSGRUPPE KLEIN-ZIMMERN (1992) – Ist womöglich die Familiengruppe, die keine eigenen Kinder hat die Bessere? – und GIZZI (2002) – Erziehungsgruppen sollen nicht durch die eigenen Kinder der Betreiber belastet sein – kritische Einschätzungen. Das vorliegende Untersuchungsmaterial lässt die Kritik und Vorsicht der eben genannten Autoren verstehen aber gleichzeitig lässt es eher den Schluss zu, dass die Settings gerade wegen der eigenen Kinder effektiv und effizient sein können, wenn das Zusammenspiel der Kräfte systematisch, problem- und zielorientiert gesteuert wird.

3. Es zeigt sich im Datenmaterial ein fundamentaler Unterschied im Erleben und Verhalten der Leiblichen Kinder im Hinblick auf die beiden Möglichkeiten:
 - a) sie werden in die Settings hineingeboren und erleben diese als gegebene Normalität, was den Empfehlungen von BITRSCH (1979, 21) und MERCHEL (1987, 22) entspricht oder
 - b) sie verarbeiten die Gründung eines Settings im Verlaufe von Kindheit oder Jugend.
Zumindest aus dem vorliegenden Material heraus kann abstrahiert werden: Für Leibliche Kinder ist die Sozialisationsaufgabe unproblematischer, wenn sie in die Settings hineingeboren werden.

Unter Einbezug der Untersuchung von BÜHLER-NIEDERBERGER (1988), die zum Tenor hatte, dass Maßnahmekinder von „Familie“ enttäuscht sind, wurde von mir die Frage aufgeworfen ob denn auch Leibliche Kinder enttäuscht sind, weil Erwartungen an ihre Familien nicht erfüllt werden.

Gerade diese Frage dürfte sehr eng an den Umstand gekoppelt sein, ob die Leiblichen Kinder in das Setting geboren werden oder ob sie die Veränderung zum Setting in Kindheit oder Jugend miterleben. Die Teilnehmer an der Gruppendiskussion – allesamt in die Familiengruppen hineingeboren – sind keineswegs enttäuscht, denn sie ziehen eine positive Gesamtbilanz, indem sie die Probleme nicht verschweigen und sehr präzise Vorteile für ihr Leben benennen (z.B. keine Abwesenheit der Eltern wegen auswärtiger Arbeit; ein Trainingsfeld für kommunikativen und lebenspraktischen Kompetenzerwerb gehabt zu haben; in einem dichten sozialen Feld gelernt zu haben sich selbst zu behaupten u.a.m.). Die Teilnehmer der Individualinterviews sind zumindest in zwei Fällen enttäuscht (Martin und Claudia, wobei Claudia eine von Martin versuchte aber nicht erreichte spätere Sinnggebung geschafft hat vorzunehmen), weil sie ihre Familie vor der Veränderung zur Jugendhilfeeinstitution als privater, intimer, familiärer erlebt haben. Lediglich Kurt zieht eine uneingeschränkte positive Bilanz und ist keineswegs enttäuscht, weil er durch die Veränderung der Familie zur Erziehungsfamilie aus seiner Sicht nur Vorteile erfahren hat.
4. Die Position in der Geschwisterreihe ist für alle Kinder ein wesentlicher Sozialisationsfaktor. Die Forderung von BLANDOW und NIENSTEDT-WESTERMANN in NIENSTEDT-WESTERMANN (1992, S. 19), die fremden Kinder sollen immer die jüngsten Kinder sein, ist aus praktischen Gründen i.d.R. nicht planbar, für die Situation der Leiblichen Kinder wäre dies zweifellos wesentlich vereinfachend, wie das Datenmaterial auch zeigt (z.B. Martin, durch „seine“ „Rabauken“ traumatisiert und Manfred, der als älterer Jugendlicher über Bedrohungen durch Maßnahmekinder ächen kann, die hn als Kind aber noch belastet haben oder Claudia, die als Ältere ein Coping-Verhalten entwickeln konnte, das sie als Jüngere vielleicht nicht gemanagt hätte). Allerdings haben die Belastungen durch die institutionellen Geschwister in den untersuchten Fällen tendenziell mehr positive Funktionen für den Persönlichkeitsaufbau der Leiblichen Kinder gehabt als negative. Die Frage der richtigen Dosierung wird mit Blick auf die Fälle von Martin und Claudia deutlich. Während es Martin mit einer Gruppierung von Maßnahmekindern zu tun hatte, was ihn letztlich überforderte (schon TEXTOR (1995, S. 27) hat darauf hingewiesen, dass die Aufnahme von Geschwisterreihen ein privates Setting überfordern können), hat es Claudia lediglich mit der Integration eines einzigen Kindes in ihre Familie zu tun und schafft es diese zu verarbeiten.
5. Ob die Sozialisation bei Leiblichen Kindern gelingt oder misslingt, kann stets nur im Einzelfall beantwortet werden. Es gibt eine Fülle von Feldfaktoren, die begünstigende oder auch erschwerende Effekte haben können (siehe Einzelergebnisse). Chancen und Risiken müssen individuell auf Hintergrund der Problemskizze eruiert werden, die in der vorliegenden Untersuchung aufgezeigt ist. Es kann und darf keine diffuse Grundannahme von Betreibern und Trägern sein, dass die gelingende Sozialisation der Leiblichen Kinder ein „Selbstläufer“ ist. Ebenso können Kritiker des Konzeptes nicht pauschal das zwangläufige Scheitern der Sozialisation der Leiblichen Kinder in den Settings annehmen. Als Beispiel kann der Konkurrenzkampf, der zwischen den Kindern einsetzt, dienen. Dieses Phänomen ereignet sich in allen familiären Settings, in die Maßnahmekinder kommen und kann wie im Falle von Martin zu großer persönlicher Enttäuschung, zu Rückzug (BÜRGER,

- 2002, S. 34) und Wut (STEINHAUER, 1988, S. 33) führen, die unter Umständen nie bewältigt werden. Andere Kinder wie Kurt, Sigggi, Manfred und Michael bewältigen diese an sie gestellte Aufgabe, und zwar offenbar deswegen, weil sie sich ihres Wertes und ihrer Eltern sicher sind und mit wachsendem Alter (KAPLAN, 1988, S. 31 – Mütter ziehen die Leiblichen Kinder auf ihre Seite-) den Betreuungsauftrag sukzessive übernehmen (vgl. auch TEXTOR und WARNDORF, 1995, S. 27 – Versorgerrolle der Leiblichen Kinder -).
6. Ob die Leiblichen Kinder eher ein negatives Selbstwertgefühl aufbauen, wie die FORSCHUNGSGRUPPE KLEINZIMMERN (1992, S. 25) tendenziell feststellt, wobei sie wegen der kleinen Stichprobengröße (N = 3) zur Vorsicht bei Verallgemeinerung mahnte, lässt sich anhand der vorliegenden Untersuchung nicht eindeutig aussagen. Eine direkte Vergleichbarkeit ist nicht gegeben, da bei meiner Untersuchung die Selbstaussagenliste von SCHAUDER (1991) nicht eingesetzt wurde. Die Stichprobengröße liegt in meiner Untersuchung bei sechs TeilnehmerInnen und ist insofern auch nicht repräsentativ. Dennoch eine zulässige Einschätzung an dieser Stelle, die sich auf das vorliegende Material stützt: Für die Mehrzahl der involvierten Personen spricht das Datenmaterial eher für ein positives Selbstwertgefühl. Die Äußerungen der Teilnehmer belegen ihren Gewinn an Kompetenz, Durchsetzungspotential und ihre durchweg selbstwertsteigernden Erfahrungen hinsichtlich der Möglichkeit Hilfe zu gewähren (vgl. STEINHAUER, 1988, S. 33 – „Helfen tut gut!“) (vgl. auch BÜRGER, 2002, S. 58 – Tendenzuelle Zufriedenheit der Leiblichen Kinder trotz vieler Klagen; Zugewinn an Selbstvertrauen, Durchsetzungsvermögen und Toleranz).
 7. Leibliche Kinder werden in der Regel nicht einbezogen, wenn es für die Eltern um die Grundsatzfrage geht, ob sich die Familie zur Jugendhilfeeinrichtung wandeln soll. Insofern konnten in diesem Zusammenhang keine weiteren Fragen beantwortet werden, die Leibliche Kinder bei der Mitwirkung an der Grundsatzentscheidung hätten betrachten können. Partizipation gibt es allerdings im Alltag der Settings an vielen Stellen, was bedeutet: bei der Ausführung und Umsetzung des Jugendhilfesettings können und sollen Leibliche Kinder aktiv mitwirken. Die Möglichkeit zur Partizipation und zur Transparenz allgemein erhöht allgemein die Akzeptanz gegenüber der Grundsatzentscheidung ein familienorientiertes Setting gegründet zu haben und im Einzelfall die Akzeptanz der Maßnahmekinder, wenn deren biografischer Zugang zum Setting verstanden werden konnte (so z.B. bei Claudia, die zur „Helfenden Beziehung“ imstande war, wiewohl sie das Maßnahmekind vehement ablehnte) (vgl. NIENSTEDT-WESTERMANN, 1992, S. 24 und KAPLAN, 1988, S. 32)
 8. Eine konzeptionell gewollte und kontrovers diskutierte (siehe Literaturrecherche) Gleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern gibt es in einer konsequenten Ausformung innerhalb des Datenmaterials nicht. Während die Leiblichen Kinder am ehesten hinsichtlich der lebenspraktischen Verteilung von Gemeinschaftsaufgaben und beim Einhalten des allgemeinen Reglements mit den Maßnahmekindern weitgehend gleichbehandelt werden, was durchaus (wie bei Martin) zu erheblichen Problemen führen kann, werden für die Leiblichen Kinder im Hinblick auf persönliche und intime Zuwendung, auf gemeinsam zu verbringende Zeit und einzelne Privilegien spezielle Zugeständnisse durch die Eltern gemacht. Auf diesem Wege schaffen es die Eltern den Konkurrenzkampf eindeutig zugunsten ihrer Leiblichen Kinder zu entscheiden, was für die Identifizierung der Beziehungsqualität für die Leiblichen Kinder offenbar eine grundlegend festigende Bedeutung hat.
 9. Im übrigen werden von mir marginal vorliegende Einzelbefunde anderer Untersuchungen bestätigt:
 - (STEINHAUER, 1988, S. 33 f) Leibliche Kinder sehnen sich nach ungestörter Zeit mit ihren Eltern, beklagen ein zuviel an Veränderung und fehlende Privatsphäre, sehen sich in Rollenkonflikten und verlassen mitunter absichtsvoll das Setting („seeking peace outside“).
 - (BÜRGER, 2002, S. 56 f) Das Teilen der Eltern mit den Maßnahmekindern fällt schwer (auch KIPP, 1998). Strenge Regeln sehen Leibliche Kinder als Benachteiligung gegenüber Gleichaltrigen aus „Normalfamilien“ an (siehe Martin), wobei diese Aussage angesichts der Befunde bei Manfred, Sigggi und Michael zu relativieren ist, da diese gerade die Verbindlichkeit der Regeln als günstig zum Aufbau eines starken

Leistungsverhalten bewerten.
 Weiterhin kann mit BÜRGER darin übereingestimmt werden, dass Eltern mitunter die Bedürftigkeit ihrer eigenen Kinder übersehen. Es ist allerdings zu fragen, warum denn Eltern Bedarfe ihrer Kinder übersehen. Hier können als Hinweise die Ausführungen aus den Interviews dienen, wonach die Beziehungsdichte (crowding) oft sehr hoch ist und Eltern in Gruppierungen, die durch fremde und eigene Kinder und zusätzliche Drittkräfte oft den Charakter von gewünschten „familialen Kleingruppen“ (wie z.B. bei Martin im Kinderhaus) schlichtweg überfordert sind.
 Weiterhin kann zugestimmt werden, dass erhebliche Verhaltensprobleme der aufgenommenen Kinder/Jugendlichen die Gemeinschaften stark belasten (siehe Martin, Manfred, Siggi).

10. Die Untersuchung hat Ergebnisse auf folgenden Ebenen:

- a) Analyse von Konzeptionen
- b) Retrospektive Einzelinterviews
- c) Fokussierte Gruppendiskussion
- d) Triangulation

Ohne diese Ergebnisse vernachlässigen zu wollen, denn in der Summe sollen sie das Erkenntnisinteresse der Untersuchung befriedigen, bildet die Zusammenfassung der systemökologischen abstracts das Gesamtergebnis der Untersuchung:

- **Die Leiblichen Kinder wollen gehört werden!**
- **Sie sind feldkundig und können als Insider evaluativ für „ihre“ Jugendhilfeeinrichtungen sein.**
- **Sie bilden Strategien aus, mit denen sie Attraktivität herstellen, um in Settings, die ihnen viel abverlagen, ein homoöstatisches Gleichgewicht zu finden.**
- **Leibliche Kinder werden im Verlaufe ihrer Zugehörigkeit zu den Settings der familienorientierten öffentlichen Ersatzerziehung zu „Kleinen Pädagogen“, sie nehmen damit eine zuge dachte Rolle umfänglich und aktiv an. Die aktive Rollenübernahme symbolisiert den Willen sich aus der zuge dachten Objektrolle zu emanzipieren und als handelnde Subjekte Anerkennung zu finden.**

11. Es konnte im Rahmen meiner Untersuchung nicht eruiert werden:

- Ob jüngere Kinder angesichts der Fluktuation anderer Kinder eigene Separationsängste (KAPLAN, 1988, S. 31) oder existentielle Unsicherheit entwickeln.
- Ob Leibliche Kinder Verhaltensauffälligkeiten der Maßnahmekinder übernehmen (BÜRGER, 2002, S. 58).
- Wirkt sich Familienkohäsion innerhalb der biologischen Kernfamilien der Settings dahingehend aus, dass es zwischen den leiblichen Geschwistern zu weniger Konkurrenz kommt als in sog. „Normalfamilien“?
- Wie gehen die Leiblichen Kinder in der Öffentlichkeit um: empfinden sie die Zugehörigkeit zum Setting als eine negative Stigmatisierung oder empfinden sie die Marginalität als eine attraktive Besonderheit?

Die Untersuchung konnte aber ihr allgemeines Ziel erreichen, das **in einem fundierten Beitrag zum Diskurs über Leibliche Kinder in Settings öffentlicher Ersatzerziehung bestehen sollte**, um dem bestehenden Diskursmangel (siehe Kap. 2 + 3) zumindest ansatzweise zu begegnen.

9.3 Weitere Forschungen

Die vorliegende Arbeit versteht sich als der Minimalbeitrag einer einzelnen Person. Sie kann nicht das Defizit abdecken, das zu dem untersuchten Thema zu beklagen ist. Die Abstinenz von Forschung hat Interessenshintergründe. Sehr kurzfristig gesehen wird Forschung aus bereits dargestellten Gründen (Kap. 2 – kein Forschungsinteresse) unterlassen, was zur Konsequenz hat, dass die besondere Situation der Leiblichen Kinder nicht wissenschaftlich disputiert wird.

Welchen Nutzen aber hätte ein fachlicher Diskurs?

Im Verlaufe der Untersuchung konnte aufgezeigt werden, dass und aus welchen Wesensmerkmalen heraus Leibliche Kinder in Settings der familienorientierten Ersatzerziehung Kräfte entfalten. Diese Kräfte können zu ihrem eigenen Wohl, zum Wohl der Eltern, zum Wohl (Funktionieren) der Institution überhaupt und damit auch zum Wohl der Maßnahmekinder (siehe Claudia) wirken oder auch entgegengesetzt (siehe Martin). Wie Beiträge in der Literatur zeigen und die hohe Fluktuation in Settings plausibel schließen lassen (siehe Kurt), kommt es zu Maßnahmeabbrüchen. Der abstract 1 (s.o.) soll die systemökologische und evaluative Funktion der Leiblichen Kinder beschreiben.

Aus allen bisherigen Ausführungen heraus ist es berechtigt zu fragen, ob viele solcher Abbrüche präventiv verhindert werden könnten, wenn es gelänge, die sehr bedeutsamen Beiträge der Leiblichen Kinder systematisch zu erfassen und bei der Konzeption und Realisierung von pädagogischen Lebensgemeinschaften einzubringen.

Der Nutzen und damit oft auch die „Legitimation“ für Forschung, lässt sich auf diesem argumentativen Wege für die wesentlichen Finanziere von Forschung (öffentliche Kostenträger) logisch belegen, da der potentielle Nutzen wegen der vermutlich sich verringernden Abbruchquote in einer gleichzeitig noch effizienteren Jugendhilfeform für die Kostenträger lukrativer ist.

Das Beispiel von GIZZI (2002), der über den Umbau einer Jugendhilfeeinrichtung berichtet, bei dem künftig vollkommenen auf familiäre Settings verzichtet wird, kann als ein Indiz für eine beginnende Erosion dieser Form von Jugendhilfe gesehen werden, die noch vor nicht allzu langer Zeit als Innovation (s. Kap. 3) gepriesen wurde.

Außer einer Forschung, die einen direkten Nutzen für die pädagogischen Lebensgemeinschaften erhoffen lässt, halte ich eine grundlagenorientierte Forschung im Sinne des abstract 3 für angezeigt. Das gemeinsame Leben und Arbeiten von Kindern und ihren Eltern birgt eine Fülle von Chancen für beide Seiten, wie die Ergebnisse zeigen.

Welches sozialpolitische Potential könnte sich programmatisch entwickeln lassen, wenn die Jugendhilfe die vorliegenden abstracts anwenden würde?

Es gäbe dann keine zu großen familiären Settings mehr, sondern schätzungsweise 3 bis 4 mal so viele und in diesen könnten sich bei einem geeigneten Controlling der Prozesse ausgewogene Arbeits- und Lebensprozesse entwickeln, die von den Leiblichen Kindern in Mehrzahl positiv beurteilt werden. Solche Settings sind i.d.R. in der Lage, die Integration von einem oder zwei Kindern zu managen.

Um diese mögliche Innovation fachlich zu begleiten, sollte Forschung die familiären Settings in den Blick nehmen und dabei die Leiblichen Kinder nicht ausblenden, sondern sie gleichberechtigt in den Forschungsfokus hereinnehmen.

Darüber hinaus gilt: das Ziel einer jeglichen Sozialisation, gleichwohl ob es sich um Leibliche Kinder oder Maßnahmekinder handelt, ist immer die „Gelingende Sozialisation“. Die Bedingungen für eine „Gelingende Sozialisation“ zu erforschen ist als Aufgabe selbstevident und muss eigentlich nicht näher begründet werden, wenn ausführlich belegt ist, dass es an Forschung in diesem Bereich mangelt.

Mit KAPLAN (1988) und BÜRGER (2002) fordere ich weitere Untersuchungen. Diese sollten auch als Längsschnittuntersuchungen angelegt sein, um langfristige Effekte zu erfassen. Quantitative oder komplementäre Ansätze könnten Forschungsfragen angehen, wie ich sie (s.o.) zum Ende meiner Untersuchung offen lassen muss. KAPLAN und auch BÜRGER nennen beide eine Vielzahl weiterer Aspekte, die dringend zur Erforschung im Hinblick auf Leibliche Kinder in den Settings familienorientierter Ersatzerziehung anstehen.

9.4 Praxisertrag

- **Vorbereitung auf eine familienorientierte Arbeit in der öffentlichen Ersatzerziehung**

Im Inserat zur Einleitung lag eine kurze Phase von knapp 4 Monaten vor, um in Absprache mit dem Träger eine „sonderpädagogische Wohnfamilie“ organisatorisch vorzubereiten und zu gründen. Für die Grundsatzentscheidung, dies überhaupt tun zu wollen, blieben den Interessenten nur wenige Tage oder Wochen. Wenn diese sich nicht bereits vorher mit dem Thema auseinandergesetzt haben, erscheint diese Phase als zu kurz, um eine generelle Antizipation der zukünftigen „Familienarbeit“ vorzunehmen. Die Vorausschau muss alle Aspekte des zukünftigen Lebens umfassen können. Es wäre vor einer Entscheidung eine Hospitation der Interessenten in bestehenden familiären Settings angezeigt, um die praktischen Umstände einer dauerhaften Tätigkeit in solch einem Modell erleben zu können. Weiterhin müssten theoretische Positionen mit den Interessenten geklärt werden. Die Situation der Leiblichen Kinder müsste seitens der Jugendhilfeträger ein zu antizipierendes Thema sein. Wenn Leibliche Kinder da sind, muss mit ihnen eine intensive Auseinandersetzung stattfinden. Wie das Beispiel von Kurt und Martin (beide etwas 6 Jahre alt) zeigen, können auch bereits in diesem Alter Weichen positiv gestellt werden oder auch entscheidende Fehler gemacht werden.

- **Aufnahme von Maßnahmekindern**

Dem „ersten Tag“ im Heim aus der Sicht der Maßnahmekinder wurde verschiedentlich eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. LAMBERS (1998, 308) verweist zur Bedeutung des „ersten Tages“ auf die sozialökologische Entwicklungstheorie BRONFENBRENNERS und vor allem auch auf die Krisentheorie von FILIPP und betrachtet ihn als ein „kritisches Lebensereignis“. Als ein solches beschreiben auch die Leiblichen Kinder die erste Aufnahme von Maßnahmekindern. SCHRAPPER und ADER (1998, 50) schreiben: „Entscheidend für die Verarbeitung des unvermeidlichen traumatischen Ereignisses ‚Heimunterbringung‘ ist, ob das Kind die Chance bekommt, zu verstehen, was passiert.“ Gleiches darf auch für die Leiblichen Kinder gefolgert werden.

Den Leiblichen Kindern sollte klar sein, welche Kinder kommen und warum sie kommen. Die Transparenz fördert die Akzeptanz. Die Aufnahmesituation muss vorbereitet strukturiert sein, damit es nicht zu Situationen kommt (Beispiele bei Claudia und Kurt), aus denen zwangsläufig Ablehnung oder Bedrohung folgen.

- **Verhältnis von Leiblichen Kinder und Maßnahmekindern**

Die Maßnahmekinder sollten in ihrer Anzahl die Leiblichen Kinder nicht übersteigen, sondern eher geringer sein, um Integration in die Familie zu ermöglichen. Für den relativen Erfolg der Erziehungsstelle (Beispiel von Claudia) war meines Ermessens bedeutsam, dass nur ein Maßnahmekind dort war. Alle anderen Teilnehmerinnen der Interviews klagten über die Vielzahl an Maßnahmekindern. Im Falle des Kinderhauses wurden gar Maßnahmekinder „aufgestockt“, damit sich die Institution wirtschaftlich betreiben ließ. Bei Einrichtungen, die Drittkräfte zur Betreuung einbinden, kann dies auch schnell der Fall sein, da sich das Angebot „rechnen“ muss. Pädagogisch gesehen üben die Leiblichen Kinder in diesem Punkt die zutreffende Kritik. Die Größe des gesamten Settings muss sehr überschaubar bleiben. Das System darf nicht überfrachtet sein. Je weniger Maßnahmekinder anwesend sind, desto geringer auch die Fluktuation. In allen pädagogischen Lebensgemeinschaften wird es stets Veränderungen geben, wie dies auch in Familien der Fall ist. Ein Zuviel an Veränderungen wirkt sich allerdings ungünstig bei allen Beteiligten aus. Die absolute Gleichbehandlung von Leiblichen Kindern und Maßnahmekindern ist ein unrealistisches Ideal und darf deshalb nicht angestrebt werden. Gleiche Rechte und Pflichten innerhalb einer Haushaltsgemeinschaft sind damit nicht gemeint, den diese sollte es geben. Die Leiblichen Kinder müssen aber daneben Rechte (Intimität, Nähe) bei ihren Eltern haben, die den Maßnahmekindern in der Regel nicht in dem gleichen Maße gelten können.

- **Kleine Pädagogen**

Die Sichtweise, die Leiblichen Kinder als Mitwirkende und sogar als Mitarbeiter zu begreifen, hat Konsequenzen für die Praxis. Wenn sie mitwirkend einbezogen werden, dann müssen sie auch als Organisationsmitglieder gewürdigt werden. Eine mitarbeiterorientierte Führungsstruktur gilt heute als wesentlich für den Erfolg einer Organisation. Für die Eltern bedeutet dies, dass sie zumindest ihre älteren Kinder einbeziehen, wenn es darum geht, die Ziele der Arbeit festzulegen und zu überprüfen.

Die Leiblichen Kinder benötigen unbedingte Sicherheit ihres direkten Bezuges zu den Eltern. Sie dürfen sich nicht dauernd beweisen müssen und dürfen nicht als Modelle vorgeführt werden. Die Maßnahmekinder nehmen eine Modellsicht bereits von sich aus vor.

Ein Zuviel an Macht und schnell verliehene Macht an Leibliche Kinder ist zu vermeiden (Beispiel Kurt, Hedonismus).

Andererseits sollten sie Partizipationsmöglichkeiten haben, um sich im Setting engagieren zu können.

10 Schlusswort

Das Schlusswort beendet meine Arbeit mit einer Sichtweise, die aus dem Material der Interviews hergeleitet wurde: Leibliche Kinder entwickeln sich im Verlaufe ihrer Kindheit und Jugend zu „Kleinen Pädagogen“. Diese engagieren sich zwar unterschiedlich stark zu Hause, bringen sich aber immer personal und je älter sie sind fachkundig ein, solange sie in der pädagogischen Lebensgemeinschaft wohnen. HERWIG-LEMPP (1998, S. 100) findet passende Worte, die geeignet sind, die allgemeine systemische Perspektive mit der Situation der „Kleinen Pädagogen“ zu verbinden. Demnach sind MitarbeiterInnen aus systemischer Sicht „nicht Kapital, das Einrichtungen zur Verfügung steht und einfach eingesetzt werden kann. Es empfiehlt sich zu bedenken, daß wir es immer mit Menschen zu tun haben – Menschen, die selbständig sind, sich ihre eigenen Gedanken machen, Sinn herstellen, Bewertungen treffen, eigene Interessen haben, die (sich) selbständig fühlen und handeln – wobei „selbständig“ bedeutet, daß sich diese Prozesse von außen nicht definitiv lenken und steuern lassen. Menschen sind übrigens genau aus diesem Grund lernfähig. Nur läßt sich nicht immer hundertprozentig voraussagen, *was* sie lernen und *welche* Schlüsse sie aus dem Gelernten ziehen.“

Die tatsächlich sich ereignende Wirklichkeit für Leibliche Kinder in Settings der familienorientierten Ersatzerziehung hängt ab von mannigfaltigen Feldfaktoren, kann wohl allgemein in ihren Wesenszügen beschrieben individuell aber nur im Einzelfall.

Das letzte Wort soll konsequenterweise eine Leiblichen Kindern gehören.

Manfred äußerte sich im Gruppeninterview zur Frage der Trennung von Arbeit und Privatem:

„Also, Arbeit ist zu Hause und privat ist außer Haus. Außer man ist natürlich auf der Arbeit, wo man selber arbeitet. Also man hat zwei Arbeitsstellen und ich weiß nicht, wenn Ihr (*übrige anwesende Leibliche Kinder*) später auch mal arbeiten geht, das ist dann, dann kommst du zur Arbeit, bist dann um vier Uhr fertig, kommst Du dann von der Arbeit zu Hause zu der Arbeit und wenn Du nichts hast, wo du den Druck, den du da erlebst, ausgleichen kannst, dann gehst du wieder aus der eigenen Familie auch raus.“

Doch Manfred weiß sich auch anders zu helfen, da er schließlich den Habitus eines Pädagogen ein Leben lang erlernen konnte:

„... Wenn ich bisschen, ja, ich will nicht sagen, aggressiver wirke, aber wenn ich bisschen, mmh, dominanter wirke, dann hören sie eher auf mich als wenn ich halt gut gelaunt bin, super lässig drauf und so halt. Ich denk, wenn man bisschen, mmh, bisschen erwachsener, bisschen, wenn man so wirkt, als hätte man viel zu sagen oder als hätte man viel, viel, als hätte man das Recht, ihnen etwas zu befehlen, ob das nun stimmt oder nicht, dann würden sie es eher machen als wenn, als wenn man halt so eher zu ihnen gehören würde. Das ist jetzt ein bisschen kompliziert formuliert, aber auf jeden Fall so einigermassen verstanden. Ne?“

11 Verzeichnisse

11.1 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Inserat zur Einleitung.....	2
Abbildung 2: Orte von Ersatzerziehung (Fremdplatzierung).....	8
Abbildung 3: Tabelle 1 zur Kaplan-Studie	25
Abbildung 4: Tabelle 2 zur Kaplan-Studie	25
Abbildung 5: Vielfalt von Systemen öffentlicher Ersatzerziehung in familienorientierter Form.....	40
Abbildung 6: Typenbildung A	41
Abbildung 7: Typenbildung B.....	42
Abbildung 8: Typenbildung C.....	42
Abbildung 9: Typenbildung D	42
Abbildung 10: HUSCHKE-RHEIN, 1987, S. 138	51
Abbildung 11: Untersuchungsanlage	53
Abbildung 12: Familiennähe vs. Institutionsnähe.....	60
Abbildung 13: Ablauf des Quervergleichs von Ergebnissen innerhalb eines Interviews	64
Abbildung 14: Ablauf der Analyse- und Interpretationsarbeit innerhalb eines Interviews	66
Abbildung 15: Ablauf der Engführung von Ergebnissen der retrospektiven Individualinterviews	67
Abbildung 16: Leibliche Kinder in Konzeptionen der familienorientierten Ersatzerziehung	72
Abbildung 17: Die sieben Wesenselemente einer Organisation (Mc Kinsey-Modell):	259

11.2 Literaturverzeichnis

- Ader, S.; Schrapper, C. – Entwicklungen in der Heimerziehung – Möglichkeiten und Chancen neuer Präventionskonzepte; Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2000
- Atteslander, P. – Methoden der empirischen Sozialforschung, Berlin 1985
- Bandura, A. – Psychological modeling, Conflicting theories, Chicago 1971
- Bäuerle, W.; Markmann, J. (Hrsg.) – Reform der Heimerziehung/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen, Frankfurt 1974
- Berelson, B.; Steiner, G.A. – Menschliches Verhalten, Weinheim und Basel 1974
- Berger, R. – Gesamtkonzeption als Arbeitsgrundlage für die Leitung von Einrichtungen, Vortrag, in Materialband „Organisationsentwicklung in der Jugendhilfe“, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster, 1994
- Bergler, M.; Günther, R. – Arbeitsplatz Stationäre Jugendhilfe/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1992
- Bierhoff, H.W.; Montada, L. (Hrsg.) – Altruismus – Bedingungen der Hilfsbereitschaft/Göttingen 1988
- Birtsch, V.; Blandow, J. (Hrsg.) – Pädagogik/Therapie/Spezialistentum/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1979
- Birtsch, V., Eberstaller, M.; Halbleib, E. – Außenwohngruppen – Heimerziehung außerhalb des Heims/Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik/Frankfurt 1980
- Blandow, J.; Gintzel, U.; Hansbauer, P. – Partizipation als Qualitätsmerkmal in der Heimerziehung/Münster 1999
- Bohnsack, R. – Rekonstruktive Sozialforschung/Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung/Opladen 1993
- Bonhoeffer, M. – (Federführung der Kommission: Senator für Familie, Jugend und Sport, Berlin) – Zwischenbericht der Kommission Heimerziehung der Obersten Landesjugendbehörden und der Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1977
- Bonhoeffer, M.; Widemann, P. – Kinder in Ersatzfamilien, Stuttgart 1980
- Brier, R. – Wie zu eigenen Kindern; Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1995
- Bronfenbrenner, U. – Die Ökologie der menschlichen Entwicklung/herausgegeben von Kurt Lüscher/Stuttgart 1981
- Brühlmeier, A. (Hrsg.) – Johann Heinrich Pestalozzi, Auswahl aus seinen Schriften/Bern, Stuttgart 1979
- Brumlik, M. – Advokatorische Ehtik, Bielefeld 1992
- Bühler-Niederberger, D.; Niederberger, J.M. – Formenvielfalt in der Fremderziehung/Stuttgart 1988
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) – Leistungen und Grenzen von Heimerziehung/Stuttgart-Berlin-Köln 1998
- Bundesverband der Pflege- und Adoptiveltern e.V. (Hrsg.) – Handbuch für Pflege- und Adoptiveltern/Idstein 1993
- Bürger, R. – „Mama, warum müssen wir so viele Kinder haben?“
Lebensgemeinschaften in der Heimerziehung, in EREV Schriftenreihe, Hannover 2/2002
- Bürger, U. – Heimerziehung und soziale Teilnahmechancen/Pfaffenweiler 1990
- Bürger, U. – Rückblick – Bestandsaufnahme – mögliche Perspektiven von flexiblen Erziehungshilfen/in: EREV Schriftenreihe, Evangelischer Erziehungsverband e.V./Hannover 4/2001

Capra, F. – Wendezeit, München 1983
 Coneen, M.L.; Mager, G.; Schmitz, I. – (Hrsg.) – Erziehungshilfen noch bedarfsgerecht?/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1985
 Danner, H. – Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik/München 1979
 Dentler, K.H. – Partytime, Musikmachen und Lebensbewältigung, Opladen 2001
 Dörschel, A. – Geschichte der Erziehung im Wandel von Wirtschaft und Gesellschaft, Berlin 1972
 Erziehungsstellen St.-Elisabeth-Verein – Konzeption, Neunkirchen 1997
 Ev. Kreiskinderheim Wermelskirchen gGmbH – Pädagogische Lebensgemeinschaften in Konzeption Stammeinrichtung, Wermelskirchen, ohne Erscheinungsdatum
 Fachlexikon der Sozialen Arbeit – Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.) Frankfurt 1993
 Flattich-Haus – Konzeption für Erziehungsstellen nach § 34 KJHG, Stuttgart 1993
 Flick, U. – Qualitative Forschung – Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften/Hamburg 1995
 Flick, U. – Triangulation/ in: Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen/herausgegeben von : Flick, Uwe; v. Kardof, Ernst; Keupp, Heiner; v. Rosenstiel, Luth; Wolff, Stephan/Weinheim 1995
 Forschungsgruppe Jugendhilfe Klein-Zimmern – Familiengruppen in der Heimerziehung/Frankfurt 1992
 Freigang, W. – Verlegen und Abschieben – Zur Erziehungspraxis im Heim, Weinheim und München 1986
 French, W.L. und Bell, C.H. – Organisationsentwicklung, Sozialwissenschaftliche Strategien zur Organisationsveränderung; Stuttgart/Berlin 1990
 Fröhlich, M. – Einführung in die Heimpädagogik/München 1973
 Fuchs, W. – Biographische Forschung – Eine Einführung in Praxis und Methoden/Opladen 1984
 Fühne, B.; Kohorst, C.; Scone, R.; Stickdorn, D. – Verbundsysteme in der Heimerziehung/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1979
 Gerhard, U. – Typenbildung. In: Flick, U. u.a. Handbuch Qualitative Sozialforschung, Weinheim 1995
 Gizzi, P.- „Das können Sie doch mir und meiner Familie nicht zumuten!“ Probleme von Erziehungswohngruppen und wie sie gelöst werden können, in Forum Erziehungshilfe, Hrsg.: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen, Frankfurt 4/2002
 Goffmann, E. – Asyle, Frankfurt, 1972
 Graf, E.O. (Hrsg.) – Heimerziehung unter der Lupe, Beiträge zur Wirkungsanalyse/Schweizerische Zentralstelle für Heilpädagogik/Luzern 1993
 Grant, .K.; Breese, J.R. – Marginality Theory and the African American Student; in: Sociology of Education 1997
 Günder, R. – Heimerziehung – Beiträge zur Standortbestimmung und künftigen Entwicklung/in: Schriftenreihe für Sozialerziehung, Jugendhilfe und Gesundheitshilfe vom Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge/Frankfurt 1985
 Hamberger, M.; Hardege; B.; Henes, H.; Krumbholz, M.; Moch, M. – „... das ist einfach eine richtige Familie“/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 2001
 Hammer, B.; Naumann, U. (Hrsg.) – Perspektiven der Erziehungsstellenarbeit/Beiträge zur 1. Bundestagung Erziehungsstellen in Kassel 1997/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen, Frankfurt 1998
 Hansen, G. – Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen/Weinheim 1994
 Haus Chistophorus – Konzeption: „Heilpädagogisches Pflegenest“, Wallerfagen 1993

- Herwig-Lempp, J. – Lernen heißt(sich) verändern; in: EREV-Schriftenreihe; Hannover 1/98
- Hitzler, R.; Honer, A. (Hrsg.) – Sozialwissenschaftliche Hermeneutik/Opladen 1997
- Hochmair, G.; Möllhof, B.; Möllhof, M.; Völker, P. – Kinderhäuser – Situation, Entwicklung und pädagogische Leistungsfähigkeit/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1985
- Huschke-Rhein, R. – Systemische Pädagogik, Band 1-4/Köln 1987, 1988, 1989, 1990
- Hüttenmoser, M.; Baumgarten, H.H. (Hrsg.) – Privat geboren für öffentliches Leben/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1989
- Kalbow, H.J. – Großpflegestelle und Familienatmosphäre/in: Jugendhilfe/LuchterhandVerlag/Neuwied 3/1992
- Kaplan, C.P. – The Biological Children of Foster Parents in The Foster Family/in Child and Adolescent Social Work/ 5/1988
- Kinder- und Jugendheim St. Elisabeth – Konzeption: Professionelles Familienplegenest im Verbund des Kinder- und Jugendheimes „St. Elisabeth“, Calbe 1995
- Kinderhaus am Buchberg GmbH – Erziehungshilfe in einer einzigartigen Gemeinschaft, Caritasverband der Erzdiözese Freiburg e.V., Hüfingen-Behla 1999
- Kipp, A. – Verschwiegene Probleme/Zum Verhältnis von Pflegekindern und leiblichen Kindern in Familienwohngruppen/in: Sozialmagazin/12/1998
- KJHG (Kinder und Jugendhilfegesetz) vom 3.5.1993, in: JugR Beck'sche Texausgabe, München 1994
- Klatetzki, T. (Hrsg.) – Flexible Erziehungshilfen – Ein Organisationskonzept in der Diskussion/Münster 1995
- Kluge, K.-J. – „Heimerziehung – ohne Chance?“, Heidelberg 1982
- Kopp-Stache, J. – Personale Verantwortung und Erziehung in Kleingruppen als Qualitätsfaktoren/in: Interessengemeinschaft Kleine Heime Schleswig-Holstein e.V. (Hrsg.)/Info 6 1995
- Kronberger Kreis (Hrsg.) – Qualität im Dialog entwickeln: Wie Kindertagesstätten besser werden/in: TPS profil herausgegeben von der Evangelischen Bundesarbeitsgemeinschaft für Sozialpädagogik im Kindesalter/Seelze 1998
- Lamber, H. – „Der erste Tag“, in: Forum Erziehungshilfen, Hrsg. Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen, 5/1998
- Lamneck, S. – Qualitative Sozialforschung/Band 1/Methodologie/München 1988
- Lamneck, S. – Qualitative Sozialforschung/Band 2 /Methoden und Techniken/München 1989
- Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern(Hrsg.) – Das Leistungsspektrum der Heimerziehung und sonstigen betreuten Wohnformen der Hilfe zur Erziehung/Stuttgart 1993
- Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.) – Organisationsentwicklung in der Jugendhilfe – Materialband/Münster 1994
- Leibliche Kinder in familienorientierten Settings öffentlicher Ersatzerziehung
- Lenzen, D. (Hrsg.) – Erziehungswissenschaft – ein Grundkurs/Hamburg 2000
- Lewin, K. – Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, Bern/Stuttgart 163
- Liebel, M., Overwien, B., Recknagel, A. – Arbeitende Kinder in Deutschland, Arbeitende Kinder stärken. Plädoyers für einen subjektorientierten Umgang mit Kinderarbeit, Frankfurt 1998
- Lutz, M. – Arbeitsunterlagen zur Subjektiven Landkarte im Forschungskolloquium der Uni-Gesamthochschule Siegen, 1998
- Nahler, M.S. – Symbiose und Individuation, Stuttgart 1983
- Maletzke, G. – Psychologie der Massenkommunikation, Hamburg 1963
- Marchner, H. – Heilpädagogische Pflegestelle; in: Lexikon der Sozialen Arbeit, a.a.O.

- Markefka, M. – Vourteile, Minderheiten, Diskriminierung, Neuwied und Darmstadt 1982
- Mayring, P. – Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken/ Weinheim 1988
- Mead, G.H. – Geist, Identität und Gesellschaft/ Frankfurt 1988
- Meinhof, U.-M. – Bambule, Fürsorge – Sorge für wen?, Augsburg 1976
- Merchel, J. (Hrsg.) – Kleinsteinrichtungen in der Heimerziehung/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1987
- Merchel, J. (Hrsg.) – Qualitätsentwicklung in Einrichtungen und Diensten der Erziehungshilfe/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 2000
- Merten, K. – Inhaltsanalyse – Einführung in Theorie, Methode und Praxis /Opladen 1995
- Mollenhauer, K.; Uhlendorff, U. – Sozialpädagogische Diagnosen II/Weinheim-München 1995
- Montada, L.; Silbereisen, R.K. – Entwicklungspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen; Weinheim 1983
- Möser, S.; Schöer, W.; Wolff, M. (Hrsg.) – Lebensweltorientierung konkret – Jugendhilfe auf dem Weg zu einer veränderten Praxis/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1997
- Müller-Schöll, A. und Piepke, M. – Sozialmanagement. Zur Förderung systematischen Entscheidens, Planens, Organisierens, Führens und Kontrollierens in Gruppen; Frankfurt/Berlin/München 1983
- Münder, J. – Drogen in der Jugendhilfe, Rechtliche Aspekte, in: EREV-Schriftenreihe, 36. Jg., Heft 3, 1995
- Naudascher, B. – Die Gleichaltrigen als Erzieher, Bad Heilbrunn 1977
- Naumann, U. u. Hammer B (Hrsg.) – Perspektiven in der Erziehungsstellenarbeit, Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen, Frankfurt 1998
- Neidhardt, . (Hrsg.) – Frühkindliche Sozialisation – Theorien und Analysen, Stuttgart 1979
- Nienstedt, M.; Westermann, A. – Pflegekinder – Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien/Münster 1992
- Nohl, H. – Pädagogik aus dreißig Jahren, Frankfurt 1949
- Noltin, H.-P. – Lernfall Aggression/Hamburg 1987
- Oevermann, U. – Eine exemplarische Fallkonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation, in H.G. Brose; B. Hildebrandt (Hrsg.) – Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende/Opladen 1988
- Oldenburg, A.-M. – Im Focus: MitarbeiterInnen im professionalen Feld/in: EREV Schriftenreihe; evangelischer Erziehungsverband e.V./Hannover 2/2001
- Pauschek, C. – „Besonderheiten des Selbstbildes bei Heimkindern“, Dissertation an der Karl-Marx-Universität Leipzig; 1990
- Petermann, F. (Hrsg.) – Einzelfallanalyse/München 1989
- Peters/Waterman – auf der Suche nach Spitzenleistungen, München 1990
- Peters, F. (Hrsg.) – Diagnosen- Gutachten – hermeneutisches Fallverstehen/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1999
- Peters, F.; Trede, W.; Winkler, M. (Hrsg.) – Integrierte Erziehungshilfen/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1998
- Peuckert, R. – Familiennormen im sozialen Wandel, Opladen 1999
- Peukert, D. – Grenzen der Sozialdisziplinierung, Köln 1986
- Planungsgruppe PETRA – Was leistet Heimerziehung?/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen (Hrsg.)/Frankfurt 1988

- Planungsgruppe PETRA; Thurau; H.; Völker, U. – Erziehungsstellen – Professionelle Erziehung in privaten Haushalten/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1995
- Reuter-Spanier, D. – Im Focus: MitarbeiterInnen – Eltern und Familien/in: EREV Schriftenreihe; Evangelischer Erziehungsverband e.V./Hannover 2/2001
- Rogers, C. – Therapeut und Klient: Grundlagen der Gesprächspsychotherapie/Frankfurt 1983
- Rößler, J.; Tüllmann, M. (Hrsg.) – Zwischen Familienprinzip, Professionalität und Organisation/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 1988
- Sauer, M. – Heimerziehung und Familienprinzip/Neuwied und Darmstadt 1979
- Schaub, H. u. Zenke K.G. – Wörterbuch zur Pädagogik, München 1995
- Schauder, T. – Die Aussagen-Liste zum Selbstwertgefühl für Kinder und Jugendliche, Weinheim 1991
- Schmidtbauer, W. – Die hilflosen Helfer – Über die seelische Problematik der helfenden Berufe/Hamburg 1986
- Schmidt-Denter, U.; Manz, W. (Hrsg.) – Entwicklung und Erziehung im öko-psychologischen Kontext/München 1991
- Schmutz, E. – Aus der Geschichte lernen: Analyse der Heimreform in Hessen (1968 – 83), in: Forum Erziehungshilfen, Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 2/2000
- Schneewind, K.A. – Familien als intime Beziehungssysteme, in: Schmidt-Denter, U. und Manz, W. (Hrsg.), München und Basel 1991
- Schöpflin, E. – Förderung der Arbeitsmotivation: Eigenverantwortung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, in EREV Schriftenreihe, Hannover 1/98
- Schrapper, C. – Von der Anstaltserziehung zur individuellen erzieherischen Hilfe; Referat bei der Fachtagung der Kinderhäuser des Rheinlandes am 26.10.1994 in Dokumentation der Fachtagung/Kinderhausberatung e.V./Brühl 1995
- Schrapper, C. – Voraussetzungen, Verlauf und Wirkungen der „Heimkampagnen“, in: Neue Praxis 5/1990
- Schütze, . – Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Erzähltheoretische Grundlagen. Fernuniversität Hagen 1987
- Schwabe, M., Hardege, B., Kammerer, H. – Erziehungsstellen nach § 34 KJHG – eine Jugendhilfeform zwischen „Institution“ und „privatem Lebenszusammenhang“, in: Unsere Jugend, München 4/1996
- Simmen, R. – Heimerziehung im Aufbruch/Bern-Stuttgart 1991
Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf, 2001
- St. Josephshaus Klein-Zimmern (Hrsg.) – Familiengruppen, Trend oder Innovation in der öffentlichen Erziehung, Ergebnisse der Fachtagung vom 13. bis 15. Februar 1990
- Stark, W. – Grundfragen der Erziehung, Hamburg 1973
- Statistisches Bundesamt – Erzieherische Hilfe außerhalb des Elternhauses, geladen am 5.3.03 von Homepage: <http://www.social.de./archiv/a3168.php3>
- Steinhauer, M.D. (Hrsg.) – The Foster Care Research Projekt in Canadian Journal of Psychiatrie, 33/1988
- Straub, U. – Image und Öffentlichkeitsarbeit der Jugendhilfe: Beziehungsarbeit mit der Öffentlichkeit/in: Forum Erziehungshilfen/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt 5/2001
- Textor, M.R.; Warndorf, P.K. (Hrsg.) – Familienpflege – Forschung, Vermittlung, Beratung/Freiburg 1995
- Thiersch, H. – Jule – Die Praxisrealität der Jugendhilfe im Spiegel einer wissenschaftlichen Untersuchung/in: EREV Schriftenreihe; Evangelischer Erziehungsverband e.V./Hannover 2/1998

- Tijssen, E. – Über den Wert des Pflegekinderwesens; in: Forum Erziehungshilfen, Hrsg.: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen, 4/1996
- Toman, W. – Motivation, Persönlichkeit, Umwelt, Göttingen 1968
- Trede, W. – Kindheit im Heim- Die deutschsprachige Heimerziehungsforschung im Überblick/in: Materialien zur Heimerziehung/Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen/Frankfurt Nr. 1/2 1993
- Tschamler, H. – Wissenschaftstheorie/Eine Einführung für Pädagogen/Heilbronn 1983
- Von Spiegel, H. – Aus Erfahrung lernen/Qualifizierung durch Selbstevaluation/Münster 1993
- Watzlawick, P.; Beain, J.H., Jackson, D.D. – Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien; Stuttgart/Berlin 1982
- Weskamp, P. – Hilfe zur Erziehung im Alltag des Jugendamtes. Ein Beitrag zur Professionalisierung sozialer Arbeit durch Sozialpädagogik; Frankfurt 1998
- Wolf, K. – Machtprozesse in der Heimerziehung. In: Forschung und Praxis in der Sozialen Arbeit, Band 2, Münster 1999
- Wolf, K. – Gestaltung gelingender und lohnender Beziehungen/in: EREV Schriftenreihe; Evangelischer Erziehungsverband e.V./Hannover 2/2001
- Zinnecker, J. – Soziologie der Kindheit oder Sozialisation des Kindes? Überlegungen zu einem aktuellen Paradigmenstreit, in: Honig/Leu/Nissen 1996
- Zinnecker, J. – Straßensozialisation, in: Zeitschrift für Pädagogik, 5/1979
- Züfle, K. – Zukünftige Erwartungen der sozialen Praxis an Fort- und Weiterbildung von Mitarbeitern; in: EREV-Schriftenreihe, Hannover, 1/98

Persönliche Erklärung

Als Unterzeichner erkläre ich hiermit, dass ich die vorliegende Dissertation
mit dem Titel:

**Kleine Pädagogen – Eine Untersuchung über
„Leibliche Kinder“ in familienorientierten
Settings öffentlicher Ersatzerziehung**

selbständig verfasst habe und alle benutzten Hilfsmittel und Quellen
angegeben sind.

Alfred Marmann

Goldscheid, den 31. März 2003